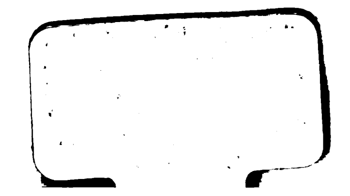
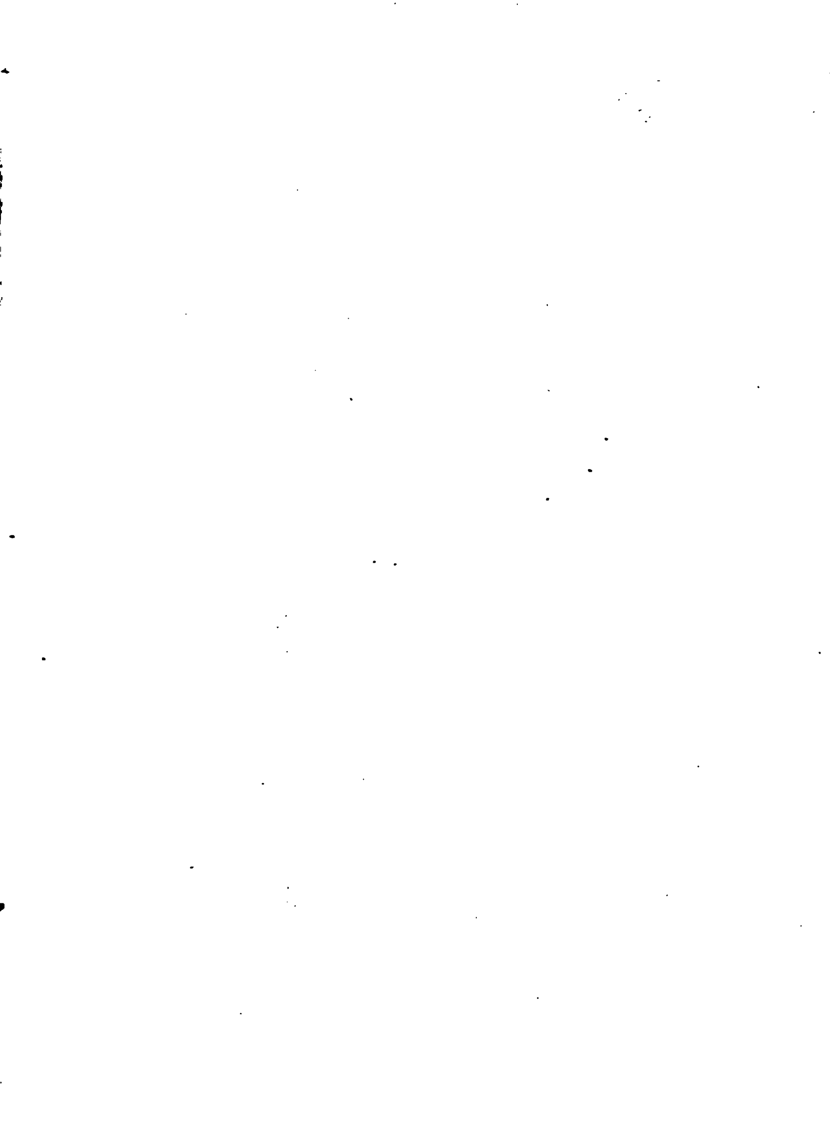
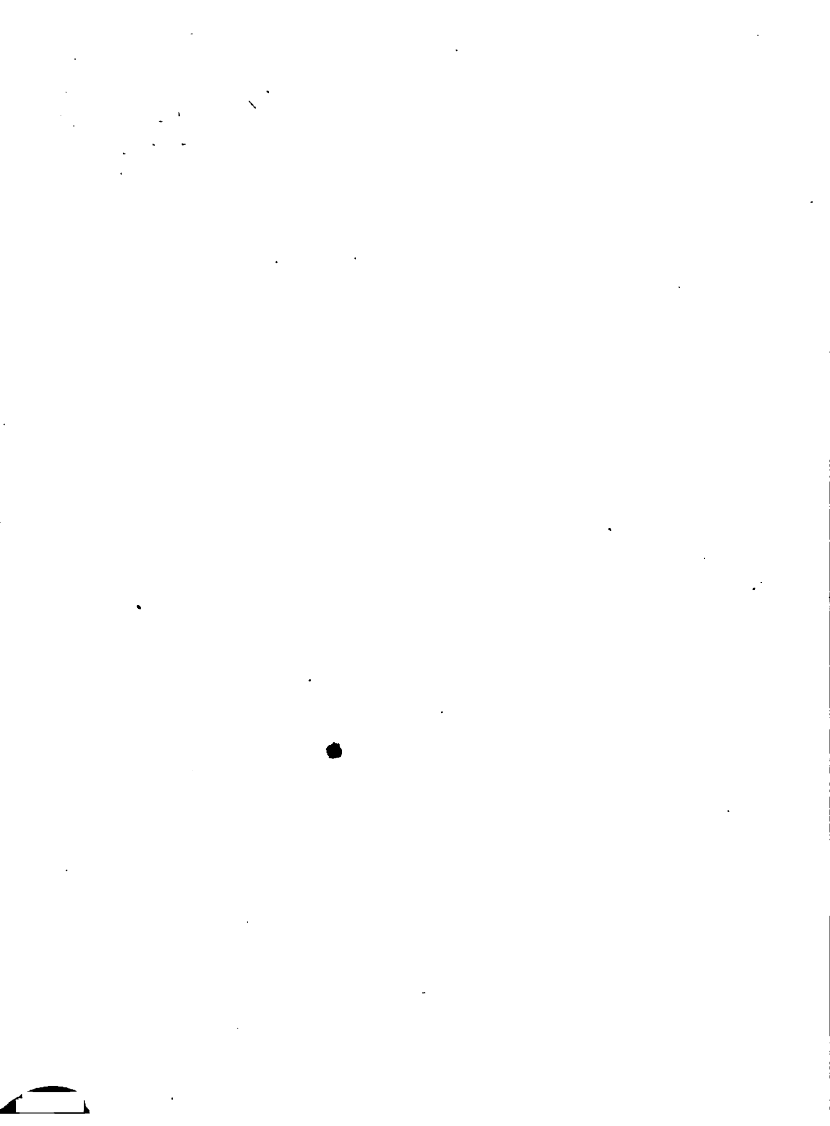



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA







Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Neunzehnter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.

Inhalt des neunzehnten Bandes.



Des Waldhornisten Todtenfahrt.

In jener Zeit, wo ein makelloser Stammbaum noch mehr galt als geistige Bildung und man seine Verdienste mehr bei den Ahnen als in sich selbst suchte, lebte, es mögen nun fast hundert Jahre sein, auf seinem halbverfallenen Schlosse am rechten Elbufer ein Edelmann von altem Schrot und Korne. Jagd war sein Vergnügen, der Becher bei Langweile seine Erholung, der Stammbaum sein geistiger Genuß, in dem er alle Tage studirte; der Prediger des Dorfes, ein alter Orthodox in allen weltlichen Sachen des Edelmanns unterthäniger Knecht, in geistlichen sein strenger Despot, war sein Gesellschafter beim Becher, und seine Nachbarn, in sofern sie gleich ihm ebenbürtig und tüchtige Waidgenossen waren, sein Umgang. Zuweilen pflegte er auch wohl den Jagden des kurfürstlichen Oberförsters am gegenseitigen Ufer mit beizuwohnen und ihn und seinen Sohn aus besonderer Neigung bei seinen Jagden zu sehen, oder zur Tafel zu laden, wenn des Oberförsters gefüllter Seckel seinem leeren aushelfen mußte; seit einiger Zeit aber war er mit dem wackern Waidmann gespannt und sah ihn und den Sohn nicht mehr.

Seine Familie bestand aus zwei Schwestern und eine Tochter. Die eine der Schwestern, Stiftdame im Kloster Barsinghausen, war selten bei ihrem Bruder, gemeinhin in ihrem Kloster. Sie war ein altes, frommes Fräulein in Wort und Wandel, die sich in ihrem ehelosen Stande recht behaglich fühlte, sanft und gut, dem Vorurtheile ihres Standes, nicht weil sie sich besser dünkte als Andere, nur weil es so Sitte war, willig folgend. Die Fährleute freuten sich immer, wenn sie die große, alte Klosterkutsche und ihr Fräulein Trudchen vom gegenseitigen Ufer herüber holen mußten; denn dann war es den armen, gedrückten Unterthanen dieses mächtigen Gebieters, als ob ein milderer Scepter herrsche. Die andere, jüngere Schwester war noch in dem Alter, wo das Vorwärtsschauen so unangenehm ist und man immer gern, den Krebsen gleich, rückwärts gehen möchte, könnte man nur auch wie diese alle Jahre die alte Schale abwerfen. Fräulein Emerenzia, der Premier-Minister, das factotum ihres Bruders, regierte Haus und Hof, Land und Leute mit eiserner Hand, war von Jedermann gehaßt und wenn ihre alten Jungfern-Launen, und

das geschah oft, sie ergriffen, dann vermied sie ein Jeder und floh vor ihr wie vor einem angeschossenen Eber. Am meisten fühlte Fräulein Anna die Schwere ihres Regiments, ein zartes, liebliches Wesen; von der Natur aus Rosengluth und dem Schnee der Lilie gehaucht, war sie zart an Gemüth und Körper, ein bescheidenes Veilchen unter Dornen aufgeblüht. War auch zuweilen die Hölle um sie, trug sie doch ihren Himmel in sich, und preßte auch der Tante ewiges Schelten die Thräne in ihr Auge, konnte doch deren unfreundliches Wesen nicht den Ausdruck von Sanftmuth verwischen, der sich um die blühenden Lippen des jungfräulichen Mädchens zog.

Rollte die Klosterkarosse in den Hof des alten dicht an der Elbe liegenden Schlosses, so war ihr Lebenshimmel heiter. Tante Trudchen war das einzige Herz, das sie verstand, dem sie das ihre ganz aufschließen konnte, das mit ihr fühlte und leider auch mit ihr schwärmte. — Das Alter schützt nicht immer vor diesem Dämon, welcher uns in der einen Hand einen Himmel voll Träume, in der andern die Erde als dunkles Schattenbild vorhält. Aber dieser reine Himmel ihres Lebens umdüsterte sich jetzt und ein Gewitter zog sich, während Tante Trudchen ruhig in ihrem Kloster saß, über das Haupt des lieben Mädchens zusammen.

Ein benachbarter Edelmann, der bedeutende Kapitale auf dem verschuldeten Gute stehen und dadurch das Schicksal ihres Vaters in seinen Händen hatte, ein Sechsziger, Witwer, roh, ungebildet, wie es der Landadel damaliger Zeit zu sein pflegte, da selbst der Hofadel, wie auch wohl noch jetzt zuweilen, seine ganze Bildung auf seinem Titel trägt, warb um ihre Hand, versprach dem Vater Erlaß der seit Jahren rückständigen Zinsen, Herabsetzung des Zinsfußes und mehr als dies, Tante Emerenzien einen neuen Sonntagpelz von schön geblümten gelben Grosdetour mit Marder verbrämt. — Triumphirend verkündete diese nun Anna ihr Glück, die jedoch es anzunehmen verweigerte; der Vater drohte und fluchte, die zarte Lilie beugte sich vor dem Sturme, erhob aber muthig ihr Haupt und blieb unerschüttert.

Solcher Starrsinn, solche Widersetzlichkeit waren der Tante an dem sanften Mädchen auffallend, sie ahnete einen tieferen Grund als bloße Abneigung gegen das würdige Alter des Freiers und bald sah ihr scharfes Auge klar.

Gotthold, der Sohn des Oberförsters, der zuweilen zur Jagd oder in Angelegenheiten des Vaters herüber gekommen und sonderlichen Gefallen an den orthodoxen Predigten des Geistlichen zu haben schien, war als ein Bürgerlicher nicht weiter beachtet worden, denn wie konnte ein adelig Herz sich so weit vergessen. Dennoch hatte er Anna's edles Herz und ihre Neigung gewonnen, und das zarte Mädchen schmiegte sich innig an die Brust des kräftigen Jünglings, wenn auch nur eines schlichten Waidmann's Herz darunter schlug. Oft hatten sie sich heimlich gesehen und gesprochen, das zarte, zum Ueberspannten geneigte Gemüth des Mädchens gab sich ganz

ihren Gefühlen hin, und ohne die Folgen zu bedenken, schwuren sich Beide ewige Liebe.

Als Emerenzia das peinliche Verhör begann, glaubte Anna ihre Neigung nicht verleugnen zu dürfen, sie gestand, daß sie Gotthold liebe, ewig lieben werde, und erschrack erst über das schallende höhnische Gelächter, welches die Tante bei diesen Worten aufschlug.

Ewige Liebe! rief sie vor Zorn bebend: die ist mir in meinem Leben nicht begegnet, ewige Liebe? — Einfältiges Kind! die Ewigkeit der Männer ist mit dem Mondwechsel zu Ende. — Doch, was sprech' ich davon! Du aus altadeligem Geschlechte, das seit Heinrich dem Löwen seinen Stammbaum makellos erhielt, Du wirfst Dich weg, einen Bürgerlichen zu lieben? Du, die, wenn es unserm Landesherrn beliebt, aus England herüber nach Hannover zu kommen, am Hofe erscheinen kann, wenn Deine Garderobe es nur erlaubte; Du, die als die Gattin jenes würdigen Mannes, der um Dich wirbt, mit vier Mohrenköpfen, drei Bedienten hinter Dir, in chinesisch lackirten Wagen fahren kann? — Du hängst Dich an eines Försters Sohn, der, bin ich bei der Jagd in seinem Reviere zugegen, mir ein Glas Wasser bringen muß, wenn ich es verlange. Schlage die Thorheit aus Deinem Sinn, denke edler als so gemein zu lieben und gib noch heute unserm würdigen Nachbar das Wort, dann will ich schweigen, die Schande unseres Hauses in meiner Brust verschließen und gegen den Vater nichts erwähnen.

Du schweigst? fuhr sie entrüstet auf: Bist noch unentschlossen?

Nein, Tante, das bin ich nicht! erwiderte Anna mit Fassung: Ich bleibe meiner Liebe treu!

Elende! rief die Wüthende, stieß sie von sich und eilte zu dem Vater, dem sie schonunglos und mit den grellsten Farben die Sache vortrug.

Anna mußte vor seinem Richterstuhle erscheinen. Sie blieb trotz Drohung und Mißhandlung fest. Dem Vater, der sein einziges Kind eigentlich liebte, that sie leid; aber das Vergehen war zu groß, zu empörend, es verwischte jedes aufkeimende Mitleid, und der Zorn, von Tante Emerenzia noch heftiger angeblasen, kannte keine Schranken mehr; Anna wurde in das Zimmer eines halbverfallenen Thurmes eingesperrt, die elendeste Kost ihr gereicht und dem Oberförster, seines Sohnes wegen, dem man streng das Haus verbot, ein beleidigender Brief geschrieben.

Der Prediger übernahm nun das Amt, sein Beichtkind auf andere Gedanken zu bringen. Er ging zu Anna, suchte ihr aus der Schrift ihr Unrecht zu beweisen, aber nirgend fand er in dem heiligen Buche eine Stelle, welche dem Fräulein untersagt hätte, ein Männlein ohne Von zu lieben; die zarte, sonst so nachgebende Anna blieb standhaft. Sie hatte ewige Liebe geschworen, sie glaubte, ehe müsse sie den Tod leiden, als diesen Schwur brechen. Alle Versuche, Bitten, Drohungen waren vergebens. Da sprach der Alte in seinem Zorne den furchtbaren Schwur aus: sie solle

so lange bei Wasser und Brod in diesem Kerker sitzen, bis sie dem Manne seiner Wahl ihr Jawort gegeben, und sollte sie sitzen bis an ihren, bis an seinen Tod. —

Anna hörte den Schwur und blieb standhaft; sie schloß ihren Vater in ihr Gebet und bat Gott, ihn seiner Härte wegen nicht zu strafen, aß ihr Brod, trank ihr Wasser, gedachte ihres Gotthold's und ergab sich in Demuth.

Oft trat in ihrer Einsamkeit jener Augenblick vor sie, wo sie den Geliebten zum Erstenmale gesehen hatte. Der Jäger ihres Vaters, ein noch rüstiger Mann, war durch das Losgehen seiner eigenen Büchse getödtet worden. Von Nah und Fern zogen nun die Waidgenossen zum Begräbnisse dieses unglücklichen Mannes herbei, der eine Witwe mit acht Kindern zurück ließ. Auch die sechszehnjährige Anna war dem Zuge auf dem Kirchhofe gefolgt, wo der Leichenzug das herzerhebende Lied: „Jesus meine Zuversicht“ gesungen hatte. Eine volltönende, melodische Stimme, welche sie in ihrer Nähe vernahm, erregte ihre Aufmerksamkeit; sie blickte von ihrem Gesangbuche auf und sah einen blondgelockten Jüngling, der, eine Thräne im Auge, aus der Tiefe seines Herzens den frommen Gesang aufsteigen ließ, dies erweckte ihre Theilnahme; als aber nach beendetem Begräbniß derselbe junge Mann zu der jammernden Witwe trat, in dem Kreise der acht weinenden Kinder umherschaute, dann seine Rechte einen rothwangigen Knaben, seine Linke ein neunjähriges Mädchen erfaßte und mit weicher Stimme zu der trauernden Mutter sprach: Ueberlaßt mir die beiden Kinder, den Knaben für den Vater, das Mädel für meine Mutter; sie werden beiden freundliche Eltern, ich werde ihnen ein treuer Bruder sein! da vermochte Anna sich nicht länger zurückzuhalten, sie nahte sich ihm und ihre Schüchternheit war verschwunden. Ihr seid ein ehrenwerther Mann, sprach sie zu dem jungen Jäger: Gott möge Euch lohnen! — Und als Gotthold aufsah, ihre Himmelsgestalt, das sanftlächelnde, thränenfeuchte Auge, den sanften, freundlichen Zug um den Mund erblickte, war es ihm, als stände ein Engel vor ihm, der ihm schon hier mit diesem Himmelslächeln lohnen wolle.

Dieser Augenblick hatte den Bund für die Ewigkeit geschlossen. Oft nachher, als ihre Neigung sich in Worten aussprach und sie in der Dämmerung unter dem fernen wilden Apfelbaume am Ufer der Elbe saßen und jenes Tages gedachten, stimmten sie andachtvoll den herrlichen Gesang wieder an, und es war, als ob dies fromme, herzerhebende Lied durch ihr ganzes Leben sie begleiten müsse, bis es auch einst an ihrem Grabe ertönen werde.

Wenige Tage, nachdem der Vater das harte Wort ausgesprochen hatte, ritt er auf die Jagd, aber bald wurde er, von einem angeschossenen

Keuler verwundet, auf einer von Zweigen geflochtenen Bahre zurückgebracht. Anna, welche ihn aus dem vergitterten Fenster ihres Gefängnisses in den Schloßhof tragen sah, war außer sich. Sie rang die Hände, jammerte, rief; Niemand hörte auf sie; die wenigen Diener waren um den kranken Herrn beschäftigt, Tante Emerenzia ließ sich nicht sehen. So durchwachte sie angstvoll die Nacht. Erst am andern Morgen, wo der alte Diener ihr zur gewöhnlichen Zeit Brod und Wasser brachte, erfuhr sie durch ihn die näheren Umstände und ließ nun die Tante bitten, zu ihr zu kommen. Diese erschien mit finsterm, Unglück verkündenden Gesicht. Anna bat, sie zum Vater zu lassen; die Tante verweigerte diesen so gerechten Wunsch. Der Unmuth über Dich hat ihn hinausgejagt, wo er sich der Gefahr preis gegeben hat! sprach sie schonunglos: Du bist an seinen Leiden, vielleicht sogar an seinem Tode schuld. Nur wenn ihm Dein Anblick Trost bringen, wenn er für ihn wohlthätig und nicht erschütternd sein kann, wenn Du Dich entschließen kannst, unserm Nachbar Deine Hand zu geben und so den Vater aus seiner drückenden Lage zu reißen, dann darfst Du zu ihm. Deshalb — doch bedenke wohl, was Du thust, und laß mich Deinen Entschluß morgen wissen. Ohne auf Anna's Bitten weiter zu achten, ohne sie noch einer Antwort zu würdigen, entfernte sie sich und überließ die Unglückliche ihrem Schmerze und ihrer Verzweiflung.

Unter Thränen, unter furchtbarem Seelenkampfe ward der Tag, ward die Nacht durchweint; der erste in ihr Fenster dringende Strahl der Morgenröthe erschien ihr wie ein Bote des Himmels, erleuchtete ihr Inneres und stärkte ihren Entschluß. Guter Conrad, sprach sie zu dem alten Diener, welcher ihr stets unter Thränen die kärgliche Kost brachte: sag' meiner Tante, daß ich sie erwarte. — Emerenzia kam bald. — Ich bin zum Opfer bereit, sprach Anna: führen Sie mich zum Vater, führt mich zum Altar. Sie folgte der Tante. Der Vater, noch auf dem Krankenbette, empfing sie bei dieser Nachricht mit offnen Armen, es that ihm wohl, seine geliebte Tochter, ohne über sie erröthen zu müssen, an seine Brust schließen zu können, und dankte Gott, daß er seinen harten, unüberlegten Schwur mit Ehren zurücknehmen dürfe, denn er lebte noch der irrigen Meinung, das feierliche Wort, an Gott gerichtet, sei dem Edelmanne so bindend als das dem Nachbar gegebene Ehrenwort.

Mit heiterer Ruhe, als sei ihr Herz durch den gefaßten Entschluß nicht gebrochen, knieete Anna an seinem Krankenlager nieder, küßte seine Hand, hielt die Thräne zurück, die sich hervordrängen wollte, und hörte mit anscheinendem Gleichmuthe die Befehle der Tante an, welche sie dem Reitknechte gab, der zu dem alten Freier reiten und ihn, schnell zu ihnen zu kommen, einladen sollte.

Noch heute sollst Du ihm das Wort geben, sagte die Tante nun zu Anna: ehe Deine Vernunft durch die thörige Leidenschaft wieder unterdrückt wird; mache Dich darauf gefaßt.

Ich bin es schon, Tante! erwiderte Anna: ich unterwerfe mich meinem Schicksale!

Die Tante lächelte, sie verstand das Mädchen nicht, das bis zu dem gegebenen Jawort wieder in seinen Kerker zurück mußte, wo jedoch Fräulein Emerenzia bald mit seinem besten Staate erschien, in dem sich Anna heute schmücken und den Bräutigam erwarten sollte. Anna kleidete sich, ohne zu murren, an, und als sie, zwar bleicher als sonst, vor der Tante stand, rief diese in ihrer Freude aus: Wahrlich, Kind, nur der Brautkranz fehlt in Deinen Locken, um so reizend, wie Du bist, als die schönste Braut an den Altar zu treten,

Als Opferlamm! murmelte Anna leise vor sich hin und trocknete die Thräne, die sie nicht mehr zurückzuhalten vermochte.

Am Nachmittag erschien der Bräutigam; mit fester Stimme beantwortete Anna seinen Antrag bejahend; doch als er mit unfeiner Galanterie sie umarmen wollte, wies sie ihn ernst zurück. Bis ich Ihre Gattin bin, verschonen Sie mich! sprach sie, verließ des Vaters Zimmer und verschloß sich in ihr kleines Stübchen, wo sie so oft des Geliebten gedacht hatte.

In der gleichfalls dicht an der Elbe, dem alten Schlosse des Freiherrn schräg gegenüber liegenden Försterei saß am andern Morgen jenes, für Anna so verhängnißvollen Tages die Familie des Oberförsters beim Frühstück. Die Gewehre standen schon im Vorhause, die Jägerburschen holten die Schweißhunde herbei, und Jagdtasche, Pulverhorn und Kugelsack lagen schon auf dem Ecktische bereit. Die Mutter packte Vorrath ein, damit der Sohn unterwegs keinen Mangel litte, und sah eben hinüber nach ihm, der mit seinem Hirschfänger Buchstaben auf dem in der Stube gestreuten Sande malte, als des Vaters rauhe Stimme: „Gotthold!“ rief. Der Jüngling fuhr aus seinen Träumereien auf.

Was wollt Ihr, guter Vater? fragte er.

Mein Sohn! begann dieser: Du gefällst mir nicht; die Liebe hat zu viel Gewalt über Dich, Du hörst auf, Mann zu sein und erfüllst Deine Pflichten gegen Gott, Deine Eltern, Deinen Herrn und gegen Dich selbst nur halb. Thörig war es von Dir, Dein Herz einer Adeligen zuzuwenden, thörig, auf solcher Höhe die Hoffnung Deines Glücks zu bauen.

Vater! unterbrach ihn die Mutter bittend.

Nun, was geschehen ist, kann der Mensch nicht ändern, fuhr der Alte gemäßigter fort: und seiner Neigung kann man nicht immer gebieten, darum will ich Dir auch über das Geschehene keine Vorwürfe machen, nur auf Dein jetziges unmännliches Betragen zürne ich. Was geschehen ist, konntest Du voraussehen und mußtest es erwarten; daß der stolze Edelmann Dir die einzige Tochter nicht geben würde, konnte Dir Deine Vernunft sagen;

daß er Dir sein Haus verbot, mußte Dich nicht überraschen; daß er dies auf eine unfeine grobe Weise that, geschah, weil er mich zu gut kannte und die Ueberzeugung hat, das ich jetzt am wenigsten das ihm geliehene Geld zurückfordern werde. Auf alles, was Dich jetzt entmuthigt, mußtest Du vorbereitet sein.

Ueberdies, Gotthold! fiel ihm die Mutter in die Rede: ist ja noch nichts verloren. So lange das Fräulein Dich liebt und Dir treu bleibt, darfst Du nicht verzweifeln und kannst noch hoffen. Auch seid ihr ja Beide jung genug, um warten zu können, und wie lange wird der stolze Mann es noch treiben.

Mutter! unterbrach sie der alte Jäger zürnend: Schweig mit Deinen thörigen Worten. Wehe dem, der sein Glück auf das Unglück Anderer baut; oder hoffst Du vielleicht auf treue Liebe? — Gute Mutter, da irrst Du, je höher die Stände, je weniger Treue! — Und gesetzt den Fall, das Fräulein, das ich ehre und schätze, denn es ist fromm und gut und edeler noch an Gemüth als an Stand, bliebe dem Jungen mit treuer Liebe zugethan, wohin sollte das führen, wenn deren Liebe gegen den Willen ihres Vaters ist? Ehre Vater und Mutter, besiehlt die Schrift, und wehe dem, der nicht auf dieses Wort achtet. Auch ist daß Fräulein zu fromm, um nicht des Vaters Gebot zu ehren; es muß von Dir lassen. Ueberdies taugt es nie, wenn das Hohe mit dem Niederen sich mischt, nicht des Innern wegen, da sind wir, Gott gelobt! einander gleich werth; aber die Vorurtheile, mit der Muttermilch eingesogen, verlassen den Menschen nicht so leicht, und Gleich und Gleich paßt am Beßten für einander. Deshalb, Gotthold, schlage Dir die vornehme Braut aus dem Sinne; was nicht sein kann, darnach muß der Mensch mit seiner schwachen Kraft nicht ringen; er muß sich lernen in sein Schicksal fügen und mit Muth es ertragen. Geh' in den Wald, und wenn der Wind durch die Bäume saus't und die falben Blätter herabschüttelt, so denke, daß Alles in der Welt vergänglich ist. Die Blätter verwelken, wie das vergeht, was wir im Herzen fühlen; nach kurzem Winterschlafe grünt und blüht Alles wieder, andere Blätter keimen und entfalten sich, und eine frische Neigung verdrängt die alte.

Gotthold stand, ohne dem Vater etwas zu erwidern, auf, lächelte schmerzvoll, hing die Jagdtasche um und nahm das Hifthorn von der Wand, und als er es unwillkührlich an den Mund setzte, blies er den Anfang jenes geistlichen Liedes, was er so oft mit Anna wiederholt hatte, aber der Vater hieß ihn schweigen.

Entweihe dies herrliche Lied nicht zu unheiligem Zweck, sprach er mit Unmuth: spare es auf zum Grabgesange; wer weiß, wem von uns Du es zuerst blasen kannst.

Mir! sagte der Jüngling dumpf vor sich hin.

Narr! sagte der Vater: sich selbst sein Sterbelied zu blasen, wäre ja rein unmöglich.

Sprich doch nicht von solchen Dingen, unterbrach ihn die Mutter: der Tod kömmt ungerufen.

Indem sie dies sagte, klopfte es an die Thür, und auf das Herein! trat der alte Konrad ins Zimmer.

Einen Gruß an den Herrn Oberförster und an Euch, liebe Frau, von Fräulein Anna, sprach er: und dieses Brieschen an Euch, junger Mann, es bedürfe keiner Antwort. — Dies sagend, verließ er sie schnell wieder.

Lange hielt Gotthold den Brief in seiner bebenden Hand, sein Auge ruhte auf den lieben Zügen, dann wollte er ihn an seine Lippen drücken, aber der Vater hielt seinen Arm zurück.

Lies erst, mein Sohn! sagte er ernst: und sieh ob auch sein Inhalt solchen Dank verdient.

Gotthold brach den Brief auf, las und las wieder, sein Gesicht wurde immer ernster, sein Auge ruhte immer wehmuthvoller auf den Schriftzügen, dann faltete er ihn wieder zu, legte ihn auf den Tisch und: Mit Gott, liebe Eltern! sprechend, verließ er das Zimmer und eilte, von den Jägerburschen und den Hunden gefolgt, dem Walde zu.

Der Vater hatte den Brief ergriffen und ihn schon gelesen, ehe die Mutter vom Fenster, wo sie dem Sohne nachgesehen hatte, zurückkehrte; sie fragte jetzt ängstlich: Was steht in dem Briefe, Vater?

Was ich vorausgesagt! erwiderte der Oberförster gleichgültig: Höre — Er las:

„Den Fluch meines Vaters von mir abzuwenden und dem kranken Manne in seinem Leiden Trost zu reichen habe ich mich heute dem alten Edelmanne, der schon lange um meine Hand warb, verlobt; so nur konnte ich Kindespflicht erfüllen. Aber fürchte nichts, Gotthold! ich bleibe meinem Eide treu und die Deine bis zum Tode. Zürne mir nicht und vergiß Deine Anna nimmer.

Die Mutter schrie hell auf.

Das bricht meinem Sohne das Herz! rief sie: O eile ihm nach, daß ihn nicht die Verzweiflung in den Tod jage — eile ihm nach!

Er ist ein Mann, ein Christ! erwiderte der Alte: Sein Stolz wird ihn vor Verzweiflung und die Religion vor einem Verbrechen schützen; laß ihn gehen. In der freien Natur, in dem schattigen Walde, wo Gott aus tausend Stimmen zu uns spricht und seine Liebe in jedem Blatte, in jedem Halme uns Trost bietet, da erhebt sich das gebeugte Gemüth am schnellsten und der Geist gewinnt im Anschauen der Natur bald wieder die gesunkene Kraft. — Laß ihn gehen, Mutter! er muß allein handeln, allein gegen sein Schicksal kämpfen.

Dies konnte das Mutterherz nicht beruhigen. Der alte Jäger, der schon bei ihrem Vater gedient, mußte in aller Stille fort. Er sollte den Sohn aufsuchen, sollte ihn nicht verlassen, ihn bald zurückbringen;

aber der Alte keuchte ihm auf wohlbekanntem Pfade nach und konnte den Jüngling nicht ereilen, der von Verzweiflung gejagt den Wald durchstrich.

Als er am Abend zurückkehrte, grüßte er Vater und Mutter freundlich und schien beruhigt.

Der stille Gram wird ihn tödten! klagte die Mutter.

Laß ihn nur seinen Schmerz allein tragen, erwiderte der Vater: er wird schon seiner Herr werden.

Der Oberförster schien Recht zu haben. Gotthold ging nach wie vor in den Wald, war, wo möglich, thätiger noch als zuvor und erwähnte Annen mit keiner Sylbe, nur saß er oft in der Laube an der Elbe und sah hinüber nach dem andern Ufer, wo dann gemeiniglich eine weiße Gestalt unter dem entlaubten Apfelbaume saß und vielleicht mit gleichem Gram im Herzen herüber nach ihm schaute. Da ergriff er sein Waldhorn und blies ein trauriges Lied.

So durchlebte er Wochen. Auch Anna sah dem zu ihrer Vermählung bestimmten Tage aller Seelen mit Ergebung entgegen. Kein Lächeln umzog ihren Mund, keine Theilnahme trocknete ihre Thränen, nur als sie die Klosterkarosse von Barsinghausen über die Elbe herüberschwimmen sah, als sie an Tante Gertraut Brust sich ausweinen konnte, da umzog zum Erstenmal wieder ein heiteres Lächeln ihr bleiches Antlitz; es war aber das Lächeln der Ergebung, nicht das der Freude.

Die gute Tante schüttelte über das Vorgefallene bedenklich ihr Haupt, sie bedauerte das Mädchen und dennoch mußte sie, den von Jugend auf eingesogenen Vorurtheilen nach, die Nichte wegen ihrer, die Familie entehrenden Liebe tadeln, nur behagte ihr der Bräutigam so wenig wie Annen. Aber hier war nichts mehr zu thun, er hatte ihr und des Vaters Wort, der Hochzeittag war schon anberaumt, Hülfe war nicht mehr möglich und Trost das Einzige was sie der Armen bieten konnte. Diese schien ihn dankbar anzunehmen. Ich rette ja den Vater, dies ist mir Trost genug, wüßte ich nur auch, daß mir Gotthold nicht zürnt! sprach die Trauernde, und je mehr der verhängnißvolle Tag heran nahte, desto inniger schien sie die Lehren und den Trost des guten Klosterfräuleins zu beherzigen, desto ergebener in ihr Schicksal zu sein.

Der Vater, welchem der künftige Schwiegersohn vollauf Zerstreuung machte, und Tante Emerenzia, die zu dem Marderpelz noch ein Paar Brillant-Ohrgehänge bekommen hatte, achteten nicht auf die Dulderin, und hätten auch nicht die Arme verstanden, welche, Ergebung im Blick, die Verzweiflung im Herzen barg.

So kam der Tag der Aller Heiligen heran, welchem der Aller Seelen folgt und mit ihm der rauschende Polterabend des Hochzeitfestes. Braut und Bräutigam, Vater und Tanten saßen beim flackernden Kaminfeuer, das mit seiner Gluth Anna's bleiche Wangen röthete, und sprachen vom morgenden Feste. Der Bräutigam freute sich, daß es das Ende seiner Entbeh-

rungen herbeiführen und ihm doch morgen ein Küßchen zu Theil werden würde; Emerenzia erzählte, wie sie die Feierlichkeiten angeordnet habe und die Gäste bei Tafel sitzen sollten; der Vater strich zuweilen der Tochter freundlich über die Wangen, dann dachte er wieder an den Zwölf=Ender, welchen er zu diesem Feste geschossen, und die Klosterdame sah theilnehmend auf das Opferlamm, das starr, fast regungslos in die Gluth des Kamins sah, als sich jetzt der Polterabend mit furchtbarem Gekrach ankündigte. Anna fuhr bei diesem Getöse erschrocken auf, sank ihrem Vater um den Hals! drückte Tante Trutchen heftig an ihre Brust, raunte ihr leise einige unverständliche Worte zu und stürzte dann zur Thür hinaus. Der Bräutigam wollte ihr Anstands halber folgen, doch Emerenzia hielt ihn zurück.

Lassen Sie sie nur gehen, sprach sie: es ist jungfräuliche Schaam, die ihr befahl bei diesem unanständigen Jubel der Dorfjugend sich zu entfernen, sie wird schon wieder kommen.

Aber sie saßen eine lange Zeit und Anna kam nicht wieder. Da schlich sich das Klosterfräulein leise fort; aber auch sie blieb lange aus und kehrte endlich mit verstörtem Gesichte zurück.

Anna ist nirgend zu finden! sagte sie ängstlich: Niemand ist ihr begegnet, nur der Gärtner meint, er habe sie durch das Gartenpförtchen schlüpfen gesehen.

Jetzt gerieth Alles in Bewegung, selbst Emerenzia überfiel Bangigkeit, und trotz seines Podagra machte sich der Bräutigam auf, die Vermißte zu suchen; aber eine Stunde flog nach der andern hin, ohne daß sie zurückkehrte.

In der Stube des Oberförsters saß die Familie um den Tisch. Der Alte rauchte sein Pfeifchen, das ihm doch heute nicht recht schmecken wollte, die beiden Kinder waren auf dem Stuhle eingeschlafen und Gotthold schien aufmerksam auf die Mutter zu hören, welche aus einem Andachtbuch ein Trostgebet vorlas; seine Seele war aber am andern Ufer des Flusses, bei ihr. Da störte ein leises Klopfen die Stille; die Thür öffnete sich und Anna, bleich wie ein Geist, trat ein.

Verzeiht, sprach sie, vor Frost zitternd: verzeihen Sie, Herr Oberförster, und Sie würdige Mutter, daß ich noch so spät komme, auch Du, lieber Gotthold, verzeih' mir, daß ich noch einmal vor Dich trete, ehe wir uns für die Welt trennen müssen. Ich mußte Dich noch einmal sehen und Dir sagen, daß ich Dich treu liebe und lieben werde, so lange ich kann und darf. — Sie trat bei diesen Worten auf Gotthold zu, der an der anderen Seite des Tisches saß, und reichte ihm die Hand; er zögerte, sie zu erfassen.

Reich' nur dem Fräulein die Hand und gieb ihr somit das Wort zurück, das sie Dir gegeben! sprach der Alte.

Nein, Vater! sagte Anna feierlich: ich bleibe meinem Worte getreu; ihm dies zu sagen kam ich hierher. Auch er möge sein Wort nicht brechen, wenn er mich noch liebt.

Ob ich Dich noch liebe?! rief der Jüngling heftig, umfaßte sie und wollte sie an seine Brust drücken, aber sie schob ihn sanft von sich.

Nicht also, mein Geliebter! sprach sie: ich bin eines Andern Verlobte und darf Dich nicht mehr umarmen.

Fräulein unterbrach sie der Oberförster: weiß Ihr Vater, daß Sie zu uns gegangen sind?

Nein! erwiderte sie.

So muß ich bitten, uns zu verlassen; gegen den Willen der Eltern darf kein frommes Kind handeln, Sie haben sich schwerer Verantwortung ausgesetzt.

Was ich gethan, was ich thun werde, alter Mann, sprach sie bewegt: habe ich nur bei dem Vater dort oben zu verantworten. — Ich bitte Sie, fuhr sie bebend fort: gönnen Sie mir, daß ich wenige Augenblicke hier verweilen und Einiges allein mit Gotthold sprechen kann, — ich werde bald geendet haben.

Der Alte, von dem feierlichen Wesen des Mädchens ergriffen; sprach leise mit der Mutter, dann ging er mit ihr hinaus und ließ Gotthold und Anna unter dem Schutze der schlafenden Kinder allein.

Hast Du zu meinem Worten Vertrauen gehabt? Gotthold! fragte sie jetzt.

Ja! erwiderte er.

Hast Du auch an meinen Herzen nicht gezweifelt, als Du meinen Brief erhieltest? fragte sie weiter.

Anfangs hielt ich Dich für falsch, für treulos, erwiderte er: dann aber gedachte ich so recht lebhaft Deiner, und das Vertrauen kehrte wieder zurück.

Und liebst Du mich noch?

Noch! sagte er feurig, ihre Hand herzlich drückend.

Gott Lob! rief sie: nun geh' ich getrost, wir scheiden als Freunde. — Da, wo wir uns wieder sehen dürfen, Gotthold! rief sie jetzt, und ihr Auge sah strahlend auf gen Himmel: da umfang' ich Dich mit Liebe. Leb wohl!

Sie schritt nach der Thür, der Oberförster trat ihr entgegen. Mit wem sind Sie herüber gekommen, Fräulein? fragte er sie besorgt.

Ich habe das Ruder allein geführt! antwortete sie.

Das geht nicht! sagte der Alte: Es stürmt draußen. Gotthold, nimm den Thomas und fahre das Fräulein hinüber, daß ihr bei dem Unwetter kein Unglück begegne.

Freude leuchtete bei diesen Worten aus Anna's Blick, doch schnell war sie wieder erloschen. Ich danke Ihnen, Herr Oberförster, für Ihre Fürsorge, sprach sie: doch würde es sich nicht schicken, daß ich mit Gotthold

oder sonst einem Manne fahre; ich bin der Führung eines Kahnes wohl kundig, der Sturm treibt die Wellen nicht hoch und ich stehe ja in Gottes Hand.

Alle Einwendungen des alten Försters, auch Gotthold's Bitten konnten sie nicht bewegen, sich überfahren zu lassen; sie bestand darauf, sich allein dem Kahne anzuvertrauen. Vater und Sohn begleiteten sie nun an's Ufer. Eben wollte sie den Kahn besteigen, schon hatte ihn ihr Fuß berührt, als sie sich plötzlich wandte und an Gotthold's Brust sank. Dein auf ewig! rief sie, riß sich los, sprang in den Kahn, stieß vom Ufer ab und übergab sich den Wellen.

Mitternacht war vorüber und Anna immer noch nicht zurückgekehrt, alle nach ihr ausgesandten Boten kamen ohne Trost zurück: nur einer brachte die Nachricht, daß der herrschaftliche Kahn, welcher sonst dicht beim Schlosse angebunden zu sein pflegte, fehle. Diese Nachricht überraschte Alle, denn Niemand, außer Tante Trudchen, hatte das Schlimmste gefürchtet, selbst des Freiherrn Gleichmuth war jetzt erschüttert, und in Emerenzia's Auge sah man, ein seltener Fall, eine Thräne. Tante Gertraud eilte nun auf Anna's Zimmer, durchsuchte alles, fand aber nichts, was nur die leiseste Vermuthung eines unüberlegten Entschlusses hätte geben können. Da fiel ihr ein, daß Anna in einer Art Tagebuch ihre Gedanken und was ihr begegnet, aufzuschreiben pflege. Sie öffnete ihren Schreibtisch, durchblätterte die letzten Blätter und las:

„Den 28. September.

„So wäre es denn wirklich geschehen! — Ich hätte den Muth gehabt, ihm zu entsagen? — Lieber Gott, that ich recht, meinen Schwur zu brechen? — Hier stand mein Gotthold weinend, von seiner Anna für immer verlassen, dort der kranke Vater, der den Fluch über mich sprach. Ich mußte ihn, war er auch hart gegen mich, doch vom Elend retten. — Ich habe meine Pflicht erfüllt — Gott wird mich erhalten!"

„Den 3. October.

„Es ist doch schwerer als ich geglaubt habe, sich von dem loszureißen, woran man mit ganzer Seele hing, den zu vermeiden, der ewig vor unsern Augen steht. — Wie wird das werden, wenn ich erst am Altare das Ja gesprochen und Treue gelobt habe bis in den Tod, wenn ich nicht mehr an ihn denken, nicht mehr von ihm sprechen darf — werde ich dann rein vor Gott stehen können, kann je mein sündhaftes Herz aufhören, für ihn zu schlagen? Sei dann nur barmherzig, Vater im Himmel, habe Nachsicht mit Deinem Kinde und vergieb ihm seine Schuld, wie ich gern denen vergeben will, die mich unglücklich machten."

„Den 12. October.

„Als die Töne seines Waldhorns heute zu mir herüber drangen, war es mir sonderbar zu Muthe. Es war mir als ob ich auffliegen und der

Wind, der durch den Apfelbaum rauschte, mich zu ihm hinüber tragen müßte; mir war so leicht als ob das leiseste Lüftchen mich hätte mit sich nehmen können. Aber der Wind rauschte über mir und nahm mich nicht mit sich, nur falbe Blätter streute er in meinen Schoos, verwelkte Blätter, welk wie meine Jugendfreuden, und da ward mir das Herz so schwer, es klopfte so ängstlich, und nicht mehr die Sehnsucht, der Schmerz ergriff mich und die Töne seines Horns drangen schneidend in mein Herz. Armer Gotthold, armes treues, duldendes Herz, Du bist doch glücklicher als Deine Anna, Du darfst ihr leben in Herz und Gedanken, mir wird jede Erinnerung zur Sünde, jede Sehnsucht zum Treubruch, jede Hoffnung zum Verbrechen; habe Mitleid mit mir."

„Den 19. October.

„Die Zeit rückt immer näher, der Tag Aller Seelen ist bald! — Arme Seele, schwebtest Du doch auf zu Gott; hier sind Deine Freuden dahin! — Je näher der entscheidende Tag kommt, desto inniger bitte ich Gott, daß er zu meinem Brautbette mir das Grab öffne, desto sehnlicher wünsche ich mir den Tod — nur er könnte mich retten! — Jetzt stände ich noch mit reinem Herzen vor meinem Richter, mein Schuldbuch wäre nicht aufgeschlagen — aber — erst seine Gattin — Nein! nein! — Ueberall nehm' ich ihn mit mir. — O gerechter Gott, hilf mir tragen, ich bin ja ein schwaches Mädchen, das die Kraft nicht hat, seiner Pflicht Alles, Alles zu opfern, das wohl seinen Handlungen, nicht aber seinen Gefühlen gebieten kann — Richte mich nicht nach meinem Willen, richte mich nur barmherzig nach meinen Werken."

„Den 30. October.

„Noch wenige Tage und es ist geschehen. Oft frage ich mich, was besser sei — freiwillig, mit keiner Sünde als mit Selbstmord beladen, vom Schauplatze abzutreten, oder muthig seinem Schicksale entgegen zu gehn und das Samenkorn des Bösen im Herzen nach und nach keimen, erwachsen, sich entfalten sehen!" —

„Ich habe gestern während der Predigt recht über mich nachgedacht und mich so recht geprüft, ob der Quell, aus welchem der Wunsch, zu sterben, entsprang, auch ein reiner ist und ob blos die Furcht vor der Sünde — denn meiner Gedanken, meiner Sehnsucht, meiner Wünsche werd' ich nicht Herr — mich dazu bewegt, oder Mangel an Vertrauen zu Gott, Mangel an Ergebung in seinen Willen, und da habe ich denn zu meinem Troste gefunden, daß die Quelle rein ist und daß ich wohl Muth hätte, zu dulden, zu tragen und in Demuth die Stunde zu erwarten, wo der himmlische Vater sein armes, unglückliches Kind abrufen wird — und das tröstet mich! — Sollte ich es vollbringen, wovor ich schaudere und wofür Gott mich bewahren möge, so konnte ich nicht anders! — Gott mag dann barmherzig sein."

„Den 1. November, früh.

„Das Gebet hat mich gestärkt. — Ich werde dulden, tragen und nicht über mein Schicksal selbst entscheiden. Muß ich an ihn denken bei Tag und Nacht, am Altare wie im stillen Kämmerlein, was kann ich für diese Sehnsucht, was kann ich für meine Gedanken, ich kann nur gegen sie kämpfen und vermag nicht, ihr Herr zu werden. Mein Wille ist fromm, das sündhafte, menschlich fühlende Herz legte Gott in mich, es ist gebrochen und klopfte doch noch so laut?"

„Aber die That, die muß ich verantworten, sie wird in das Schuldbuch eingetragen, für sie waltet keine Nachsicht — darum weg, weg mit dem Gedanken!"

„Den 1. November, Nachmittags.

„Mich jagt eine unbeschreibliche Angst! — Mein Bräutigam ist gekommen und mit ihm mein finsteres Verhängniß. — Mir entfällt der Muth — Gott stehe mir bei! — Aber noch einmal muß ich ihn sehen — noch einmal meinen Gotthold sehen! — und dann hier auf Erden nicht wieder! — Nur dort! — Herr, Dein Wille geschehe!" —

Hier endete das Tagebuch, das, wenn es auch das Furchtbarste nur ahnen, doch jetzt, da Mitternacht vorüber und Anna noch nicht zurückgekehrt war, alles fürchten ließ.

Kaum ihrer mächtig, verließ die Tante das Zimmer, eilte hinunter und theilte ihre Furcht den Andern mit. Der Vater war trostlos, Tante Emerenzia mahnte das Gewissen, dem Bräutigam war die ganze Sache, besonders des Aufsehens wegen, unangenehm, doch tröstete er sich am schnellsten; als am andern Morgen der nach der Oberförsterei geschickte Bote mit der Nachricht zurückkehrte, das Fräulein sei am Abend dagewesen, aber nach einer Stunde wieder zurückgekehrt, und nun kein Zweifel mehr blieb, daß sie auf irgend eine Weise verunglückt sei, fuhr er auf seine Güter zurück, wohin ihm die reuige Tante Marderpelz und Ohrgehänge nachschickte.

Auch bis jenseit der Elbe verbreitete sich die Nachricht, auch zu der Wohnung des Oberförsters gelangte sie nur zu früh.

Nun erst verstehe ich Dich ganz, treues Herz! sprach Gotthold: Treu bliebst Du mir bis zum Tode; auch ich will Dir treu bleiben, bis der Herr mich abruft, aber ehe der Tod nicht an meine Pforte klopft, rufe ich ihn nicht. —

Das ließ Dich Gott sprechen, mein Sohn! sagte die weinende Mutter, ihm um den Hals fallend: Gott sei gelobt, der Dich diesen christlichen Entschluß fassen ließ.

Er ist ja Mann! sprach der Vater, seine Hand auf des Sohnes Schulter legend: wie kann er anders handeln wollen. — Schließe das Mädchen in Dein Gebet, Gotthold! sprach er dann feierlich: Verzeih' denen da drüben, damit Gott ihr die Schuld des Selbstmordes, wenn dem so ist,

verzeihe, und ergieb dich demuthvoll in Dein Geschick. Die Wege des Herrn sind dem menschlichen Auge verborgen; oft ist zu seinem Heile, was er zu seinem Verderben glaubt; deshalb rechte nicht mit der Vorsehung und murre nicht. Erfülle deine Pflicht als thätiger Mann und verliere den Muth nicht, die Zeit mildert jeden Schmerz.

Schweigend reichte ihm der Sohn die Hand, sank an der Mutter Brust und der Schmerz versagte ihm die lindernde Thräne. — Aber im Walde ließ es ihn nicht und trieb ihn, an dem Ufer der Elbe den Leichnam der Geliebten aufzusuchen, denn daß sie ertrunken sei, ward durch den aufgefangenen leeren Kahn gewiß. Dies Glück ward ihm aber nicht, der Strom warf die Unglückliche am vierten Tage unfern des Apfelbaumes, wo sie wahrscheinlich verunglückt war, an's Land; dort fand man sie.

Als sie in das enge Bette der Ruhe gelegt und nun in die Gruft zu ihren Ahnen bestattet werden sollte, verweigerte ihr der Priester die heilige Ruhestätte. Er hielt sie für eine Selbstmörderin, und eine solche könnte nicht, so eiferte der fromme Mann, in geweihter Erde, viel weniger in dem Gotteshause selbst, wo das Gewölbe der Gruft sich befand, beigesetzt werden. Keine Vorstellung, keine Drohung vermochte den stolzen Priester, von den damals noch bestehenden Kirchengebräuchen abzugehen. Der Freiherr war von diesem unfreundlichen Benehmen seines Zechbruders empört; außerhalb der Kirche, außerhalb des Kirchhofes das Grab seines Kindes zu sehen, der Gedanke war ihm schrecklich, und er glaubte sich und sein ganzes Haus dadurch beschimpft. Der gute Mann wußte nicht, daß der Schlaf der Todten überall sanft ist, wenn nur ein Engel an seinem Grabe wacht; an der Ruhestätte des Bösen aber, und wäre sie mit drei Mal geheiligter Erde bedeckt, rüttelt der böse Geist, der im Leben in ihm waltet, auch noch im Tode den Schläfer auf, bis die Posaune erschallt und ihn zum Weltgerichte ruft.

Da glaubte Tante Trudchen ein Auskunftmittel gefunden zu haben. Anderthalb Stunden, mehr aufwärts der Elbe, hatte eine ihrer Jugendfreundinnen ihren Witwensitz, das freundliche Gärtchen am Ufer des Stromes machte ihn zu einem Asyle der Ruhe. Hier in diesem Garten, wo so oft der Friede des Herzens in stiller Abenddämmerung sie beglückt, hatte sich die würdige, von allen Vorurtheilen freie Matrone eine Gruft wölben lassen, welche ein mit Rosen bepflanzter Hügel, dessen Eingang zwei Trauerweiden beschatteten, deckte. Zu ihr begab sich das Klosterfräulein und bat für die unglückliche Anna um ein Ruheplätzchen in dieser Gruft.

Mit Freuden willigte die Matrone ein.

Sie wird dereinst meinen Schlummer nicht stören, sprach sie: führe sie nur her, Gertraud, kühl und sanft wird sie hier ruhen.

Am andern Tage zog der Trauerzug in aller Stille längs dem Ufer der Elbe hin, und als sie dem stillen Gärtchen nahe kamen, begann nach

dem oft geäußerten Wunsche der Gestorbenen der Leichenzug das Sterbelied: „Jesus meine Zuversicht ꝛc“ zu singen, und vom jenseitigen Ufer tönten, den Grabgesang begleitend, die leisen Töne eines Waldhorns herüber.

So wie der Abend sich senkte, landete in der kleinen Bucht bei dem Gärtchen ein Kahn, und der junge Jäger stieg an's Land, setzte sich unter die Weidenbäume am Ufer und blies das Sterbelied; dies wiederholte er jeden Abend; Alt und Jung kamen dann aus der Gegend herbei, die feierlichen Töne des Waldhorns zu hören, Keiner aber wagte, den Jüngling in seiner Trauer zu stören, andächtig hörten sie zu und beteten, während die herzergreifenden Töne durch die Mondnacht hallten. Der Nordwind stürmte, es wirbelte der Schnee in dicken Flocken durch die Luft, ihn störte es nicht, er pilgerte hin zu ihrem Grabe und blies dort ihr Sterbelied.

So oft er das väterliche Haus verließ, drückte ihn die Mutter an ihr Herz und nahm rührend Abschied von ihm, als sollt' es für ewig sein. Es war ihr, als ob er, zur Wohnung des Todes wandernd, endlich auch selbst die Beute des Todes werden müßte. Der Vater zürnte ihm anfangs, wagte es jedoch nicht, seinen Unmuth laut werden zu lassen, und zuletzt, da der Sohn an jedem Abend seine Wallfahrt begann, jede Nacht zurückkehrte und dennoch seine Geschäfte am Tage treu besorgte, auch freundlich und still war, schwieg der Alte und es wurde ihm jedesmal, wenn der Sohn das Horn ergriff und „Gute Nacht, Vater!“ ihm zurief, unheimlich, er bekam fast eine scheue Achtung vor dem nächtlichen Pilger.

Eines Tages, als Gotthold im Walde hinter einem Baume sinnend am Wege stand, sah er den Freiherrn, welcher nach Lüneburg ritt, auf sich zukommen. Anfangs überrascht, hatte er unwillkührlich seine Büchse gespannt, da er aber das bleiche, kummervolle Gesicht des Alten sah, trat er mitleidig auf ihn zu und grüßte ihn. — Der Freiherr erschrack, hielt sein Pferd an, reichte aber gleich darauf Gotthold die Hand, nickte ihm, als ob er ihn trösten wollte, freundlich zu und ritt weiter. Dieser Händedruck hatte den sanften Jüngling ganz mit dem Alten ausgesöhnt.

Die Decembernächte begannen nun kalt zu werden, das Weihnachtfest brachte den Frost, bald sollte die Eisfahrt Gotthold's Wanderungen stören, aber trotz der Bitten seiner Mutter begann er auch jetzt noch die Wallfahrt. Erlaubt, Vater, bat er eines Abends: daß ich, bis das Eis steht, drüben bei dem Vetter bleiben kann. Gönnt mir den Trost. Sie kann nicht ruhig schlafen, hört sie das Lied nicht. — Der Vater schüttelte zwar das graue Haupt, aber noch war keine Gefahr, er erlaubte es ihm, ein größeres Unglück zu verhüten. Gotthold zog hinüber und konnte auch jetzt, während das Treibeis die Ueberfahrt hinderte, jeden Abend sich unter den kahlen Weidenstamm setzen und sein Lied blasen.

Bald erlaubte ihm der Frost heimzukehren und wieder aus dem Vaterhause die nächtliche Wanderung zu beginnen. In seinen Pelz gehüllt, pilgerte er in den kalten Abenden des Januar hinüber, und bei'm Geflimmer von Millionen Sternen tönte durch die feierliche Mondnacht der Ton seines Hornes. Nicht Frost, nicht Schneegestöber hielten ihn ab, ihm leuchtete die Sonne, ihm war es Frühling, saß er unfern ihrer Gruft; die Stunden, die er hier verweilte, waren die einzigen schönen seines freudelosen Lebens — Sie stand vor ihm; nach ihr, nach dem Himmel war sein Auge gewendet.

Der Frühling nahte, die Knospen des duftenden Flieders begannen zu schwellen, die Vögel zwitscherten und hüpften freudig von Zweig zu Zweig. Die warme Morgenluft lös'te den Schnee in Tropfen auf und von den Höhen rauschten die Bäche, den Frühling verkündend, nach dem Thale hinab. Noch war der Strom gegen die Frühlingsonne gepanzert und spottete der Bächlein, die seinem eisigen Bette die Decke zu lüften sich drängten; was die Strahlen der Sonne erwärmten, erkaltete bei dem Frosthauch der sternhellen Nächte wieder, und duldsam trug der erstarrte Strom die über ihn ziehenden Lasten. Aber bald wagte sich Roß und Mann nicht mehr hinüber und nur noch der kecke Waghals vertraute sich der ungewissen eisigen Brücke an, als Gotthold am Abend das Waldhorn ergriff, seine Grabfahrt zu beginnen. Die Mutter bat, selbst der Vater schalt ihn einen Thoren. Ich stehe ja in Gottes Hand, sprach der Jüngling freudig: laßt mich heute nur noch ziehen, Vater! — Er bat so wehmüthig, die Eltern konnten dem Unglücklichen den einzigen Trost, der ihm noch blieb, nicht versagen, doch beklommener als je drückte ihn bei'm Abschiede die Mutter an ihr Herz und fester wie gewöhnlich schien heute der Druck der Vaterhand zu sein.

Als Gotthold auf dem abgehauenen Weidenstamme saß und, sein Auge nach dem Hügel gerichtet, das Sterbelied blies, schien es ihm, als öffne sich die Pforte der Gruft und Anna stände am Eingange und winke ihm. Es überlief ihn eiskalt, sein Auge sah starr nach der Stelle hin, wo, vom falben Mondlicht erhellt, die Gestalt ihm immer noch zu winken schien. Ein Todesschauer überlief ihn, er setzte das Waldhorn ab und unwillkührlich drang das Lied aus seiner Brust und die tröstenden Worte senkten auch in sein Herz den Trost, der Blick nach den Sternen lös'te den Schauer in Sehnsucht auf, und als er das Auge wieder nach dem Eingange richtete, sah er die Pforte verschlossen, die Gestalt war verschwunden, nur der dunkle Schatten der wogenden Thränenweide schwankte noch hin und her; die Phantasie hatte ihn getäuscht.

Von Sehnsucht ergriffen, von Andacht durchdrungen warf er sich auf seine Kniee und betete. Nicht den Sturm, welcher die Wolken der Scheibe

des Mondes vorüberjagte, nicht das Murmeln der herbeiziehenden Gewässer, nicht das ferne Rauschen, als ob die Meeresfluth an trotzenden Klippen sich bricht, nicht den Donnerton, gleich dem Brausen nahender Gewitter, hörte er während seines Gebetes. Als er es aber beendet, aufgestanden und sich zur Rückkehr geschickt hatte, vernahm er das Toben der Natur und erkannte nun die Gefahr. Einen Augenblick war er unentschlossen, dann gedachte er seiner zagenden ängstlichen Mutter. Ich muß sie beruhigen, rief er, vertrauenvoll einen Blick gen Himmel werfend, und betrat nun die eisige Brücke, übergab den Körper den Fluthen, seine Seele Gott, und eilte hinüber. — Schon stand das Wasser über der Decke, aber auch schon nahe war er dem andern Ufer — da schwankte es unter ihm — er beflügelte seine Schritte — ein furchtbarer Knall, gleich einem sich entladenden Mordgeschütz vor ihm — hinter ihm — das Eis borst. Kaum noch hundert Schritte von dem rettenden Ufer, und eine nicht zu überspringende Kluft gähnte ihn an und hemmte seine Schritte. Er lief zurück, der Boden schwankte unter ihm, die Brücke von Eis war gebrochen, die Fluthen hoben die Decke und sanft, wie das Kind in schaukelnder Wiege, schwamm er auf einer Scholle dahin.

Du hast mich gerufen, Anna, und ich komme! sagte er jetzt ruhig und heiter, und die Todesangst war vorüber: In den Fluthen fandest Du Dein Grab, auch das meine soll ich dort finden. Des Herrn Wille geschehe! — Leb' wohl, auf Wiedersehen dort oben! — Und unter dem Rauschen der wogenden Wellen, zwischen dem Brausen der rollenden Schollen, tönte das Sterbelied durch die schauerliche Mondnacht sanft wie die Stimme des Engels, der bei dem furchtbaren Krachen der geöffneten Gräber am Tage der Auferstehung die gläubigen Herzen zum ewigen Leben erweckt.

Der drohende Eisgang mit seinem furchtbaren Getöse hatte die müden Schläfer aufgeschreckt und sie an's Ufer gerufen. Angstvoll sah hier Jeder der drohenden Gefahr entgegen. Auch den Oberförster und sein Weib trieb die Sorge um den Sohn dahin. Mit angsterfülltem Herzen sahen sie dem furchtbaren Schauspiele zu, und des Vaters Trost vermochte der Mutter Angst nicht zu lindern, auch seinem Troste war die Kraft genommen, denn ihm fehlte das eigene Vertrauen. Da suchten sie es bei dem Vater im Himmel, falteten die Hände und flehten um Schutz für den Sohn. — Und als sie noch beteten, vernahmen sie aus der Ferne die schmelzenden Töne des Waldhorns. Horch, Vater! rief die Mutter, das Gebet unterbrechend: horch! unser Sohn naht: das Unglück ereilte ihn nicht, Gott erhörte unser Gebet! der Vater schwieg, auf die Töne lauschend.

Sie kamen immer näher und näher. Sie kommen vom Wasser her, sagte die Mutter jetzt bebend: Vater, Gott erhörte unser Gebet nicht!

Sein Name sei gelobt, sein Name sei gepriesen! sprach der Alte, und eine Kniee bebten, als er in der Mitte der Fluth eine dunkle Gestalt auf

einer Eisscholle daher schwimmen sah und die Töne des Sterbeliedes vernahm.

Hilfe! Hilfe! Rettung! rief die ohnmächtig niedersinkende Mutter. — Aber Hilfe war unmöglich, kein rettender Kahn konnte durch die sich wälzenden Schollen dringen. Der Vater mußte mit dumpfer Verzweiflung sehen, wie der geliebte Sohn, sein einziges Kind, dem unfehlbaren Tode entgegen zog. Glücklicher war die Mutter, welche, bewußtlos, ihn nicht vorüber ziehen sah, nicht des Sterbeliedes herzzereißende Töne vernahm.

Leb' wohl, Vater! leb' wohl, gute Mutter! tönte es jetzt durch das Sturmgebrause herüber.

Fahr' wohl, fahr' wohl, mein Sohn! rief der jammernde Vater: Der Name des Herrn sei gelobt, auch wenn das Herz bricht! — Und die Töne des Waldhorns erschallten wieder, des heiligen Liedes Trostruf drang aus der rauschenden Fluth, und von beiden Ufern sang die staunende, von Schauder ergriffene Menge in feierlichem Chor: „Jesus meine Zuversicht," und „Mein Heiland ist mein Leben."

Und als die Töne des Waldhorns verhallten, schwieg auch das Lied, nur der Sturmwind braus'te noch, und die Wasser rauschten, die Macht des Herrn verkündend.

---

des Mondes vorüberjagte, nicht das Murmeln der herbeiziehenden Gewässer, nicht das ferne Rauschen, als ob die Meeresfluth an trotzenden Klippen sich bricht, nicht den Donnerton, gleich dem Brausen nahender Gewitter, hörte er während seines Gebetes. Als er es aber beendet, aufgestanden und sich zur Rückkehr geschickt hatte, vernahm er das Toben der Natur und erkannte nun die Gefahr. Einen Augenblick war er unentschlossen, dann gedachte er seiner zagenden ängstlichen Mutter. Ich muß sie beruhigen, rief er, vertrauenvoll einen Blick gen Himmel werfend, und betrat nun die eisige Brücke, übergab den Körper den Fluthen, seine Seele Gott, und eilte hinüber. — Schon stand das Wasser über der Decke, aber auch schon nahe war er dem andern Ufer — da schwankte es unter ihm — er beflügelte seine Schritte — ein furchtbarer Knall, gleich einem sich entladenden Mordgeschütz vor ihm — hinter ihm — das Eis borst. Kaum noch hundert Schritte von dem rettenden Ufer, und eine nicht zu überspringende Kluft gähnte ihn an und hemmte seine Schritte. Er lief zurück, der Boden schwankte unter ihm, die Brücke von Eis war gebrochen, die Fluthen hoben die Decke und sanft, wie das Kind in schaukelnder Wiege, schwamm er auf einer Scholle dahin.

Du hast mich gerufen, Anna, und ich komme! sagte er jetzt ruhig und heiter, und die Todesangst war vorüber: In den Fluthen fandest Du Dein Grab, auch das meine soll ich dort finden. Des Herrn Wille geschehe! — Leb' wohl, auf Wiedersehen dort oben! — Und unter dem Rauschen der wogenden Wellen, zwischen dem Brausen der rollenden Schollen, tönte das Sterbelied durch die schauerliche Mondnacht sanft wie die Stimme des Engels, der bei dem furchtbaren Krachen der geöffneten Gräber am Tage der Auferstehung die gläubigen Herzen zum ewigen Leben erweckt.

Der drohende Eisgang mit seinem furchtbaren Getöse hatte die müden Schläfer aufgeschreckt und sie an's Ufer gerufen. Angstvoll sah hier Jeder der drohenden Gefahr entgegen. Auch den Oberförster und sein Weib trieb die Sorge um den Sohn dahin. Mit angsterfülltem Herzen sahen sie dem furchtbaren Schauspiele zu, und des Vaters Trost vermochte der Mutter Angst nicht zu lindern, auch seinem Troste war die Kraft genommen, denn ihm fehlte das eigene Vertrauen. Da suchten sie es bei dem Vater im Himmel, falteten die Hände und flehten um Schutz für den Sohn. — Und als sie noch beteten, vernahmen sie aus der Ferne die schmelzenden Töne des Waldhorns. Horch, Vater! rief die Mutter, das Gebet unterbrechend: horch! unser Sohn naht: das Unglück ereilte ihn nicht, Gott erhörte unser Gebet! der Vater schwieg, auf die Töne lauschend.

Sie kamen immer näher und näher. Sie kommen vom Wasser her, sagte die Mutter jetzt bebend: Vater, Gott erhörte unser Gebet nicht!

Sein Name sei gelobt, sein Name sei gepriesen! sprach der Alte, und eine Kniee bebten, als er in der Mitte der Fluth eine dunkle Gestalt auf

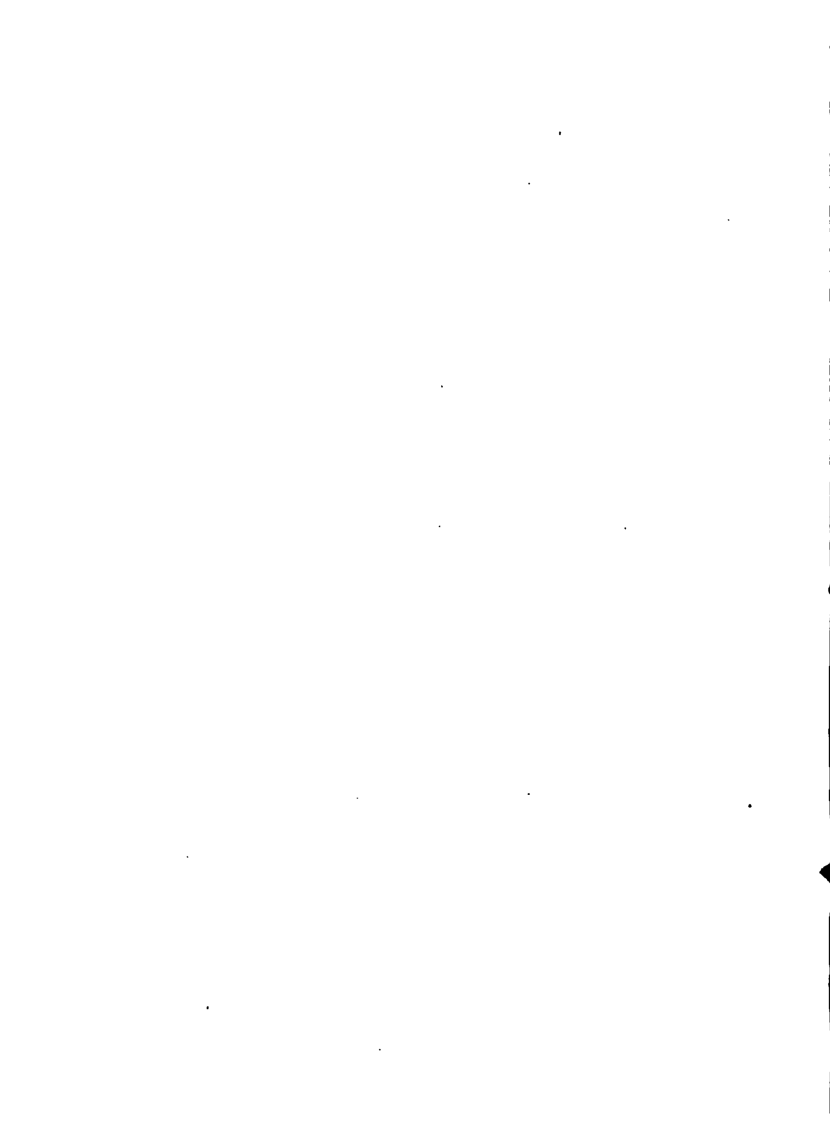
einer Eisscholle daher schwimmen sah und die Töne des Sterbeliedes vernahm.

Hilfe! Hilfe! Rettung! rief die ohnmächtig niedersinkende Mutter. — Aber Hilfe war unmöglich, kein rettender Kahn konnte durch die sich wälzenden Schollen dringen. Der Vater mußte mit dumpfer Verzweiflung sehen, wie der geliebte Sohn, sein einziges Kind, dem unfehlbaren Tode entgegen zog. Glücklicher war die Mutter, welche, bewußtlos, ihn nicht vorüber ziehen sah, nicht des Sterbeliedes herzzereißende Töne vernahm.

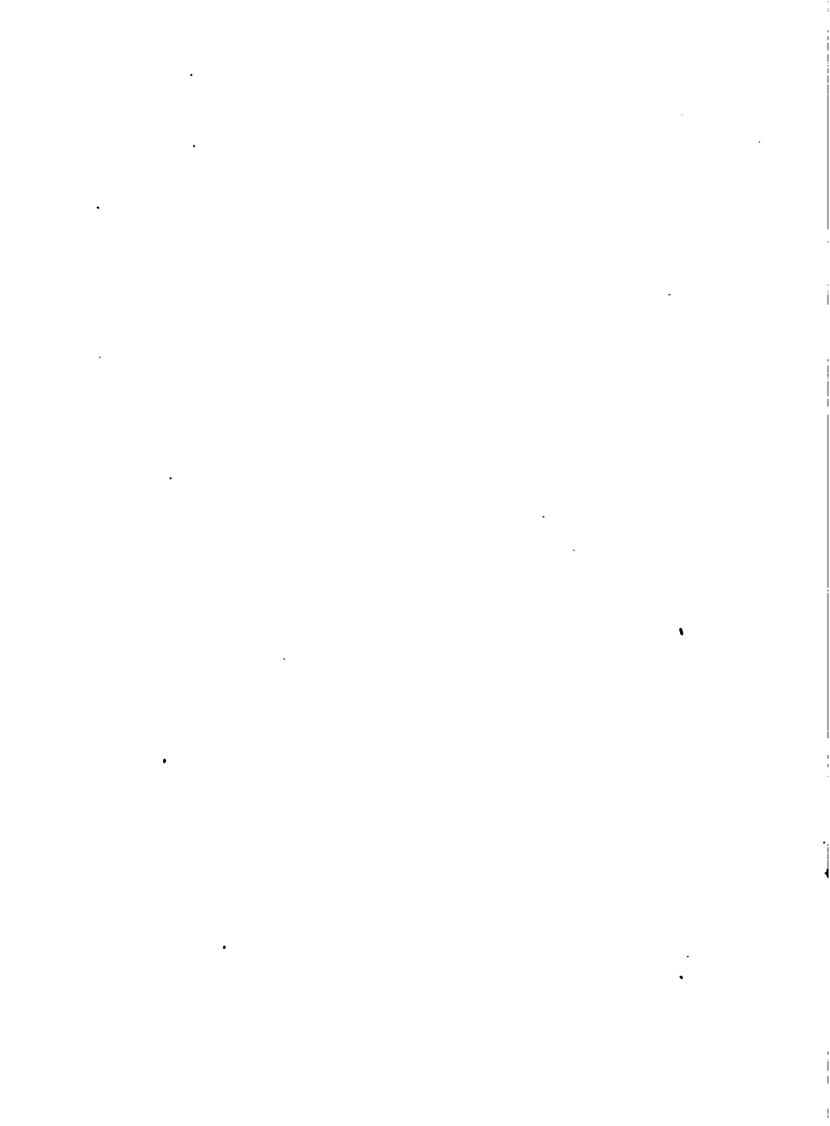
Leb' wohl, Vater! leb' wohl, gute Mutter! tönte es jetzt durch das Sturmgebrause herüber.

Fahr' wohl, fahr' wohl, mein Sohn! rief der jammernde Vater: Der Name des Herrn sei gelobt, auch wenn das Herz bricht! — Und die Töne des Waldhorns erschallten wieder, des heiligen Liedes Trostruf drang aus der rauschenden Fluth, und von beiden Ufern sang die staunende, von Schauder ergriffene Menge in feierlichem Chor: „Jesus meine Zuversicht,“ und „Mein Heiland ist mein Leben.“

Und als die Töne des Waldhorns verhallten, schwieg auch das Lied, nur der Sturmwind braus'te noch, und die Wasser rauschten, die Macht des Herrn verkündend.



Verwandlungen.



Der erste Eindruck.

Julius von Wartenburg hatte eben die Universität verlassen und kehrte in's väterliche Haus zurück. Rascher mußten die Braunen traben, als er den Thurm seiner Heimath erblickte und mit klopfenden Herzen fuhr er in den Schloßhof ein. — Sein Blick eilte schnell an allen Fenstern vorüber, wandte sich nach der Thür, aus welcher die Eltern zu seinem Empfang traten, und kaum hatte er sich ihren Armen entwunden, als sein Auge auch schon nach etwas zu fragen schien, was die Mutter sogleich errieth.

Auguste ist in das Hölzchen spazieren gegangen, sie wird aber gleich kommen, ich habe nach ihr geschickt! sagte sie theilnehmend.

Bei dem Namen Auguste erröthete Julius. Die Mutter lächelte. Gebe Gott, daß unsere Wünsche in Erfüllung gehen mögen! fuhr sie mit freundlichem Ernste fort: und daß dies liebe Kind dereinst den häuslichen Segen in unserem Friedenshause befestigen möge!

Da kömmt sie ja! rief der Vater. — Julius sah auf; eine lange aufgeschossene Gestalt schlich ihm entgegen. Das ist Auguste? fragte er leise die Mutter. — Das ist Auguste! antwortete sie eben so: ein Engel, wenn auch kein schöner Engel!

Sie nahte. Julius konnte nun die Züge deutlicher erkennen. Auguste, fünfzehn Jahr alt, war eine von jenen Gestalten, wozu der Meister den Stoff getrieben, aber noch nicht gerundet hatte. Groß für ihr Alter war sie und sehr hager. Ihren gebräunten Teint hob keine frische Röthe, ihr großes blaues Auge blickte matt und nur ein Zug von Schwermuth gab ihm Interesse. Zwar war ihr blondes Haar schön, die goldenen Locken fielen rollend, aber leider über gebräunte Schultern herab. Alles hatte den Anstrich einer Treibhausfrucht, nirgend die Frische der Jungfrau, nirgend das Liebliche des Kindes. Sie neigte sich schweigend vor dem Vetter, sprach wenig und unterhielt sich nur dann mit Julius, wenn sie es nicht vermeiden konnte.

Am Abende, wo Vater, Mutter und Julius im Pavillon am See allein saßen, fragte der Vater: Nun, wie gefällt Dir Auguste?

Schlecht! antwortete der junge Mann ganz offen.

Dacht' es mir gleich! unterbrach ihn Jener: und was auch die gute alte Mutter von Herzensgüte, innigem Gefühle, Talent und Bildung sagen mag; ich dachte es mir gleich, daß Dir das Mädchen nicht gefallen würde.

Aber, lieber Mann! — unterbrach ihn die Mutter.

Aber, mein Schatz! fiel der Alte ihr wieder in die Rede: was hilft das Aber? Wer küßt gern einen Todtenkopf, und viel besser ist die Donna vom Cap der guten Hoffnung doch wahrlich nicht! Geld hin, Geld her — suche Dir ein frisches rothwangiges Mädchen unter den Töchtern des Landes aus; sind Deine Bedürfnisse nicht zu groß, so wirst Du nach unserem Tode auch anständig leben können!

Aber der Bruder!

Schon wieder ein Aber! rief der Hitzkopf: Der wird sagen: Julius ist ein braver Junge, der des Geldes wegen kein Mädchen nimmt, das ihm nicht gefällt; er wird zu uns kommen, seine alten Tage bei uns verleben und mit Augusten so lange warten, bis ein bankerotter Bonvivant über den holländischen Ducaten gern die Rosen vermißt. — Julius stimmte zu dem Allen freudig ein, und versicherte: Nichts in der Welt werde ihn bewegen können, diese gelbe, vom Wurm zernagte Rose an seine Brust zu drücken. —

Aber diese Rose dachte, fühlte ganz anders für ihn. Auf der ganzen Reise, wo eine vorlaute Gouvernante sie mit dem Plane ihres Vaters bekannt gemacht, hatte die erwachende Phantasie ihr das Bild des Jünglings lieblich ausgeschmückt. Kaum den Kinderjahren entwachsen, uneingeweiht in die Mysterien des Herzens, hatten sich während der langen eintönigen Reise tausend verschiedene Bilder in einander verschlungen; keines hatte sie recht festhalten, keines sich ganz ausmalen können. Als aber der Diener sie jetzt im Wäldchen traf, und ihr sagte, daß der junge Herr angekommen sei und sie erwartet würde, gestalteten sich schnell die dunkeln Bilder; Julius, der für sie bestimmte Julius, stand geformt und geschmückt vor ihrer Phantasie, schön und herrlich, und mit ängstlich klopfendem Herzen eilte sie ihm entgegen.

Doch trotz ihres selbstgeschaffenen Bildes war sie überrascht, als er vor ihr stand und sie den schönen blühenden Jüngling anschaute; aber auch eisig rieselte es ihr durch die Adern zum klopfenden Herzen, als sie mit diesem Blicke in seinem Augen das Erschrecken las, und er der Mutter: Das ist Auguste? in's Ohr raunte. Der Funke, den der erste Anblick zur Flamme geweckt hatte, wurde schnell gedämpft und schüchtern zog sich die Gebeugte in sich zurück.

Dieses Zurückziehen, die Befangenheit, mit welcher sie sich ihm näherte, die Aengstlichkeit, mit der sie jede geistige Berührung mit ihm vermied, auch wohl der Gram, der sich auf ihrem bleichen Gesichte malte, der Kampf in ihrem Innern, wo Stolz und das bescheiden demüthige Gefühl, sie sei nicht

schön, mit der Sehnsucht der ersten Liebe stritt — dies Alles konnte sie in den Augen des überspannten, Ideale aufsuchenden Jünglings nicht liebenswürdiger machen. Die wenigen Wochen, welche er in seiner Eltern Hause verlebte, trennten sie noch mehr und untergruben die Hoffnung der Mutter, welche Augusten lieb gewonnen hatte, und deren inneren Werth schätzend, eine Verbindung mit ihrem Sohne herzlich wünschte. — Die auf zwei Jahre bestimmte Reise in's Ausland wurde angetreten und leicht wie ein Vogel, der seinem Käfige entfliegt, fuhr Julius nach Hamburg und ließ, ohne es zu ahnen, sein Bild in Augustens Herzen zurück.

Die Reise.

Der alte Werner, Augustens Vater, war der Bruder der Frau von Wartenberg. Schon in früher Jugend von dem Schicksal aus dem väterlichen Hause getrieben, hatte er in Indien sein Glück versucht, sich endlich am Cap niedergelassen, und dort durch Fleiß und glückliche Speculationen ein bedeutendes Vermögen erworben. Der Tod seiner Gattin und die Anhänglichkeit an seine Schwester, auch die Liebe zu Auguste bestimmte ihn, dort das Etablissement aufzugeben, nach Europa zurück zu kehren und hier in Ruhe die Früchte seines Fleißes zu genießen.

Die Tochter mit seinem Neffen verheirathet zu sehen, war sein, war der Schwester sehnlichster Wunsch. An ein Mißglücken dieses Plans dachte er nicht. Gewohnt, alle wohlberechneten Speculationen gelingen zu sehen, konnte es ihm auch nicht einfallen, daß irgend Jemand seine liebe Auguste, dieses Engelkind mit ihrem bedeutenden Vermögen ausschlagen würde. Er schickte daher diese mit ihrer Erzieherin nach Blankensee voraus, während er in Amsterdam seine Geschäfte in Ordnung brachte, und war nicht wenig verwundert, als ihn die Schwester in einem Briefe bat, die Sache noch so lange auf sich ruhen zu lassen, bis Julius wieder von Reisen zurück gekommen sei, wo dann die Mutter hoffte, daß er wohl sein Glück mehr in der Reinheit eines sanften Herzens als in der Blüthe der Wangen suchen würde.

Ihre Hoffnung wurde jedoch immer mehr zum sehnlichsten Wunsche, als sie einen Blick in das unbewachte Herz des Mädchens gethan hatte und Auguste ihr endlich gestehen mußte, daß sie Julius liebe. Zwar waren die Briefe des Sohnes eben nicht geeignet, diese Hoffnung zu nähren; er erklärte sich darin bestimmt, daß ihn keine Rücksicht je würde vermögen können, gegen seine Neigung zu heirathen; doch es war ja die Lieblings-Idee der Mutter, und welche Frau gibt diese auf? Immer hoffte sie, ihre liebe Auguste, die ihr mit jedem Tage werther wurde, dereinst als Tochter an ihr Herz zu drücken.

Mochte auch der alte Caspar, der Julius auf seinen Reisen begleitete, noch so sorgsam die Vorschrift der Mutter befolgen und in so manchen langweiligen Augenblicken, welche das schlechte Wetter und die noch schlechteren Gasthäuser den Reisenden bereiten, von den lieben engelguten Fräulein Auguste sprechen; mochte er manche bittere Erfahrung, die Julius Gelegenheit hatte zu machen, benutzen, ihm zu erzählen, daß Schönheit nicht immer das höchste, edelste Gut des Weibes sei; es half ihm nichts, und all seine List und seine Bemühungen scheiterten an dem lebendigen Gemüthe seines Herrn, der, nur der Schönheit opfernd, selbst an den Grazien, ohne sie, kalt vorüber gegangen wäre.

Zwei Jahre waren fast verflossen; England, Italien, Griechenland, der Archipel durchstreift, und die Reisenden über Marseille nach Paris, dieser sogenannten Hauptstadt der Welt gekommen, als eine traurige Erfahrung einen bleibenderen schmerzvolleren Eindruck auf Julius hervorbrachte als alle weisen Ermahnungen seines alten Dieners. Er hatte in Paris die Bekanntschaft eines reizenden talentvollen Mädchens gemacht. Bezaubert von ihrem Liebreiz hatte er Monate lang in ihren Fesseln geschmachtet, hatte die Seligkeit der idealen Liebe aus dem Becher dieser Hebe genippt und schon war der Brief an seine Eltern beendet, worin er um ihre Einwilligung zur Verbindung mit Clementinen bat, als der Schleier riß und der Betrogene in seiner Sylphide eine gemeine Kokette erblickte, an deren Triumphwagen er mit Tausenden zugleich gezogen und mit ihnen zu ihrem Spielwerk gedient hatte. Der Brief an die Mutter wurde zerrissen, den lakonischen Ermahnungen und Nutzanwendungen des alten Mentors ein willigeres Ohr geliehen als je; und ein Brief seiner Mutter, den er in dieser Zeit erhielt und der seine Abreise von Paris bestimmte, mit Ruhe, mit Freude gelesen.

Die Mutter schrieb ihm nemlich: daß der Onkel, über seine Weigerung empfindlich, den sehr unüberlegten Schritt gethan habe, Augusten an einen alten Bekannten, den reichen van Moers von Rotterdam zu verheirathen; jedoch, aus alter Neigung zu seinem Pathen, 100,000 Gulden dem Fräulein Constanze von Falkenberg als Mitgift ausgesetzt habe, im Fall dieses gewiß hübsche Mädchen, welches Augustens innige Freundin sei, ihm gefalle und er sie zu heirathen sich entschließen würde. Die Mutter schilderte nun diese Constanze als die reizendste Brünette, voller Talent und Geist, und benachrichtigte ihn, daß sie Ende Juni mit dem jungen Ehepaar, wovon beläufig gesagt der Gatte ein Funfziger sei, in Neufchatel eintreffen und dort einige Monate bleiben werde. Es sei nun der Wille des Vaters, daß er den Aufenthalt in Paris abkürzen, die Reise nach der Schweiz antreten und die für ihn bestimmte Braut dort kennen lernen möchte.

Ohne Deiner Neigung im geringsten Fesseln anzulegen, schloß der Brief, ist es doch unser sehnlichster Wunsch, daß Du diese in jeder Art vortheilhafte Partie nicht ausschlagen und dadurch Deinem guten Onkel, der

Dich von jeher so zärtlich liebte und der für Dich immer so väterlich sorgte, nicht wehe thun möchtest. Laß Dich nicht von dem ersten Eindruck hinreißen, aber auch nicht abstoßen, wie es bei Augusten der Fall war; prüfe erst genau Dich und Dein Herz, denn um Alles wünschten wir nicht, daß Du vielleicht aus übertriebener Bereitwilligkeit unsern Wünschen entgegen zu kommen, einen Schritt thätest, der das Glück Deines ganzen Lebens untergraben könnte. Ich fürchte, Du wirst jetzt einsehen, wie sehr man sich täuschen und wie oft die bescheidene anspruchlose Knospe sich lieblich und reizend zur blühenden Rose entfalten kann.

So wenig dieser Brief Julius in einer fröhlichen Stimmung traf, so mußte er doch über den Schluß desselben lächeln. Nein! rief er spöttelnd aus: hat die Liebe zu dem ehrenwerthen Herrn van Moers diese wurmstichige Knospe üppig entfaltet, so hat der alte Herr mit seiner Liebe ein Wunderwerk ausgeführt — ich gönn' es ihm!

Die Abreise von Paris wurde beschlossen; schon am 24. Juni, dem Johannis-Tage fuhr er in Neufschatel ein, und eilte, mehr von Neugierde als von Sehnsucht getrieben, sogleich nach der Wohnung seines neuen Vetters, des Herren van Moers.

Das Wiedersehen.

Julius fand den Herrn van Moers nicht mehr in Neufschatel; er war nach einem Landhause am See gezogen. Ohne sich zu bedenken, fuhr er dahin.

Vor einem freundlichen im schönsten Style gebauten Hause stieg er aus. Ein kleiner dicker Mann, mit einer runden pechschwarzen Perücke auf dem Kopfe, eine lange thönerne Pfeife im Munde, saß in wohlbehaglicher Ruhe vor demselben und trank Thee. Als sich Julius näherte, stand der alte Herr langsam auf und trat wohlbedächtig einen Schritt vor.

Hab' ich vielleicht die Ehre, den Herrn van Moers zu sehen? sagte Julius und betrachtete die kleine schwarze Figur, die in bewegloser Ruhe vor ihm stand.

Zu dienen! entgegnete diese: und Sie mein Herr? hob der Kleine an, ohne sein Pfeifchen ausgehen zu lassen.

Ich bin Julius von Wartenberg!

Willkommen! willkommen! rief der alte Herr: bester Vetter, sein Sie mir herzlich willkommen! Er umschlang den jungen Mann so heftig, daß die Pfeife in tausend Stücke zerbrochen auf der Erde lag. Schnell, als ob dieses Unglück seiner Pfeife alle Elektricität in ihm abgeleitet habe, ließ er ihn los, machte einige höfliche Entschuldigungen seines Ungestüms und nöthigte mit echt holländischem Phlegma den jungen Mann in sein Haus.

Als Julius von dem alten Herrn bewillkommnet wurde, hatte ihn eine Glasthür zwei weibliche Wesen sehen lassen, die mit ihrer Arbeit beschäftigt in einem Saale saßen. Während der Umarmung hatte er bemerkt, daß die Eine plötzlich die Arbeit weggeworfen, aufgesprungen und davon geeilt, die andere aber lachend und ruhig sitzen geblieben war. In gespannter Erwartung folgte er dem Herrn van Moers, der ihn durch manche Querfragen absichtlich aufzuhalten schien, und als sie eben vor der Glasthür ankamen, ihn noch die sonderbare Frage that: Kennen Sie denn Fräulein Constanze schon, lieber Vetter? — unter uns gesagt, Ihre Frau Mutter hat mich mit Ihren Wünschen bekannt gemacht — kennen Sie Ihre Zukünftige schon?

Noch nicht! entgegnete Julius, und seine Augen trafen eine schlanke Figur, die aufgestanden war und wie es schien etwas im Fenster suchte.

Dies ist sie! sagte der Kleine: Sie sind verloren, beßter Vetter! Wendet sie ihre Grazien-Gestalt und blickt mit ihrem Feuer-Auge Sie an, so schlagen Sie heute noch Chamade!

Wer weiß! sagte Julius, in das Zimmer tretend, aus dem in dem nemlichen Augenblick die zweite Grazie auch entschlüpfte.

Lächelnd bat nun Herr van Moers, sich zu setzen und hier etwas zu verweilen. Er entfernte sich; Julius besah indessen die Arbeittische der beiden Frauen.

Jeder Mann sollte mit scharfem kritischen Auge diese Untersuchung in dem Zimmer seiner Braut vor der Hochzeit anstellen; diese stummen Verräther würden sich manchmal deutlicher aussprechen als die Rosenlippen, die dann noch Honig, später oft Wermuth spenden. Da, wo der niedlich geformte Arbeittisch mit höchster Eleganz geordnet ist, wo Alles, bis zum Zwirnknäulchen, von raffinirten Luxus zeugt, und selbst das Nothwendigste in seiner Zierlichkeit bis zur Unbrauchbarkeit verfeinert ist; wo die Arbeit das traurige Resultat zeigt, daß sie nur so viel Stunden benutzt werden kann als man Wochen zu ihrer Verfertigung bedurfte; da überzeuge sich der Mann, daß er künftig in seinem ehelichen Leben mit den eigenen nothwendigen Bedürfnissen die Eleganz erkaufen müssen werde — er waffne sich mit Geduld und Geld.

Liegt aber Alles fein bunt durcheinander, neben der eleganten Perlmutter-Scheere ein zerbrochenes Etui, neben der schöngearbeiteten Strickscheide ein zerstochenes, verbleichtes Nadelkissen, neben der zierlich angefangenen Blumen-Guirlande ein abgetragenes Band; liegt der Strickstrumpf zwischen diesen Allen mit heraus gezogenen Nadeln, so kann der Ehestands-Candidat gewiß sein, daß ihn hier die Verschwendung mit der Unordnung Hand in Hand auf dem nemlichen Wege zum Ruin des ehelichen Glücks führen werde, wie die Eleganz der Vorigen.

Hingegen wo Alles mit ungezwungener Sorgsamkeit geordnet, Alles, bis auf das kleinste Bedürfniß der Arbeit geschmackvoll, doch nicht mit Luxus

gewählt ist, wo der Zwirn fein ordentlich auf Knäueln gewickelt, nicht im Wirrwarr als Geduldprobe da liegt und die Arbeit selbst mehr das Nützliche als das Ueberflüssige, mehr ein Kind der Nothwendigkeit als des Luxus ist, da verweile der Mann gern: denn ein freundliches Bild der thätigen Hausfrau tritt ihm an diesem Tischchen entgegen und ladet ihn ein, die Hand nach diesem Kleinod auszustrecken.

Er trat jetzt zu dem Tischchen, an welchem die zuletzt Entflohene, die er ihrer braunen Locken wegen für Constanze hielt, gesessen hatte. Was fand er dort? einen kleinen runden Tisch, auf welchem, von mächtigen Octav-Bänden gestützt, ein Kästchen in schiefer Richtung stand, auf dessen Deckel die flüchtig gewordene Schöne eine Landschaft in Oel zu malen angefangen hatte. Neben dem Tisch stand ein Anderer, auf welchem der Kasten mit den Farben, dem Pinsel und der Palette in schönster Unordnung lagen. Ach Gott! rief er, still vor sich seufzend: eine Malerin, eine Künstlerin, ein weibliches Genie!

Sie scheinen das Gemälde sehr aufmerksam zu betrachten! sagte jetzt Herr van Moers, der eben herein trat: ich finde es recht hübsch — es ist sehr natürlich gemalt, besonders die Schwäne hier im Wasser — nicht wahr, dies Tabak-Kästchen ist allerliebst?

Ein Tabak-Kästchen? murmelte Julius verwundert.

Sie rauchen doch? — He, Peter, eine Pfeife für den Herrn!

Ich muß danken! unterbrach ihn Julius: ich rauche nicht!

Rauchen nicht? Nun, dann möchte ich doch wissen, für wen Fräulein von Falkenberg das Kästchen malte! sagte der dicke Kleine kopfschüttelnd.

Für Sie wahrscheinlich? meinte Julius, in welchen das mysteriöse Kästchen manchen sonderbaren Gedanken erweckte.

Für mich gewiß nicht! sagte lächelnd Herr van Moers, während Julius kopfschüttelnd zu dem andern Tischchen getreten war.

Sehen Sie nur aus diesem Fenster die herrliche Aussicht nach dem See! sagte der alte Herr: darum hat es meine Frau auch zu ihrem Arbeit-Plätzchen gewählt.

Also dies Augustens Arbeittisch? dachte Julius und sah neugierig nach einem Souvenir, welches, fast beendet, nachläßig wie es schien, hingeworfen und mit einem Tuch bedeckt war. Er besah es und fand auf der einen Seite einen Schmetterling, der eben von einer Rosenknospe hinweg geflattert zu sein schien, die verwelkt und sich beugend an dem Stengel hing. Auf der andern Seite prangte eine frische aufgeblühte Rose; ein Schmetterling, dem Vorigen ganz gleich, umflatterte sie. Die Knospe war mit einer Guirlande von Vergißmeinnicht, die Rose mit einer von Epheu umwunden. Neben dieser Arbeit lag ein kleines zusammen gelegtes Papier, auf welchem Julius scharfes Auge nur die Worte „Schmetterling-Gefieder“ und „Lebenshüttchen,“ lesen konnte.

Meine Frau und Fräulein von Falkenberg! und dies Vetter Julius!

unterbrach jetzt der alte Herr die Gedankenfolge des jungen Mannes, der zu einer Nebenthür zwei Frauen hereintreten sah, unter denen er vergebens Augusten suchte. War es diese hohe schlanke Blondine, welche erröthend die Augen niederschlug? Unmöglich — und doch! — Es waren die Züge, der Ausdruck des Auges — aber dieser Teint, diese frische Rosenblüthe, dieser volle Wuchs! — Nein, nein! — das war Auguste nicht! — und diese Brünette? — das war ja seine bestimmte Braut, die Malerin des Tabak-Kästchens.

Meine Frau hat wohl lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen? unterbrach Herr van Moers die Stille: Sie scheint Ihnen fremd geworden zu sein?

Nicht im Geringsten! erwiderte Julius, der blonden Hebe entgegen tretend: es sind wohl fast zwei Jahre, liebe Cousine?

Fast zwei Jahre stammelte die junge Frau in sonderbarer Verlegenheit.

Finden Sie Augusten in der Zeit verändert? fragte der ehrbare Gatte ganz unbefangen.

Ein bedeutendes „Sehr!“ entfuhr dem Geängstigten. Nein, nein! setzte er gleichsam einlenkend, hinzu! nicht im Geringsten, ich hatte sie gleich wieder erkannt.

Ein schmerzhaftes Lächeln überzog Augustens Gesicht.

So? meinte Herr van Moers: ich dächte doch, sie wäre seitdem etwas größer, stärker geworden!

Als ob ihn diese Bemerkung dazu aufgefordert hätte, betrachtete Julius seine Cousine vom Kopf bis zu den Füßen und war so in ihrem Anschauen versunken, daß er die Verlegenheit der armen Frau gar nicht zu bemerken schien, der es höchst unangenehm sein mußte, besonders in Gegenwart ihres Mannes, dieser Augen-Inquisition ausgesetzt zu sein. Endlich unterbrach der eben eintretende Herr von Bornwald, ein naher Verwandter des Wartenbergschen Hauses, die peinliche Lage, indem er die frühere Bekanntschaft mit Julius erneuerte, und ihn sowohl als die Frau van Moers aus der Verlegenheit riß.

Julius erhielt nun Zeit sich zu sammeln und sein Benehmen in das gehörige Gleichgewicht zu setzen. Die Unterhaltung wurde allgemein und Constanze entwickelte hierbei so viel Witz, so viel Gewandtheit, daß Julius sich selbst gestehen mußte, seine Mutter habe diesmal keine üble Wahl für ihn getroffen.

Constanze war schön, geistreich, liebenswürdig, und hatte ganz die glückliche Gabe, die Unterhaltung zu leiten, ohne daß sie es zu wollen schien, und ihre Umgebungen in den Kreis zu bannen, in welchen sie sich nach ihrem Wunsche bewegen sollten. Julius war von ihrem Geiste entzückt und von der Grazie, die in jeder ihrer kleinsten Bewegungen sich zeigte.

Hier soll die gute Mutter nicht lange vergebens hoffen! sagte er eben

im Stillen zu sich, als sein Blick den Blick der Frau van Moers traf, welche, die dunkeln blauen Augen niederschlagend, sie mit den seidenen blonden Wimpern bedeckte, und mit diesem einzigen Blicke das stolze Gebäude seiner Beständigkeit und die mütterlichen Hoffnungen im Nu umstieß.

Dir hab' ich leichtsinnig entsagt, dir! so dachte er seufzend: dich unwiederbringlich verloren! — Aber eben diese Unwiederbringlichkeit spannte den Bogen, drückte den Pfeil ab und traf sein leicht zu verwundendes Herz. Es wurde ihm nun unheimlich in der Gesellschaft, er wußte nicht mehr wohin er sich wenden sollte. Sprach er mit Constanzen, so zog es ihn unwillkührlich zu Augusten; sprach er mit dieser, so stieß ein gewisses Etwas ihn zurück und trieb ihn zu seiner Bestimmten. Gequält von diesen verschiedenen Gefühlen, mit sich selbst im Streite, erfaßte er das einzige sichere Mittel; er ergriff schnell den Hut, empfahl sich und fuhr nach Neufchatel zurück.

Die drei Grazien.

Kaum nach Hause gekommen, wo Julius von dem alten Caspar mit fast schadenfrohem Lächeln empfangen ward, warf er sich auf das Sopha, schloß die Augen und zauberte Clementine, Constanze und Auguste, diese drei Grazien, herbei. Clementinens Bild ließ er leicht an sich vorüber schweben; nur eine bittere Erinnerung hing sich an diese trügerische Gestalt und hielt sie für Augenblicke fest. Freundlicher, bestimmter trat die braungelockte Constanze vor ihm hin. Die großen sprechenden Augen sahen ihn schalkhaft an; der schöngeformte Mund, aus dem so manches sinnige Wort tönte, öffnete sich wieder zum traulichen Willkommen. Ob sie es wohl weiß, weßhalb ich in Neufchatel bin? Ach, die Mütter können ja solche Geheimnisse nicht verschweigen! — Das wäre doch fatal! meinte er, und hielt ihr Bild recht fest, drückte die Augen immer fester zu und wollte sich so recht vertraut mit seiner Zukünftigten machen, als die gelbe hagere Auguste — nein, nein! — die schlanke Blendendweiße mit ihren Veilchen-Augen und ihrem Madonnenblicke vor ihm stand. Ich bin ja Deine Verlobte! rief sie ihm mit schmachtender Stimme entgegen. — Du warst es! stammelte er wüthend, sprang vom Sopha auf und rief im höchsten Unmuth: Ich Thor, der ich war!

Was befehlen Sie, gnädiger Herr? sagte der alte Caspar im Hereintreten.

Nichts! antwortete Julius brummend.

Sie scheinen mit keiner guten Laune zurück gekommen zu sein? unterbrach der Diener das eingetretene Stillschweigen.

Mit der besten von der Welt!

Sie sind ja so zerstreut, haben ja ein Kanapee-Kissen in Ihrem Arm?

Lächelnd legte es Julius wieder an seine Stelle; der Gedanke unter welcher Firma er wohl eigentlich das Kissen an sich gedrückt haben mochte, erpreßte dies Lächeln.

Auch auf seinem Lager floh ihn die Ruhe. Die lieblichen Drei tanzten um ihn her, scheuchten den Schlummer von seinen müden Augen, und verschlangen sich endlich mit Mohnblüthen und Rosen bekränzt, zu einem lieblichen Morgentraume, aus welchem ihn erst die stechenden Sonnenstrahlen weckten.

Das menschliche Herz muß doch aus sonderbarem Stoffe geformt sein. Heut verschließt es sich launig jedem Gefühle und glaubt sich glücklich bei dieser Leere; morgen öffnet es nicht allein das stille Pförtchen, durch welches der treue Freund, der Bekannte, der Einziggeliebte traulich eintreten kann: nein, es öffnet Thür und Thore und mit Schmetterling-Flügeln flattern tausend Eindrücke als willkommene Gäste in die öden Hallen und werden herzlich willkommen geheißen. Sie entfliehen zwar meist eben so schnell, aber die trauten Zurückgebliebenen kämpfen dann stürmisch um dies einzige Ruheplätzchen, was dort der Wonne bereitet ist.

Clementine war entflohen. Im Kranze des Traumes nur mit Mohnblumen geschmückt war sie schnell verschwunden; doch Constanze und Auguste kämpften Beide noch um das stille Plätzchen, als er seinen Traum ordnend, auch wachend in Vergangenheit und Zukunft fort schwärmte. Er bemerkte nicht das listige Gesicht des alten Caspar, der ihm den Kaffee brachte, und schwieg bei seiner herzlichen Frage, wie er geschlafen habe. Er trank mechanisch eine Tasse nach der andern, und erst als Caspar um die Erlaubniß bat, wenn er vielleicht in einigen Tagen wieder zu dem Herrn van Moers hinaus fahre, ihn mitzunehmen, erwachte er aus seinem stummen Brüten, fuhr heftig auf und sagte: Erst in in einigen Tagen? — jetzt gleich!

Da werden sich doch die gnädige Frau Mutter recht freuen, wenn sie hört, daß hier endlich ihre Wünsche in Erfüllung gehen.

Welche Wünsche? unterbrach ihn Julius.

Glauben Sie denn, mein bester Herr, Unsereins weiß gar nichts und bekümmere sich nicht um das, was die Herrschaft angeht? — Meine Tochter hat es mir gleich geschrieben, daß Fräulein Constanze ihre bestimmte Braut ist.

So? unterbrach ihn Julius, ohne recht auf ihn zu hören; denn seine Gedanken flogen schon nach dem Landhause am See.

So recht konnte ich mich nun freilich nicht darüber freuen, brummte der Alte: denn mir stand Fräulein Auguste immer noch im Sinne; aber als ich hörte, das arme Kind habe einen alten Mann heirathen müssen, da

hat sie mich zwar recht gedauert, doch was nicht zu ändern ist, darüber muß man sich trösten!

Julius schlürfte eben die letzte Tasse und setzte sie hastig auf den Tisch.

Nun freilich! fuhr der Alte fort: ist Schönheit eine wahre Himmelsgabe und Fräulein Constanze — ach, ich kenne sie wohl! — ist ein schmuckes schönes Fräulein, und Frau van Moers ist gar nicht hübsch, aber doch engelgut!

Nicht hübsch? rief jetzt Julius und sprang vom Sopha: Schön ist sie geworden wie ein Engel, blendend ihr Teint; keine Perlrose tauchte ihre Sammetblätter in ein sanfteres Roth als das, was die Schönheit auf Augustens Wangen hauchte. Ihr Wuchs — o daß sich dies Alles erst jetzt entfaltete, daß ich es erst jetzt sehen mußte, da sie für mich verloren ist!

Sehen Sie, gnädiger Herr! sagte Caspar mit seinem glücklichen Phlegma diese Ausrufungen unterbrechend: so geht es in der Welt; was man heute nicht achtet, ist uns morgen werth; was sich heute nicht der Mühe verlohnt, im Sitzen zu ergreifen, darnach laufen wir morgen wie toll!

Nun, was sollen diese Gemeinsprüche?

Sie warnen, daß es Ihnen mit Fräulein Constanzen nicht wieder so geht. Fassen Sie schnell zu, ehe ein zweiter Herr van Moers erscheint und die Braut entführt.

Schweig! sagte Julius verdrießlich, da ihm so eben das Tabakkästchen einfiel. Laß anspannen! rief er dann schnell: wir fahren hinaus, Du kommst mit!

Schmunzelnd vollbrachte Caspar den Befehl. — Der Wagen führte den Herrn und den Diener dem Landhause am See zu.

Die talentvollen Frauen.

Der Herr van Moers saß wieder in freundlicher Ruhe vor der Thür, rauchte sein Pfeifchen und hieß Julius herzlich willkommen. Setzen Sie sich her zu mir, lieber Vetter! es ist ein so schattiges Plätzchen, die Luft nicht so feucht wie dort am See! sagte er, ihn auf einen großen Lehnstuhl nöthigend, der mit dem Rücken nach dem Hause stand. — Julius konnte die Einladung nicht ablehnen; er setzte sich und versuchte, den mächtigen Stuhl seitwärts zu schieben, damit er doch wenigstens in etwas das Haus und die Glasthür im Auge behalten konnte. Vergebens; der schwere Stuhl bohrte sich immer tiefer in die lockere Erde und wich nicht von der Stelle.

Sie haben mir ja noch gar nicht gesagt, wie Ihnen Ihre Fräulein Braut gefallen hat? begann nun der kleine dicke Holländer. In Ihren Jahren, fuhr er gefällig lächelnd fort: elektrisirte mich jedes schöne Kind, und wahrhaftig noch jetzt, während ich mit meiner lieben Frau versprochen war, hätte mich der Courszettel nicht halb so schnell von ihrer Seite nach der Börse gejagt als Sie uns gestern verlassen haben. Die Frauen waren ganz erstaunt. Nun, wie gefällt Ihnen Fräulein Constanze?

Ganz vortrefflich, ganz vorzüglich! sagte Julius zerstreut, sprang auf und sah nach der Thür.

Peter! rief Herr van Moers dem alten Diener entgegen: der Herr da befiehlt etwas!

Nichts, gar nichts! sagte Julius in Verzweiflung, und setzte sich schnell wieder auf den alten Lehnstuhl.

Das Fräulein von Falkenberg, sagte nach dieser Unterbrechung der kleine Mann: ist ein sehr talentvolles Mädchen, singt wie eine Nachtigall und malt recht brav.

Leider! seufzte Julius und dachte an die Malerei-Apparate.

Leider? weshalb leider? unterbrach mit Lebhaftigkeit Herr van Moers: lieben Sie die Talente nicht bei dem weiblichen Geschlechte?

Nicht besonders!

Wunderbar! Auf unsern indischen Besitzungen wird an der Sklavin das kleinste Talent sehr theuer bezahlt. Wenn sie nur etwas das Tambourin spielen, ein liebliches Stimmchen haben oder sonst etwas können, gleich fordern die Sklavenhändler hundert und mehre Gulden mehr.

Hm! unterbrach Julius mit Laune: hier bezahlen wir oft die Talente noch theuer.

Wie so? fragte der Alte.

Der Mann verkauft seine Freiheit und das Mädchen erhandelt sie sich durch ein lockendes Talent.

Das verstehe ich nicht! sagte van Moers gelassen, klopfte seine Pfeife aus und legte sie bei Seite: Erklären Sie sich deutlicher, so etwas interessirt mich!

Ich dächte, bester, liebster Herr Vetter! rief Julius ungeduldig: ich hätte deutlich genug gesprochen, um mich verstehen zu können. Die Talente unserer Mädchen sind die Lockvögel, die uns in's Garn ziehen; mit einer italienischen Arie cadenziren sie sich in unser Herz und mit ihrem Pinsel malen sie uns die Teufel zu Engeln. Wir fassen zu und sind gefangen! — Sind wir aber erst im Netze, dann werden die Talente nicht mehr für uns, sondern nur auf unsere Kosten cultivirt; für fremde Ohren wird gesungen, und wir bezahlen jede Cavatine mit einem verdorbenen Mittagmahle. Für Andere werden Tabak-Kästchen gemalt, setzte er bitter hinzu: und wir sind nur die Pinsel, womit sie noch den Anstand auf ihre Präsent-Malereien zu bringen wissen!

Doch die Dichterinnen? fiel fast mit Lebhaftigkeit van Moers ihm in die Rede: die werden Sie doch passiren lassen?

Das sind die Schlimmsten! — Die sind als Jungfrauen in dem Stande der Unschuld, da idealisiren sie Alles, jedes Krautgärtchen schaffen sie sich zum Paradiese um; in dieser Epoche sehen sie in uns nur den kräftigen imponirenden Herrn der Schöpfung und schmiegen ihre zarten Glieder an uns, wie sich der Ephen an die starke Ulme schmiegt. Doch erst vom Baume der Erkenntniß genascht, schwindet das Paradies; die Rinde der Ulme, sonst glatt und zart, dünkt ihnen jetzt zu rauh, und der Halbgott steht als langweiliger Adam verwiesen vor Edens Pforte. Doch die Engel mit den flammenden Schwertern, selbst die Schlange, die von dem Baume herab über die Mauern des Paradieses blickt, laden sie ein, das Entschwundene wieder zu suchen. Sie schwärmen von Neuem hinüber in das paradiesische Land der Ideale, suchen dort die verlorene Rosenzeit, ihre Träume, ihre Empfindeleien wieder, und an gutmüthigen Seelen, die ihnen suchen, schwärmen, seufzen helfen, fehlt es wahrlich nicht. Der arme Ehemann kämpft unterdessen in dem Reiche der Wirklichkeit gegen Noth und Nahrungssorgen; sucht in der wirklichen Welt, wovon er die Ideale ernähren soll und verhungert am Ende doch an dem Göttertische, wo seine Gattin, von Apoll, Mars, Herkules und den andern Halbgöttern umringt, schwelgt.

So ganz habe ich Sie nicht verstanden, bester Vetter! sagte van Moers gutmüthig: Der Mythologie, die Sie so sonderbar in das Christenthum verflechten, nicht so recht kundig, ist mir Manches nicht klar; nur so viel versteh' ich, daß Sie schon manche traurige Erfahrung gemacht haben müssen. Waren Sie denn schon verheirathet?

Gott sei gedankt, noch nicht! antwortete Julius triumphirend.

Nun, so wissen Sie auch nicht, wie es einem Adam zu Muthe ist, und können allenfalls nur von den Wespen urtheilen, die den Apfel ihrer Eva umschwärmen! erwiderte der alte Herr, seine Worte etwas stark betonend. Doch mich könnte Ihre Rede in einige Unruhe setzen; denn leider ist meine Frau Dichterin, und ich — er stand gravitätisch auf, reckte seine kleine Figur — und ich bin weder ein Herkules noch ein Apollo, sondern ein armes Adamskind, aus dem Paradiese der Jugend längst schon durch den Engel mit dem flammenden Schwerte, die Zeit, vertrieben. Aber hoffentlich werden Sie doch wohl Ausnahmen gelten lassen! setzte er lächelnd hinzu; denn ich fürchte, wüßten die Damen, welch hartes Urtheil Sie gefällt haben, sie würden es Ihnen nie verzeihen, würden es jetzt gewiß nicht bedauern, die Wasserfahrt auf dem See unternommen zu haben, wozu sie des Vergnügens beraubt wurden, Ihre gehaltreichen Bemerkungen über talentvolle Frauen mit anzuhören!

Allein haben sich die Damen auf das Wasser gewagt? fragte Julius neugierig.

Bitte um Verzeihung, der Herr von Bornwald hat sie begleitet! ant-

wortete Herr van Moers: Meine Frau ist überdies auf dem Wasser so ängstlich, daß sie gewiß nicht allein einen Kahn besteigen würde. Hierbei hat sie nicht meinen Muth. So manche Reise nach Indien hat mich mit diesem Elemente vertraut gemacht.

Werden die Damen bald wieder zurückkehren? unterbrach Julius des Herrn van Moers Einleitung zu seinen Reisebeschreibungen.

Wahrscheinlich! Zwar hatte Herr von Bornwald vorgeschlagen, auf das jenseitige Ufer nach Charbonnet zu fahren; doch hoffe ich, man wird sich eines Bessern besonnen haben, sonst kommen sie vor Abend nicht zurück.

Das war ein Donnerschlag für Julius Ungeduld. Also nicht zu Hause — eine Wasserfahrt mit Herrn von Bornwald, dem wahrscheinlichen Empfänger des Tabak-Kästchens, dem Hausfreunde, der, wie es schien, der jungen Frau vom Hause gar nicht unangenehm war — diese Gedanken durchkreuzten sich. Die Eifersucht trieb ihr neckendes Spiel und das schlimmste dabei war, daß er selbst nicht wußte, welcher von Beiden es eigentlich galt.

Sie werden nun wohl bis zur Wiederkunft der Frauen mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen müssen, lieber Vetter! sagte ironisch lächelnd der alte Herr, als Julius in Gedanken versunken mit unmuthigem Blicke vor ihm stand. Doch, fuhr er freundlicher fort: gedulden Sie sich: wenn ich nicht irre, so seh' ich dort von fern ein Wimpel flattern. Ja, ja, sie sind's!

Sie sind's! rief Julius und stürzte in's Haus.

Der Diebstahl.

Der Weg führte ihn vor dem Arbeittische vorbei. Ein Blick, den er flüchtig darauf warf, ließ ihn das Souvenir entdecken; doch das zusammengelegte Papier lag nicht mehr an der alten Stelle, es sah schelmisch aus einen kleinen Maroquin-Kästchen hervor, das auf dem Tischchen stand. Neugierde, Instinkt, Schicksal — Gott weiß was den Eilenden vermochte, die Hand auszustrecken und im Fluge den Gefangenen zu erlösen, um ihn an sein Herz in glühenden Fesseln zu legen. Mit seiner Beute beladen eilte er, nicht ganz ohne Gewissenbisse, den Frauen entgegen, in deren Mitte der glückliche Bornwald zuversichtlich einher schritt.

Schon so früh hier, Herr von Wartenberg? rief ihm Constanze entgegen: so bald hätten wir Sie nicht vermuthet!

Wirklich? sagte Julius empfindlich: bedaure, daß ich jetzt schon mit meiner Gegenwart störe. Auch Ihnen, liebe Cousine, fuhr er fort, sich zu Frau Moers wendend: bin ich wohl zu früh erschienen?

O nein! erwiderte diese verlegen, und schlug wie immer die Augen nieder.

Verdammte Verlegenheit! dachte Julius: die mir stets den Anblick dieses schönen seelenvollen Auges raubt!

Sind Sie nun getröstet? neckte Constanze.

Julius schien sie nicht zu hören, sein Auge ruhte immer nur auf Augusten, die auch jetzt noch den Blick verlegen an den Boden heftete. Constanze lachte laut auf. Julius erwachte aus seinen Träumen; auch Augustens Blick erhob sich. Sie sah ihren Mann hinter Julius stehen, sank in seine Arme, hing sich schmeichelnd an seinen Hals, küßte ihn herzlich und streichelte seine Wangen.

Du bist bald wieder zurück gekommen, liebe Auguste! sagte der alte Herr, ihre Liebkosungen erwidernd.

Du weißt ja, wie zaghaft ich auf dem Wasser bin! entgegnete die reizende Frau: Ich sehnte mich nach Dir! setzte sie schmeichelnd hinzu und besiegelte diese herzlich gesprochenen Worte mit einem noch herzlicheren Kusse.

Poesie, nichts als Poesie! raunte der alte Herr dem Vetter in's Ohr: Komm ich mir doch jetzt fast vor, wie Ihr Ulmbaum!

Und ich wie der Pinsel! brummte Julius und stand wie auf Kohlen. So bündig er sich auch seiner Rechte auf Augustens Lippen begeben hatte, so wurmte ihn doch ihre Zärtlichkeit gegen ihren Gatten, und erst als sie sich freundlich zu ihm wendete und von gleichgiltigen Dingen zutraulich mit ihm sprach, erst da verschmolz sich die Bitterkeit dieses Augenblicks mit traulicher Unbefangenheit, und alle Verhältnisse vergessend, schlürfte er aus dem Kelche der Gegenwart und entzückte sich an der lieblichen Gestalt, noch mehr aber an dem reinen Gemüthe, an dem gebildeten Verstande dieses sanften, gefühlvollen Wesens, das, ihre jetzigen Verhältnisse anscheinend auch vergessend, wie ein unbefangenes Kind neben ihm wandelte.

Noch nie hatte ein weibliches Wesen ihn auf diese Art ergriffen. Für ihn zwar blieb sie verloren, dies fühlte er; für ihn konnte, durfte sie nichts mehr sein — und war ihm doch so viel! — und vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben sah er in ein Paar seelenvolle himmlische Augen und fühlte nur das Geistige, daß diesem Blicke entströmte; er sah diese herrliche Nymphengestalt neben sich wandeln und dachte nur an das sanfte gute Herz, das diese schöne Hülle deckte.

Nicht stürmisch, wie am vorigen Abend, doch wieder recht bald entfernte er sich; er sehnte sich nach der Einsamkeit. Die Gesellschaft, die sich nach Tische gebildet hatte, war ihm lästig, er genügte sich selbst; in ihm lag Stoff genug zu einer langen wichtigen Unterhaltung; seine Phantasie hatte reichliche Nahrung geschöpft zu herrlichen Bildern, die nur die Einsamkeit ausmalen konnte. Er war in dem Zustande der innern Verzückung, wo die Seele in sich selbst den Stoff zu allem Lieblichen und Schönen findet und jedes Wesen, das vor sie tritt, die Schlummernde aus ihren lieblichen Träumen nur wecken würde.

Das Gedicht.

Träumend kam Julius in seine Wohnung. Aber mit der Leere in seinem Zimmer, mit diesem öden Verlassensein zwischen einsamen Wänden trat auch die Leere in seinem Innern, trat der Verlust schmerzhaft vor ihm hin, den er sich selbst bereitet hatte. Mechanisch legte er die Hand an's Herz; dort knisterte es unter seinem Druck — es war das Papier, welches er von Augustens Nähtisch genommen; er hatte es ganz vergessen. Er war zu ernst gestimmt, zu sehr mit Augusten beschäftigt gewesen, um an die kleine Neckerei zu denken. — Da könnte ich ja wohl einen Spiegel ihres Herzens in meiner Hand halten? rief er aus und entfaltete den Zettel. Es waren Verse, das zeigte ihm das bleiche Mondlicht, aber er konnte sie nicht lesen, nur einzelne Buchstaben ließen sich entziffern. Er klingelte; Caspar hörte nicht — er klingelte wieder; endlich erschien dieser. Licht! rief er ihm entgegen und trat nahe an das Fenster und quälte sich, nur einige Worte herauszufinden. Vergebens! und Caspar blieb so lange! — Seine Unruhe wuchs; war es Neugierde, Ahnung, die ruhige Heiterkeit, die ihn selbst an Augustens Seite begleitet hatte, war dahin, und dieses Blättchen Papier — vielleicht ein Recept der Kochkunst — brachte seine Leidenschaftlichkeit in Bewegung. Das Licht kam; Caspar setzte es lächelnd nieder und Julius las:

Hoffnung! einmal hast du mich betrogen,
Liebe, einmal hast du mir gelogen,
Und noch einmal soll ich euch vertrau'n?
Soll auf eurem Schmetterlings-Gefieder
Mir ein trautes Lebenshüttchen bau'n?
Und mit euch in's Reich der Phantasieen
Weg zu meinem stillen Eiland fliehen?
Ach, ihr senkt euch schmeichelnd zu mir nieder!
Bringt ihr das Verlorne mir auch wieder?
Darf ich eurem Schmeichelworte trau'n?

Als mein Auge noch, von Nacht umgeben,
Auffah in ein paradiesisch Leben,
Stand der Jüngling schön vor meinem Blick;
Sehnsucht zog mich hin zu seinem Herzen,
Doch er stieß die Arme kalt zurück!
Tief gebeugt vom Gram, der sie betroffen,
Floh der Friede, floh des Lebens Hoffen
Schnell aus dem getäuschten wunden Herzen;
Und gequält von nie gekannten Schmerzen
Zog sich die Verstoß'ne still zurück.

Doch der Jugend Kraft hob ihre Blüthe,
Ihrer Wangen matter Schein erglühte,
Milde Hoffnung reicht ihr neu die Hand;
Und die Liebe winkt! — Nur diese Rosen,
Die mir Jugend in die Locken wand,
Können ihn bezaubern, ihn entzücken?
Nur die Schönheit will er an sich drücken?
Nur mit frischen Pupurlippen kosen? —

Konnt' er kalt die Welkende verstoßen,
Die mit Gluth im Herzen vor ihm stand?

Blüthen, die verborgen sich entfalten,
Werden nie verwelken, nie veralten;
Ewig wirkt ein kindliches Gemüth!
Unvergänglich flammt die treue Liebe,
Die verborgen in dem Herzen glüht! —
Wenn die Zeit die Purpurros' entblättert,
Wenn die Zeit das Ideal entgöttert,
Bist du, reine, heil'ge, treue Liebe,
In des Lebens düst'rer Nebel-Trübe
Durch den Sturm noch herrlicher erblüht.

Schweigend legte er das Papier zusammen, sah düster vor sich nieder und eine Thräne drängte sich unwillkürlich in sein Auge. O Sinnlichkeit, du Tyrannin unsers Geschlechts! rief er unmuthig aus: du hast mit deinem trügerischen Lichte mich geblendet und mir das Auge geschlossen, daß ich das zarte Gemüth der Jungfrau nicht erblicken, nicht ahnen konnte; du hast mich tückisch um deinen höchsten Preis betrogen! — Er ergriff noch einmal das Gedicht, las abgebrochen einige Stellen laut. Sie liebt mich! rief er endlich aus, und dieser Gedanke, dies Gefühl ergriff ihn auf eine wunderbare Weise; es erhob ihn. Dieser Augenblick gestaltete ihn zu einem andern Menschen; das Bessere, das so lange in ihm geschlummert hatte, war erwacht und nach kurzem Kampfe trat er siegreich hervor.

Sie ist die Gattin eines Andern, sie scheint ihn zu achten, kindlich zu lieben; ein wolkenloser Himmel ist über ihr, ein reines Gemüth in ihr; ein stiller häuslicher Friede beglückt sie; störe ihn nicht durch deine Leidenschaft, bekämpfe diese Liebe durch Liebe selbst! So rief er sich zu, den festen Entschluß fassend, ihr Bild ans seinem Herzen zu bannen. Noch ehe er sich zur Ruhe legte, nahm er die Feder und schrieb seiner Mutter:

„Hier, wohin mich Ihre Befehle gebannt haben, würde es mir unmöglich werden, Ihre Wünsche zu erfüllen. So liebenswerth, so reizend ich auch Constanzen von Falkenberg an Geist und Körper finde, so würde es mir doch in Augustens Nähe unmöglich sein, Liebe für sie zu fühlen, ohne die ich nie einem Mädchen meine Hand bieten kann. Erlauben Sie daher, liebe Mutter, daß ich zu Ihnen zurückkehren darf; dort, entfernt von ihr, wird mein Herz seine Ruhe wieder finden und Constanzens heiteres Gemüth, vielleicht auch ihre Schönheit dem Jünglinge ersetzen, was er durch eigene Schuld verlor. In Augustens Nähe kann nur ein Wunder mich zu dem Ziele führen, das Sie, gute Mutter, so sehnlich von mir erreicht wünschen, und mich vor einer Thorheit retten, die zu begegnen ich mich zu schwach fühle. Darum meine innige Bitte: erlauben Sie, daß ich bald, recht bald zurückkehre."

Als Caspar diesen Brief am andern Morgen auf die Post getragen hatte, war es Julius, als habe er sein eigenes Todesurtheil gesprochen. Er blieb allein, und wagte es nicht, das Haus des Herrn van Moers zu

betreten. Das Gedicht welches ihm, wie er glaubte, ein helles Licht über Augustens Empfindungen gegeben, hatte die Furcht wie die Hoffnung in ihm erweckt; beide floh er, und als er am andern Tage die Einladung des Herrn van Moers nicht ablehnen konnte, war sein fester Vorsatz! seiner Pflicht, nicht seinem Herzen zu folgen.

Das Geständniß.

Julius hielt Wort; er vermied Augusten. Anfangs war sein Betragen schroff; doch als er sich nach und nach mehr faßte, wurde es geregelter und wenig auffallend. Er behandelte Constanzen mit vieler Aufmerksamkeit, stand oft hinter ihrem Stuhle, sah, wie es schien, mit Theilnahme ihrem Malen zu, sprach über Kunst mit breiter Weitläufigkeit und suchte Alles hervor, um seinen Geist von den Personen auf die Gegenstände zu ziehen. Constanzens Neckereien aber führten ihn immer wieder zurück, und er konnte es sich nicht verbergen, daß bei seiner bestimmten Braut entweder ein sehr hohes Vertrauen auf sich selbst ihre Schritte leitete, oder sie gar nicht in den Plan seiner Eltern einzugehen Lust habe; denn ihr ewiges Necken, das stete Zusammenbringen mit Augusten konnte seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen und der Zweck dieses Betragens mußte ihm räthselhaft bleiben. Auch glaubte er zu bemerken, daß Constanze dennoch gern alle ihre Talente, alle ihre Liebenswürdigkeiten vor ihm entfaltete; daß sie oft gutmüthig den Stachel ihres Witzes einzog, wenn sie ihn zu verwunden befürchten mußte; und wäre daß mysteriöse Kästchen nicht gewesen, hätte selbst in der kalten, fast steifen und gesuchten Entfernung, worin Herr von Bornwald zu Constanzen blieb, nicht etwas sich Näherndes, etwas Verdächtiges gelegen, so hätte er fast glauben können, sie liebe ihn und alle diese kleinen Neckereien und witzigen Anspielungen seien nur Ausbrüche des jugendlichen Muthwillens; die zufällig scheinenden Bemühungen, ihn Augusten zu nähern, nichts als ein sich selbst bereiteter Triumph.

Julius kannte das weibliche Geschlecht mit seinen Schwächen und mit so mancher Seelenstärke, die oft dem männlichen abgeht. Constanzens Benehmen mußte ihm Stoff zum Nachdenken geben, und dies Nachdenken ihn zerstreuen. Aber je mehr er sich mit Constanze beschäftigte, je deutlicher sah er die Wolke, die sich vor Augustens Auge zog. Was wollte sie? was konnte, was durfte sie von ihm erwarten? Gaben ihre entschwundenen Hoffnungen ihr das Recht, sie zu erneuen? mußte das arglose, herzliche, freundliche Benehmen des alternden Gatten sie nicht noch mehr zur Vorsicht aufrufen? — Er widerstand mehre Tage seinem Herzen und dem Zauber, der aus Augustens Auge ihm strahlte. Ein vielleicht überspanntes Gefühl, so natürlich bei solchen stürmischen Verhältnissen, ergriff ihn; er

sah, um den Frieden ihrer Seele zu retten, sich selbst aber endlich von der Qual zu befreien, die ihn peinigte, kein anderes Mittel, als daß er das Opfer sein müsse. Sich Stärke der Seele genug zutrauend, von ihr geschieden, durch heilige unauflösbare Bande von ihr getrennt, ein anderes liebenswürdiges Wesen beglücken zu können, glaubte er nur mit einem solchen gewaltsamen Mittel die Thräne zu trocknen, die oft wie unwillkürlich dem Auge der jungen Frau entschlüpfte. Er nahte sich Constanzen mehr und mehr, und endlich, an einem schönen Abend, bei einem einsamen Spaziergange im Garten wagte es Julius, mit ihr von den Wünschen seiner Eltern zu sprechen.

Sind es auch die Ihrigen, Herr von Wartenberg? sagte die muntere Constanze mit ungewöhnlichem Ernste.

Ja, mein Fräulein! rief Julius mit gepreßter Stimme, und fühlte tief, daß er mit diesem Ja! sich seinem Himmel entriß, um sich in unbekannte Welten zu stürzen.

Setzen wir uns dort am See, dort wollen wir offenhenherzig über diesen ernsten Gegenstand sprechen! sagte jetzt Constanze.

Julius folgte.

Was wünschen Sie denn eigentlich von mir? fragte sie nun, als sie auf der Rasenbank sich nieder gelassen hatten.

Julius schwieg.

Sie scheinen nicht recht mit sich einig zu sein, Herr von Wartenberg?

Sehr einig! unterbrach sie Julius finster.

Nun?

Vereinigen Sie Ihre Wünsche mit den meinigen und mit denen unserer Eltern; reichen Sie mir Ihre Hand, um welche ich Sie jetzt bitte!

Lächelnd zog Constanze den Handschuh aus und reichte Julius die niedliche Hand, der sie ehrerbietig küßte, sie an sein Herz drückte und den feuchten Blick zu den Sternen hob. Es entstand eine lange Pause. Noch hielt er ihre Hand in der seinigen.

Sie haben, begann er endlich; Ihr Glück in meine Hand gelegt, so wie ich mein Glück in die Ihrige gebe — das Schicksal hat uns jetzt für immer vereint.

Auch unsere Herzen? unterbrach ihn Constanze sehr bedeutsam.

Julius wollte antworten; sie legte die Hand auf seinen Mund.

Herr von Wartenberg! sagte sie gutmüthig: die Liebe hat nicht dieses Bündniß geschlossen. Welches Gefühl Sie auch in diesem Augenblicke ergreift, ich kann es nicht ergründen, deshalb Offenheit! Der edle Mann heuchelt nie ein Gefühl, das ihm fremd ist, und opfert nie die Ruhe eines Mädchens, um seine eigene vielleicht — nur vielleicht — zu erkaufen! — Sie schweigen? Julius! — Sie lieben Augusten! — Schlagen sie die Augen nicht nieder — Sie wollen dies Gefühl bekämpfen, das ist edel; Sie wollen an meiner Seite Augusten vergessen — das ist unmöglich! Nur

Gegenliebe kann Liebe erzeugen, sie nähren! — Sie reichte ihm schweigend die Hand. — Kann diese Hand nun noch Werth für Sie haben, können Sie dieselbe noch als Ihr Eigenthum an Ihr Herz drücken?

Constanze! rief Julius aufspringend.

Ruhig lieber Freund! — sie zog ihn sanft zu sich nieder — kränken sollen Sie meine Worte nicht! — Spricht auch das liebende Mädchen nicht zu ihnen, so ist es doch die Freundin, die Sie um Offenheit, um Wahrheit bittet; denn zu ernst ist der Schritt, zu unedel wäre Täuschung, als daß ich sie noch in diesem feierlichen Augenblicke von Ihnen zu fürchten hätte. Sie lieben Augusten!

Ja! sagte Julius mit gepreßter Stimme: ich liebe sie und zolle Ihnen meine höchste Achtung!

Nicht zu früh, Herr von Wartenberg — meine Entsagung ist vielleicht so uneigennützig nicht, wie sie scheint!

Sie lieben Herrn von Bornwald! rief Julius rasch, und freute sich, daß dieses Licht ihn aus der drückenden Stellung retten konnte.

Errathen! entgegnete Constanze ganz unbefangen! wir lieben uns hoffnungslos aber treu! Er ist arm, ich gleichfalls; nur zu unserer Verbindung, Herr von Wartenberg, versprach Ihr gütiger Onkel die Mitgift. Aber auch hoffnungslos wird Treue unser Begleiter sein, und nie könnt' ich die Ihrige werden, ständ' auch mein Bild in Ihrem liebenden Herzen!

Sein Sie glücklich! sagte Julius bewegt, ohne daß die letzten Worte Constanzens feindlich auf seine weiche Stimmung gewirkt hatten: sein Sie glücklich, verzweifeln Sie nicht, mich allein mag die Hoffnung verlassen!

Sie verläßt Keinen, der ihr vertraut! — sagte Constanze aufstehend, reichte dem Schweigenden die Hand und kehrte mit ihm zu der Gesellschaft zurück.

Das Souvenir.

Mit den offenen gegenseitigen Geständnissen der beiden, war eine andere Stimmung in den kleinen Zirkel im Landhause am See zu bemerken. Constanze hatte aufgehört zu necken und der Herr von Bornwald, diese finstre, verdrießliche, monotone Figur, Wärme und Leben bekommen. Die Wolke von Augustens Auge hatte dem Strahle der Sonne weichen müssen und Julius, dieser treue Sohn des augenblicklichen Eindrucks, schien nach der empfindsamen Abend-Scene seine überspannten Ideen von Aufopferung vergessen und aus den vielleicht deutunglos hingeworfenen Worten Constanzens: Sie verläßt Keinen, der ihr vertraut! — ein Gewebe von Bildern gesponnen zu haben, die ihn in das alte Gleis zurückführten, ihn seiner Leidenschaft wieder unbedingt preis gaben. Er war sich von jetzt an kein Räthsel mehr — Auguste — Trennung von ihrem Gatten — ewige

Liebe — Alles schwärmte durch seinen erhitzten Kopf, und nur das Eine: sie muß mir angehören, war der feste Punkt, um den sich Alles drehte. —

Bornwald's Benehmen war ihm nun erklärbar. Seiner Fesseln entledigt, athmete er im Arme der Liebe wieder frei. Augustens Ruhe, ihre wiedergekehrte Heiterkeit zeigte ihm seine Eitelkeit als natürliche Folge ihrer Ueberzeugung, daß er sie liebe. Selbst Constanzens Leichtsinn, mit dem sie bei jeder Gelegenheit ihn der Frau van Moers näher zu bringen suchte, mit dem sie ihn gewissermaßen zum Fortschreiten auf der schlüpfrigen Bahn aufzumuntern schien, schob er auf den Wunsch, ihn ganz von sich abzuziehen — aber der Herr van Moers war und blieb ihm ein Räthsel; den Mann mußte sein Phlegma blind machen oder er mußte einer von den gutmüthigen Menschen sein, die ihrer Ruhe Alles opfern. Er blieb heiter, herzlich gegen ihn: die Zärtlichkeit zu der jungen Gattin nahm eher zu als ab; und auch diese schmiegte sich, wie es schien, immer inniger und herzlicher an den Gatten, und gerade in solchen Momenten, wo er glauben konnte, sie lebe nur ihm und seiner hoffnunglosen Liebe.

Doch die verborgene engverschlossene Flamme kann nicht lange ohne Explosion bleiben. Wochen waren schon so vergangen und er dem Ziele nicht näher gekommen, das er selbst nur undeutlich vor sich sah. Oft, bei manchem traulichen Spaziergange war der Vorsatz in ihm rege geworden, Augusten seine Liebe zu gestehen; doch immer scheuchte ihn der Nimbus zurück, den er um die Heilige zu erblicken glaubte; immer trat der edle Mann dem leichtsinnigen Jüngling entgegen — er fand nie Worte. — Da sollte nun die Dichtkunst, dies von ihm bei Frauen so verrufene Talent, das vollführen, wozu den Lippen der Muth fehlte. Seine glühende Phantasie hauchte in Worten Augustens Bild auf das Papier — zufrieden mit sich und seinem Entschlusse nahm er das Blättchen mit, und das Souvenir sollte der Liebesbote sein, durch den er seine Poesie der Geliebten übergeben wollte.

Der Zufall begünstigte ihn. Er befand sich eines Morgens ganz allein im Saale; das Souvenir lag in feines Velin-Papier gewickelt auf dem Arbeittisch, er öffnete es, wollte sein Gedicht hinein legen, und — dem Zauberer gleich, der, ehe er den Geist noch beschwor, ihn schon leibhaftig vor sich sieht — erschrak er, als er in dem Innern des Souvenirs zwei kleine mit Nadeln angeheftete Gedichte fand. Auf der Seite der welken Knospe stand:

Fliehe, flatt're, bunter Schmetterling,
Schaukle dich auf frischen Purpur-Rosen;
Mit der welken, bleichen, farbelosen,
Buhlet nie der flücht'ge Schmetterling!
Fliehe, flatt're zu den Andern,
Endlich mußt zurück du wandern,
Und dein ewig reger Flattersinn
Führt dich wieder zur Verlaßnen hin!

Auf der Seite der aufgeblühten Rose las er, unverkennbar von Constanzens Hand:

Warum schwebt dein bunter Flattersinn
Immer nur nach einer Blume hin,
Warum, Sylphe, nur nach dieser Rose?
Sprich, bezaubert dich die Dornenlose? —
Keine Macht, du armer Schmetterling,
Kann aus ihrem Zauberkreis dich retten;
Denn wer einmal liebend an ihr hing,
Den umfangen diamantne Ketten.

Eben wollte er diese Blätter herausnehmen, als er Jemand nahen hörte; er legte sein Gedicht schnell zwischen die beiden Schmetterling-Lieder und und eilte in den Garten. — Es war Auguste, die mit Constanze herein trat. Ihr Auge fiel auf das Souvenir, das sie in auffallender Unordnung fand. Sie nahm es, um es wieder zu ordnen, da fiel ihr sein Inhalt auf; sie öffnete es trotz Constanzens Bitten, fand die zwei kleinen Gedichte, welche beide ihre Entstehung Constanzens neckendem Witz verdankten, und das Gedicht von Julius. Sie wollte mit ihrer Freundin deshalb schmollen; doch die Neugierde, das Gedicht zu lesen, dessen Aufschrift: An Auguste, ihr keinen Zweifel ließ, daß es an sie gerichtet sei, ließ ihr keine Zeit dazu. Sie las:

An Auguste.

Womit soll ich Dich vergleichen,
Holdes, liebes Engelbild! —
Soll ich singen, soll ich schweigen? —
Ach, ist von dem mächt'gen Drange
Zur Begeistrung, zum Gesange,
Die bewegte Brust erfüllt,
Muß das Lied zum Himmel steigen!

Soll ich aus der Abendsonne Gluthen,
Soll ich aus der Morgensonne Strahl,
Aus des Silberbaches klaren Fluthen,
Soll ich aus dem stillen Blüthenthal
Farben mir zu Deinem Bilde saugen? —
Nein, zu Deinem Bild, zu diesem Ideal
Muß ich in die Gluth der Phantasie mich tauchen;
Ach, zu Deiner Glorie Zauberlicht
Gibt die Sonne, giebt die Silberquelle,
Gibt das Blumenthal die Farben nicht! —

Was sind Blumen, was sind Blüthen,
Auf des Lebens Pfad gestreut?
Leicht entflieht die Silberwelle
Und die Rosen, die erglühten,
Welken in der Hand der Zeit;
Selbst der Morgensonne Gluthen
Deckt der Wolken dunkler Saum;
Und der Abendsonne Gluthen
Tauchen in des Meeres Fluthen:
Alles schöne muß entfliehen,
Alles Irdische ist Traum.

Aber was von oben stammet,
Was auf Deinen Lippen glüht,
Was aus Deinem Auge flammet,
Unaufhaltsam nach sich zieht;
Dieses reine heilige Gemüth,
Dieses jungfräuliche Zagen,
Dieses freundliche Versagen,
Dieser Zauber holder Sittsamkeit
Welket nimmer in der Hand der Zeit.

Laß die Rosen Dir verblühen,
Deiner Augen sanftes Licht
Löscht der Strom der Lethe nicht!
Laß die Horen Dir entfliehen,
Ach, Dein heiliges Gemüth,
Deines Herzens sanftes Beben,
Wenn auch Dir der Lenz entflieht,
Folgt Dir treu durch's ganze Leben! —

Womit soll ich Dich vergleichen,
Holdes, liebes Engelbild? —
Einer darf ich Dich vergleichen
Einer, die mit hoher Wonne
Die entzückte Brust erfüllt —
Ihr, der heiligen Madonne! —
Sie ist uns des Himmels Wonne,
Du bist uns ihr irdisch Bild!

Kaum hatte sie die letzte Strophe beendet, da warf sie sich in Constanzens Arme. Schwester, liebe Schwester! rief sie aus: es ist vorüber, ich kann nicht mehr! Verdamme nicht meine Schwäche, die nicht länger die Gluth verbergen kann, die sie seit Jahren näherte — er liebt mich, ich bin dessen jetzt gewiß; und gält' es die Ruhe meines ganzen Lebens, ich könnte ihm nicht länger verbergen, wie unaussprechlich auch ich ihn liebe!

Das Geburtsfest.

Einsam irrte Julius indessen im Garten umher. Sein Herz klopfte ängstlich, dachte er, daß jetzt Auguste vielleicht das Gedicht lesen würde. Aber was sollt' es eigentlich? es spricht nicht von Liebe, nicht von meiner Liebe; es huldigt nur ihren Vorzügen und malt nur, was jedem zu malen erlaubt wäre! rief er aus, als er von fern ihre liebliche Gestalt gewahrte. Sie hatte eine aufgeblühte Rose in der Hand, und hinter ihr, mit einem Päckchen im Arm folgte der treue Gatte und Herr von Bornwald, zwischen Beiden aber Constanze, etwas Verhülltes tragend. — Der Zug nahte feierlich dem Gartenhause.

Lieber Vetter! sagte Frau van Moers nicht ohne Verlegenheit: es ist heut Ihr Geburtstag; erlauben Sie, daß wir ihn in unserem kleinen Familien-Zirkel feiern und Ihnen diese werthlosen Geschenke zum Ange-

binde bringen — das meinige hat mir mein Mann so eben gestohlen; mir bleibt daher nur diese Rose, die ich für Sie pflückte; geben Sie diesem einfachen Geschenk eine freundliche Deutung! Sie reichte ihm die Rose und trat zurück.

Freundschaft, sprach nun Constanze mit Pathos: ist das Edelste, was die Götter den Menschen schenkten. Sie waren so freigebig damit, daß sie für sich selbst im Olymp nichts übrig behielten. Die Freundschaft, Herr von Wartenberg, ist also gewiß von allen edlen Empfindungen, die den Menschen durchglühen, die mächtigste, und deshalb reiche ich Ihnen das Bild Ihres treuesten Freundes, von meinen Künstler-Händen, zum Geburtsfest-Geschenk!

Unter ausgelassenem Lachen nahm sie die Serviette von dem Bilde, und der gute alte Herr van Moers sah, zum Sprechen ähnlich, von der Leinwand freundlich und gutmüthig ihn an. Ein Kranz von frischen Rosen schmückte das Bild.

Und ich, sagte der kleine Mann feierlich: der ich alles Schöne und Reizende immer nur von meiner lieben und vortrefflichen Auguste borgen muß, schmückte mich auch jetzt mit ihren Federn und überreiche Ihnen ein Souvenir, welches sie gestickt hatte. Die Schmetterlinge die darauf herumflattern, wollen mir zwar nicht so recht gefallen — es sind so unruhige flüchtige Gesellen — doch ist die Arbeit recht gelungen und ich hoffe, es wird Ihnen Freude machen!

Julius setzte das Bild bei Seite, nahm das Souvenir, entfaltete es, sah zwar die Schmetterling-Lieder verschwunden, doch ein anderes zusammengefaltetes Papier darin verborgen. Sich vergessend, drückte er es, wie er es glaubte heimlich, an seine Lippen.

Was ist denn das noch? fragte Herr van Moers in seinem gewöhnlichen ruhigen Tone; was ist den das für ein Papier, das Sie so zärtlich an Ihre Lippen drücken? Gewiß ein Geburtstag-Gedicht — das hättest Du nicht thun sollen, liebe Frau, der Vetter liebt die Dichterinnen nicht! — Zeigen Sie doch, theilen Sie es mit!

Als Julius es eben entfalten wollte, sah er zu Augusten hinüber — sie erröthete verlegen; Julius zauderte.

Nun, so machen Sie doch! rief der Kleine. In der schrecklichsten Verlegenheit mußte Julius das Papier entfalten. Es war sein eigenes Gedicht, das er vor einer halben Stunde hinein gelegt und das er so eben schwärmerisch an seine Lippen gedrückt hatte.

Nun so lesen Sie doch! fing der alte Herr wieder an.

Julius zögerte immer noch; da riß die muthwillige Constanze ihm das Blatt aus der Hand und hob pathetisch an zu lesen: Womit soll ich Dich vergleichen! — doch mit lautem Lachen unterbrach sie ihre Declamation: Das ist ja ein Gedicht auf mich! wie kommt denn das hierher? Das muß ich als mein Eigenthum zurückfordern! — und keine Bitte des

alten Herrn konnte sie vermögen, es der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ein Blick aus Julius Auge dankte ihr für die feine Wendung, die sie der Sache gegeben hatte, und die Neugierde des guten Herrn van Moers, der heute übrigens von der ausgelassensten Laune war, schien auch beruhigt zu sein.

Nur Auguste war nicht wie sonst. Eine gewisse Unruhe trieb ihren Blick unstät umher; nur auf Julius ruhte ihr Auge ausdrucksvoll und lange. Constanzens Besonnenheit störte auch dieses verrätherische Spiel; sie drückte im Vorbeigehen dem staunenden Julius ein Papier in die Hand und zog die träumende Auguste mit sich fort. Herr van Moers und Bornwald folgten, und allein blieb das Geburtkind, seinen Träumen, seinen Wünschen und seinen Sehnen überlassen.

Er stand sinnend, das Papier in der Hand, sah Augusten nach, die sich noch einmal wendend, ihm mit sehnendem Blicken ein: Auf Wiedersehn! — zuzurufen schien. Er sah, getrennt vom Alten, sie allein in das Haus zurückkehren, wollte folgen — doch noch hielt ihn die Neugier. Was enthält das Papier? — Er legte es auseinander — ein Gedicht, und wieder nur sein Gedicht! — Schon wollte er es zerreißen, das Neckende für immer zerstören, als er am Schlusse Worte von fremder Hand, von ihrer Hand, entdeckte. Er las:

Warum soll die Furcht mich länger binden?
Was des schwachen Weibes zarter Sinn
Dir nicht wagte zu verkünden,
Sagt die kühne Dichterin:
Mit der Gluth der hohen Liebeswonne
Wartet Dein die heilige Madonne!

Sie liebt mich! rief er mit glühendem Flammenblick aus. Sein Genius — o wär' es ein guter! — trieb ihn hin zur Madonna.

Im Saale fand er sie nicht; er öffnete die Thür zu ihrem Zimmer — aus dem Cabinette trat sie hervor — eilte ihm entgegen. Ach, so reizend, so glühend, so himmlisch schön war sie noch nie! — Auguste! rief er aus und sank zu ihren Füßen: und sollt' ich meines Lebens ganzes Glück in diesem einz'gen Augenblicke entschwinden sehen, ich muß Ihnen sagen, daß ich Sie liebe, unaussprechlich liebe! — Sie beugte sich schweigend zu ihm nieder, hob ihn sanft auf und der Glückliche ruhte an ihrer klopfenden Brust.

Noch ruht er in ihrem Arm, noch fühlt er eine nie empfundene Wonne, noch schwelgt er in diesem himmlischen Gefühle, als ihm gegenüber ein Vorhang sich theilte und der alte ehrwürdige van Moers, mit ernstem Blicke, eine Thräne im Auge, unbeweglich wie ein Marmorbild vor ihm stand. Auguste hielt krampfhaft den Jüngling fest, der, wie vom Blitze getroffen, gebannt im Gefühle seiner Schuld vor dem Alten stand. — Immer noch schwieg van Moers. Sein Auge ruhte mehr sorgenvoll als zornig auf den Liebenden. Auguste, laut schluchzend, schmiegte sich fest und fester an

Julius, der kein Wort zu seiner Entschuldigung zu stammeln wagte und hielt ihn innig umfangen; da trat der alte Herr auf sie zu. Sein Schicksal erwartend, blieb Julius unbeweglich, neigte schuldbewußt sein Haupt und barg den scheuen Blick in den blonden Locken der Geliebten. — Gott segne Euch, meine Kinder! rief nun der alte Herr: Gott segne Euch! — liebe sie treu bis zum Grabe — und lohne dankbar, was Dein alter Onkel an Dir gethan!

Julius es ist mein Vater! rief nun Auguste und stürzte in die ausgebreiteten Arme des Alten. Julius sank zu seinen Füßen.

Licht.

Nicht Entfernung, nicht Zeit hatte das Bild des geliebten Jünglings aus Augustens Herzen zu verdrängen vermocht. Sorgsam hatte sie es gepflegt und jede Hoffnung, die nicht an seiner Hand vor sie trat, kalt zurückgewiesen. Seine Mutter, welche die herrliche Gestalt, das Aufblühen des Mädchens sah,' hatte sie zu trösten gesucht, denn sie kannte des Sohnes Gemüth, das, nur vom Scheine angezogen, sich diesem leicht hingab; aber diese Hoffnung war der Armen nicht genügend gewesen, nicht ihrer Schönheit, ihrem Herzen nur wollte sie ihr Glück danken. — In dieser Zeit war des alten Caspar's Bericht über Clementine in Blankensee eingetroffen, und schon senkte die frische Rose traurig ihr Haupt, als schnell die Furcht vor Clementine verschwand, aber nicht die Sehnsucht, die immer lauter, immer mahnender im Busen der Jungfrau glühte; — da verfiel der alte Werner auf die List ihn zu prüfen und zugleich durch diese Prüfung zu strafen.

Constanze, Augustens innige Freundin, wurde gewonnen; sie war ja dem Onkel ihres Bräutigams, des Herrn von Bornwald ihr ganzes Glück schuldig, und trotz alles Sträubens mußte Auguste die Rolle übernehmen, aus der sie fast täglich zu fallen drohte und die sie gewiß nicht durchgeführt haben würde, wenn nicht Constanze, durch diese Intrigue belustigt, sie festgehalten hätte. Sein Hinneigen zu Constanzen — wenn auch für den, der sein Inneres durchschaut hätte, der höchste Beweis seiner reinen Liebe zu Augusten — störte für Augenblicke die Hoffnung und den Plan; doch Constanzens Besonnenheit, Julius Brief an seine Mutter, der, schnell mitgetheilt, noch zur rechten Zeit eintraf, verscheuchte bald die Sorgen; das Gedicht an Auguste hob alle Zweifel und die Madonna löſ'te am Geburtsfeste durch ihre offene Erklärung den Knoten.

Der Schmetterling, der Knospe entflattert, blieb der Rose treu, die herrlich für ihn entfaltet ihm inniger lohnte, als er es wohl eigentlich verdient hatte.

Julia Gonzaga.



Wie ein glänzendes Luftgebild, welches die Sterne, selbst die silberne Scheibe des Mondes verdunkelnd, flammend durch die Himmelsräume schwebt, so strahlte Julia Gonzaga, die Schönste der Schönen, unter den Frauen ihres Jahrhunderts. Nicht nur über Italiens Gefilde verbreitete sich ihr Glanz, durch ganz Europa erscholl der Ruf ihrer Schönheit, selbst an die Sandküsten Afrika's, wo der wilde Barbarossa haus'te, selbst in Constantinopel drang durch die engverschlossene Pforte des Serails das Lob ihrer hohen Schönheit. Dichter aller Nationen besangen sie in Canzonen und Sonetten, selbst die Kälte der deutschen Minnesänger damaliger Zeit erwärmte sich an dem Feuer ihrer Augen, und manches schöne Lied aus diesen Tagen verdanken wir der reizenden Frau, die ein Muster an Schönheit, auch ein Muster an Tugend war.

Schon im sechszehnten Jahre an Vespasian Colonna, Herzog von Trajetto und Grafen von Fondi, einen edlen, aber alten Fürsten vermählt, und durch diese Vermählung von dem Manne ihrer ersten geheimen Liebe, einem jungen edlen aus Campanien getrennt, hing sie mit unerschütterlicher aufrichtiger Treue an ihrem Gatten. Wie ein liebendes Kind dem Vater, so vertraute sie ihm ihre leisesten Gedanken, und sogar ihre frühere Neigung hatte sie ihm nicht verschwiegen.

Grazie mit hoher, seltener Schönheit verbindend, geistreiche Beschützerin der Künste, war sie die Sonne Roms und Neapels. Krieger, Gelehrte, Staatsmänner und Künstler bildeten ihren Hof, und mit unbeschreiblicher Anmuth wußte sie die Herzen der Männer zu fesseln, aber ebenso Jeden in den Schranken hoher Achtung zurückzuhalten. Selbst für den Neid der Frauen stand sie hoch, auch sie huldigten ihr und keine wagte, sich Julia Gonzaga gleich zu stellen. Sie war eine der seltenen Erscheinungen, wie sie nur Jahrhunderte einmal hervorbringen. Noch ist in Rom ein Bild von ihr zu sehen, welches sie in dem Augenblicke darstellt, wo sie in einer für die damalige Zeit ungewöhnlichen Tracht zu einem Maskenball gekleidet, ein Schmuckkästchen vor sich stehen hat. Aber die Seele, die himmlische Grazie konnte der Maler nicht ganz wiedergeben, und das Bild, welches die Dichter, den Pinsel in die Gluth der Phantasie tauchend, uns zurück ließen, ist tausendmal schöner.

Vespasian Colonna, während seines ganzen Lebens mit dem Familien-Kampf gegen den Papst beschäftigt, liebte seine Gattin zärtlich, weihte ihr sein Leben und sah mit stolzer Selbstzufriedenheit auf die Herrliche. Nicht allein aus der Eitelkeit, diesen Juwel sein zu nennen, nein, aus tiefer wahrer Verehrung ging die hohe Achtung hervor, mit welcher er ihr begegnete. Sie war durch Tugend Königin seines Herzens, wie sie durch Schönheit und Anmuth Königin Roms und Neapels war.

Aber die Huldigung der Welt, die Schmeicheleien der Dichter, die anbetunggleiche Verehrung aller Gebildeten, selbst die Achtung und Liebe ihres Gatten, genügten ihr nicht immer. Oft fühlte sie mitten in den Festen, die ihr zu Ehren gegeben wurden, oft in dem Kreise der geistreichen Männer eine gewisse Leere; der Weihrauch, den man ihr streute, ward ihr widrig und eine innere Stimme flüsterte ihr dann zu: Es gibt noch Herrlicheres für Dich, als diese Ambradüfte; brich nur die Blume der Liebe, brich eine Rose, ihr Hauch ist lieblicher als alle Wohlgerüche Arabiens. Doch Julia gab dieser dämonischen Einflüsterung kein Gehör; Stolz, und vielleicht auch ihre erste Liebe verschlossen ihr Herz jedem Eindrucke; denn noch immer, obgleich nun schon vier Jahre vergangen waren, gedachte sie jener Blüthenzeit mit Wohlgefallen, nnd das Bild des schwarzgelockten Giovanni d'Arienzo, mit seinen dunkeln ernsten Augen, den sie seitdem nicht wieder gesehen, schwebte noch zuweilen an ihr vorüber. Saß sie in der stillen Laube ihres einsamen Gartens zu Fondi, so war es ihr oft, als vernähme sie seine liebliche Stimme, seiner Lieder schmelzende Melodie, und die süßesten Erinnerungen verlockten sie dann in jene Zeit; aber sie gab sich dieser Täuschung nicht hin. Wie das Bild eines Heiligen, welchen die Jungfrau in ihr Herz geschlossen, sie vor den Lockungen des Versuchers bewahrt, so war auch die Erinnerung an ihre erste heilige Liebe der feste Grund, auf welchem ihre Tugend, Stürmen trotzend, den Anker auswerfen konnte.

In solchen Tagen, wo ihr der Glanz, der sie in Rom oder Neapel umgab, lästig zu werden begann, eilte sie nach Fondi, wohin Colonna ihr nur selten folgte. Hier in der Einsamkeit sammelte sie sich von den Zerstreuungen wieder, die in Rom ihren Geist von dem Ernsten abgezogen hatten und lebte sich und ihren edleren Gefühlen. Hier prüfte sie streng ihr Betragen; in dem herrlich ausgeschmückten Garten des Schlosses reiften die ernsten Entschlüsse, mit denen sie in das Geräusch der Welt zurückkehrte. Auch jetzt sehnte sie sich nach ihrem Lieblingaufenthalte, weil die Bewerbungen des päpstlichen Nepoten, des Kardinals Hippolyt von Medicis ihr um so mehr lästig zu werden begann; als dieser junge Mann, mit einem schönen Aeußern die Liebenswürdigkeit, das Erbtheil seiner Familie verband, und sie fühlte, daß sie gern in seiner Nähe sei. Sie eilte deshalb nach ihrer Einsamkeit, dort der Erinnerung und der Phantasie leben zu können.

Als sie sich von ihrem Gemahl beurlaubte, sagte dieser freundlich, aber sonderbar lächelnd: Es ist nicht gut, daß Ihr mit Euern Frauen und den paar alten Cavalieren so allein in dem einsamen Fondi seid; ich werde Euch diesmal einen andern Diener senden, den Ihr mir zu Liebe freundlich aufnehmen möget und der es wohl verstehen wird, Euch die Zeit zu verkürzen. Er singt vortrefflich, spielt schön die Laute, soll auch ganz artige Sonette dichten und ein junger bescheidener Mann sein.

Julia war mehr noch über den scherzhaften Ton, mit welchem ihr Gemahl dies sagte, als über den Inhalt seiner Rede verwundert. Sie that ihm hierüber mehrere Fragen, denen er lächelnd auswich. Nun, mein edler Gemahl, sagte sie endlich scherzend: so muß ich fast glauben, Ihr selbst werdet mich in Fondi heimsuchen; Ihr spielt noch jetzt zuweilen die Laute, sollt einst eine bezaubernde Stimme gehabt haben, und manches herrliche Sonett ist aus Eurer Feder geflossen; Ihr habt sicher Euer eigenes Gemälde aus den Tagen Eurer Jugend mir vorgehalten. Auch wüßte ich Niemand, der mir dort willkommener sein könnte, als Ihr.

Diesmal werdet Ihr Euch mit einem Andern begnügen müssen, erwiderte Colonna: meine Geschäfte erlauben es nicht, Euch zu folgen! — Und ohne ihre Neugierde gestillt zu sehen, mußte sie mit ihrer Jugendfreundin Leonore Orbitro und einem fürstlichen Gefolge von Cavalieren und Dienern ihre Reise nach Fondi antreten.

Sie fühlte sich jedesmal wohl, wenn sie das ihr so lieb gewordene Schloß betrat. Mehrere tausend Schritte vom Meere entfernt, welches dichtes Gebüsch hier dem Auge versteckt, liegt die Stadt am Fuße des die Ebene bekränzenden Gebirges. Ihre Lage ist nicht reizend zu nennen, und doch war sie der Lieblingsaufenthalt der Signora und der ihres Gatten. Hier ruhte sein großer Vater Prosper Colonna, dieser edle Kriegsheld, dieser Schrecken der Franzosen, hier Marcus Colonna, sein hoher Ohm; deshalb, wenn es seine politischen Händel erlaubten, eilte er stets nach Fondi, dessen Pallast er mit Schätzen der Kunst und mit Pracht geschmückt und wo er alles gethan hatte, ihn zu einem reizenden Aufenthalt umzuschaffen.

Julia's Herz klopfte auch jetzt freudig als sie ihr Zimmer betrat, ihren Reisemantel abwarf und sich auf den Sessel am Fenster des kleinen Thurmes, wo sie so gern zu sitzen pflegte, niederließ. Hier seufzte sie tief auf. Gottlob, Leonore! sagte sie zu ihrer Freundin: nun bin ich wieder frei und darf mir selbst leben, und was ich empfinde, mir offen gestehen. — Die Sehnsucht nach Fondi war diesmal groß —

Und die Flucht vor dem Kardinal von Medicis eilig, unterbrach sie Leonore.

Scherze nicht, sagte Julia ernst: Du weißt, so sehr mich Deine frohe Laune erheitern kann, so liebe ich selbst aus Deinem Munde diesen Scherz nicht. — Vor dem Kardinal bin ich wahrlich nicht geflohen, so wenig wie

vor meinem eigenen Herzen. Aber ich weiß mir die Sehnsucht nicht zu erklären, die mich hierher trieb und muß fast lächeln, wenn sich die Worte meines Gatten und der mir verheißene Sänger so oft in ihr verbinden.

Nun wahrlich! meinte Leonore scherzend: neugierig bin ich auch, den Mann zu sehen, der Euch aus Eurem Gleichmuth zu bringen vermöchte; denn selbst Giovanni, wenn der Beklagenswerthe noch lebt, darf sich nicht rühmen, Euch nur einen Augenblick schwach gesehen zu haben.

Julia erwiderte nichts, ihr Auge blickte ernst vor sich hin. Auch Leonore schwieg, denn nur zart durfte sie diese Saite berühren.

Wochen waren vergangen und der Verheißene noch nicht erschienen. Julia sowohl als Leonore, wurden mit jedem Tage gespannter, da der Herzog in seinen Briefen stets seiner erwähnte und sie auf ein baldiges Kommen vertröstete. In jedem Fremden, der auf dem Schlosse einritt, glaubte sie den zu sehen, von welchem ihr Gemahl gesprochen, aber von allen Männern, die kamen und gingen, wollte Keiner dem Bilde gleichen, das er von ihm entworfen hatte. Sie zürnte mit sich, daß sie durch einen Scherz ihre Neugierde so rege machen ließ und war schon im Voraus überzeugt, wer es auch sei, er würde ihr wenig Freude und wenig Zerstreuung gewähren.

Eines Tages saß sie allein in ihrer Lieblinglaube im Garten, eben gedachte sie wieder der geheimnißvollen Worte ihres Gatten, als sie den Hufschlag von Rossen auf dem Schloßhofe vernahm. Ihr unerklärbar begann ihr Herz lauter als gewöhnlich zu klopfen, und sie war mit sich unzufrieden, daß sie sich von ihrer Phantasie so hinreißen lasse, und sich sogar, wenn sie des jungen Mannes gedachte, ein Bild von ihm entwerfen konnte.

Ein Diener trat jetzt aus dem Schlosse, seine Gebieterin aufzusuchen. Er ist gekommen! war ihr erster Gedanke, und sie irrte sich nicht. Signora! begann dieser: es ist eben ein Cavalier angelangt, der Euch Briefe von dem Herrn bringt. Er bittet vorgelassen zu werden.

Nannte er seinen Namen? fragte die Herzogin.

Als ich ihn darnach fragte, antwortete der Diener: behauptete er, ihn nicht eher sagen zu dürfen, bis er der Signora den Brief übergeben habe.

So führ' ihn hierher! befahl sie und trat nicht ohne eine gewisse Beklemmung aus der Laube. Sollte es der Verheißene sein, den mir mein Gatte sendet? dachte sie. Und was soll ein junger Mann hier in meiner Nähe? Warum empfiehlt ihn mein Gemahl so dringend und fordert mich auf, ihn freundlich zu empfangen? Wer könnte es sein?

Als sie noch so sann, öffnete sich die Thür des Schlosses, und ein Jüngling, ganz in schwarz gekleidet, trat die Stufen herab und ging auf sie zu. Seine Haltung war edel, doch schien sein Schritt ungewiß und schwan-

tend; sein gebeugtes Haupt erlaubte der Herzogin nicht, das Gesicht deutlich zu sehen, und je näher er kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Jetzt hob er das Haupt, blickte nach ihr auf und Julia sah ein ihr wohlbekanntes Gesicht; ihr Herz begann heftig zu klopfen, ihre Knie bebten, und als er nur noch wenige Schritte von ihr war, winkte sie ihm, sich zu entfernen. Der Fremde neigte sich, warf einen kurzen aber schwermuthvollen Blick auf sie, legte den Brief auf das Gestell einer Bildsäule, wandte sich und ging nach dem Schlosse zurück. — In der peinlichsten Gemüthsbewegung sah ihm Julia nach; schon hob sie den Fuß, ihm zu folgen, schon streckte sie die Arme aus, ihn zurück zu halten, doch hielt sie plötzlich inne, aber ihren Lippen konnte sie nicht gebieten, sie riefen: Arienzo!

Wie durch Zauber fest gebannt stand er bei diesem Rufe, legte die Hand auf sein Herz, sann einen Augenblick, dann wandte er sich und schritt auf die Herzogin zu, die in dem kurzen Augenblicke wieder Fassung erhalten hatte. Tretet näher! rief sie ihm entgegen, als er den weggelegten Brief wieder ergriff. Ihr kommt von meinem Gemahl — seid mir deshalb willkommen! Gebt den Brief!

Er überreichte ihn der Herzogin mit einer leichten kaum bemerkbaren Beugung des Kniees, und sein Auge wagte nicht, während sie das Schreiben las, sie anzublicken.

Der Herzog von Trajetto, mein Gemahl, wünscht, begann nun die Herzogin: daß ihr als Gesellschafts-Cavalier in meinen Dienst treten und hier, in Fondi, mit Eurem Talent mich ergötzen sollt. Jeder Wunsch meines Gemahls ist mir Befehl, so auch dieser, und deshalb seid mir gegrüßt. Es liegen Euch hier nur wenige Pflichten ob; fuhr sie mit hohem Ernste fort: die erste von Allen sei Bescheidenheit, dann zieht einen dichten Schleier vor das Vergangene und bleibt so viel es sich thun läßt aus meiner Nähe gebannt. Erfüllt Ihr diese, so wird Euch meine Achtung lohnen. Mein Maior domo wird Euch das Weitere sagen.

Sie winkte ihm, sich zu entfernen; er verneigte sich und ging. Die Herzogin blieb in dem Garten zurück. Ihr war das Benehmen ihres Gatten, der ihre früheren Verhältnisse zu Arienzo durch sie selbst kannte, räthselhaft. Was sollte ihrem Herzen diese Prüfung, wohin konnte sie führen?

Als sie noch sinnend auf der Terrasse stand, störte sie Leonore in ihren ernsten Gedanken. Julia, sprach sie: Giovanni sendet Dir durch mich diesen Brief, welchen er in der ersten Bestürzung Dir zu überreichen vergessen hat. Er bat mich, alter Freundschaft eingedenk und seine Fürsprecherin zu sein. Julia nahm den Brief, und da sie seine Hand erkannte, war sie einige Zeit unschlüssig, ob sie ihn erbrechen sollte. Lies! bat Leonore.

Erbrich Du den Brief und lies ihn statt meiner! sagte Julia, ihn zurückgebend: Hören will ich jedoch, was er mir schreibt.

Leonore las:

„Vier Jahre sind verflossen, seit ich Euch, edle Frau, nicht sah. Was ich in dieser Zeit gesucht, hab' ich nicht gefunden: vergessen zu können, oder den Tod! — Das Schicksal trieb mich in mein Vaterland zurück, nicht mein Wille, und eine sonderbare Verkettung von Umständen führt mich auch jetzt, ohne daß ich es wollte, in Eure Nähe. Zürnt mir deshalb nicht, zürnt mir nicht, daß ich die Fesseln lösen mußte, womit ich mich selbst band, daß ich aus meiner freiwilligen Verbannung zurückgekehrt und Euch vor die Augen getreten bin. Mehr noch als einst steht Ihr auch jetzt eine Heilige, vor mir, an der ich kaum aufzublicken wage und die ich nur anbetend verehren darf. Dies Gefühl blieb mir in der Ferne, in Eurer Nähe vermöchte ich es noch weniger zu unterdrücken. Fürchtet nicht, daß ich Euch lästig werde, dazu bin ich zu stolz und meine Ehrfurcht für Euch ist zu groß; duldet, daß ich in Eurem Anschau'n noch das einzige mir erlaubte Glück genießen darf, und wenn Ihr die Töne meiner Laute aus der Ferne vernehmt, so hört nicht wie sonst auf die Worte meines Gesanges, hört nur auf die todten Akkorde und laßt den Sinn des Liedes unbeachtet an Euch vorüber schweben; es verliere sich in den tausenden, die zu Eurem Preis gesungen wurden. Aber befehlt mir nicht zu schweigen. Als meine Phantasie Euer Bild sich schaffen mußte, vermocht' ich es nicht; wie könnt' ich es jetzt, da Ihr, die Glorie um das Haupt, in unaussprechlicher Schönheit vor mir steht."

„Zürnt mir nicht!"

Und kannst Du ihm zürnen, Julia? fragte Leonore: Kannst Du dem Manne zürnen, der, als er in Deinem Auge Liebe las, sich zart an dem Hauche der Rose erquickte, sie aber nie zu berühren wagte, der, als des Vaters Spruch Dich an den edlen Colonna band, die Kraft hatte, sich freiwillig aus Deinem Zauberkreise loszureißen, sich in ferne Lande unter wildem ungarischen Volke verbannte und für seinen Kaiser fechtend den Tod suchte, da das Leben ihm Julia entriß? Kannst Du ihm zürnen?

Nein! erwiderte Julia: Zürnen werd' ich ihm nicht, aber es schmerzt mich, daß ihn mein Gatte hierher sandte. Wollte er mich prüfen? Wozu? Hatte er nicht die Gewißheit, daß ich die Prüfung bestehen würde, was könnte es ihm nützen, wenn ich nicht bestände? Mein Stolz ist beleidigt, meine Tugend bedarf keiner Prüfung, mein Herz ist, seit ich es am Altare für immer verschloß, jedem Eindrucke unzugänglich, ist unverwundbar.

Julia, unterbrach sie ihre Freundin: jetzt versteh' ich Dich nicht. In dem Augenblicke, wo der Mann Deiner ersten, wohl Deiner einzigen Liebe nach so langer Trennung bescheiden vor Dich tritt, spricht Dein Stolz so laut und Dein Herz bleibt so ruhig?

Ruhig, glaubst Du? fiel ihr die Herzogin, ihre Hand ergreifend, in's Wort: Fühl' her, fühle, wie es klopft! Fühle, wie meine Pulse schlagen und mein Blut rasch durch die Adern rinnt! Du irrst in mir! Eben weil dies Herz so tief empfindet, weil dies Blut so warm nach ihm strömt, eben

darum, weil ich meinen Feind kenne, hat mich die Vernunft gelehrt, ihm muthig zu widerstehen. Ich habe bei Giovanni's Anblick gebebt, als sein schwermüthiger Blick mich traf, war es mir, als sähe ich die Pforte meines zerstörten Paradieses wieder offen. Sollte ich meinem Gefühle mich hingeben? o, das kleinste Zeichen, der leiseste Verrath, und der Nimbus verschwände um mein Haupt, die lockende Hoffnung lächelte ihm und an diesem kleinen Fädchen spänne sich für mich und ihn ein unzerreißbares Netz. Ich bin stolz, daß ich mich beherrschen kann, würde mich aber elend fühlen, wär' ich bei seinem Anblicke gleichgültig geblieben und hätte mir die Erinnerung nicht jene Tage der Liebe zauberisch zurückgerufen. Aber Leonore, nicht allein die Vernunft befiehlt, mehr noch als sie gebietet die Pflicht. Mein Gatte mit seinem silbergelockten Haare blickt auf mich, wie auf seinen hellstrahlendsten Juwel, an dem der strengste Tadler keinen Makel erkennen kann; er ist stolz, sagen zu können: dies Weib ist mein und hängt so fest und treu an mir, wie es die glühendste Liebe nur vermochte. Soll ich dieses Vertrauen täuschen? Soll ich das Schrecklichste, was dem Weibe begegnen kann, die Achtung meiner selbst verlieren?

Das sei fern von mir zu wünschen! unterbrach sie Leonore: Noch nie hast Du so offen zu mir geredet, mir die stille Gluth Deines Herzens nie aufgedeckt, nie Dich so menschlich weiblich mir gezeigt, wie in diesem schönen Augenblicke, wo Du mir doppelt werth und theuer geworden bist. Ich sah sonst an Dir auf, wie an einem kalten Marmorbilde, das des Künstlers Hand herrlicher geformt hatte als es selbst die schaffende Natur vermochte, dem die Göttin der Liebe ihren Gürtel, die Grazien ihr freundlichstes Lächeln, ihre zarteste Anmuth gereicht hatten. Ich staunte Dich an, aber mein Herz blieb kalt. Nur die Erinerung an jene süßen Tage der Jugend, wo Du das sanft liebende Mädchen warest, und Dankbarkeit hielten mich fest an Dich gebunden; jetzt aber ist es Dein Herz, was das Zauberband um mich geschlungen hat; jetzt fühl' ich, das Du ein Weib, das edelste, schönste, herrlichste der Erde bist! — und nun erlaube mir, daß ich Giovani entferne. Was soll er hier? was soll er in Deiner Nähe? Willst Du mit jeder Stunde den Kampf erneuen?

Laß ihn hier! erwiderte Julia bestimmt: Ueberleg' ich mir es recht, so freut mich seine Nähe. Mein Gatte hat ihn gesandt, wollte ich ihn schnell wieder entfernen, könnte er mit Recht den Argwohn schöpfen, daß ich nicht Kraft und Muth genug fühlte, den Lockungen meiner ersten Liebe zu widerstehen. Und dann, Leonore, soll er mir eine Leere, die ich oft unter der Huldigung von Tausenden gefühlt, ausfüllen. Wenn ich in Rom und Neapel den Wissenschaften und meinem Stande gelebt, wenn mich die hundert Sonette und tausend Canzonen, die zu meinen Füßen niedergelegt wurden, gelangweilt haben, dann soll mir ein Lied von ihm, das in stillen Abendstunden aus der Ferne zu mir bringt, jene Zeit zurückrufen und ich will da ganz Julia Gonzaga sein, wie ich es in den freund-

lichen Tagen meines ersten Blüthenlebens war. Die Klänge, die wie ein leiser Hauch die Saiten meines Innern berühren werden, sollen die Reinheit meines Herzens nicht entweihen, sie sollen sie heiligen und dem Herzen einen stummen Tribut zahlen, welcher der Gattin Colonna's nicht werden darf. Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst, Leonore! Es ist eine zarte, leisetönende Saite, die ich berühre; ihr Ton dringt in das Herz, noch nicht zu den Sinnen.

Ich verstehe Dich, Julia, muß Dich aber warnen! erwiderte die Freundin: Die Schwärmerei der Liebe ist eine gefährliche Klippe, an welcher das Lebensschiff leicht scheitern kann. Körper und Geist sind so innig verwebt, daß der Schmerz des Einen stets den Andern trifft, wie die Wonne beide zugleich durchschauert.

Julia lächelte. Sorge nicht! sprach sie: wer den innern Richter scheuet, erhält sich den geheimsten Gedanken rein und heilig! — Komm zurück in in das Schloß, die Orangenblüthe duftet zu stark und könnte leicht, wie Du sagtest meinen Geist umnebeln, wie sie meine Sinne betäubt. Komm! Sie kehrten beide, nicht ohne Klopfen des Herzens, in das Schloß zurück

---

Vespasian Colonna, in steter Feindschaft mit dem Hause Medicis, hatte nicht ohne Besorgniß die Bewerbungen des Kardinals Nepoten bei seiner Gemahlin beobachtet. Nicht, daß er Mißtrauen in ihre Tugend gesetzt oder nur hätte glauben können, der Kardinal mache den kleinsten Eindruck auf sie, aber er meinte einen andern geheimen Grund darin zu finden und fürchtete einen versteckten Fallstrick oder ein Gewebe von List und Rache, ihn und seine Gemahlin zu entzweien und zu verderben. Noch mehr wurde er in diesem Glauben bestärkt, als er einen anonymen Brief erhielt, in welchem auf eine wenig schonende Art das frühere Verhältniß seiner Gattin zu Giovani d'Arienzo berührt war, und wodurch er erfuhr, daß dieser mit seinem Regiment nach Neapel gekommen und nach dessen Auflösung in seine Heimath zurückgekehrt sei. Daß eine feindliche Hand diesen Brief geschrieben hatte, war ihm klar, daß er von den Medicis kam, dessen wurde er durch den Kardinal Hippolyt gewiß, der ihn an dem Tage wo er die Reise der Herzogin nach Fondi erfuhr, mit höhnischem Lächeln fragte, wie weit Teano, die Vaterstadt Arienzo's, von Fondi entfernt sei?

Vespasian schmerzte dies hämische Benehmen tief, es war die empfindlichste Stelle, wo man ihn verwunden konnte. Lange war er unschlüssig, was er thun, ob er seinen Feinden Verachtung entgegen setzen oder sie demüthigen sollte. Sein Stolz bestimmte ihn zu dem Letztern.

Kaum war Julia abgereis't, als auch schon ein Vertrauter nach Teano eilte, Giovanni zu ihm nach Rom einzuladen. So auffallend und gefährlich diesem auch anfangs die Einladung erscheinen mußte, so bewog ihn doch

der allgemein anerkannte edle Charakter Vespasian Colonna's, dessen Wunsch zu erfüllen und dem Boten über Aquino nach Rom zu folgen.

Hier ward er in dem Pallaste Colonna gastfreundlich aufgenommen, bei jedem Mahle, bei jedem Feste, zum Erstaunen der Wenigen, die von der früheren Liebe der Donna Julia unterrichtet sein konnten, ausgezeichnet behandelt und nach einigen Tagen machte ihm Colonna den Vorschlag, während dem Aufenthalte seiner Gemahlin in Fondi zu bleiben, und so lange, wenn auch nur dem Scheine nach, als Gesellschaft-Cavalier, eine zu damaliger Zeit gebräuchliche Stelle unbemittelter Edlen bei Damen des höheren Adels, in ihre Dienste zu treten. Giovanni stutzte, er fürchtete einen Fallstrick und suchte sich zu entschuldigen; als aber Colonna ihm sagte, daß er von seiner Gemahlin selbst mit dem frühern Verhältnissen bekannt gemacht worden, ihm den anonymen Brief zeigte, ihn aufforderte, in ihre Dienste zu treten und der Würde seiner Gattin dies Opfer zu bringen, und ihm noch mehre Gründe vorlegte, die es ihn wünschen ließen, konnte Arienzo nicht widerstehen. Auch mochte wohl, ihm selbst unbewußt, die süße Hoffnung ihn bestimmen, Julia wieder zu sehen, und nun sein, nur sich gethanes Gelübde zu ihrem Heil brechen zu können.

Am anderen Tage ward er bei einem festlichen Mahle den Gästen als ein Cavalier der Herzogin vorgestellt, und die Verwunderung, welche der Kardinal bei dieser Nachricht nicht zu bergen vermochte, bestätigte Colonna noch mehr in dem Argwohne, daß der vergiftete Pfeil von ihm gesendet worden sei. Ihr aber mußte dies verborgen bleiben. Colonna kannte ihren Stolz und ihr Selbstgefühl zu gut, und war überzeugt, das sie nie zu solchem Beweis sich herabgewürdigt haben würde, da sie sich über allen Verdacht, und mit Recht erhaben dünkte.

Mit dem festen Vorsatze, auch in ihrer Nähe jeden Wunsch, jede Hoffnung und Sehnsucht zu unterdrücken, war Arienzo von Rom abgereis't; aber ihr Anblick, die nun ganz vollendete Schönheit, welche er in ihr erblickte, hatte alle süßen Erinnerungen mit einem Zauberschlage aus ihrem Schlummer erweckt, und ihn noch mehr erschüttert als er geglaubt. Mit Ergebung hatte er, als sie ihm sich zu entfernen winkte, Fondi wieder verlassen wollen und doch fühlte er bei dem Zaubertone ihrer Stimme, als sie Arienzo! rief, daß er einen schweren Kampf gegen sein Herz zu bestehen habe. Die Gegenwart Leonoren's welche in früherer Zeit die theilnehmende Vertraute seines Glückes gewesen, war ihm willkommen, in ihr hoffte er Trost und Rath zu finden, und er irrte sich nicht, sie nahm auch jetzt noch innigen Theil an ihm und war seine thätige, vielleicht nur zu thätige Fürsprecherin bei der Herzogin.

Seit Julia auf Befehl ihres Vaters die Gattin Colonna's geworden und ihrer Liebe zu Giovanni, welche ihr schon damals die Vernunft als unstatthaft und thörig schildern mußte, entsagt, hatte zwar zuweilen Erinnerung die Schmerzen der Liebe in ihrer Brust geweckt, aber mit dem

festen Willen, ihre Pflichten in höchster Reinheit zu erfüllen, war sie stets als Siegerin aus diesem Kampfe getreten, und so hatte sich eine heitere Ruhe über ihr Leben verbreitet und das Gefühl ihrer Pflicht sie gegen sich selbst geschützt. Jetzt aber in seiner Nähe bemächtigte sich eine ängstliche Unruhe ihres Gemüths, sie bebte bei dem leisesten Klopfen ihres Herzens, und wenn sie in sternheller Nacht auf einsamen Lager lag und die Töne seiner Laute aus der Ferne zu ihr drangen, dann durchwehete sie ein leiser Schauer, und obgleich wachend, versank sie in süße Träume. Aber ihrer Pflicht gedenkend sprang sie auf, warf den Mantel über und eilte in ein anderes Zimmer, wo sie seine lockende Stimme nicht vernehmen konnte.

Sie hatte ihn nicht wieder gesprochen, doch oftmals gesehen, und sonderbar, sein Anblick bewegte sie weniger als wenn sie aus der Ferne seinen Gesang vernahm. Sie konnte ihm in's dunkle Auge sehen und blieb Herr ihrer Empfindungen, aber fern von ihm waren die Bilder ihrer Phantasie zu lebendig, sie gab sich ihnen hin und wurde leise und unbemerkt von ihnen entführt, und Leonore, welcher dies nicht entging, bat sie noch einmal, Giowanni zu entfernen, aber vergeblich.

Eines Morgens als die Herzogin mit Leonoren in ihrem Zimmer saß, entstand ein großer Auflauf auf dem Schloßhofe; der Kardinal Hippolyt von Medicis kam auf seiner Reise von Rom nach Neapel durch Fondi, hielt auf dem Schlosse an und wünschte der Herzogin seine Aufwartung zu machen und ihr Briefe von ihrem Gemahl zu überreichen. Julia war über diesen Besuch nicht wenig verwundert. Sie kannte das Verhältniß ihres Gatten zu den Medicis, von denen ihr Keiner in diesem Augenblick unangenehmer gewesen wäre, als eben der Kardinal. Die Höflichkeit erlaubte es ihr jedoch nicht, ihn abzuweisen, sie nahm ihm an und empfing ihn mit dem kalten Anstande und der Würde, mit welcher sie jedem Manne entgegentrat, von dem sie nur im Mindesten glauben konnte, er nähre irgend eine Hoffnung.

Der Kardinal überreichte ihr die Briefe ihres Gemahls, erzählte ihr manches Neue aus Rom, benachrichtigte sie von den Zurüstungen zur See, welche Soliman, der Kaiser der Osmanen gemacht, und womit der berüchtigte Barbarossa die Küsten des mittelländischen Meeres bedrohe und schon in Calabrien gelandet sein solle; übrigens schien er heute weit weniger bemüht, seine Vorzüge geltend zu machen als gewöhnlich. Während die Herzogin sich entfernte, die Briefe ihres Gemahls zu lesen, welche nicht das Entfernteste enthielten, was auf den sonderbaren Besuch des Kardinals Beziehung haben konnte, suchte Leonore, gegen die er heute ausnehmend galant war, ihn über den Zweck seiner Reise auszuforschen; er vermied jede desfallsige Berührung und erzählte ihr dagegen, was Rom und der päpstliche Hof nur Erzählungwerthes darboten.

Julia kehrte bald zurück und mußte, so unangenehm es ihr auch war, den Kardinal zur Tafel einladen. Er nahm es verbindlichst an und äußerte

zugleich, wie sehr er sich freue, bei dieser Gelegenheit einen jungen Mann wieder zu sehen, dessen Bekanntschaft er vor einiger Zeit im Pallaste Colonna gemacht habe.

Wen meint Ihr? fragte die Herzogin verwundert, da ihr Giovanni's längerer Aufenthalt in Rom unbekannt geblieben war.

Giovanni d'Arienzo, erwiderte der Kardinal, und sein Auge warf bei der Nennung dieses Namens einen forschenden Blick auf die Herzogin, welche nicht ohne Verlegenheit ihr Erröthen fühlte. Es ist ein liebenswürdiger Mann, fuhr er fort: spielt meisterhaft die Laute, und seine Stimme ist melodisch. Mir sagte Euer Gemahl, daß er als Gesellschaft-Cavalier in Eure Dienste getreten sei.

Ihr werdet ihn heute Mittag sehen, erwiderte Julia gefaßt: und der Ruf hat Euch nicht so viel von ihm gesagt.

Der Haushofmeister trat in diesem Augenblicke ein und meldete, daß die Tafel bereitet sei. Ich habe vergessen Euch den Befehl zu geben, wandte sich die Herzogin zu ihm: den Signor Arienzo heute zur Tafel zu laden. Seine Eminenz wünschen ihn näher kennen zu lernen. Eilt, daß wir nicht lange auf ihn zu warten haben.

So muß ich Euch, Signora, wohl für die besondere Aufmerksamkeit danken, welche Ihr mir erzeigt; nahm der Kardinal das Wort: ich glaubte, Eure Cavaliere hätten täglich das Glück, Euch, bei Tafel wenigstens, zu sehen.

In Rom, erwiderte sie: aber nicht hier. Um die Stille der Einsamkeit ganz genießen zu können, bin ich gemeinhin mit meiner Freundin allein und nur zuweilen lieb' ich hier Gesellschaft. Arienzo gehört zu denen, fuhr sie unbefangen fort: welche durch ihr Talent mir aber sonst manche Stunden verkürzen. Ich liebe, wie Ihr wißt, Musik leidenschaftlich, und besonders deshalb hat mein Gemahl die Güte gehabt, ihn hierher zu senden.

Und kanntet Ihr ihn früher nicht? fragte der Kardinal, gleiche Unbefangenheit heuchelnd.

Schon seit längerer Zeit, erwiderte sie: und es war mir doppelt lieb, in ihm, den ich seit meiner Vermählung nicht wieder sah, einen alten Bekannten zu finden. Doch habt die Güte, mich in den Speisesaal zu begleiten, man wird auf uns warten. Sie reichte ihm den Arm, Leonore folgte ihnen.

Die Tafel war nur für Fünf gedeckt. Der Kardinal nahm zwischen den beiden Frauen Platz, Julia Gonzaga wies einem jungen Römer aus dem Hause Ghigi, welcher den Kardinal begleitet hatte, den Sitz zu ihrer Rechten an, ihr gegenüber saß Giovanni.

Bald wurde die Unterhaltung allgemein, der Kardinal suchte besonders Giovanni in das Gespräch zu ziehen, dieser wich aber so viel als möglich jeder Unterredung aus. Selbst Julia richtete heute oft ihre Rede an ihn,

und er, der vielleicht des Kardinals Absicht durchschaute, wagte es sie anzusehen, ihr frei und unbefangen zu antworten. Die Tafel wurde bald aufgehoben, der Kardinal welcher heute noch bis Gaeta wollte, mußte sich entfernen, und als er die Mauern von Fondi lange schon hinter sich hatte, fand er erst Worte dem Begleiter sein Erstaunen mitzutheilen.

Das Weib ist ein Engel, und wüßte ich nicht, daß die Liebe schon früher ihre Gewalt über sie ausgeübt hätte, so müßt' ich glauben, sie sei gefühllos. Der Herzog, ihr Gemahl hat mich durchschaut, er ist absichtlich meinen Wünschen entgegen gekommen, seine Gemahlin in Gesellschaft ihres ehemaligen Geliebten zu sehen, und ich muß gestehen, solche Unbefangenheit hatte ich nicht vermuthet. Aber warum schuf der Himmel ein solches Meisterwerk, wenn es nur einen alten, dem Grabe nahen Greis beglücken soll? Warum ließ die Natur eine solche duftende Blume sich entfalten, damit nur e r ihre Wohlgerüche einathme? Fort, fort aus ihrem Zauberkreis!

Während der Kardinal seinen Unmuth auf diese Weise ausdrückte, waren Julia's Gedanken auch bei ihm. Nicht ohne Erlaubniß meines Mannes, schloß sie: durfte er hierher kommen, das verbot ihm schon die Sitte. Der Herzog muß also einen Plan haben, weshalb er ihm, und gerade i h m den Brief und so die Gelegenheit gab, mir in Fondi aufzuwarten. Ich gestehe Dir, Leonore, dies beunruhigt mich und macht mir Giovanni's Gegenwart doppelt drückend.

Sende ihn fort! bat Leonore: Beginne nicht dem Kampf mit Dir und dem Schicksal. Prüfe Dich genau, ob in der Zeit, wo Du ihn täglich siehst, an jedem Abend seine Stimme hörest und auf seine Lieder lauschest, ob Dein Herz noch so ruhig schlägt, wie sonst

Und wär' alle meine Ruhe dahin, erwiderte Julia, schlüge das Herz so laut, so heftig, daß es die Brust zersprengen möchte, ich sendete ihn nicht fort von hier. Sollte ich mir selbst nicht mehr vertrauen? Was ist Tugend ohne Prüfung? In dem Strome der Welt, wo gleich den Motten um die Flamme die Männer um Schönheit flattern, da prüft sich das Herz eines edlen Weibes nicht, solchen Eindrücken widersteht er leicht. Aber wenn in stiller Einsamkeit, wo die Phantasie in tausend Gluthen ihren Pinsel taucht, sich liebliche Bilder zu schaffen, wo in trauten Abendstunden, beim leisen Flüstern des Westes das Herz nicht stürmisch aber sehnsuchtvoll klopft, wo die Erinnerung uns eine glückliche Vergangenheit herbeiführt und das Auge des einst Geliebten, wenn auch bescheiden, doch mit Trauer und Sehnsucht auf uns blickt und das Herz so willig diesem Blicke die Pforte öffnen möchte, da wird es geprüft, da ist es ruhmvoll, rein, tadellos und siegend aus dem Kampfe zu treten.

Freundin meiner Kindheit! nahm tief bewegt Leonore das Wort: Du, welche die arme verlassene Waise, da alle Welt sie verstieß, freundlich in die Arme schloß, höre mich an, Julia! Achte auf meine Worte und vertraue meinem ängstlichen Herzen mehr als Deinem stolzen Sinne! Fordre das

Schicksal nicht auf zum Kampfe; des Menschen Herz ist schwach, bedarf nur eines Augenblickes, und der lang errungene Sieg ist dahin! Laß Giovanni ziehen! Selbst der Jüngling dauert mich; was soll er hier? Sehnsucht und Hoffnung müssen mit jedem Augenblicke in ihm aufsteigen, damit der folgende sie wieder zerstöre. Der Hauch Deines Mundes muß die Gluth seines Herzens zur Flamme anwehen, und sie zu löschen hat er nur seine Thränen. Quel' ihn nicht länger. Nicht was ihm einst werden kann, sieht er in Dir, was er verloren, erblickt er nur, und je schöner es ihm erscheint, desto schmerzlicher müssen seine Wunden bluten.

Julia ward nachdenkend. Ihr Auge sah düster vor sich nieder, ihr Mund wollte lächeln und vermochte es doch nicht.

Höre mich, send' ihn weg! bat noch einmal Leonore.

Sonderbares Mädchen nahm die Herzogin das Wort: Du verstehst, was ich in der Tiefe meines Herzens verschlossen habe, hervorzulocken. Wisse, nicht allein mein Stolz, nicht allein die Furcht, daß ich meinen Gemahl durch seine Zurücksendung glauben lassen könnte, mir fehle der Muth, auch dieser Versuchung zu widerstehen, ist es, warum ich ihn nicht zurückschicke. Nein, es liegt noch eine andere Thorheit zum Grunde, die ich Dir bis jetzt verschwiegen habe.

In jenen Tagen, als mein junges unerfahrenes Herz sich dem ersten Eindrucke, den Arienzo auf mich machte, sorglos hingab, als die zarte Knospe der Liebe leise aber schön sich in mir entfaltete, da saß ich eines Abends vor der Villa meines Vaters, und sah wie die Sonne ihre goldenen Strahlen in's Meer tauchte und hinter ihr her die Dämmerung ihre Nebelschatten breitete. Alles erschien mir in diesem Augenblicke schöner als sonst, die Sonne glühender, das Meer dunkler wogend, das Grün der Bäume frischer, die Blumen um mich her schienen mir lieblicher zu duften. Jedem Vorübergehenden dankte ich freundlicher als sonst, jedem hätt' ich gern gegeben, denn ich fühlte mich so glücklich, so überreich, und mein ganzes Wesen war Liebe. Da schritt eine alte hülflose, in Lumpen gehüllte Frau an mir vorüber; ihr Auge sah schüchtern nach mir, ich bemerkte, daß ein Wunsch auf ihren Lippen schwebe, sie ihn aber nicht zu sagen wage; da rief ich sie heran, fragte wer sie sei, wohin sie ziehe und ob irgend eine Noth sie drücke? — Ich bin eine Unglückliche, erwiderte sie: meine Heimath ist überall, und was mich drückt, das könnt Ihr mir nicht lindern. Wollt Ihr mir eine Gabe reichen, und so meine Tage fristen, so will ich Euch dankbar dafür sein. — Ich nahm aus meinem kleinen Seckel Alles was ich hatte und gab es ihr. — Ihr gebt viel, sprach sie freundlich dankend: Gott wird Euch dafür gewiß auch Vieles geben, Schönheit und Anmuth, Verstand und Hoheit, und was das Weib am herrlichsten ziert, Tugend. Nur Eines wird Euch nicht, Euer sehnlichster Wunsch wird Euch nicht erfüllt; denn in den Becher der Wonne muß ja das Schicksal immer einige Tropfen Wermuth träufeln, ungetrübt leert ihn Keiner. Den Ihr liebt, den werdet Ihr verlassen,

ohne ihm untreu zu sein; er wird Euch verlassen und Euch doch ewig treu bleiben. Solltet Ihr Euch nach Jahren der Trennung wieder finden, so weis' ihn nicht von Dir, holdes Kind, denn er wird Dein guter Engel sein. — Dies sagend küßte sie mir die Hand und schlich fort. Ich beachtete ihre Rede nicht; ich war ja so glücklich, warum sollten die Worte der Alten mein Glück stören? Aber vor dem Altare, wo ich das feierliche Ja sprach, gedachte ich ihrer; ich hatte mich von Giovanni losreißen müssen, er trennte sich freiwillig von mir, und doch hatten unsere Herzen das Band nicht zerrissen. Späterhin von den Huldigungen der Männer umgeben, geehrt von den Frauen, geliebt von meinem Gatten, hab' ich der Alten nicht wieder gedacht, obgleich auch damals ihre Worte wahr wurden. Doch als mich hier am ersten Abend, wo die Töne seiner Laute mein Ohr trafen, der Schlaf floh und ich auf meinem Ruhebette sinnend saß, trat die Alte lebhaft vor meine Erinnerung, und es war mir als ob die Worte: Wenn Ihr Euch wieder findet, wird er Dein guter Engel sein! auf seinen Tönen zu mir herauf drängen und, Leonore, ich wag' es nicht, dem Schicksale vorzugreifen; wer weiß, wozu das ihn bestimmte. Deshalb entfern' ich ihn nicht. Sollte aber ein frevelhafter, sündhafter Gedanke in mir aufsteigen, dann flieh ich die Gefahr, denn dann fühl' ich, daß sie mir nahe ist.

Nun, so bin ich beruhigt, erwiderte Leonore: obgleich ich nicht begreife, wie die Worte der Alten so tiefen, so bleibenden Eindruck auf Deinen hellen Geist machen konnten. Sie wollte Dir für Deine Gabe etwas Freundliches sagen, war vielleicht aus gleicher Ursache Arienzo Dank schuldig und wollte ihm nützlich werden, auch konnte sie vielleicht durch Zufall Dein Verhältniß zu Giovanni und es konnte ihr dann nicht schwer werden, die Trennung voraus zu sagen. Laß sie ruhen, und hänge nicht diesem Phantome, dem Kinde des Aberglaubens nach, das höchstens im Zufall Bestätigung findet.

Dies mein' auch ich, nahm Julia das Wort: ich vertraue solchen Sprüchen nie; aber wenn es nicht gegen die Vernunft, nicht gegen meine Pflicht ist, so handl' ich ihnen nicht gern entgegen. Indem sie dies sprach, tönte Giovanni's Laute im Garten und deutlich konnten sie sein Lied vernehmen. Es schilderte die Qualen der Trennung, den tiefen Schmerz, sich in fernem Landen von allen Lieben verlassen zu sehen. Wort und Ton kamen aus der Tiefe des Herzens, und selbst Leonore konnte einer sanften Rührung nicht Meister werden. Der Arme! sprach sie: Er fühlt die Qualen des Tantalus; immer sieht er die goldenen Früchte vor sich, ewig umspielen ihn die Fluthen, er streckt die Hand nach ihnen und sie entweichen.

Das ist das Loos des Menschen! unterbrach sie Julia: Unbefriedigte Wünsche begleiten auch den Glücklichsten von seinem Morgen bis zum Abendroth. Laß uns schweigen und auf seinen Gesang lauschen.

Der Mond, der erst spät zu seinen Wandergefährten, den goldenen Sternen hervorgetreten war, hatte schon lange seine Bahn durchwandelt und sein bleiches Licht über die dunkeln Schatten der Erde geworfen, als

die Herzogin mit ihrer Freundin noch am offenen Fenster saß und auf des Sängers Klagtöne lauschte. Sanfte Wehmuth hatte sie ergriffen, manche Thräne war herabgerollt, und als die Lautentöne verhallt waren und nur noch leise der Nachtwind durch die Pinien rauschte, saßen sie immer noch schweigend, Vergangenheit und Zukunft durchirrend, am offenen Fenster, bis der kalte Wind, der vom Meere herüber blies, sie aus ihren Träumen weckend zur Ruhe mahnte.

Die Bitte ihrer Freundin, Arienzo zu entlassen, und der Gedanke, daß er in ihrer Nähe so viel leiden müsse und nicht einmal ein herzlicher Blick ihnen lohnen dürfte, beunruhigte Julia's Gemüth während des ganzen Tages. Schon oft hatte sie heute Pinsel und Palette weggelegt und war von ihrem Sitz vor der Staffelei aufgesprungen, auf welcher eine fast vollendete Hebe stand, die ihre Schale einer von der Abendglut vergoldeten Wolke entgegen streckte. — Immer war es ihr, als ob diese Wolke sich gestalte, als ob aus den grauen Nebelformen das Bild Giovanni's mehr und mehr hervorträte. Sie konnte ihrer neckenden Phantasie nicht Herrin werden, verließ das Zimmer, und eilte, da es nun kühl ward, hinunter in den Garten.

Aber auch hier folgte ihr eine Unruhe, die sie nicht bekämpfen konnte und auf welche sie fast zu zürnen begann. Sie schritt, selbst ohne einzutreten, an ihrer Lieblinglaube vorüber, brach gedankenlos die Blüthe von den mit goldenen Früchten belasteten Orangenbäumen, pflückte Blumen und warf sie unmuthig wieder fort; doch eine Rose, welche sie so eben brach, hielt sie in ihrer schönen weißen Hand und ihre Gedanken schienen durch sie eine andere Richtung genommen zu haben. Leicht konnte sie in dieser duftenden Blume ihr eigenes Bild erkennen, den eben entfaltet, hauchte sie die süßesten Düfte aus ihrem halbgeöffneten Kelche und war das liebliche Bild eines, im höchsten Glanze der Schönheit blühenden Weibes.

Die Rose in der Hand wanderte sie heute nach dem abgelegensten Theile des Gartens, den ihr Fuß nur selten betrat. Dort, am äußersten Ende war eine von Platanen beschattete kleine Felsengrotte, in welcher ein plätschernder Quell seine Wasser aus dem Gestein in ein Marmor-Becken ergoß. Hier, wohin nur die Abendsonne ihre sinkenden Strahlen warf, war es auch bei der brennendsten Hitze kühl, und Julia wandte sich hierher, um auf einer von Blumen umduftenden Rasenbank ihre Gefühle zu ordnen und den in ihr aufkeimenden Entschluß zu befestigen. Ihr Auge sinnend auf den Boden geheftet, trat sie in die Grotte, schritt nur mit dem Zwiespalt in ihrem Innern beschäftigt, der Rasenbank zu, und als sie das gesenkte Auge erhob, schrak sie zusammen, da sie Giovanni auf derselben entschlummert fand, der eine grüne, schon verblichene Schleife an sein Herz drückte, welche sie sogleich als ihr Geschenk aus früherer Zeit erkannte. —

Sie stutzte, wollte sich entfernen — er schlief so sanft — der Entschluß, daß er Fondi verlassen solle, stand so fest in ihr — es war vielleicht das letztemal, daß sie ihn sah — es war ja das erste, daß einzige Opfer, welches sie ihm, welches sie dem entschwundenen Glücke ihrer Jugendträume brachte. Noch einmal wollte sie ihn sehen, ihn so betrachten, daß jeder seiner Züge ihr eine liebe Erinnerung zurückführen sollte. Sie wähnte mit diesem Augenblicke die ganze Vergangenheit noch einmal überblickend für immer zu zerstören.

Und was hätte ich zu fürchten, da er so fest schlummert? dachte sie. Für mein Herz fürchte ich nicht, und — jetzt könnte ich meine Sinne prüfen, darum hin zu dem Schläfer! befahl ihr Stolz, und sie nahte ihm.

Ruhig war sein Schlummer, er ahnte nicht den Schmerz der nahen Trennung, nicht die Wonne ihrer Gegenwart; aus jedem Zuge seines Antlitzes sprach der Friede des Herzens und die stille Ergebung, diese treue Begleiterin auf seiner freudelosen Bahn. Unverwandt hatte Julia auf ihn geblickt; mit jeder Sekunde schwand Stolz und Gegenwart, Wehmuth und Vergangenheit traten an ihre Stelle, und sie fühlte, daß eine Thräne über ihre Wangen herabrollte. Da traf ihr Auge die Schleife, das einzige Pfand aus jener seligen Zeit, welche das leise klopfende Herz sanft bewegte. Die einst an meiner Brust wogte, ruht an eines Mannes Herzen! dachte sie; ihr Auge ward ernst, der Stolz erwachte, ihre Hand streckte sich aus, ihm das Letzte zu nehmen, was dem Armen noch aus seiner Blüthenwelt geblieben war, und indem sie die Schleife erfassen wollte, sank die Rose, welche ihre Hand hielt, neben sie hin; — sie erschrak. — Schickung des Himmels! sprach sie, ihr Auge aufwärts hebend, und vermochte nun nicht, ihm weder Schleife noch Rose zu nehmen.

Schlaf' sanft! lispelte sie, sich entfernend: Dich sehe ich nicht wieder! — Also heute war es das letzte Mal! und dieser Gedanke lockte sie wieder zurück, sie beugte sich, zwar nur wenig, über ihn, blickte, leise Lebewohl! murmelnd, ihn noch einmal wehmuthvoll an — ihr Auge hing noch einmal an dem Geschlossenen, das er jetzt aufschlug, nach ihr aufblickte und sie vor sich stehen sah.

Lebt wohl, Giovanni! sagte die Herzogin, nach kurzem Beben sich schnell fassend: Lebt wohl! Zieht morgen von hier! Ich danke Euch für Euer zartes Benehmen.

Arienzo, die Herrliche vor sich erblickend, war zu ihren Füßen gesunken, seine Linke hielt die Schleife fest, sie war sein Eigenthum, die Rechte streckte ihr die Rose entgegen, als ob er sie fragen wollte: Darf ich sie behalten? Wo nicht, so nehmt sie zurück!

Behaltet die Rose, sagte die Herzogin: und lebt wohl! — Ich ehre Euch, Euer Andenken sei mir heilig! Ein Blick, in dem ein Himmel voll Seligkeit für ihn lag, ward ihm noch, dann entfernte sie sich.

War er kein Traum, rief er als er die Rose an seine Lippen drückte:

verweilte sie wirklich bei dem Schlummernden? legte sie diese Blume an mein Herz? — Ja wohl ist es Zeit, daß ich von hinnen gehe, auch ohne Deinen Befehl, Gebieterin, wär' ich geflohen. Darum mußte ich leben, sagte er aufspringend: darum fand ich nicht den Tod, damit ich noch einmal die Wonne jener Zeit empfinden sollte, damit ich die Gewißheit mit mir nehmen kann, daß ich ihr theuer bin! Eitler Thor! rief er aus: verdanke dies vergängliche Geschenk, diese schnell verwelkte Rose dem Mitleid, nicht der Theilnahme, und träume Dir keinen Himmel, wo Dein Paradies schon längst zerstört ist und eine furchtbare Oede dich umgibt. Träume nicht von Glück, Unglücklicher! Das Erwachen aus solchem Traume ist fürchterlich! Er verließ die Grotte; die Rose in der Hand durchirrte er den Garten und fand in seiner Wonne die Ruhe nicht.

Die Herzogin aber betrat in ernster Stimmung ihr Zimmer. Ich habe menschlich gefühlt und nicht gefehlt, sagte sie zu sich selbst: meine Gedanken, als ich ihn schlummern sah, waren rein wie mein Wandel; dem unglücklichen Freunde schlug dieses Herz dem Manne, dem ich seinen Himmel getrübt habe, nicht dem Geliebten, und kein anderer Wunsch stieg in mir auf als ihn glücklich, selbst in dem Arme einer Andern glücklich zu wissen. Aber ihn habe ich aus seiner Ruhe geweckt, ihm den Frieden gestört! Das war nicht recht, war es auch nicht mein Wille, daß es geschehe.

Leonore, sprach sie zu der in Reisekleidern Eintretenden: morgen zieht Giovanni von hier. Rede mit ihm, noch ehe Du heute Abend Deine sonderbare Wallfahrt zu dem Einsiedler von Ceretello beginnst. Forsche nach seinen Verhältnissen, suche ihn zu bewegen, daß, sind sie drückend, ich oder mein Gemahl sie verbessern darf; sag' ihm, Julia Gonzaga werde durch das ganze Leben seine treue Freundin bleiben; sag' ihm von mir ein herzliches Lebewohl; aber getrennt muß es sein. Ich fühle zwar, daß ich die Prüfung bestanden habe, daß mein Herz stark, meine Grundsätze fest genug sind, in dem Geliebten nur den treuen Freund zu erblicken, aber sein Herz würde brechen, und deshalb ist es besser, daß er von hinnen zieht.

Leonore war über den rasch gefaßten Entschluß erstaunt, sie fragte die Freundin nach dem, was ihn so plötzlich herbeigeführt habe. Sprich mit Giovanni, vielleicht wird er Dir es sagen! war Julia's Antwort.

Aber Giovanni sagte ihr nichts. Ich werde die Befehle meiner Gebieterin befolgen! sprach er: Der morgende Tag wird mich nicht mehr in Fondi treffen. — Sagt der Herzogin — Doch sagt Ihr nichts — Mein Lebewohl sei so bescheiden wie meine Liebe! — Euch aber, Signora, den innigsten Dank! Ihr habt es mit dem Unglücklichen gut gemeint. — Er küßte ihre Hand; sie ging und sah ihn nie wieder.

Kaum daß Leonore ein Gelübde zu erfüllen, mit ihrer Begleitung die Wallfahrt nach der Zelle des Einsiedlers von Ceretello begonnen hatte, als ein Eilbote auf schweißtriefendem Rosse in dem Schloßhof gesprengt kam. Der Kardinal Medicis hatte ihn in der Nacht von Neapel mit einem

Schreiben an die Herzogin gesandt, welches die Schreckensnachricht enthielt, daß Barbarossa mit der Flotte dicht bei Neapel vorbei gesegelt und auf Procida gelandet sei, wo er Alles mit Feuer und Schwert verwüste. Der Kardinal warnte sie, in Fondi, was so nahe am Meere lag, zu bleiben, und beschwor sie, Angesichts dieses das Schloß zu verlassen und entweder nach Rom oder mehr landeinwärts zu ziehen.

Obgleich diese Nachricht sie nicht wenig beunruhigte, glaubte sie doch, ohne Erlaubniß ihres Gemahls Fondi nicht verlassen zu dürfen. Ueberdies schien es ihr als ob der Kardinal ihren Muth prüfen wolle, um sie bei schleuniger Flucht, da die Gefahr selbst noch so fern und ungewiß war, zu verspotten. Sie sandte daher sogleich einen ihrer Cavaliere nach Rom, die Befehle ihres Gemahls einzuholen, und war fest entschlossen, bis dahin in Fondi zu bleiben, und nur, wenn man die türkische Flotte gewahren sollte, nach Ponte Corvo zu eilen. Die Gefahr nicht nahe glaubend, lauschte sie am Abend, wie gewöhnlich auf den Gesang Arienzo's, den sie heute noch lieblicher, herzergreifender fand als je, denn heute war sie ja von manchen Empfindungen tief bewegt. Sie saß an ihrem Fenster und blickte in den Garten hinab, und der Gedanke, daß es das letzte Mal sei, daß seine liebe Stimme durch die schweigende Nacht zu ihr hinauf dränge, betrübte sie sehr.

Aber es wurde immer finsterer, Gewitter thürmten sich im Osten auf und die Wolken wälzten sich vor die funkelnden Sterne, so daß auch nicht der kleinste Strahl die Nacht erhellte, einzelne Regentropfen fielen, die Donner rollten in der Ferne, und zuweilen fuhr ein zackiger Blitz am Horizont hernieder. Noch immer tönte der Klang von Giovanni's Laute und ein schwermüthiges Lied hallte durch die schwüle Luft; da sandte Julia eine ihrer Zofen hinab, Arienzo zu bitten, daß er den Gesang beende und in das Schloß zurückkehre; sie fürchtete das Wetter, möchte ihn überraschen. Sie selbst, durch den festen Vorsatz, ihn am andern Tag nach seiner Heimath zurück zu senden, beruhigt, legte sich nieder und ein sanfter Schlaf schloß ihre Augen.

Giovanni vernahm zwar ihren Befehl, seine Laute verstummte und sein Gesang war beendet; aber es war ihm unmöglich, jetzt schon in das Schloß zurück zu gehen. Die Natur stimmte so ganz zu seinem Gemüthe, dunkel und finster war es um ihn wie in ihm, und der ferne Blitz glich dem Strahle, der zuweilen aus Julia's Augen ihn traf und das Dunkel, wenn auch nur auf Augenblicke, in ihm erhellte. Er blieb in dem Garten, ihm war es zu wohl in der freien Natur und ihn ergötzte das ferne Rollen des Donners, das dumpfe Brausen des Meeres.

Gleicht doch diese Nacht meinem Schicksale! rief er aus: Freundlich trat das Morgenroth eines schönen Tages mir hervor, eine Sonne, schöner, herrlicher wie das goldene Licht des Himmels, stieg mir rosig auf; aber bald sank sie, und ich kann mich nur an ihrer Abendgluth ergötzen, und wenn sie ganz vor meinen Augen untergehen wird, dann ist es so finstre

Nacht wie jetzt um mich. Warum weil' ich noch hier? Soll ich noch einmal aus einem süßen Traume geweckt werden? Soll ich noch einmal den Liebeblick einsaugen, der wie ein verwundender Pfeil in das Herz dringt? Ich habe meine Pflicht gegen sie erfüllt, habe ihrer Ruhe die meine zum Opfer gebracht; mehr verlange sie, mehr verlange der edle Colonna nicht! Die Flotte der Ungläubigen schwärmt auf unsern Meeren und mit Gott wird doch der Kaiser Karl ihr eine Armade entgegen senden, dann will ich mich einschiffen, will sehen, ob das trügerische Element des Meeres mir eher meinen Wunsch erfüllt als die Erde, die mich nicht in ihren Schooß aufnehmen wollte. Ich gehe, ehe es tagt, von hier, gehe nach Neapel, denn seit ich aus süßem Schlummer erwachend sie im Glanze zauberischer Schönheit vor mir sah, seit ich die Rose an meine Brust drückte, welche sie an mein klopfendes Herz gelegt, seitdem ist hier keine Ruhe mehr für mich!

Als er noch einmal sein Schicksal überdachte, der Schmerz der Trennung ihn ergriff, hörte er, trotz des Sturmes, der zu heulen begann, trotz des in Strömen niederschlagenden Regens, ein dumpfes verworrenes Geräusch, wie von Menschenstimmen. Er lauschte, es kam immer näher. Da klimmte er auf die hohe Mauer, welche den Garten an der Meerseite umgab, und es schien ihm als sähe er dunkle Massen von dort heran wogen; jetzt hörte er das Wiehern von Rossen, das Stampfen ihrer Hufe; er gedachte der Schreckensnachricht, die von Neapel, von den Inseln herüber gekommen war; ein Blitz, der, wenn auch nur wenig die Gegend erhellte, ließ ihn heranziehendes Kriegvolk bemerken; noch lauschte er einen Augenblick, dann konnte er nicht mehr zweifeln, daß es Muselmänner seien, und sein Entschluß war gefaßt. Er sprang von der Mauer herab, stürzte in das Schloß, rief seinem Diener, der in der Halle auf ihn wartete, zu: zwei Rosse, gesattelt oder nicht, gleichviel — nur schnell! stürzte die Treppe hinauf, rannte in der Finsterniß durch die Zimmer, der Himmel ließ ihn die Thüre zum Schlafgemach der Herzogin finden, Verzweiflung, Todesangst gaben ihm Kraft, er rannte sie ein, stürzte nach ihrem Bette, ergriff sie mit starkem Arm, ehe sie noch wußte wie ihr geschah, und trug sie die Treppe hinab. Die Ungläubigen überfallen uns! Um Gottes Willen, Rettung! Rettung! rief er der Sträubenden zu! Vertraut mir, Julia, vertraut Eurem Giovanni!

Die Rossen standen bereit. Da ließ der erschreckte Diener den Zügel des einen fahren, und nur eins blieb übrig. Um Gottes und aller Heiligen Willen, Signora! rief er: vertraut Euch mir an! Er schwang sich nun schnell auf das Roß, der Diener half der Herzogin hinauf, die halb bewußtlos jedes Widerstandes unfähig war; der Thorwart, glücklicher Weise noch wach, öffnete schnell die Pforte, und so sprengte er hinaus. Kaum waren sie im Freien, so hörten sie auch schon den wilden Allahruf der Türken, mit dem sie über die Mauern drangen, hörten das Schnauben

die sich vor den Türken tiefer in das Gebirge flüchteten. Er hoffte, sie würden vorüber ziehen; aber zu gut mit all' diesen Schlupfwinkeln bekannt, gingen sie gerade auf den Eingang zu. Aus ihrem Gespräch konnte er wissen, daß es ein bedeutender Haufe, Widerstand also unmöglich und nur für die Herzogin gefährlich sei. Er änderte daher seinen Entschluß. Wer Ihr auch seid, rief er, als sie schon den Eingang betreten hatten, ihnen entgegen: so fordre ich Euch als Christen zum Schutz für eine von den Muselmännern verfolgte Dame auf.

Wer bist Du, Bursche, der uns so keck zur Vertheidigung auffordert? erwiderte im barschen Tone der Vorderste: Frauen, wenn sie schön sind, werden von uns gemeinhin nur als gute Beute betrachtet, und es müßte sonderbar sein, wenn wir unser Leben zu ihrer Vertheidigung wagen sollten. Zünde die Fackel an, Andreas, am Ende ist es hier nicht geheuer!

Schnell flackerte eine Fackel auf; doch als die Räuber in die Höhle dringen wollten, trat Giovanni, das Schwert in der Faust, vor den Eingang. Erst versprecht mir Schutz für die Dame, dagegen versprech' ich Euch 2000 Dublonen, wenn Ihr sie rettet; wo nicht, so wagt den blutigen Tanz mit mir!

Ihr seht mir eben nicht aus, wie 2000 Dublonen! sagte der Räuber höhnisch lachend: und erst müssen wir unseres Preises gewiß sein, ehe wir etwas versprechen.

Das könnt Ihr, sagte die Herzogin, mit stolzem Schritte, in Arienzo's Mantel gehüllt, hervortretend — die Gefahr gab ihr Muth und Kraft: — Die Herzogin von Trajetto, Julia Gonzaga hält, was sie versprach!

Ihr seid es, gnädige Frau? rief der Räuber, sich ehrerbietig vor ihr neigend: Ja, bei Gott, Ihr seid es!

Ein herrlicher Fang! rief Einer aus dem Haufen: Wahrlich! der alte Colonna gibt 10000 Dublonen für sie, und selbst, wenn wir sie an Barbarossa verhandeln wollten, bekämen wir ein tüchtiges Geld für die schöne Frau. Wären wir doch rechte Thoren, wenn wir sie um das Spottgeld hingäben und sie noch obendrein beschützen wollten!

Schweig, Nimmersatt! rief der Anführer: Auch in des Räubers Brust muß Achtung vor solch' einer Frau nicht untergegangen sein. Es ist wohl Keiner unter Euch, dem sie nicht, wenn auch nicht ihm selbst, doch wenigstens seinem Weibe oder Kinde Gutes gethan hätte. Darum, gnädigste Frau, seid unseres Schutzes gewiß, so viel wir können wollen wir thun, und es soll uns auf ein paar Wunden für Euch nicht ankommen nur müßt Ihr uns erlauben, wenn am Morgen die Ungläubigen noch nicht wieder zu Schiffe sind und plündernd in der Gegend herum streifen, Euch tiefer in die Gebirge, in mehr versteckte Schluchten führen zu dürfen. Jetzt, Gesellen! wandte er sich zu seinen Kameraden: jetzt müssen wir wohl unter freiem Himmel wohnen und der Dame die Höhle allein überlassen. Franziska! rief er einem jungen Weibe zu: Du und die Uebrigen sorgt für ein

gutes Lager, breitet Eure Decken aus und macht ein Feuer an, daß sich die edle Frau daran erwärme. Ihr aber, junger Herr, könnt mit uns ziehen und bei dem Haufen bleiben, und im Fall der Noth mit fechten helfen. Doch Ihr, an denen die Wache ist, stellt die Posten aus und habt ein wachsames Auge!

Giovanni, der, seit die Fackel leuchtete, sich unter die Räuber gemischt hatte und in der Entfernung von der Herzogin geblieben war, sagte jetzt mit tief bewegter Stimme: Lebt wohl! Gott schütze Euch!

Wollt Ihr mich verlassen, Giovanni? rief Julia mit allem Zauber ihrer Stimme.

Ich bleibe in Eurer Nähe, Signora! erwiderte er, und entfernte sich. Indes die Räuber unter den Kastanienbäumen sich lagerten, die Andern ihre Posten ausstellten, bereiteten die Frauen und Mädchen, so gut sie es konnten, für die Herzogin das Lager. Die Frau des Hauptmanns, ein junges schlankes Weib von kaum achtzehn Jahren, nahte sich ihr, küßte ihr ehrfurchtvoll die Hand, und da sie den Zustand bemerkte, in welchem die Herzogin war, holte sie aus ihrem ledernen Bündel ihre besten Sachen hervor und bat, sich damit zu bekleiden. Die Herzogin nahm es dankbar an und stand bald in der Tracht eines Bauermädchens von Terra di Lavora unter den staunenden Frauen, die ihre Schönheit nicht genug bewundern konnten. Dann legte sie sich ermattet zur Ruhe, die Frauen sangen einige Lieder und leise senkte sich der Schlummer auf die Ermüdete, und schloß bei den Tönen des Gesanges ihre Augen.

Giovanni war während dem draußen unruhig auf und abgegangen. Was in seinem Herzen jetzt so laut sprach, war ihm neu; eine nie gefühlte Wonne durchschauerte ihn; ihm war es noch immer als fühle er ihr Haupt an seiner Brust ruhen, als fühle er die Gluth ihrer sanft errötheten Wange an seinem klopfenden Herzen. Schöner als heute hatte sie ihm die Phantasie noch nicht gemalt. Aber es war immer noch das heilige Bild, um dessen Schönheit der Nimbus strahlte, und hoch beglückt, daß er ihr guter Engel gewesen, seine Arme sie dem Verderben entrissen, rief er begeistert: Nun kann ich enden und darf nicht murren; hab' ich doch des Lebens höchste Seligkeit empfunden! Nun ist mir der Tod willkommener, denn das Leben kann mir nichts Schöneres bieten!

Kommt auf jenen Felsen! sagte der Anführer der Räuber, Giovanni in dem Gefühl seines Glückes störend: Wenn der Morgen graut, können wir von dort in das Thal hinunter bis über das Meer sehen. Doch besser, ich bleibe hier und halte Ordnung. Steigt nur allein hinauf, junger Herr! Mich dünkt, der Tag muß bald beginnen. Was ihr sehet, berichtet uns schnell, besonders ob die Muselmänner sich einschiffen. — Ich hoffe, sie werden wohl nicht lange bei uns verweilen.

Arienzo befolgte den Rath und klomm den Felsen hinauf, setzte sich dort unter einen Baum und erwartete den Morgen. Der Sturm hatte sich gelegt, die letzten Blitze begrüßten noch, zum Abschied flammend, am fernen Horizonte die Nacht, und zwischen den zerrissenen Wolken funkelten, nach und nach eine matte Dämmerung verbreitend, die leuchtenden Sterne. Starr sah er auf zu den Strahlenden, sein Geist war auch hier bei Julia, die er nie wieder sehen wollte. Er fühlte eine noch nie empfundene Gluth in seinem Herzen; er fühlte, daß diese Nacht ihm Julia näher gebracht habe als alle Wonnemonde seiner früh entschwundenen Liebe. Darum, sprach er: ist es gut, daß ich auch jetzt, ihrem früheren Befehl gehorchend, dem Dank entfliehe; so wird mein Andenken ihr stets freundlich bleiben.

Der Tag brach am fernen Horizonte mit seinem falben Scheine hervor. Immer lichter und lichter wurde es, und die einzelnen über das Meer ziehenden Wolken begannen, wie die Lilienwangen der Jungfrau bei dem ersten Kuß des Geliebten, sich sanft zu röthen. Jetzt erglühte der Horizont in rosenfarbenem Feuer, und die Sonne trat majestätisch hervor und breitete ihre Strahlen über das wogende Meer. Es ward Tag! — Aber sein Licht senkte nicht Trost in des Jünglings tief bewegte Brust. Qualmend stieg der Rauch aus der unglücklichen Stadt empor, die ein Bild der Verwüstung vor ihm lag. Mit vollen Segeln sah er die Raubschiffe dahin gleiten, während andere noch bei Sperlonga vor Anker lagen, mit dem herbeigeschleppten Raube beladen zu werden, und in der Stadt hörte er noch die Muselmänner jauchzen. Nur Barbarossa, der kühne Räuber, saß von Wuth entbrannt, in den Zimmern des Pallastes, zähneknirschend, daß ihm seine schöne Beute entgangen sei.

Soliman, zu dem die Kunde von Julia Gonzaga's Schönheit gedrungen war, hatte seinem Admiral befohlen, ihm dies schöne Weib, und sollte er sie mit dem Blute Tausender erkaufen, nach Stambul zu bringen. Aber die Liebe hatte dem Geier die Taube entführt, die Herzogin war gerettet, und nur todte Schätze waren der Lohn seiner Bemühungen. Sperlonga, wo Barbarossa zuerst gelandet, und das unglückliche Fondi, wo die zerstörenden Flammen seine Abfahrt verkündigten, büßten furchtbar für die Rettung der Herzogin.

Als die letzten Türken die Stadt verlassen hatten, und kein Schiff am fernen Strande mehr gesehen wurde, eilte Giovani mit einigen der Räuber in's Thal hinab, um sich zu versichern, daß Fondi ganz geräumt und alle Muselmänner sich wieder eingeschifft hätten. Sie fanden die brennende Stadt leer, kein menschliches Wesen wandelte unter ihren Trümmern und die Flammen wütheten noch furchtbar. Da sandte er die Räuber zurück, die Herzogin davon zu benachrichtigen; er selbst wanderte seiner Vaterstadt zu.

Julia von dem Jammerbilde ergriffen, das die zurückkehrenden

Räuber ihr gemacht, ließ sich sogleich auf einem in Eile aus Stämmen zusammengeflochtenen Sitze nach Fondi tragen, um wo möglich dem Feuer noch Einhalt zu thun; willig folgte ihr die Bande. Die Belohnung, welche sie ihnen verhieß und vielleicht auch die Aussicht auf Beute lockte sie; Alle begleiteten die Herzogin.

Schon begegneten ihr einige, freilich nur wenige der wieder zurückkehrenden Geflüchteten, die dem Schwerte und der Sklaverei entronnen waren; mit ihnen kehrte sie in die Stätte des Jammers zurück. Aber alle Hülfe war vergebens, man vermochte nicht den Flammen Einhalt zu thun, bald lag die Stadt in Asche, und nur die Kirche und das Schloß blieben verschont. Barbarossa's Anwesenheit hatte dieses gerettet, denn da er einer der Letzten von hinnen zog, so war das Feuer erst spät angelegt und nicht unterhalten worden, die Mauern hatten wiederstanden und es war nur wenig Schaden angerichtet. Aber alles Uebrige fand man verwüstet und vernichtet; die herrlichsten Gemälde zerrissen, die Statuen verstümmelt, Alles erbrochen, beraubt und zerschlagen. Selbst die Gräber waren nicht verschont geblieben, und Marco's und Prosper Colonna's Grabmal aufgebrochen, die Gebeine umhergestreut, und die Kleinodien, mit denen der menschliche Stolz sich und die Todten ehren will geraubt. Aber am furchtbarsten war das Jammergeschrei der Zurückkehrenden. Hier beklagte eine arme Waise die in dem Schutthaufen begrabenen Eltern, dort die Mutter ihre blühend geraubte Tochter, der Gatte die Gattin, der Bruder den Bruder, Keiner war, der außer seiner Habe nicht noch Theureres verloren, Keiner, dem nicht die Jammernacht um seines Lebens Glück gebracht hatte.

Die Herzogin tröstete, versprach zu helfen so viel sie konnte, aber was vermag des Menschen schwache Hand, wo das Schicksal die tiefsten Wunden schlug. Auch sie hatte so manchen treuen Diener verloren, keine ihrer Frauen fand sie wieder, und doch mußte sie den Himmel danken, der ihre Freundin so wunderbar gerettet hatte. Die Freude des Wiedersehens war groß, als Leonore, welche von der Klause des Einsiedlers die Flammen hatte aufsteigen gesehen, das Unglück vernommen und bis Pico geflüchtet war, am Abend der Herzogin auf ihrem Zuge nach Pontecorvo begegnete, wohin sie sich, neuer Gefahr zu entgehen, einstweilen begab. Sie hatte für Julia gezittert, und dankte dem Himmel doppelt, da sie erfuhr, daß Arienzo sie gerettet.

Und wo ist er? fragte sie.

Er ist fort! erwiderte die Herzogin, ihren Schmerz nicht verbergend: Niemand hat ihn seit diesem Morgen gesehen. Er ist meinem Anblicke und meinem Danke ausgewichen, doch meinem Herzen ist er nicht entflohen; dankbar werde ich seiner gedenken, dankbar — und mit Liebe! setzte sie leise erröthend hinzu.

Der Tod entriß Julia bald hierauf den Gatten und keine Nachricht brachte ihr von Giovanni Kunde. Er war seit jenem Unglückstage verschwunden; nur so viel konnte sie durch seine Eltern erfahren, daß er auf der Flotte nach Tunis gezogen, aber nicht wieder heimgekehrt sei. Der Tod ihres Gatten, Ungewißheit über Giovanni's Schicksal, hatten ihre Heiterkeit getrübt. Vergebens eilten aus allen Gegenden Italiens die Fürsten und Großen herbei, ihr zu huldigen und Herz und Hand der schönen Witwe anzubieten; Keinen fand sie würdig, den edlen Colonna zu ersetzen. Sie hatte einen Kranz von Amaranthen mit der Umschrift: „non moritura," zu ihrem Sinnbilde gewählt und blieb, das Andenken an den Gestorbenen, vielleicht auch das Andenken an ihre erste Liebe rein zu bewahren, ihrem Vorsatze treu.

Sechs Jahre waren nun, seitdem sie Arienzo zum letzten Mal gesehen, verflossen, als sie eines Tages mit Leonoren auf der Rasenbank der Felsgrotte, wo sie ihn einst schlummernd gefunden, seiner Liebe und Treue freundlich gedenkend, saß. Hier überreichte ihr ein Diener ein kleines Paquet, welches ein fremder Krieger, sich schnell wieder entfernend, abgegeben habe; sie öffnete es. In einem Kranze verwelkter Amaranthen lag eine entblätterte Rose von einer verblichenen Schleife umwunden, und mit zitternder Hand geschrieben stand ihre Devise: „non moritura" darüber. Wer ihr dieses sandte, konnte sie leicht ahnen; wer es ihr gebracht, erfuhr sie nie. Die mit bebender Hand geschriebenen Worte, und daß Giovanni sich von diesen ihm so theueren Erinnerungen getrennt hatte, gaben ihr die Gewißheit seines Todes.

Was sind dem Menschen die Gaben des Himmels! sagte sie zu ihrer Freundin mit Thränen im Auge traurig auf die verwelkten Blumen und die Worte blickend: Mir gab der Himmel Alles, was uns beglücken kann Schönheit, Geist und Anmuth, einen edlen Gatten und Reichthümer das Leben zu genießen; er versagt mir nur Eins, aber mit diesem Einem nahm er mir auch Alles. In der Mitte meiner strahlenden Laufbahn, umgeben von Glanz und Hoheit, fühlte ich mich arm, wie ein Bettler, arm, wie ich mich in der Stunde fühlte, die mich auf immer von Arienzo trennte. Ich war die Sonne, deren Strahlen Alles erwärmten, nur nicht das eigne Herz, das blieb ohne ihn kalt! Ja, Leonore, dies waren die Tropfen Wermuth in meinem Lebensbecher, von denen die Alte sprach.

Auf Erden ist keiner ganz glücklich!

———

Der Schwan.

Norwegische Sage.



Der Himmel war heiter, kein Regen oder Sturm verkündendes Wölkchen trübte seinen blauen Aether und die Sonne warf ihre glühenden Strahlen auf die schroffen Felswände, welche die blauen Fluthen des Wodna See's umgeben. Ein kühler Westwind kam vom Meere herüber und säuselte leise, die Gluth der Sonne kühlend, durch die Wipfel des hohen Föhrenwaldes, der die Felsspitzen wie mit einer dunkeln Binde bekränzte. Es war ein heiterer langer Frühlingstag, wie die Bewohner des nördlichen Theils von Norwegen sich zu erfreuen haben, wenn bei ihnen die Sonne nur wenige Stunden zur Ruhe geht.

Ein alter Fischer, zwei Angelruthen in der Hand, eine Binsendecke um den rechten Arm geworfen, schritt noch rüstig einem Felsenriffe zu, das sich in die See hinausbog. Ein junges Mädchen, schön und hold wie Freya, die Göttin der Liebe, folgte ihm, ein geflochtenes Körbchen am Arme, die Blicke nach dem See gerichtet, von woher sie etwas zu erwarten schien. Sie war leicht geschürzt, ihr dunkelblondes Haar war auf dem Scheitel zusammengerollt und widerstand in seiner üppigen Fülle nur ungern der zur Nadel zugespitzten Gräte eines Haifisches, die es zusammenhielt. Ein buntes hänfenes Tuch deckte Hals und Nacken und kein künstliches Gewand verbarg den schönen schlanken Bau ihres Körpers.

Wir wollen es hier versuchen, Fiona? sagte der Alte, ihr eine der Angelruthen reichend. Es ist heute ein schöner Tag zum Fang und ich hoffe, wir tragen manch fetten Lachs nach unserer Hütte; da nimm die Binsendecke, sprach er, sie dem Mädchen reichend: setze dich darauf, die Steine sind rauh. Dann ordnete er seine Angel, nahm auf dem äußersten Rande der Klippe seinen Platz und warf die Angel aus. Fiona breitete schweigend die Binsendecke neben ihm, setzte sich und that ein Gleiches.

Aber trotz des schönen heiteren Wetters wollte dem Alten schier die Zeit lang werden, ehe ein Fisch sich durch den zappelnden Wurm bethören ließ, desto mehr aber schien der Tochter das Glück wohlzuwollen, die jedoch gar nicht auf ihre Angel sah. Zieh doch an! rief der Vater jetzt. Siehst du denn nicht, Fiona! daß ein derber Fisch sich gefangen hat? Sieh nur, wie er zappelt und plätschert. Soll dir wenig helfen, du unruhiger Geselle! Dies sagend, riß er der Tochter die Angelruthe aus der Hand, that einen kurzen Ruck, dann zog er langsam und bedächtig seine Beute herauf. Er

hatte sich nicht geirrt, es war ein schöner Lachs, der bald in das Binsenkörbchen gethan und dann von der Klippe wieder herab als Gefangener in sein altes Bett gesenkt wurde.

Sag mir nur, Fiona! wo waren Deine Gedanken? fragte der Alte: Du bist jetzt so zerstreut, stehst seit einiger Zeit, ich muß es Dir geradezu sagen, Deiner Wirthschaft nicht mehr vor wie sonst, läßt die Fische oft noch Tage lang nutzlos an der Sonne hängen, wenn sie schon längst gedörrt sind, und zweimal war in dieser Woche mein Haferbrei angebrannt. Auch gehst Du jetzt weniger, als sonst zu dem Grabe Deiner Mutter, lauschest, ob sie Dir erscheine —

Vater, Vater! unterbrach ihn das Mädchen: ein Fisch zappelt an Eurer Angel! Der Alte, der über seine Klagen die Angelruthe vergessen hatte, fuhr auf, zuckte zu rasch, die Schnur riß, der Fisch schwamm mit dem Hacken davon.

Der Fischer brummte. Fiona war froh, daß sie so leichten Kaufs davon gekommen, denn der Alte, obgleich er recht gut wissen konnte, weshalb sie so zerstreut war, schalt sie jedesmals, wenn sie träumend in Gedanken saß und an Olaf dachte. Sie wußte nun, daß sie vor jeder Frage des Vaters sicher sei, der dies Mißgeschick nicht vergessen konnte, kein Wort mehr sprach und nur mit seinem Fang beschäftigt war.

Auch Fiona unterbrach die Stille nicht, sie fing nur wenig und ihr Auge schweifte immer weit über den See hinweg nach dem nahen Meere; aber kein Segel ward dort vom Westwind geschwellt und leuchtete glänzend am fernen Horizonte Sie senkte ihr liebliches Haupt und ihr sanftes Auge blickte mehr in den eigenen Schoos als nach der Angel. Da störte plötzlich der an dieser menschenleeren Gegend so ungewohnte Ruf eines Hifthorns die Stille; der Alte wie Fiona schauten sich erschrocken um und sahen am Saume des Waldes dicht über ihnen einen riesenhaften Mann in kostbarer Jagdkleidung stehen, an dem einige Hunde heulend aufsprangen. Jäger kamen jetzt herbei, einen getödteten Bär tragend, den sie, so wie es schien, auf seinen Befehl die schroffe Felswand herabrollten, so daß er unfern der Angelnden niederfiel.

Jetzt entfernte sich der stattliche Jäger und stieg auf ungebahntem Wege die Felswand hinunter, wo die flüchtige Ziege kaum zu weiden wagte. Seine Hunde mochten ihm nicht folgen und blieben heulend oben stehen; der Jäger aber sprang sicheren Trittes von Klippe zu Klippe und stand bald vor den Staunenden.

Seid gegrüßt, Ihr guten Leute! sprach er. Wir wollen unsere Beute theilen! — Nehmt den Bär, den ich den Felsen herabschleudern ließ, es scheint ein fetter Bursche zu sein, und theilt mir dafür von Eurem Fange mit. Der Alte dankte dem großmüthigen Geber und zog den Binsenkorb schnell aus dem Wasser herauf, während Fiona vor dem flammenden Blicke der Mannes die Augen senkte.

Laßt nur Eure Fische in dem Korbe! sagte der Jäger. Ich verlange einen Fisch, den die Jungfrau gefangen hat. Deshalb wirf noch einmal die Angel in die Fluth, schönes Kind, und sieh, ob Du für mich glücklich bist. Fiona gehorchte schüchtern, ließ die Angelschnur langsam an dem Felsen hinabfallen und ohne wohl eigentlich zu wissen warum, wünschte sie, daß kein Fisch sich möchte fangen lassen.

Aber ihr Wunsch ward nicht erhört, bald tauchte die Angelruthe unter, sie zuckte schnell, hoffend, der Faden solle reißen; aber der Fang war nicht groß, ein Barbe hing an dem Hacken, nach welchem der Jäger mit Hast griff. Du sollst mir nicht mehr entwischen! sagte er lachend, nahm das Waidmesser, schnitt ihn auf und aus dem Eingeweide, wie es schien, rollte ein goldener Reif zu des Mädchens Füßen, den jedoch der Jäger absichtlich und unvermerkt von seiner Hand gezogen hatte.

Der Fisch bleibt mein, der Reif ist Dein! sagte er lachend; so theilen wir die Beute! Er bückte sich, nahm den Ring auf und reichte ihn dem Mädchen, die ihn aber anzunehmen weigerte. Was soll ich mit dem Kleinode? sprach sie hocherröthend. Der Fisch ist Euer, also der Ring auch.

So nimm ihn doch, thöriges Mädchen: sagte der Vater. Vielleicht bringt er Glück in unsere Hütte.

Glück? sagte Fiona und schüttelte traurig ihr Köpfchen. Glück bringt er mir nicht! Wie käme der Ring ohne Zauberei in des Fisches Eingeweide. — Hierbei wagte sie nach dem Jäger das Auge aufzuschlagen, der jetzt zum erstenmal die frommen Augensterne des Mädchens sah.

Nimm den Ring, ich befehle es Dir! sagte jetzt der Vater, der an das Bärenfell dachte, worauf es sich so weich ruhen lassen mußte. Nimm und beleidige den Herrn nicht! Fiona gehorchte seufzend. Ihr war es, als hielt sie eine Centnerlast, als der Reif in ihrer Hand lag; kein Dank ward dem Jäger für seine Gabe; sie legte ihn in ein kleines Körbchen, worin Angelhacken und Schnur verwahrt wurden und setzte sich wieder zum Angeln nieder.

Der Jäger störte sie nicht, ihr Anblick schien ihm zu gnügen, er stand neben ihr und sein Auge hing bewundernd auf der schönen Gestalt, die in jeder ihrer Bewegungen so lieblich und anmuthvoll war. Endlich aber glaubte er doch sich trennen zu müssen. Fischer! sagte er zu dem Alten: weißt Du keinen bessern Weg die Höhe hinauf, als den, den ich herunter gekommen bin?

Wohin soll er Euch denn führen?

In den Wald, um Weiteres kümmere Dich nicht! erwiderte der Jäger barsch. Weißt Du einen bessern Weg, so führe mich hin, der feiste Bär ist wohl einen Gang werth. Komm! der Alte legte eilig seine Angel zur Seite und machte sich mit dem Fremden auf den Weg, der Fiona zum Abschiede die Hand reichte und sie heftig drückte.

Dieser Druck hatte sie sonderbar durchzuckt; es war nicht die warme, wohlthuende Gluth, die sie auch wohl schon bei dem Handdruck eines Mannes empfunden hatte, er ließ eine unangenehme Empfindung zurück.

Freya sei gelobt, daß er fort ist! seufzte sie jetzt, als sie ihn hinter ihrer Hütte den Fußpfad hinaufgehen sah, und warf schnell den Ring wieder in die Wellen. Nun wird mir wieder wohl und leichter um das Herz. Was hat mich denn bei dem Anblick dieses Mannes so unangenehm bewegt? — Was mein Blut so rasch durch die Adern gejagt, daß der kalte Angstschweiß auf meiner Stirne perlt? — Es ist doch ein schöner Mann, schöner als ich noch einen sah. Sein braunes Haar ringelte sich gar hübsch um seinen Nacken und sein ganzes Ansehen war stattlich, seine Kleidung reich — und doch — wenn ich Olaf in seiner ärmlichen Jacke sehe, die bunte Mütze, die ich ihm webte, über seine blonden Locken, wenn ich in sein frommes Auge sehe, das mir immer sagt, wie lieb er mich hat, dann wird mir so wohl um das Herz, ich sehe ihm lange und gern ins Auge und sein Händedruck durchzuckt mich auch, aber so warm und wohl, daß ich freudig den Druck erwiedere. —

Wo er nur bleiben mag? rief sie aufspringend und legte ihre Angel hin: da schweift er auf dem wilden Meere umher und diesmal, wie er mir sagte, ging seine Fahrt hin nach fernen Ländern, wo die Sonne ihr weites Bett hat und zur langen Ruhe sich senkt. — Ja, wie oft ist sie schon untergegangen und er ist immer noch nicht zurück! Ach hätte ihm das feuchte Wellenbett auch die Ruhestätte bereitet wie der glühenden Sonne? — Hätte er in fremden Ländern fern von seiner Heimath den Tod gefunden — oder — mich vergessen? — Hätte eine Andere? — Nein, nein! Olaf ist treu und gut, die Götter werden ihn schützen. Er kehrt sicher wieder heim!

Dies sagend schien die Hoffnung wieder in ihr zurückzukehren, das Vertrauen auf seine Treue war nicht wankend geworden und ihr Antlitz leuchtete freudig wie die Erinnerung an ihn. Da setzte sie sich wieder auf die Binsendecke, sah in die blaue, spiegelglatte Fluth hinab, die ihr nur sein Bild wiedergab, und an ihn gedenkend, sang sie das Lied von dem Fischer:

Heimwärts, heimwärts nach dem Strande,
Wo sein treues Liebchen wacht,
Tragt ihn nur mit leisen Schaukeln,
Wellen durch die finstere Nacht,

Daß er lande, daß er ruhe,
Seines Glückes sich bewußt,
In den Armen seines Mädchens,
An Fiona's treuer Brust.

Heimwärts, heimwärts tragt den Nachen,
Tragt ihr doch mein ganzes Glück!
Also sang sie, doch vergebens!
Nimmer kehret er zurück.

Was im Wellengrabe schlummert,
Ist gebannt in ew'ger Ruh:
Wenn der Tod die Augen schließet,
Schließt er sie für immer zu.

Nun hörst Du bald auf mit Deinem Gesange? brummte jetzt der Vater, welcher indessen zurückgekommen, sich mit dem Bären beschäftigt hatte. Komm und hilf mir. Fiona gehorchte, hielt mit ihren zarten Händen die eine Tatze des Bären, während der Alte ihn abstreifte. Bin zwar kein Jäger und mache es wahrscheinlich nicht waidegerecht, sprach er dann: aber was schadet es, bleibt nur die Haut unversehrt. Nun das soll mir schon gelingen! — Es ist ein wackrer Herr, der Jäger, fuhr er nach einer Weile immer noch geschäftig fort. Groß von Gestalt, wie ein ächter Recke, und freundlich, als wäre er unsers Gleichen: verschenkt einen Bären, als wenn es eine Makrele wäre, und sieh nur, wie feist das Thier ist, — das soll uns trefflich zu statten kommen, wenn es Winter wird. So, nun kannst Du ruhn, das Uebrige will ich schon selbst thun. Fiona setzte sich auf einen Stein neben ihn und sah wieder hinüber nach dem See. — Du wartest gewiß heute wieder einmal auf Olaf? brummte der Alte. Thöriges Kind! drei Monden ist er schon fort, wer weis, welcher Haifisch ihn längst verschluckt hat. — Nun weine nicht, Fiona! sagte er, sie beruhigen wollend; es wird nicht so schlimm sein, er steht ja unter dem Schutze der Götter!

Fiona schwieg; der Alte wetzte sein langes Messer auf einem Stein und löste ein Hinterviertel des Bären so geschickt ab, als es der beste Jäger nur hätte thun können. Warum betrübst Du Dich? — fuhr er hierbei fort zu plaudern und gedachte schon Fiona's Thränen nicht mehr. Hin ist hin! und ein Seefahrer ist immer nur ein halber Ehemann, der Mondenlang sein Weib in der Hütte daheim läßt und auf dem wilden Elemente tausend Gefahren trotzen muß.

Schützt ihn nicht Nirod? unterbrach ihn Fiona. Hat er Euch doch auch bei Sturm und Wetter geschützt, wenn Ihr Euch dem wilden Elemente in Euerm Nachen ausgesetzt habt.

Ja auf diesem See da gehen die Wellen nicht hoch, da halten die Berge den kalten Nord und den wilden Ostwind ab, aber auf dem Meere, da bedarf es gar andern Muthes, wenn die Stürme rasen.

Ach schweigt Vater! bat Fiona: Ihr macht mir so bange.

Und überdies, fuhr der Alte fort, den der Bär wohl in dem Augenblicke mehr beschäftigte, als sein Kind, denn er sah die Thränen nicht, die ihren Augen entströmte: überdies scheint mir Olaf kein ächter Seemann zu sein, er ist viel zu still und in sich gekehrt, das wilde Leben fehlt ihm, das so einen Menschen in Noth und Tod begleiten muß — und dann scheint auch kein frommes Herz in ihm zu schlagen. Bei unsern Festen, unsern Opfern schleicht er sich immer weg. — Ich fürchte, er ist der Abtrünnigen Einer.

Wie könnt Ihr nur so denken, Vater! unterbrach ihn Fiona. Wie oft hat er mir zum Feste Freya's Blumen auf den Felsen gesucht und mir geholfen sie zum Kranze für die Göttin zu flechten, wie oft hat er nicht an ihrem Altare mir Liebe und Treue geschworen. Es ist ein frommes Herz!

Da nimm! unterbrach sie der Alte und reichte ihr einen fetten Bärenschinken. Trag ihn nach der Hütte und hänge ihn gegen Mitternacht auf, daß ihn die Sonne nicht gar zu rasch austrockne, dann hole die Fische und das Angelgeräth, trag Alles an seinen Ort zurück, indessen werd ich wohl hier fertig sein — Fiona that, wie der Vater ihr geboten, und ehe es Abend ward, hing der zerlegte Bär schon auf Stangen und der Alte betrachtete freudigen Blicks den köstlichen Vorrath für den Winter So reich war er noch nie gewesen.

Jenseit des Waldes, welcher die, den Wodna-See umgebenden Höhen bekränzte, lag ein einsames Thal, das nur der Fuß des unermüdeten Jägers betrat, denn steile Felsen schlossen es ein, und von der Fischerhütte führte nur ein einziger, durch Brombeergesträuche verwachsener Fußsteig hinab; jenseit des Thales aber war der Weg durch den Wald nicht mehr so beschwerlich, und wand er sich auch in steten Krümmungen über Klippen und Felsen an jähen Abgründen vorbei, so wurde er doch hier gebahnter, und man sah leicht, das jenseit des Waldes Menschen wohnen mußten. So war es auch, denn hatte man eine Zeitlang den Wald Berg auf Berg ab durchstreift, so stand man an dem Fuße einer steilen Höhe, auf dessen Gipfel das Gemäuer eines verfallenen Thurms über die Bäume hervorragte. Die Sage ging, daß einst hier ein König Hof gehalten und von seinem Weibe erschlagen worden sei, seitdem stand das Schloß leer und nur Jäger und Fischer wohnten am Fuße desselben in ihren ärmlichen Hüttten zerstreut und lebten von der Jagd und dem Fischfange.

Seit einiger Zeit aber war diese öde Gegend lebhafter geworden. Eine Frau war eines Tages auf wildem finnischen Rosse an den Jägerhütten vorbei den Berg hinauf geritten und seit der Zeit wimmelte es da oben von Menschen, von denen man nicht wußte, woher sie gekommen waren. Das verfallene Schloß hatte in wenigen Wochen ein ganz anderes Ansehen bekommen, und wenn es auch von außen noch wüst und öde aussah, so glänzten doch beim Scheine der Abendsonne wieder bunte Scheiben in den hohen Bogenfenstern, starke eichene Thüren schlossen das Portal und ein dunkles Schieferdach deckte die geborstenen Mauern, aus denen Uhu und Rabe gescheucht waren und schützte vor Sturm und Regen; im Innern sollte es gar prachtvoll und herrlich anzusehen sein, prachtvoller als zu den Zeiten des erschlagenen Königs. Es wimmelte von Dienern und Rossen, Lastthiere schleppten täglich eine Menge Lebensmittel hinauf und die Priester

aus der Umgegend besuchten fleißig die Gebieterin, die mit ihren Gatten oder Geliebten da oben offne Tafel hielt.

Die Frau mußte einst sehr schön gewesen sein. Sie war eine jener hohen vollen Gestalten, die nur langsam verblühen und immer noch, selbst wenn die Rosen der Wangen allmählich gebleicht sind, sich einen gewissen Reiz erhalten. Ihre Züge waren regelmäßig, ihr langes schwarzes Haar flatterte ungebunden im Winde und hing wie ein langer schwarzer Mantel über ihre Schultern; ihr Mund war schön geformt, ihre Augen glichen unter den schwarzen Wimpern zwei flammenden Sternen in einer Rabennacht; aber aus Auge und Mund sprach ein Etwas, das eher abstieß, als anzog, Bitterkeit umzog die rosigschwellenden Lippen, und Tücke machte den Blick ihrer Augen stechend und widrig. Ihr Anzug war übrigens gewöhnlich einfach; ein goldener Gürtel, auf welchem mancherlei Charakter gewirkt waren, umschloß ein faltenreiches, grauwollenes Gewand. Sonst trug sie weder Gold noch Edelsteine an ihrem Körper.

Der Mann, der ihr hierher gefolgt, war nicht ihr Gatte und der nemliche, der Fiona und ihren Vater am Ufer des Sees getroffen hatte. Es war ein norwegischer Edler aus der Gegend von Romsdalen. Dort hatte sie ihn bei dem Feste der Freya, deren Priesterin sie war, gesehen und entbrannte für ihn; aber er, von ihrem finstern, herrischen Wesen abgeschreckt, wollte ihre Liebe nicht erwiedern. Da lockte sie ihn zu sich in ihre Wohnung, und welchem Weibe fehlt die Zaubermacht, im einsamen Gemache die Sinne des Mannes zu bethören? Sie gewann Gewalt über ihn, die dreimal drei Monde dauerte, dann war die Gewalt gebrochen, er wieder drei Monde frei und seiner Bande ledig, ehe sie wieder Macht über ihn gewann.

Von den Priestern, zu denen ihr Vater gehörte, in der Magie unterrichtet, durch den Vater selbst mit den geheimen Kräften der Natur vertraut, durch die finstern heidnischen Gottheiten unterstützt, waren ihr die Geister unterthan. — Sie mußten alle ihre Wünsche befriedigen und die Schatzkammer der Natur ihr öffnen; sie gebot über Wetter und Sturm und über Alles was der Erde gehörte; aber weder das Herz des Menschen noch sein Leben war in ihre Hand gegeben, nur die Sinne konnte sie durch zauberische Mittel bethören, nur über die Gestalt des Menschen, nicht sie zu verschönern, wohl aber sie zu verunstalten, gebieten.

An dem Morgen, an welchem der stattliche Jäger auf die Jagd gezogen und F i o n a bei dem Angeln getroffen hatte, war die letzte Stunde der dreimal drei Monden abgelaufen. Der Nebel, der bisher, ohne daß er es ahnte, seine Augen umflort hatte, war zerronnen und er sah nun Alles um sich her in seiner wahren Gestalt. So erschien ihm auch das Fischermädchen in all ihrer Schönheit; seit langer Zeit sah er zum erstenmal ein weibliches Wesen, das ihm schöner als seine Geliebte erschien, er betrachtete sie mit nie gefühlter Bewegung, und sie zu besitzen war nun

sein einziger Wunsch, sein einziges Ziel. Mit diesem Gedanken kehrte er nach dem Schlosse der Priesterin zurück, nicht ahnend, daß seine Bande gelößt, daß der Zaubertrank seine Wirkung für ihn für jetzt verloren habe; denn hätte er auch noch zehn Schaalen mit dem berauschenden Safte geleert, sein Blut wäre kalt, sein Auge klar geblieben.

Nur an das Fischermädchen denkend, trat er in den Vorhof der alten Burg, die er prachtvoll erleuchtet vor sich sah. Leicht geschürzte liebliche Dirnen, die er noch nie hier gesehen, kamen ihm, mit Blumenkränzen geschmückt, entgegen und führten ihn unter Tanz und Gesang die Treppe hinauf zu ihrer Gebieterin, die in dem hohen, mit hundert Fackeln erleuchteten König-Saale auf weichen, seidnen Polstern ruhte. Sie war heute nicht im einfach wollenen Gewande, ein reiches, knappanschließendes Kleid von Silberstoff umgab die schönen Formen ihres Körpers, ein Diadem von funkelnden Rubinen umschlang ihr schwarzes Haar; aber dennoch war das Feuer der Edelsteine nur matt gegen die Flamme ihres Auges, das glühend nach dem Jäger blickte, der von aller dieser nie gesehenen Pracht zwar überrascht, dennoch bei dem Anblick der Druide zurückbebte, denn heute sah er sie wieder in ihrer wahren Gestalt. Der Lilienschnee ihrer zarten Haut war dahin, die Rosen ihrer Wangen gebleicht; die Zeit, wenn auch nicht das Alter, hatten ihren Tirbut wieder empfangen und die Jugendblüthe war verwelkt. Die Priesterin mochte dies bemerken, sie winkte und Diener und Dienerin verließen den Saal.

Rolf! sprach sie nun, sich erhebend; komm setze Dich zu mir unter diesen Baldachin und erhole Dich von Deinem Staunen! — Höre mich an und handle klug! begann sie nach langem Kampfe. Du siehst mich heute, wie Du mich bei Freya's Feste sahest: späterhin verschönte mich die Göttin in Deinen Augen, Du sahst mich, wie ich vor dreimal sieben Jahren war, in voller Blüthe der Jugend. Es gnüge Dir, daß die Geliebte Dir so erschien; was die Zeit verwischt hat, rechne der Freundin nicht zu und zürne ihr deshalb nicht. Deine Wünsche werd' ich noch alle befriedigen und Deine treue Freundin sein, wenn auch die Liebe Dich nicht mehr an mich fesselt. Verlaß mich nicht ganz, kehre, zuweilen nur, in meine Arme zurück und Dir sollen sich die Schätze der Erde aufthun, das schönste Mädchen des Nordens will ich in Deine Arme führen; nur verlaß mich nicht für immer.

Willst Du das wirklich? willst Du alle meine Wünsche befriedigen? fragte der Jäger, an F i o n a denkend.

Sobald Du nichts verlangst. was mich tödten würde, schwöre ich Dir bei Freya, meiner Gebieterin, und bei den Nornen, die das Schicksal der Menschen in ihren Händen halten, jeden Deiner Wünsche, so weit meine Macht reicht, Dir zu gewähren.

Diesem feierlichen Schwur vertrauend, erzählte er ihr unverholen, was ihm begegnet sei, schilderte ihr die Schönheit F i o n a's und seine Sehn-

sucht, sich in den Besitz des Fischermädchens zu setzen und erzählte ihr, daß er einen Fisch von ihr bekommen, und als er ihn aufgeschnitten, habe er den für immer bindenden Ring, den sie ihm gegeben, hinein fallen lassen, und so dem Mädchen glauben gemacht, er sei in den Eingeweiden des Fisches gewesen. Sie habe ihn auch endlich von ihm angenommen, aber nicht an ihren Finger gesteckt. Führst Du sie in meine Arme, so schwör ich auch Dir, bei Odin und Thor, dankbar und Dein Freund zu sein und zu bleiben durch das Leben.

Die Priesterin lächelte bei diesen Worten schmerzlich, bat ihn nur einen Augenblick noch zu verweilen und entfernte sich. — Da traten von allen Seiten die leichtgeschürzten Mädchen wieder ein und begannen durch Tänze ihn ergötzen zu wollen. Musick, lieblich und schmelzend, ertönte aus der Ferne herüber und der Jäger glaubte in Walhalla zu sein und die reizenden Mädchen zu sehen, welche die Götter den auf dem Schlachtfelde gefallenen Kriegern zum Lohn ihrer Tapferkeit zutheilen.

Aber so wie die Gebieterin wieder eintrat, verschwanden auch die Tanzenden. Rolf! sagte diese, ein kleines Kästchen in der Hand tragend: mir wird es schwer, Deine Wünsche zu erfüllen; aber ich muß, wenn ich Dich nicht für immer verlieren will, so hart es auch ist, Dir selbst den Weg der Untreue bahnen. Trägt das Mädchen den Ring nicht an ihrer Hand, so übt er keine Gewalt über sie. Dies Kästchen aber, sprach sie dann: enthält ein einfaches rothwollenes mit einer Perlenschnur umwundenes Band, es war einst weiß wie der frischgefallene Schnee auf hoher Bergspitze; aber ich tauchte es in das Blut eines girrenden Taubers, den mein Pfeil in dem Augenblicke traf, als er um die Geliebte buhlte. Wenn es das Mädchen sich freiwillig um den weißen Hals schlingt, wird es für Dich von nie zuverlöschender Liebgluth entbrannt, und wenn sie Dich vorher auch gehaßt hätte, wie die bösen Geister. Der Zauber ist unwiderstehlich, unzerreißbar die Kette, mit welcher er Herz an Herz knüpft. Doch — setzte sie hinzu — erst in drei Tagen darfst Du ihr nahen, nahst Du ihr früher, so ist der Zauber unwirksam. Da, nimm und werde glücklich! — ich will gehen und indessen versuchen, meine Gluth mit Thränen zu löschen.

Dies sagend, reichte sie ihm das Kästchen mit dem magischen Bande. Leb wohl! sprach sie dann; ihren Mund umzog ein höhnisches Lächeln und aus ihrem Blick flammte Zorn und wilder Schmerz.

Als Fiona am andern Tage mit ihrem Vater wieder auf der Klippe am See saß und angelte, hörte sie von fern ein sonderbares Getöse, sie wandte den Blick nach der Gegend, von woher es kam, und sah längs dem Ufer auf schmalem Fußpfade, den oft die schäumende Welle bespülte, ein Weib auf brausendem Rosse heran jagen, dessen Lauf kein Zügel

hemmte. Steh! rief jetzt das Weib, das Roß stand, dem Befehle gehorchend. Das Weib sprang ab, trat mit stolzem Schritte auf das Mädchen zu und betrachtete sie aufmerksam, ohne zu grüßen.

Fiona erschrack über den stechend flammenden Blick des Weibes. Was wollt Ihr von mir? sagte sie ängstlich und faßte bebend die Hand ihres Vaters. Was seht Ihr mich so starr und zornig an? Laßt mich in Frieden meine Angel auswerfen, jaget weiter und kümmert Euch nicht um mich!

War gestern ein Jäger bei Dir? fragte die Priesterin, denn sie war es, die vor dem Mädchen stand, und ihr Auge suchte den Ring an Fiona's Hand.

Ein Jäger war hier — erwiderte sie immer stärker zitternd.

Und was wollte er von Dir?

So antwortet doch für mich, Vater! sagte das Mädchen ängstlich: die Furcht lähmt meine Zunge.

Der Vater wollte zu sprechen beginnen, aber die Priesterin befahl ihm mit gebietendem Tone zu schweigen und nach seiner Hütte zu gehen. Der alte Fischer zögerte anfangs, doch da er schon viel von dem furchtbaren Weibe gehört hatte, das jetzt auf der verödeten Königsburg hause, überfiel ihn die Furcht, er gehorchte und ging.

Was wollte der Jäger von Dir? fragte die Priesterin von neuem, und kaum vermochte Fiona stammelnd ihr das Vorgefallene zu erzählen, so fühlte sie sich beklommen. Das Weib hörte aufmerksam zu, betrachtete das Mädchen mit forschendem Blick, dann sagte es: Du bist wahrlich schön, Mädchen! Ich selbst muß es gestehen, aber zu schön für mein Glück. Doch Freya sei gelobt! Der Zauber, der aus Deinem Auge strahlt, vermag nicht meiner Zauberkraft zu widerstehen. — Sieh noch einmal in diesem Spiegel! sprach sie, ihr eine Scheibe von hellgeschliffenem Stahle vorhaltend, in welchem Fiona deutlich sich erblicken konnte. Sieh nur hinein! noch einmal kannst Du Dich in Deiner Schönheit erblicken. Sieh! dieses Lockige, gelbe Haar wird struppig wie Binsenschilf und roth wie das Haar des listigen Fuchses, dieses dunkle blaue Auge grau und triefend werden, tiefe Runzeln werden diese glatte Stirn furchen, Deine Röthe schwinden, wie der letzte Sonnenstrahl in der Dämmerung, Dein hoher schlanker Körper wird die Gestalt einer verschrumpften nächtlichen Elfe annehmen und diese runden, vollen Arme sich lang und mager ausstrecken, wie die Beine der Seespinne. — Ein Wort von mir und Alles das Liebliche, das Du noch erblickst, ist hin.

Frau! rief in qualvoller Angst das Mädchen und sank vor ihr nieder: thut das nicht an mir, was könnt' es Euch nützen? — Ob ich schön bin, weiß ich nicht: die Wellen, in denen ich zuweilen mein Bild sah, haben mir es nicht gesagt, und Er sprach nur immer, ich sei brav und gut: daß ich schön sei, sagte er mir nie! — Laßt mich wie ich bin, um seinetwillen, damit ich ihn gefalle bis an meinen Tod.

Wem willst Du gefallen bis zum Tode? rief das Zauberweib zornig.

Olaf, dem Schiffer! — Dort, jenseit dem See, wo die hohe Föhre auf steilem Felsen schwankt, dort ist seines Vaters Hütte. Drei Monden ist er schon fern und schweift auf wildem Meere umher. Laßt ihn mich finden, wie er mich verließ, daß sein Auge auch ferner Gefallen an mir habe und sein Herz mir treu bleibe für immer.

Liebst auch Du ihn treu?

Wie könnt Ihr mich fragen? erwiderte Fiona: Treue bis zum Tode schwur ich ihm über dem Grabe meiner Mutter, Treue schwur ich ihm am Altare Freya's.

Ein bittres Lächeln umzog den Mund der Priesterin, da sie an ewige Liebe und Treue dachte. Und gefiel Dir der schöne Jäger nicht? fragte sie dann das immer noch knieende Mädchen.

Er ist ein stattlicher Mann, antwortete Fiona: aber wie könnte er mir gefallen, da ich Olaf liebe?

Die Priesterin ward nachdenkend. Steh auf! befahl sie dann. Bleib schön, wie die Natur Dich schuf, schön bis zu Deinem Schwanenliede! — Ha, gefräßiges Thier! rief sie dann ihrem Rosse zu, das am Seeufer im Grase weidete und auf diesen Ruf mit raschen Sprüngen sich seiner Herrin nahte, was säumst du? — Sie streichelte das Roß, schwang sich behend auf seinen Rücken und sprengte am Seeufer dahin.

Fiona eilte nach der Hütte, wo sie bleich wie der Tod eintrat. Was ist Dir Kind? fragte der erschrockene Vater leise, denn noch war er bange, das Weib möchte es hören. Was ist Dir begegnet?

Nichts! sprach das Mädchen. Noch ist mir nichts begegnet, aber mir wurde mit Fürchterlichem gedroht — Mein Haar sollte struppig werden wie Binsenschilf und roth wie das Fell des listigen Fuchses, Runzeln sollten meine Stirne furchen, meine Röthe schwinden wie die Abendsonne, mein Körper zusammen schrumpfen und ich der Gestalt einer nächtlichen Elfe gleichen, und meine Arme dürr werden wie die Beine der Seespinne. Mir schaudert, Vater, wenn ich denke, so hätte mich Olaf gefunden, er hätte mich nimmer erkannt.

Beruhige dich, Kind, aber sei vorsichtig, sagte der alte Fischer nach einigem Nachdenken. Ich ahne Schreckliches! Dem Jäger, wie dem Weibe, stehen Zauberkräfte zu Gebote, sei gegen den einen vorsichtig, stoße ihn nicht zurück, doch gewähre ihm nichts; gegen das Weib aber sei demüthig und folgsam. Ich fürchte, wir bezahlen den Bär und sein Fell gar theuer —

Auch ich fürchte es! seufzte Fiona, und die jungfräuliche Brust war von dieser Stunde an von qualvoller Unruhe bewegt.

Als am vierten Tage der Morgen mit seinem glühenden Strahle die Berggipfel zu röthen begann, der Auerhahn sein Nest auf hohem Horste verließ und der Waldbär brummend vom feuchten Mooslager aufsprang, um auf Beute auszugehen, nahm auch der Jäger seinen Jagdspieß zur Hand und ging, von seinen Dienern und Hunden begleitet, dem See zu. Der schmetternde Schall seines Hornes, der bis zur Königsburg drang, jagte die Priesterin vom einsamen Lager auf, und während er die Spur des aufgescheuchten Bären verfolgte, und immer weiter westwärts zog, trat sie zornig auf das Gemäuer des verfallenen Thurmes und blickte nach der Gegend hin, wo das Hifthorn lustig schmetterte.

Treue möge Schuld, die Norne der Zukunft, lohnen, Untreue Varanda, die Herrin flüchtiger Gegenwart, strafen! rief sie zornig und streckte die bebende Rechte westwärts! Skuld hörte ihren Fluch, Varanda aber, die ewig Flüchtige, achtete seiner nicht und übergab ihn der zögernden Schwester. So stand die Zauberin in ihrem Schmerz, ihr Fuß stampfte ungeduldig auf die festen Trümmer, daß die Quader hinabrollten und die Föhre und Birke mit sich fortrissen; dann ging sie in ihr Gemach zurück und überließ sich ernsten Betrachtungen, sah auf den Flug der Raben und lauschte, ob nicht ein Käuzchen Unglück weissagend in dem Gemäuer aufschreien möchte.

Während dem durchstrich der Jäger mit seinen Hunden den Wald, überließ es seinen Dienern den vorsichtigen Bären zu verfolgen, warf seinen Jagdspieß nach dem vorüberjagenden Wolfe, erklomm die steile Höhe des Felsthales und sah sich nach mühevoller Fahrt auf dem Felsen am See. Er schaute hier umher, erblickte aber weder den Fischer noch seine Tochter; die Klippe, wo er sie gesehen, war leer und alles still in der ganzen Gegend; auch begann es plötzlich so stark zu regnen, daß man hätte glauben sollen, der Himmel habe alle seine Pforten geöffnet, und über den See und das Thal zog sich ein dichter Nebel. Da suchte er den gebahnten Pfad, den ihm der Alte gestern gezeigt, fand ihn auch und gelangte trotz des glatten Bodens mit seinen Hunden endlich unfern der Hütte am See.

Ehe er aber seinen Weg weiter fortsetzte, überdachte er noch einmal, was er thun wollte. Das höhnische Lächeln, mit welchem ihm A s t a, die Priesterin, das Zauberband gegeben, hatte sein Mißtrauen erweckt, denn er kannte das leidenschaftliche Herz dieser Frau nur zu gut. Ueberdies fühlte sich sein Stolz und seine Eitelkeit gedemüthigt, daß er bei einem armen Fischermädchen solcher Mittel bedürfe, um ihre Liebe zu gewinen, und so beschloß er, sich des zweideutigen Geschenkes nur als letztes Mittel zu bedienen. Mit diesem Vorsatze nahte er sich der Hütte.

Als er eintrat, fand er den Alten und F i o n a Körbe flechtend. Das Mädchen erwiderte kaum seinen Gruß und wagte nicht nach ihm aufzublicken. Das Bellen der Hunde hatte seine Ankunft verrathen, die Furcht hatte sie ergriffen und der Gedanke an das Zauberweib machte sie noch ängstlicher und beklommener, als sie ohnedies der Anblick des Jägers

gemacht haben würde, der sich freundlich zu ihr setzte und mit ihr zu sprechen begann. Als er kurz darauf, wohl ahnend, daß Asta hier gewesen sei, Fiona darnach fragte, nahm der Vater statt ihrer das Wort, leugnete es gerade zu; auch schien er heute die Tochter mit ängstlicher Sorgfalt bewachen zu wollen und verließ die Hütte keinen Augenblick.

Fiona sprach wenig. Was auch der Jäger ihr Verbindliches sagte, so schien sie es doch nicht zu beachten und er mußte ohne einen freundlichen Blick oder nur ein theilnehmendes Wort von ihr vernommen zu haben, die Hütte verlassen und den Rückweg antreten. Sein Stolz fühlte sich gekränkt, aber dennoch gewann er es über sich, am andern Tage, wo er von neuem nach der Fischerhütte wanderte, das Kästchen mit dem Zauberbande daheim zu lassen und in sich selbst den Zauber zu suchen mit dem er das Herz des Mädchens gewinnen wollte. Aber er verfehlte auch heute sein Ziel; je dringender er wurde, jemehr er seine Empfindungen laut aussprach, desto ängstlicher und zurückhaltender wurde Fiona.

Noch einmal versuchte er es und kam ohne seine Zauberwaffe. Heute traf er sie mit Angeln beschäftigt auf der Klippe am Meere; der Vater saß wieder an ihrer Seite und schien sie auch heute nicht verlassen zu wollen. Aber daß dies geschehe, dafür hatte der Jäger schon gesorgt, denn nicht lange hatten sie da gesessen, als auf dem nemlichen schmalen Pfade längs dem See, auf welchem die Priesterin gekommen war, ein Diener mit einem Saumrosse sich nahte, das zwei Schläuche mit Meth trug, welches der Jäger dem Alten als Geschenk verehrte. Dies überwog seine Besorgniß, er eilte hin, den köstlichen Trank in Empfang zu nehmen, und während er sich anschickte, dem Diener einige Makrelen zu sieden, und den so lange entbehrten Meth zu kosten, blieb der Jäger mit Fiona allein und ergriff die Gelegenheit, ihr, was er fühlte, mit aller Gluth der Leidenschaft zu sagen.

Lieber Herr! erwiderte das Mädchen, und raffte hierbei allen ihren Muth zusammen: Ihr scheint es recht gut mit mir zu meinen und mir wohl zu wollen, nennt mich schön und lobt Dinge an mir, die wohl nicht einmal lobenswerth sind; dafür bin ich Euch dankbar, wenn mich auch Eure Worte schamroth machen. Aber Ihr spracht auch von Liebe zu mir und da muß ich offen zu Euch reden und Euch gestehen, daß mein Herz nicht mehr frei ist. — Ich habe es vergeben in Lieb' und Treue, an Freya's Altare habe ich mich einem Jünglinge verlobt, und was ich da gelobte, will ich auch halten. Darum seht Ihr wohl, setzte sie stockend hinzu: daß Ihr Eure Worte an mir verschwendet und ich es nicht einmal werth bin, daß Ihr den steilen Felspfad zu mir herab stieget.

Der Jäger hatte diese Rede ruhig mit angehört, und als sie von der ewigen Treue sprach, die sie gelobt hatte und halten wollte, lächelte er höhnisch und gedachte seines Zauberbandes. Und wer ist denn der Glückliche? fragte er das Mädchen: welchen Fürsten der Erde hieltest Du für würdig, ihm Dein Herz zu schenken?

Ach Herr erwiderte Fiona, wehmüthig lächelnd, denn sie hatte den Spott wohl gefühlt, der in seiner Rede lag: mein Bräutigam ist ein armer Schiffer, brav und gut, der es treu und redlich mit mir meint. Dort drüben — seht lieber Herr! rief sie lebhaft, die Angelruthe rasch neben sich legend: dort wo der Nachen mit dem weißen Segel herüber schwimmt, dort, — am andern Ufer — unter der hohen Föhre — dort ist seine Hütte! — der Nachen — ja es ist sein Nachen!

Niord! rief sie jetzt und hob die Arme zum Himmel empor: schütze ihn, befiehl dem Abendwinde, daß er die Segel ihm sanft schwelle, damit der Nachen leicht und schnell über die blauen Fluthen gleite. — Schütze mich, schütze ihn! Sie streckte sehnsuchtsvoll die Arme nach der Gegend hin, wo der schaukelnde Nachen mit Pfeilschnelle über die sanften Wellen glitt, dann lief sie, unbekümmert um den Jäger, nach der Hütte, ihrem Vater die frohe Botschaft zu bringen, daß Olaf nahe.

Während dem hatte der Jäger unverwandt nach dem Nachen geblickt, der immer näher kam. Schon konnte er die Gestalt des Mannes erkennen, der ihn lenkte: Eifersucht und Unmuth trieb ihm das Blut rascher durch die Adern. Soll ich ihm meinen Wurfspieß entgegen senden, soll ich ihn von dem Doggen zerreißen lassen?' dies waren die Gedanken, die sich rasch in ihm durchkreuzten. Aber nein! rief er dann: er selbst soll meinen Triumph feiern, er soll Zeuge meines Glückes sein, sich verzweiflungvoll in die Fluthen stürzen und sich selbst den Tod geben, damit ich ihm nie in Walhalla begegnen kann.

Fiana war indessen mit ihrem Vater wieder herbeigekommen. Er ist's! — Mein Olaf ist's! rief sie aus und eilte hinunter nach dem Platze, wo er zu landen pflegte; der Jäger aber blieb mit dem Alten ruhig auf der Klippe stehen. Jetzt landete der Nachen, der Jüngling sprang heraus und die Kette noch mit starker Hand haltend, schloß er Fiona in seine Arme, die nur: mein Olaf! zu stammeln vermochte.

Als der erste selige Augenblick vorüber war, er den Nachen festgebunden hatte, und sie nun Arm in Arm hinauf zu dem Vater gingen, fragte Olaf, wer der Jäger sei, der neben dem Vater stehe. Fiona berichtete ihm Alles in der Eile, doch verschwieg sie ihm die Absicht seines Hierseins. Olaf aber, trotz dem Vertrauen, das er zu der Geliebten im Herzen trug, blieb bei dem Anblick des schönen Mannes nicht gleichgültig; das Blut trat auf seine Wangen, er grüßte den Vater Fiona's herzlich, den Jäger aber kalt. Dieser mußte die wilden Doggen, die den Fremdling mit unfreundlichem Gebelle begrüßten, so wie seine eigene Wuth zurückhalten, als er den schlanken jungen Mann, das kurze Schwert an der Seite, kühn und keck vor sich stehen sah, der, als ob er ihn höhnen wollte, vor seinen Augen Fiona liebend umfing.

Der alte Fischer ward unruhig, strafende Blicke trafen die Liebenden, die sie jedoch in ihrem Glück nicht einmal bemerkten. Der Jäger aber

störte sie in ihrem Gekose, indem er zu Fiona trat: Jungfrau! sprach er: ich sehe Euch so glücklich, daß ich vermuthe, noch ehe der Mond sich dreimal in die See gebaucht, hat Euch Freya zum ewigen Bunde vereinigt. Meth und Bärenfleisch habe ich schon zum Hochzeitmahl gespendet, so will ich morgen Euch auch ein köstliches Hochzeitsgeschenk reichen; dem Anschein nach werthlos, aber dennoch unschätzbar. Lebt wohl! Bleibt nur zurück, Alter! sagte er unwirsch zu dem Fischer, der ihn begleiten wollte. Ich kann den Pfad schon allein finden.

Als sie allein waren und wieder wie sonst traulich neben einander in der Hütte saßen, konnte sich der Alte nicht so recht über das Glück seines Kindes freuen. Olaf, der bisher schweigend und in Gedanken neben Fiona gesessen hatte, brach jetzt die Stille. Mir gefällt der Mann nicht, sagte er: so schön und stattlich auch sein Aeußeres ist. Es ist einer jener stolzen Herren, welche glauben, Kraft und Macht allein gebe den Menschen seinen Werth. Nimm kein Geschenk von ihm an und ist es Euch recht, Vater, so laßt mich bald Fiona als mein Weib heimführen.

Olaf! erwiderte der Alte: ich habe Dir Fiona zum Weibe versprochen und hätte auch jetzt nichts dagegen, nur fürchte ich den Jäger und eine in Zauberkünsten erfahrene Frau, die dort drüben in dem verfallenen Königschlosse wohnt. Sie sind beide gar mächtig, haben prächtige Rosse, viele Diener und was ich mehr fürchte als alles dies, sie sind in Zauberkünsten bewandert. Das Weib reitet auf wildem Rosse ohne Zaum und Sattel über Stock und Stein, und ich glaube, ihr Roß, das auf jedes ihrer Worte gehorcht, trüge sie über den See; sie erregt Sturm und Unwetter, und Raben sollen bei ihr täglich aus und einfliegen und Botschaft bringen und Botschaft holen. Sie war hier und hat gegen Fiona gar furchtbare Drohungen ausgestoßen; er hat sich um Fiona's Gunst beworben. Nimm Dein Verbot zurück, daß sie kein Geschenk von ihm annehmen soll, ich fürchte das Weib und den Jäger und es ist nicht gut, wenn man sie absichtlich zum Zorne reizt.

So nimm, was er Dir zur Hochzeitgabe bringt, Fiona! erwiderte Olaf lächelnd: aber nimm auch von mir ein Amulet, welches mir in fernen Landen, wo ich mit dem Schiffe lange vor Anker lag, ein frommer Mann verehrte; es wird Dich vor jedem Zauber schützen, und mit mächtiger Kraft heilbringend auf Dich wirken. Bei diesen Worten nahm er ein kleines hölzernes Kreuz aus seinem Wamms und reichte es Fiona. Diese aber fuhr erschrocken zurück und schauderte vor dem Dargebotenen. Unglücklicher! rief sie: was bietest Du mir? Verflucht ist der und Hela anheimgefallen, der solch frevelhaftes Zeichen trägt, Freya wendet ihr liebliches Antlitz von ihm und beglückt ihn nimmer! so sprach die Priesterin der Göttin, als sie dies Zeichen auf der Brust einer Jungfrau fand, und darum werd' auch ich es nimmermehr von Dir annehmen, ich würde die Göttin der Liebe erzürnen.

Sagt ich es Dir nicht, fiel ihr der Vater in die Rede: Olaf ist nicht frommen Herzens?

Wie könnt Ihr doch so reden, Vater? nahm Olaf schnell das Wort. Sieht man fremde Länder, so sieht man mancherlei. Dies Zeichen, welches die Christen hoch verehren, gab mir ein Priester, mich vor Zauberkünsten zu schützen und mich zu stärken im Glauben an einen Gott, der höher steht als unsere Götter Alle — und —

Frevle nicht! zürnte der Alte. Schweig, ich bitte dich! bat Fiona.

Nun wie Ihr wollt! meinte Olaf: der höchste Gott möge Dich schützen! Er hing das Kreuz wieder auf seine Brust und es dauerte einige Zeit, ehe Fiona sich deshalb beruhigen konnte.

Aber die Liebe war stärker als die Furcht; und als sie mit ihm in der Abendkühle vor der Hütte saß, er von seiner Fahrt, von den großen Häusern ihr erzählte, die, wohl viele Hundert neben einander, in langen Reihen ständen, und wie die Menschen dort auf einem Fleck friedlich zusammen wohnten, ohne sich einander zu erschlagen, wie schön sie gekleidet wären und Meth und Wein tränken, da rief Fiona staunend aus: Das muß ein glückliches Land sein und Hertha es mit vielen Gaben gesegnet haben!

Dort beten sie nicht zu Hertha! erwiderte Olaf.

Und doch schüttet sie ihr Füllhorn über die Gottlosen aus? rief Fiona verwundert.

Sie beten nicht Odin an, nicht Thor und Freya. — Sie haben nur einen Gott, den sie verehren, der ist mächtig, groß und gütig und hat nur einen Sohn, der für die Menschen am Kreuze gestorben ist. Und nun erzählte er Fiona, was ihm ein frommer Priester, der ihre Sprache verstanden, vom Christenthume mitgetheilt hatte, und seine Worte, welchen die Liebe doppelte Kraft gab, begannen in ihr Herz zu dringen. Aber der Vater unterbrach ihn mit zürnender Rede: Frevle nicht, Olaf! Lade nicht den Zorn der Götter auf Dich, thöriger Mensch, und trenne Dich nicht selbst von den Gefilden, wo Deine Väter jetzt unter Odins Schutze wandeln. Entferne Dich nicht von Freya's Altären, leichtsinniges Kind, das eine thörige Liebe zum fremden Götzendienste verlocken will. Sprich nicht mehr von dergleichen, Olaf, sonst sähe ich lieber, Du bändest Deinen Nachen los und segeltest heim.

Olaf schwieg. Er selbst war noch nicht mit sich einig, noch hatte die Lehre des christlichen Priesters nicht feste Wurzel in seinem Herzen gefaßt und er schwankte noch im Glauben, wie das vom Wind bewegte Schilf am Ufer des heimathlichen See's. Bald ließ ihn auch Fiona's freundliches Gekose Odin und Hertha, nur Freya nicht vergessen; der Abend verging den Liebenden mit raschem Fluge und schon war es Mitternacht, als er den Nachen bestieg und morgen, sobald er mit seinem Vater vom Fischfang zurückgekehrt sei, wieder zu kommen versprach.

Aber ehe Olaf wiederkehrte, stand der Jäger schon vor der Hütte. Heute hatte er das Kästchen bei sich und freute sich schon im Voraus seines Triumphes und seiner Beute; aber doch war seine Eitelkeit noch stark genug, noch einmal den Versuch zu wagen, sich selbst das schöne Mädchen zu verdanken, nicht dem Zauberbande. Er hoffte, trotz dem, was er gestern gesehen, wenn er sich nur ernstlich bewerbe, sich dennoch in den Besitz des Mädchens zu setzen. Er sprach mit dem Vater und verlangte Fiona zum Weibe, dabei stellte er dem Alten vor, welcher Reichthum, welche Gemächlichkeit ihn dann erwarte und hätte er auf Fiona's Herz so wirken können, wie auf das des Alten, dem der Meth, welcher ihm durch die Freigebigkeit des Jägers geworden war, noch mundete, so würde er nicht des Zauberbandes bedurft haben. Aber kaum hatte er bei dem Mädchen seine ernstliche Bewerbung angebracht, kaum ihr gesagt, daß er sie noch heute als sein Weib in sein prächtiges Haus nach Romsdalen führen wollte, als sie schüchtern, wie ein aufgescheuchtes Reh aufsprang, und die Hütte verließ.

Der Jäger verwünschte seine Eitelkeit, folgte ihr schnell und der Alte, Unglück ahnend, wagte kaum, ihn zu begleiten. Fiona war von Angst getrieben, nach der Klippe gelaufen, von wo sie Alles auf dem See übersehen konnte. Sie hoffte mit Ungeduld auf Olaf, es war ihr als ob er, nur er sie schützen könne und freudig klopfte ihr Herz, als sie in der Ferne das weiße Segel, vom Westwind geschwellt, erblickte; unverwandt hing ihr Auge an dem schaukelnden Nachen, der leicht über die Wellen gleitete, so daß sie es nicht bemerkt hatte, daß der Jäger schon lange neben ihr stand.

Fiona! redete dieser sie an: doch sie, nur Auge und Gedanken auf den Nachen gerichtet, sprang auf. Seht ihr nicht dort das Segel und den Nachen? — Er kommt, mein Olaf kommt! rief sie, ihn unterbrechend, und wollte hinunter nach dem Platze, wo er zu landen pflegte. Der Jäger hielt sie aber mit kräftigem Arme zurück, der Vater hatte nicht Muth, ihn abzuwehren, sie konnte nicht mehr entfliehen, — der Nachen war noch fern.

Fiona! sprach der Jäger jetzt mit sanftem, schmeichelndem Tone. Du fliehst mich und fliehst vor Deinem Glücke. Ich meine es gut mit Dir, und statt Dir zu zürnen, daß Du mich so unfreundlich zurückgewiesen hast, bist Du mir dadurch nur werther geworden, denn Du hast Dich als ein treuliebendes Mädchen mir gezeigt. — Da nimm, wie ich versprach, dies Kästchen, zum Hochzeitsgeschenk, und was es enthält, wird Dich stets vor Mangel schützen, so lange Du es treu bewahrst. Nimm es und sei mit Deinem Olaf glücklich, ich gönne es Dir!

Fiona zögerte, das Kästchen zu nehmen, aber ein zorniger Blick des Vaters bestimmte sie. Zitternd ergriff sie das künstlich mit funkelnden Steinen Ausgelegte, das sie wider Willen neugierig betrachten mußte,

denn es war gar zu schön gearbeitet und der Gedanke, daß es sie und ihren Olaf für immer vor Mangel schützen könne, war ihr wohlthuend. Nachdem sie noch einen Blick nach dem Nachen geworfen, der noch fern von ihr war, konnte sie der Begierde nicht widerstehen, sie öffnete das Kästchen und fand das schmale, mit einer Perlenschnur umwundene rothe Band.

Dies Band, fuhr der Jäger fort: schenkte eine freundliche Elfe meiner Mutter, die es beständig trug. Auf ihrem Todenbette reichte sie es mir und sagte: mein Sohn! Nimm dies Geschenk der Elfen und gieb es dem Mädchen, das die erste Liebe Dir einflößen wird: ist sie keusch und tugendhaft, so wird es ihr Glück bringen, wie es mir durch's ganze Leben brachte; ist sie es nicht, wird die Purpurröthe des Bandes schwinden, die Perlenschnur wird zerreißen und es ihr unheilbringend sein. Fiona! Du hast in mir zuerst die Flamme der Liebe angezündet, deshalb gab ich es Dir, wie meine Mutter mir gebot. Nimm es und werde glücklich, wie sie es war!

Die zarten Finger des Mädchens hatten das Band berührt, doch zögerde sie noch, warf einen forschenden Blick nach dem Nachen, wo sie schon deutlich Olaf mit starker Faust emsig das Ruder schlagen sah, und blickte ungewiß auf die Perlenschnur und das Band.

Du zögerst? sagte der Jäger und der Ton seiner Stimme drückte Hohn aus. Hab' ich einer Unwürdigen das Geschenk meiner Mutter gegeben?

Nein, das habt Ihr nicht! rief das Mädchen erröthend. Rein wie die heitre Frühlingsonne am Maimorgen, rein wie der frischgefallene Schnee auf unsern Bergen ist Fiona's Herz! Sie nahm das Band aus dem Kästchen. — Da, nehmt dies zurück! sprach sie, ihm das Kästchen reichend, und in dem Bewußtsein eines reinen Gemüths sehnsuchtvoll nach dem Geliebten schauend, der sich schon dem Ufer nahete, schlang sie das Zauberband um.

Ein ängstlicher Schauer durchzuckte sie, als die kalten Perlen ihren Schwanenhalz berührten. — Olaf! rief sie: mein Olaf, wie wird mir? Dies rufend, streckte sie ihre Arme nach ihm — und stürzte sich in die Wellen ihm entgegen.

Da erscholl von der Höhe herab ein schallendes Gelächter. Der erschrockene Jäger blickte hinauf, während der Vater hinablief, sein Kind zu retten und Asta stand wie ein Geist der Nacht über ihm. Folge Deinem Fischermädchen, Thor! rief sie und verschwand.

Starr vor Entsetzen, war Olaf das Ruder entfallen, als er Fiona sich in die Wellen stürzen sah, doch erfaßte er es schnell wieder und wollte zu ihrer Rettung herbeieilen, da theilte sich unfern des Nachens die Fluth und ein Schwan, weiß wie der Schaum der Wellen, ein rothes, mit Perlen umwundenes Band um den schlank gebogenen Hals, schwamm an den Nachen heran, nach dem Erstaunten aufblickend, der von ängstlicher

Ahnung ergriffen: bist du es, Fiona? ausrief. Der Schwan bog bei diesem Rufe den Hals über den Bord und blickte traurig an ihm auf, und während das Fahrzeug vom Winde nach dem Ufer getrieben wurde, schwamm er, das Auge auf Olaf gerichtet, neben dem Nachen her.

Als der Jäger, nun die Heimtücke der Zauberin erkennend, hinab zu dem Alten getreten war, das rothe Halsband des Schwanes erblickte, sagte er reuevoll zu dem Jammernden: Der Schwan ist dein Kind, sorge, daß das Band von dem Halse gelös't werde, in ihm liegt der verderbliche Zauber. Dies sagend, eilte er mit seinen Doggen die Höhe hinauf.

Den Blick gen Himmel gehoben, saß nun Olaf in dem Nachen und liebkos'te den Schwan, der mit seinem Halse sich sanft an ihn schmiegte und immer noch traurig an ihm aufsah. Ja Du bist es! rief Olaf: Du bist meine Fiona! Ein böser Zauber hat Dich Unglückliche in einen Schwan verwandelt, dessen Gefieder so weiß und rein ist, wie Dein Gemüth es war. — Ach hättest Du doch das Kreuz genommen, es würde Dich gegen den Zauber jenes Mannes geschützt haben.

Olaf! rief der Alte. In dem rothen Bande um den Hals soll der Zauber liegen, sagte mir der Jäger, versuche, es abzunehmen, vielleicht ist er dann gelös't. Olaf versuchte es, aber fest, als sei das Band mit den Federn verwachsen, blieb es um den Hals geschlungen: da wagte er, eine Feder auszurupfen, der Schwan zuckte schmerzhaft, schauderte zusammen und sah noch wehmüthiger an ihm auf.

Vielleicht hilft dies! sagte er nun, das Kreuz von seiner Brust nehmend; als jedoch der Schwan es erblickte, tauchte er schnell unter und erst nach einer Weile, da Olaf das Kreuz wieder verborgen hatte, kam er an der andern Seite des Nachens hervor. Olaf liebkos'te ihn und unter dem Liebkosen hielt er ihn mit seinen starken Armen fest, ergriff das Kreuz und berührte das Band; der Schwan zitterte, schlug sträubend mit den Flügeln, aber das Band blieb an seinem Halse.

Der alte Fischer jammerte, zerraufte sich das Haar. Olaf konnte ihn nicht trösten, bedurfte er doch selbst des Trostes so sehr; und als die Sonne sich in's Meer tauchte, die Sterne hellflimmernd ihr strahlendes Haupt in den dunkeln Wellen badeten und Olaf sich mit thränendem Auge zur Heimfahrt anschickte, bat er den Vater seiner Fiona, mit ihm nach seiner Wohnung zu kommen, damit er nicht allein hier zurückbliebe. Aber der Alte konnte sich nicht von seiner Hütte trennen. Kehre heim, Olaf! sagte er: daß Dein Vater sich nicht auch bekümmere, wie wir, ich bleibe hier in meiner Einsamkeit.

Als nun Olaf den Nachen wandte, noch einmal den Schwan liebkos'te, und sein Unglück tief fühlend von dem Strande abstieß, wo er so oft mit freudigklopfendem Herzen gelandet war, all sein Glück zertrümmert vor sich sah und nun, seiner Hütte zurudernd, die Fluthen durchschnitt, blieb der Schwan unbeweglich auf einer Stelle, wendete bald nach

der väterlischen Hütte, bald nach dem Nachen den weißen Hals und schien ungewiß zu sein, ob er dem Geliebten folgen, ob er an dem Ufer der Heimath bei dem Vater bleiben sollte. Plötzlich hob er die Schwingen, sie trugen ihn schnell über die blauen Wogen hinweg, hin zu dem Geliebten. Hier ließ er sich an seinem Nachen nieder, lehnte noch einmal den schlanken, weißgefiederten Hals an seine Brust, dann wandte er sich, überließ sich den Wellen und der Abendwind, der durch sein Flaum-Gefieder blies, trieb ihn langsam dem Ufer der Heimath zu.

So hast Du ihn verlassen, um bei mir zu bleiben, fromme Tochter? sagte der Alte jammernd, als er sie herbei schwimmen sah. So wolltest Du doch Deinen alten Vater nicht ganz verlassen? Freya möge Dir lohnen und den Zauber lösen. Er ging nach der Hütte, holte den letzten Haferkuchen, den er noch hatte, und theilte ihn mit seinem Kinde, das freudig die dargereichten Brocken aus seiner Hand nahm.

Indessen hatte der Jäger, Rache im Herzen, mit seinen Hunden den Wald durchstreift und durch Jagd seinen Unmuth zu verscheuchen gesucht. Sein sonst so wildes Gemüth war durch Fiona's Unglück bewegt worden. Ihn jammerte das Mädchen, das er immer noch in seiner Schönheit vor sich sah; die Reue ergriff ihn und trieb ihn an, Alles zu thun, den Zauber zu lösen; aber in diesen Künsten unbewandert, stand es nicht in seiner Macht und er sann hin und her, was er beginnen sollte. Endlich glaubte er, das rechte Mittel gefunden zu haben; er beeilte nun seine Schritte, um noch vor Abend nach der Burg zu gelangen. Dort wollte er Asta mit neuen Liebesnetzen zu umgarnen suchen, und, hielt er sie erst in seinen Armen fest, sie zwingen, den Zauber zu lösen und Fiona ihre vorige holdselige Gestalt wieder zu geben.

Aber war es des Weges nicht recht kundig oder hatten ihn seine Gedanken vom rechten Wege abkommen lassen, die Sonne begann schon zu sinken, als er sein Ziel noch lange nicht erreicht hatte. Bär und Wolf ließ er jetzt ruhig an sich vorüberziehn, selbst die Hunde durften die Bestien nicht mehr verfolgen, ihm war die Jagd gleichgültig und er strebte nur heimwärts. Erst als es zu dämmern begann, stieß er in sein Hifthorn, die vielleicht noch im Walde jagenden Diener um sich zu versammeln; aber kein Hörnerschall antwortete seinem Rufe, nur das Rauschen der Waldvögel, die zu ihren Nestern zogen, störte die Stille der sinkenden Nacht. Als er endlich nach manchem Irrwege das alte Königschloß vom Monde beleuchtet vor sich liegen, kein Fenster erleuchtet sah, kein harrender Diener ihm entgegen kam, kein Wiehern der muthigen Rosse ihn begrüßte, die Hunde sich ängstlich an ihn schmiegten, wie sie wohl zu thun pflegen, wenn es nicht recht geheuer in ihrer Nähe ist, da wurde auch ihm grausig; der kühnste Mann zagt oft in der Stunde der Gespenster. So trat er in den Vorhof. Hier war es still wie im Grabe, und als er durch das hohe, von keiner künstlich geschnitzten Thüre mehr geschlossene Portal schritt, kam kein

Diener ihm entgegen, ihm die Wendeltreppe hinaufzuleuchten; der Mond allein spendete ihm sein bleiches, gespenstiges Licht, das für ihn oft die vorüberjagende Wolke ausblies. Aber auch die Treppe war verfallen und nur mit Mühe konnte er über die übereinander geworfenen Stufen hinaufklimmen. Endlich gelangte er in sein Gemach. — Wie verändert fand er es hier! — Raben flogen zu den offenen Fensterlucken hinaus, Rüstung und Schlachtschwert, das sein Leibdiener in Ordnung an der schön getäfelten Wand aufgehangen hatte, lagen über Trümmern und verwitterten Balken umher, und seine reichen Kleider, die er sorgsam in Truhen verwahrt hatte, auf dem staubigen Boden des Gemaches und hatten den Krähen zum Neste gedient.

Also Du hast die alte Königsburg verlassen, tückische Zauberin? rief er aus. Was ich hier sah, was mich hier umgab und beglückte, war eitel Blendwerk, wie Du selbst, als ich glaubte, das schönste Weib der Erde in meinen Armen zu halten? Den edeln Sinn hast Du in mir erstickt, mich zu unedler That angetrieben, so daß ich schamroth vor mir selbst dastehe. Ich hasse Dich! — würde Dich nie aufsuchen und für mich könntest Du ziehen, wohin Du willst, wäre nur Dein Zauber gelöſ't, hätte ich nur nicht durch meine thörige Begier das arme Mädchen unglücklich gemacht. Aber aufsuchen will ich Dich und sollte ich bis nach der Finnmark dringen, wo die Mitternacht den Tag wie die Nacht begrüßt, finden muß ich Dich!

Er setzte nun durch das verödete Schloß seine Wanderung fort, durchzog den noch am Morgen so prachtvollen Saal, die reichgeschmückten Zimmer der Zauberin; aber auch hier war es verödet, statt des kostbaren Lagers, wo er so oft auf persischen Teppichen geruht, lag verfaultes Stroh, aus dem eine langgeschwänzte Ratte ihm entgegen sprang; statt des Sessels mit prächtigen Stickereien am Altane, auf welchem Asta zu sitzen und mit ihm zu kosen pflegte, lag ein verwitterter, mit grauem Moose bewachsener Stein.

So war denn alles nur Trug, und die Freuden, die ich hier genoß, nur Täuschung eines bösen Zaubers, ich ein Spielball in der Hand eines unersättlichen Weibes? Dies mit Ingrimm aussprechend, schritt er gedankenvoll durch die lange Reihe verfallener Gemächer, bis er zu dem Thurm gelangte, zu dessen Spitze eine schmale Wendeltreppe führte. Er betrat sie, aber bald fand er sie so verfallen, daß er nicht weiter konnte. Er setzte sich nun auf die Trümmer und blickte durch eine verfallene Luke in die vom Mond beleuchtete Gegend, die im bleichen Todtenlichte vor ihm lag; denn nur wie durch einen Schleier drangen die Strahlen des Mondes durch den Nebel, der in langen Streifen an ihm vorüberzog, und breiteten so über den dunklen Föhrenwald ein schauerlich geisterhaftes Licht. Nachtvögel, vielleicht von ihm aufgescheucht, umzogen kreischend den Thurm, als er zwischen ihrem Krächzen und dem lauten Schlage ihrer Flügel einen Ton vernahm, als ob ein tiefer Seufzer sich aus menschlicher Brust ringe.

Eiskalt überlief es ihn, er schauderte, hob den Blick und sah oben auf der Zinne des Thurmes auf losgerissenem Gestein, das schon weit über den Abgrund hinaushing, eine verschleierte Gestalt sitzen, um welche die Nachtvögel in engen Kreisen kreischend zögen.

Die Gestalt saß unbeweglich. War es ein menschliches Wesen, wie kam es da hinauf? War es ein Geist? Wie hätte er den Hügel der Ruhe durchbrechen und die Asche seiner Gebeine sammeln und sie wieder zur Form gestalten können?

Wer bist Du finsteres Wesen, das da oben in nächtlicher Stille an so gefährlicher Stelle sitzt und Dir einen finstern Kranz von Raben und Eulen um Dein verhülltes Haupt gewoben hast? redete der Jäger sie an. Gehörst du den Lebendigen an, so rede, gehörst Du dem Grabe, so kehre zurück zu Deinem Hügel, ich will ihn hinter Dir schließen, sobald der Tag anbricht.

Ich gehöre dem Leben wie dem Tode an, dem Tage wie der Nacht! antwortete eine dumpfe Stimme. Bin todt für die Freude und lebe dem Gram! Erkennst Du mich noch nicht? Nun so blicke in mein Antlitz, Treuloser! rief sie, und der Schleier, der sie umgab, flatterte von der Nachtluft getragen, dahin, verscheuchte die krächzenden Vögel und der Jäger erblickte Asta in ihrem grauen Gewande, den golddurchwirkten Gürtel unter der Brust geschlungen, mit einem weißen Stäbchen in der Hand.

Was machst Du hier in dieser Oede? rief er hinauf, seines Vorsatzes zur Rettung Fiona's gedenkend. Unglückliche! Du sitzest auf einer furchtbaren Stelle, verrückt sich ein Stein, bröckelt sich der Mörtel ab, so stürzest Du in den Abgrund und bist verloren.

Was kümmert das Dich? erwiderte sie bitterlachend: Deine Wünsche sind fern von hier am Wodna-See, wo das Schwanenmädchen mit dem Perlenhalsbande die Fluth durchzieht, und der West wollüstig mit ihrem Flaumgefieder spielt, dorthin sind sie gerichtet. Laß mich hier sitzen und störe mich nicht in meinen ernsten Betrachtungen. Ich sehe die Zukunft in der Sterne Lauf und Skuld ist mir die Norne der Trauer.

Steig herab, Asta! bat er. Es ängstigt mich, Dich dort oben so gefahrvoll sitzen zu sehen; erhebt sich der Wind, erfaßt Dich der Sturm, so bist Du verloren!

Dem Sturm gebiete ich, erwiderte sie kalt. Er nimmt mich auf seine rauschenden Flügel, und trägt mich, wohin ich es ihm gebiete.

Komm herab, komm mit mir und bereite wieder die Teppiche, daß ich von den Mühen der Jagd in Deinem Arme ausruhen kann. Rufe die Vergangenheit zurück, auch sie wird Deinem Willen gehorchen.

Thöriger Mensch! Wie vermöchte ich, was Odin selbst nicht kann? Was der Vergangenheit anheim fiel, hält sie mit eisernen Händen fest, der entschwundene Augenblick gehört ihr für immer. Nie werden jene Stunden mir wieder schlagen — nie kehr ich in Deinen Arm zurück!

So löse den Zauber, womit Du Fiona gefesselt hast, gieb ihr ihre Gestalt zurück, bat der Jäger. Ich will sie nicht wieder sehen, will Dir dreimal drei Monden freiwillig dafür dienen, wie ich schon einmal gezwungen gethan.

Liegt das in meiner Macht? erwiderte sie. Den Zauber kann nur der Unsichtbare lösen, der stärker ist, als Odin selbst. — Böses kann ich thun, aber das Gute zu thun, die Macht ward mir versagt. Aber ein Weg, das Mädchen zu retten, bleibt Dir noch offen — tödte ihren Verlobten, träufle sein Blut auf ihr Halsband und es lös't sich, fällt ab und die Jungfrau liegt schön wie sie war in Deinem Arm.

Tödte Du ihn und vollbringe das Werk, mich gelüstet nicht nach Blut! erwiderte er

Mir ist die Gewalt über ihn genommen, er führt eine Waffe mit sich, vor der meine Macht sich beugen muß. Aber Du vollführst mit seinem Tode überdies noch ein großes Werk, Odin und Thor werden Dich dafür belohnen und werden Dir in Walhalla den schönsten Platz und Fiona bewahren. — Geh und vollbringe, was ich Dir gebot!

Das werde ich nicht! sagte er zürnend. Hab ich das Mädchen auch ohne meinen Willen unglücklich gemacht, will ich durch den Mord ihres Buhlen meine Schuld nicht mehren.

Elender, feiger Mensch! rief das Weib. Ich verachte Dich und verfluche die Stunden, die ich in Deinem Arm schwelgte, und rufe die Götter an, daß sie den Adler senden, der den glänzenden Schwan vor Deinen Augen zerreisse, daß ihr weißes Flaumgefieder mit dem Schaume der Wogen dahinfließe, ihr Blut die Wellen röthe und sie in einer Gestalt des Todes Beute werde, die ihr die Pforten Walhalla's verschließt, damit Du sie nimmer dort finden mögest.

Da ergriff der Jäger einen herabgerollten Stein und warf ihn mit kräftigem Arm nach dem Weibe, sie aber fing ihn hohnlachend in ihrem Schoose auf, ließ ihn wieder herabrollen, erhob sich von ihrem Sitze und schwebte mit einem grauen Nebelstreifen, von den kreischenden Nachtvögeln gefolgt, immer nordwärts durch die Mondnacht dahin.

Staunend blickte der Jäger ihr nach, da krachte der Thurm, seine Spalten gähnten, die Fugen des Mörtels bröckelten sich los, Steine rollten herab und kaum war der Jäger die Treppe hinunter geeilt, so stürzte der Thurm unter furchtbaren Krachen zusammen.

Der Tag begann zu dämmern, der rosige Schein der Morgenröthe glühte schon durch die Wipfel der dunkeln Föhren, als der Jäger aus dem verfallenen Thore des Schloßhofes trat. Hier fand er seine treuen Hunde, die winselnd an ihm aufsprangen; sie waren ihm nicht in das Schloß gefolgt. Von ihnen begleitet ging er, der Wurfspieß in der Hand, nordwestwärts Romsdalen zu. Da fand er, kaum tausend Schritte von dem alten Schlosse, sein dänisches Roß weidend; Sattel, Zaum und Decke

lagen nicht weit davon im Grase. Schnell sattelte er es, bestieg das freudig wiehernde und setzte dann die Reise in die Heimath fort.

Bald langte er ohne Abenteuer in Romsdalen an, aber es hielt ihn nicht dort; seine Rosse vergnügten ihn nicht, seine Jagden beschäftigten ihn nicht mehr, seine Zechgenossen waren ihm zuwider; selbst Meth und Bier mundeten ihm nicht und immer trieb es ihm nach dem Wodna-See zu dem Schwanmädchen hin. Nicht daß die Erinnerung an ihre schöne Gestalt, nicht das der holde Blick ihres Auges, den er sich in seiner Einsamkeit oft zurückrief, ihn gelockt hätte, Fiona jammerte ihn; der Gedanke: er sei die Ursache des Unglücks, das dies unschuldige Mädchen betroffen habe, brachte ihn fast zur Verzweiflung. Da machte er sich eines Tages mit einem einzigen Diener auf, verließ in aller Stille seine väterlichen Hallen und trabte dem See zu. Er sehnte sich nach Olaf, den er früher so gehaßt, und glaubte ihm und dem alten Fischer, so viel in seiner Macht stände, vergütigen zu müssen, was er ihnen genommen hatte; deshalb füllte er sein Seckel und sein Diener mußte für den Alten einen warmen Wolfpelz mitnehmen.

Auf wohlbekannten Wegen kam er am andern Abend endlich an dem alten Königschlosse an, wo er Alles noch so verödet fand, wie er es verlassen. Ihm graußte, als er an diesen Trümmern vorbei nach einer Hütte am Fuße des Berges ritt, welche einem Jäger gehörte, der ihn oft auf die Jagd begleitet hatte. Er klopfte an, des Jägers Weib öffnete und warf, als sie ihn erblickte, schnell die Thür wieder zu; so geschah ihm an allen den Hütten, wo er einkehren wollte, sie erkannten in ihm den Genossen der Zauberin wieder, und scheuten sich, ihn einzunehmen.

So müssen wir uns wohl von den Bären und Wölfen ein Nachtlager erbitten, sagte Rolf verdrießlich und ritt in den Wald hinein, wo ihm der Diener ein schlechtes Lager unter einer buschigen Birke bereitete und mit den Hunden den kurzen Schlaf seines Herrn bewachte, der mit dem frühesten Morgen wieder aufsprang, sein Roß bestieg und auf ungebahntem Wege dem Woldna-See zuritt.

Als er auf die Höhe kam, von welcher er zum erstenmal Fiona mit ihrem Vater hatte angeln gesehn, klopfte ihm das Herz stärker, denn er sah hier den alten Mann allein, den Blick starr auf die Angelruthe geheftet, sitzen und in der Ferne erblickte er auf dem See einen weißen Punkt; aber es war kein schwellendes Segel, es war ein weißer Schwan, der emsig der Klippe zuschwamm. Er ließ nun den Diener mit Pferd und Hunden zurück und stieg den Fußpfad hinab.

Wie erstaunte und erschrak der alte Fischer, als er den Mann wieder sah, den er für den Urheber des Unglücks seines Kindes hielt Herr! sagte er: kommt Ihr in guter Absicht, so seid mir willkommen. Wollt Ihr aber neues Verderben über mich bringen, so zieht von hier, es sind schon böse Geister genug in meiner Hütte eingekehrt, ich brauche Euch nicht noch.

Rolf suchte den Alten zu beruhigen und erzählte ihm, wie sich alles

zugetragen und er selbst betrogen worden sei. Der Fischer glaubte aber seinen Worten nicht, warf sich vor ihm auf die Kniee und bat, ihm sein Kind, seine Fiona wieder zu geben. Rolf bot ihm Gold, der Alte verweigerte es anzunehmen. Was sind mir armen, kinderlosen Manne alle Schätze Norwegens gegen mein Kind? rief er. Nichts kann sie mir ersetzen, nie kann ich wieder ruhig werden, bis Hela meinem Lager naht und den Todtenschleier über mich breitet. Seht! rief er aufspringend: da kommt sie von seiner Hütte herüber geschwommen, ihr Futter aus meiner Hand zu empfangen. Es ist ein Jammer, sie anzusehen! Ihr Auge weint wie das Auge eines Menschen, und doch kann sie mit keinem Laute, mit keinem Gesange mir kund thun, wie betrübt sie ist. Gebt ihr ihre Gestalt wieder oder mir den Tod!

Rolf war von dem Jammer des Alten tief erschüttert, er fühlte bei Thränen des Mannes sein Unrecht doppelt und konnte doch nicht helfen. Weinen und klagen kann ich mit Euch, sprach er: aber das Loos der Unglücklichen ändern, kann ich nicht. —

Als der Schwan nahe kam, der Vater Haferbrod für ihn holte und er den Jäger neben ihm erblickte, schlug er mit seinen Flügeln, hob sich in die Luft und flog nach dem jenseitigen Ufer zurück. Seht! klagte der Alte: schon Eure Gegenwart verscheucht die Unglückliche; wo Ihr naht, seid Ihr unheilbringend.

Erst am Mittage, als der Nachen Olafs die Wellen durchschnitt, kam auch der Schwan mit angeschwommen, doch blieb er bei Rolfs Anblick vom Ufer entfernt.

Als Olaf gelandet war, trat er finstern Blickes auf den Jäger zu. Was wollt Ihr hier, der ihr freventlich die Ruhe glücklicher Menschen gestört habt? — Eure Zauberkünste nützen Euch nichts, denn mich schützet ein Gott, der mächtiger ist als Odin und seine Gesellen und meine kurze Wehr nimmt es wohl auch mit Eurem riesigen Schwerte auf. Was wollt Ihr hier? rief er, sein Schwert ziehend.

Laßt es ruhen; nicht mein Blut vermag den Zauber zu lösen, der die Unglückliche bindet. Hört mich ruhig an und dann laßt uns berathen, was wir zu ihrer Rettung thun müssen. Eure Rache an mir würde sie nur für immer verderben, und das wollt Ihr doch nicht? — Olaf senkte bei diesen Worten sein Schwert wieder in die Scheide, und schien ruhig zuhören zu wollen. Rolf erzählte nun, wie Alles sich zugetragen habe, und zeigte so aufrichtige Reue und so viel Wärme, auch zur Rettung Fiona's zu wirken, das Olaf die dargereichte Hand ergriff, denn die herzliche, aufrichtige Art, mit welcher der Jäger ihm dies mittheilte, hatte ihn besänftigt. Mögen die Götter Euch verzeihen, so wie ich es thue, sagte er: mögen sie uns die Macht geben, den Zauber zu lösen!

Laßt uns zusammen durch die Marken ziehen und die Zauberin aufsuchen; nordwärts soll sie hausen. Von ihr selbst erfuhr ich, daß ihre Zau-

berkünste an Euch die Macht verlieren, deshalb habt Ihr von ihr nichts zu fürchten. Finden wir sie, so wollen wir sie binden und zwingen, den Zauber zu lösen, oder sie muß sterben!

Nein, Herr! sagte Olaf. Das nützt zu nichts! Wenn die Götter einmal zuließen, das ändern sie nicht wieder. Wenn sie Macht gaben, ihr schönstes Werk zu vernichten, dann stellen die Feindlichen es nicht wieder her. Ich glaube das einzige Mittel zu kennen, Fiona und mich selbst zu retten!

Er trat dann Hand in Hand mit Rolf an das Ufer und winkte dem Schwane, der freudig heran geschwommen kam. Fiona! sagte Olaf. Dieser Mann meint es gut mit uns, er ist nicht bösen Sinnes und ward, wie Du, von dem bösen Weibe betrogen. Vergieb ihm! Von diesem Augenblicke an schien sich der Schwan nicht mehr vor dem Manne zu scheuen und verließ den Nachen nicht wieder, auf welchem die Männer saßen.

Rolf begleitete am Abend Olaf nach seiner Hütte; hier theilte ihm der Jüngling seinen Plan mit und suchte ihm zu überreden, ein Gleiches zu thun, aber der Jäger schüttelte ungläubig den Kopf und meinte, für einen Mann, der das Schwert zu führen verstände, tauge solcher Vorsatz nicht. Laß uns Jeden unsern eigenen Weg gehen, sprach er: Fiona zu entzaubern, sei unser Ziel. Du ziehe nach Süden, ich ziehe nach Norden. Heute über drei Monden, wenn Hela uns noch nicht abgerufen hat, oder Odin meiner in Walhalla bedarf, finden wir uns hier wieder!

Am dritten Tage schieden sie. Traurig war Olafs Abschied von seinem Vater, der hinüber zu dem alten Fischer zog, damit beide kinderlose Greise nicht ganz einsam bleiben sollten; trauriger noch der Abschied von Fiona. Und als Olaf den Kahn bestieg, um nach der Meere zu segeln, wo ein Schiff ihm erwartete, schwamm der Schwan neben dem Nachen bis zu dem Schiffe. Hier hob er die breiten Schwingen, umkreis'te Olaf noch einmal und richtete dann seinen Flug wieder heimwärts.

Rolf hatte auch den See Wodna verlassen und kehrte nach Romsdalen zurück. Dort wurde er durch Mancherlei wider seinen Willen mehre Wochen zurück gehalten und schickte sich dann zur weiteren Reise an; vorher aber hatte er Erkundigungen von dem Wohnsitze der Priesterin eingezogen, die in der Umgegend wohl bekannt war; so erfuhr er, daß sie gewöhnlich in einem Walde am Meere, in der Gegend von Drontheim wohne. Nun brachte er Freya, der Göttin der Liebe, reichliche Opfer, wendete sein Gebet an sie, Fiona's Zauber zu lösen und machte sich dann mit einer stattlichen Begleitung auf den Weg. Aber schon nach einigen Tagen hielt eine sonderbare Begebenheit seine Reise auf. Als ihn in der Gegend von Opdael die Nacht überfiel und er in einer einsam gelegenen

Hütte eines Landmanns übernachten mußte, wo seine Diener sich um die Hütte bei'm flackernden Feuer gelagert hatten, öffnete sich die Thüre und ein junges Mädchen in der Tracht des Landes, jedoch das Gesicht, wie es hier nicht üblich war, unter einem dichten Schleier verhüllt, trat schüchtern ein und blieb ängstlich, wie es schien, an der Thüre stehen.

Wer bist Du? fragte Rolf erstaunt; sein Herz klopfte, da ihn das dunkelblonde, auf des Kopfes Wirbel zusammengerollte Haar, das buntwollene Tuch um den Hals, der grau und roth gestreifte kurze Rock an Fiona erinnerte. Wer bist Du, die mir verschleiert naht? Zeige mir Dein Antlitz und sage, woher Du kommst und wer Dich zu mir sendet.

Mich sendet Freya durch ihre Priesterin! erwiderte die Verschleierte. Sie warf den Schleier über mein Haupt und befahl mir, so schwer es mir auch würde, Dir hierher zu folgen und Dir zu danken. — Du habest — so sprach die Priesterin zu mir — durch die Opfer, die Du vor Deiner Abreise auf dem Altare der Göttin niederlegtest, ihr Herz erweicht, daß sie Deine Bitte erfüllt und mir meine vorige Gestalt wieder gegeben habe; ich soll Dir danken und Deinen Willen in Allem gehorchen, so schwer es mir auch werden könnte. — Befiehl Deiner Magd, was sie thun soll!

Wirf den Schleier zurück! sprach er: sie gehorchte und Fiona stand vor ihm.

Fiona! rief er auf sie zueilend und schloß sie in seine Arme. Sie duldete lächelnd sein Ungestüm; doch plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, ließ er sie los — Und Olaf? fragte er.

Er ist ein Abtrünniger und Freya befahl mir, ihn zu vergessen.

Und kannst Du ihn vergessen?

Ich werde gehorchen! erwiderte Fiona.

Ich danke Dir, daß Du mir so weit gefolget bist, da ich nur so wenig Theil an Deiner Errettung habe, sagte jetzt der Jäger, und die erste Glut der Leidenschaft schien verraucht. Setze Dich, Kind, und erzähle mir, wie sich Deine Rettung zugetragen hat.

Mehre Wochen, begann das Mädchen: nachdem Olaf und Ihr uns verlassen hattet, schwamm ich traurig im Sternlichte durch die blauen Fluthen. Ich fühlte mich so unglücklich, da auch er mich verlassen hatte, mein Auge sah empor nach den funkelnden Sternen, da gewahrte ich einen Seeadler über mich schweben, größer als ich je einen gesehen. Mir ward bange, der Adler kreis'te immer tiefer und tiefer, jetzt schoß er auf mich herab, ich tauchte unter und entschlüpfte so der Gefahr; aber kaum war ich wieder über dem Wasser, so begann er von neuem auf mich herabzuschießen, ich rettete mich von neuem. Endlich aber stieß er in dem Augenblick, als ich wieder auftauchte, auf mich, packte mich mit seinen starken Krallen, hob mich hoch in die Luft und flog mit mir über den Wald dahin.

Der Schreck mußte mich betäubt haben, denn als ich aus meinem Erstarren erwachte, lag ich unter einem hohen, der Freya geweihten Baume

und eine Priesterin der Göttin stand neben mir und befahl mir zu thun, wie ich Euch vorhin schon sagte.

Danke den Göttern, daß sie Dir Deine holdselige Gestalt wieder gaben, Fiona, und lege Dich zur Ruhe, Du Arme wirst ermüdet sein. Dies sagend verließ er sie und ging hinaus, die Nacht bei seinen Dienern zuzubringen.

Das ist Fiona nicht! murmelte er vor sich hin, als er in stiller Nacht gedankenvoll auf und ab ging. So würde sich das sittsame Mädchen nicht an mich geschmiegt, nicht meine Liebkosungen erduldet, nicht so leicht ihren Olaf vergessen haben. — Und doch, welche Aehnlichkeit, ganz ihr liebliches Gesicht, ihre schlanke Gestalt. Und wäre es auch kein Trugbild, wär' es auch Fiona selbst, doch will ich Olafs gedenken, Mann sein und mich beherrschen.

Dieser Vorsatz faßte während der Nacht feste Wurzel in ihm und seine Begleitung war nicht wenig erstaunt, als er ihnen beim Aufbruch befahl, umzukehren, da er wieder heimwärts zu ziehen gedenke; auch Fiona war erstaunt, als sie diese Nachricht vernahm. Ich zittre, wenn ich Olaf wieder begegnen und er wieder Gewalt über mich schwaches Herz gewinnen sollte, sprach sie: dann wäre ich dem Ausspruch der Götter nach, verloren.

Ich führe Dich zu Deinem Vater, tröstete sie Rolf. Er bedarf Deiner Pflege und die Göttin wird Dich schützen, während Du kindliche Pflicht übst.

Schon am ersten Tage ihrer Rückreise umdüsterte sich der Himmel, Regen strömte herab, Gewitter, furchtbar und verheerend hielten sie auf ihrem Wege auf; selten konnten sie ein Dorf oder eine Hütte erreichen, sie mußten fast immer unter freiem Himmel, dem Unwetter preisgegeben, übernachten; aber dies beugte Rolfs festen Willen nicht, im Gegentheil bestärkte es ihn noch mehr in seinem Glauben, daß es Fiona nicht sei, sondern ein Blendwerk, das ihm Asta entgegen gesandt, um ihn von der Reise zu ihr abzuhalten.

Aber doch wurde er oft in seinem Glauben irre. Seit der Heimreise war Fiona zurückhaltend gewesen, hatte mit Sehnsucht von ihrem Vater gesprochen, mit Wehmuth Olafs gedacht und als er, sie zu versuchen, sich in einem traulichen Augenblick ihr hatte nahen wollen, entzog sie sich mit den Worten: Ehret das Unglück in mir, Herr! seiner Umarmung.

Die häufigen Gewitter und der in Strömen herabstürzende Regen hatten alle Flüsse und Waldbäche angeschwellt und Steg und Brücken weggerissen, so daß sie, nur noch an eine Tagereise vom Wodna-See entfernt, an einem Waldstrom halten mußten, der so reißend war, daß es kaum für Roß und Reiter möglich schien durchzukommen. Rolf jedoch, seinem dänischen Rosse vertrauend, wollte es versuchen, Fiona schwang sich hinter ihm auf den Rücken des Pferdes und so schwamm das muthige

Thier gegen die reißenden Fluthen an. Aber dem Mädchen mußte schwindeln, es glitt herab und sank mit einem lauten Schrei in die Fluthen, wo sie der reißende Strom mit sich fortriß. Rolf, keine Gefahr scheuend, stürzte sich nach, erfaßte die schon halb Erstarrte und strengte alle Kräfte an, das jenseitige Ufer zu erreichen. Es gelang ihm, sie war gerettet. Da trug er die Ohnmächtige, sie vor dem immer noch herabströmenden Regen zu schützen, in eine Höhle, die er unfern des Stromes in einem Felsen fand, und rief die Diener zu ihrer Hülfe herüber. Aber der Strom rauschte immer wilder zwischen ihnen und keiner konnte es wagen, sich den Fluthen anzuvertrauen, und so blieb er mit Fiona allein zurück, die erstarrt kein Zeichen des Lebens von sich gab. Er war außer sich, kein erwärmendes Feuer konnte er anzünden, keinen Mantel, sie zu erwärmen, über sie breiten, und doch hoffte er, das Leben sei noch nicht entflohen, noch glaubte er in dem Dämmerlichte, welches die Höhle erhellte, zu bemerken, daß eine leichte Röthe ihre Wangen zuweilen überflog; da setzte er sich neben sie, legte ihr feuchtes Haupt an seine Brust und trocknete, so viel er vermochte, ihr volles Haar, das sich jetzt wie ein goldener Strahl über ihren Nacken breitete; aber nichts half, kalt blieben ihre Lippen, erstarrt ihre Glieder. Da versuchte er mit der eigenen Wärme sie zu beleben, er schloß sie fest in seine Arme, preßte seine Lippen fest auf ihren kalten Mund und hoffte so das schlummernde Leben durch seine Glut zu erwecken. So, Brust an Brust, Lippe an Lippe, gedachte er nur Fiona's, das Trugbild war vergessen, nur des holden, frommen Fischermädchens gedachte er.

Da schien es ihm, er fühle ein leises Schlagen ihres Herzens, es zucke in den erwärmten Lippen; fester und glühender schloß er sie in seine Arme, da erhob sich die Brust, die Himmelsterne öffneten ihre umnebelten Thore. Wo bin ich! rief die zum Leben Erwachte. — Seid Ihr es, Rolf? — Ihr Götter! — Sie wollte sich seinen Armen entwinden, er aber hielt sie fest umschlungen, schloß von neuem ihre Lippen, welche Rosenglut wieder belebt hatte, als er seine Diener nahen hörte, die, als die Fluthen sich verlaufen hatten, durch den Strom gesetzt waren, und jetzt den Trunkenen aus seiner Betäubung rissen.

Er legte nun die Erschrockene sanft nieder und sprang auf. Wohl mir, daß sie kamen! murmelte er vor sich hin. Ich hätte treulos an Olaf gehandelt, oder wäre von neuem von den Banden jenes Weibes umstrickt worden. Aber eine so herrliche Gestalt, solch liebliches Antlitz kann ein böser Zauber nicht hervorbringen, es ist Fiona selbst. So quälte ihn die Ungewißheit, er fürchtete, daß es Fiona sei, und fürchtete doch auch, sie sei es nicht.

Während die Diener nun das Nothwendige zu ihrer Rast ordneten, denn schon begann es zu dämmern, kehrte Rolf in die Höhle zurück, wo er Feuer anmachen ließ, damit sich Fiona und die Seinen wärmen

konnten. Das Mädchen saß neben der Glut auf einem Steine und wagte nicht aufzublicken; der Gedanke, in des Mannes Arm geruht, geduldet zu haben, daß seine Lippen sie berührt, sein Arm sie umschlungen habe, schien die Glut der jungfräulichen Scham auf ihre erbleichten Wangen zurückzurufen. Ihr Auge, nur auf den Boden geheftet, wagte nicht auf Rolf zu sehen, der, im Anschauen dieses holden Wesens versunken, neben ihr stand.

Am andern Morgen betraten sie den Wald, der den Wodna-See begrenzt. Rolf gebot hier seinen Begleitern unfern der steilen Felswand, auf einem freien Platze im Walde anzuhalten und seine Rückkehr zu erwarten, er selbst ging mit Fiona dem See zu. Als sie sich allein befanden, begann das Mädchen mit Wärme von ihrem Vater zu sprechen, die Sehnsucht nach ihm schien ihre Schritte zu beflügeln; aber plötzlich hielt sie an. Edler Mann! sagte sie und sank an des Jägers Brust: wie kann ich Euch lohnen, womit Euch danken? Dies sagend schmiegte sie sich noch inniger an ihn, ihr Kopf bog sich zurück, ihr Auge sah schmachtend, sehnsuchtsvoll an ihm auf, ihr ganzes Wesen schien Liebe zu sein.

Beruhige Dich des Dankes wegen, erwiderte Rolf, wider Willen sonderbar bewegt. Es bedurfte aller Kraft, um sich zu sagen: Beruhige Dich noch einen Augenblick und das Räthsel ist gelös't, denn schon sah er durch den lichter werdenden Wald den blauen Himmel schimmern. Er faßte traulich des Mädchens Hand und schritt rüstig dem wohlbekannten Fußsteige zu, der nach der Hütte führte; hier aber verengte sich der Weg und wurde so schroff, daß er Fiona loslassen und ihr vorangehen mußte.

Jetzt trat er aus dem Walde hervor, die Fischerhütte lag dicht unten am Felsen, der See mit den waldbewachsenen Höhen vor ihm. Da blickte er hinab nach der wohlbekannten Klippe und sah unfern derselben einen Nachen angebunden, über den ein Segel gleich einem Dache gespannt war und den alten Fischer auf dürrem Binsengrase liegen, neben dem Nachen aber den Schwan mit dem rothen Halsbande. Elende Betrügerin! rief er, sein Schwert zuckend und sich nach dem Mädchen wendend, das pfeilschnell bei diesen Worten entfloh und seinem Blicke entschwunden war.

So war ich denn schon wieder von Dir überlistet, furchtbares Weib! rief er zähneknirschend aus: und ich bin so fern von meinem Ziele, als ich es war, da ich das Letztemal von dieser Höhe herabsah! Nun vielleicht ist es gut, daß ich meinen Weg hierher nahm, vielleicht gut um des alten Mannes wegen, den ich da unten auf luftigem Krankenlager liegen sehe. Er schritt nun getrost hinunter, doch tief betrübt, wohl auch um sein selbst willen, daß das Wesen, welches er in seine Arme geschlossen, das sein Odem wieder in's Leben gerufen hatte, nicht Fiona gewesen sei.

Als er den Abhang des Berges erreicht hatte, trat eben Olafs Vater aus der Hütte und begrüßte ihn traurig. Ihr kommt, Herr, an einen Ort des Jammers! so sprach er. Kommt an das Sterbelager eines Unglück-

lichen, der sich freuen wird, Euch zu sehen. Da die arme Fiona, die Nornen mögen wissen warum, nicht an's Land treten kann, so schleppte er sich, als er sein nahes Ende fühlte, nach dem Nachen, um sein Kind bis zum letzten Hauche seines Lebens um sich zu haben. Ich machte ihm ein Lager von trockenen Binsen und Farrenkraut und breitete das Segel über ihn, daß er vor Sturm und Regen geschützt sei, und Fiona verläßt ihn nicht, weder bei Tag noch bei Nacht. Kommt und bereitet durch Eure Gegenwart dem Alten noch einen heitern Augenblick.

Rolf eilte jetzt hin zum Nachen. Kaum erblickte ihn der Kranke, als er die Hand nach ihm streckte und ihn freundlich begrüßte. Daß ich Euch noch einmal sehen, Euch bitten kann, wenn ich nicht mehr bin, Euch jenes braven Mannes und meines Kindes anzunehmen, ist mir lieb und erleichtert mir den schweren Gang. Auch warnen muß ich Euch, damit Ihr nicht in gleiche Schuld verfallt, wie ich.

An dem Tage, da das böse Weib hier bei meinem Kinde war und sie zu verunstalten drohte, wollte ihr Olaf ein kleines hölzernes Kreuz geben, daß ihm ein Priester der in fernen Landen wohnenden Christen zum Schutz gegen Zauberei geschenkt hatte. Die Unglückliche, an Freya's Dienste hängend, schauderte zurück, und ich Thor zürnte mit dem Jünglinge und verbot ihr, es anzunehmen. Ach, hätte mich doch da schon der Tod getroffen, ehe ich das unglückliche Wort sprach, Euer Band hätte sie nicht unglücklich gemacht! Die Vorwürfe, die mich deshalb quälen, haben mich seitdem nicht verlassen und das Kreuz steht immer vor meinem Blicke, wachend und träumend seh ich es vor mir am Himmel schweben, und eine unbegreifliche Sehnsucht zieht mich nach ihm, das ich verdammte. Lieber Herr, sollte Euch das Kreuz je erscheinen, verwünscht es nicht, es könnte Euch auch die Ruhe kosten, wie mir.

Rolf suchte ihn zu trösten, aber der Alte drückte ihm die Hand und sein Auge zeigte auf den Schwan, der traurig sein Gefieder hängen ließ und aus dessen Augen, wie aus dem Auge des Menschen, die heißen Tropfen des Kummers rannen. Rolf liebkos'te den Schwan, der theilnahmlos es duldete, dann eilte er die Felsen hinauf zu seinen Begleitern, sandte sie nach Romsdalen und behielt nur zwei Diener und das Nöthige zurück, womit er den Alten erquicken und seine Lage bequemer machen konnte.

Aber nicht lange genoß dieser die Vorsorge des Jägers, der so gern durch Pflege und Erleichterung seine Schuld doch in etwas bezahlt hätte; am andern Morgen war der Alte sanft entschlafen.

Rolf ließ nun durch seine Diener auf der Klippe, wo der Todte zu angeln pflegte, einen Scheiterhaufen errichten und legte am dritten Tage den Leichnam des Alten darauf, zündete selbst den Holzstoß an und sammelte in einem thönernen Kruge die Asche, die er dicht am Ufer in eine Grube stellte und einen Hügel über ihm erhob, den man weit von dem

See aus sehen konnte. Fiona schwamm trauernd am Ufer hin, keine Klage konnte ihrer Brust entsteigen, nur Thränen zeigten ihren tiefen Schmerz.

Als Rolf dies Alles beendet, Fiona ein trauriges Lebewol gesagt, und die beiden Diener zur Hülfe von Olafs Vater und zur Sorge für Fiona zurückgelassen hatte, trat er den Heimweg an, um von neuem zum Aufsuchen Asta's gen Norden auszuziehen.

Kaum war er in dem engen Thale angekommen, als ihm eine Dirne entgegentrat, in welcher er sogleich die Vertraute der Priesterin erkannte. Herr! redete sie ihn an: meine Gebieterin läßt Euch durch mich begrüßen und sagen, sie wolle Euch die lange Fahrt nach Drontheim ersparen. Sie bewohnt die alte Königsburg wieder und ladet Euch ein, zu ihr zu kommen; in Norden würdet ihr sie nicht finden.

Rolf, zwar durch diese Einladung zugleich überrascht und erfreut, folgte der Dirne nach dem Königschlosse. Hier fand er alles verödet, wie er es an jenem Morgen verlassen hatte, den Vorhof menschenleer, die Burg verfallen, die Treppe so, daß er nur mit Mühe hinaufklimmen konnte, und Krähen und Raben bewohnten noch die verfallenen wüsten Gemächer.

Ei! wie hat sich hier Alles verändert, sagte er spottend zu seiner Begleiterin. Sonst so viel Pracht und jetzt?

Damals verschönte Freya diesen düstern Aufenthalt, erwiderte die Dirne, welche leicht geschürzt ihm voran ging. Wo diese Göttin nicht mehr weilt, wird es öde und freudelos. Aber kommt nur! — doch Ihr wißt ja den Weg hier so gut als ich.

Sie standen jetzt vor dem offenen Gemache, daß die Priesterin sonst bewohnt hatte, und wo der Jäger sie auch jetzt wieder fand. Sie saß auf einem Stein, den Kopf auf ihren Arm gestützt und schien sein Kommen nicht zu bemerken.

Endlich hob sie ihr gesenktes Haupt und sah traurig und finster nach ihm auf, der sie kalt begrüßte. Also so sehen wir uns wieder? sagte sie, ohne ihm entgegen zu treten. Thöriger Mann, dem ich so wohl wollte, daß ich ihm selbst mein Glück opfern konnte. Kurzsichtiger! fuhr sie fort, da Rolf über diese dunkeln Worte erstaunte. Sahst Du denn nicht, daß jener Schwan nur noch ein Blendwerk ist? Seit Freya mir befahl, den Zauber Fiona's zu lösen und den Adler zu senden, schwimmt eine meiner Dienerinnen auf dem Wodna-See, Olaf bei seiner Rückkehr zu täuschen, zu verderben. Doch Du stießest die Unglückliche zurück, welche Dir mit liebendem Herzen, durch mich entbrannt, entgegen kam und ich mußte sie Dir entreißen, um sie vor Deinem Zorn zu schützen.

Du hälst mich für sehr leichtgläubig, Asta, sagte jetzt Rolf, der das Gewebe ihrer List zu durchschauen glaubte: der Schwan, der um den

todten Vater trauert, ist Fiona; Jene, die bei Ophael mich verlocken wollte, ist ein Werk Deiner Zauberkünste.

Die Priesterin lächelte. Glaube, was Du willst, entgegnete sie: aber sag' mir, Rolf, warum suchst Du mich so emsig, da Du mich doch hassest? Selbst bis zu meiner Wohnung im fernen Norden willst Du dringen, da es doch nur eines herzlichen Wunsches von Dir bedarf, daß ich Dir erscheine, wo Du auch bist. Du siehst, ich komme Dir, selbst ohne daß Du es verlangst, entgegen.

Ein herzlicher Wunsch von mir, fiel er ihr in die Rede: wird Deine Gegenwart nie verlangen.

Und was willst Du von mir? — Sprich es endlich aus! fragte sie gelassen. Noch bin ich hier, vielleicht in wenig Augenblicken ruft mich die Göttin in den ihr geweihten Hain zurück und ich muß Dich verlassen, deshalb sprich!

Ich will Dich zwingen, den Zauber Fiona's zu lösen, rief er heftig. Dich in Banden legen und den Göttern zum Trotz Dich martern und quälen, bis Du Dich vor meinem Willen beugst und dem Mädchen ihre holde Gestalt wiedergiebst.

Rolf! erwiderte sie ohne zu zürnen. Wozu das? Der Zauber ist gelöst, Fiona ruht in Deinem Arm, wenn Du es verlangst. Und wäre er nicht gelöst, wie Du in Deinem thörigen Wahne glaubst, so ständ es ja ohne den Willen der Göttin nicht in meiner Macht, Deine Wünsche zu erfüllen. Das Gute kann ich zum Bösen, das Böse nie zum Guten wenden. Einen Adler konnt ich senden, den Schwan durch die Lüfte in Freia's Haine zu tragen, ihn zu entzaubern, konnte nur die Göttin selbst.

Du willst mich mit trügerischen Worten täuschen, es gelingt Dir aber nicht, ich spotte Deiner Macht, Deine Zauberkraft ist an mir verloren! rief er zürnend.

So lange ich Dich noch liebe, unterbrach sie ihn schnell: ja, so lange will und kann ich Dir nicht schaden; aber doch steht mir noch immer die Macht zu Gebote, Dir zu entgehen. — Hasse ich Dich, wird mir auch die Macht wieder, Dich zu verderben. Zwinge mich nicht dazu, Rolf! Die Erinnerung an jene Tage ist mir noch zu süß, zu werth. — Ja ich will es Dir gestehen, fuhr sie mit bewegter Stimme fort. Ja, es gab eine Zeit, wo Du meine Macht in Banden legen konntest. Wenn ich in Deinen Armen schlummerte, Liebesträume mich umgaukelten, hättest Du da mich mit seidener Schnur gebunden, so wäre mein Wille, meine Macht Dir unterthan geworden. Freia strafet so die Schwächen ihrer Priesterinnen. — Jetzt Armer Sterblicher, versuch, es!

Bei diesen Worten trat Rolf, von ihrem Trotze gereizt, rasch auf sie zu, wollte sie mit seinen kräftigen Armen umfassen und festhalten; sie aber entschlüpfte ihm und war verschwunden und er vernahm nur noch leise, als käme sie aus fernen Lüften, über sich die Worte: Reize mich nicht

zum Zorne, Rolf! — Ziehe in Frieden von hier, noch hat der Haß die Liebe nicht aus meinem Herzen verdrängt; lebe wohl!

Der Jäger sah staunend nach der halbverfallenen Decke des Gemaches, von woher die Stimme gekommen war und wo nur der blaue Himmel ihm entgegen lachte. — Asta war verschwunden, er sah, er hörte sie nicht mehr. Da durchstrich er, immer noch in der Hoffnung, sie wieder zu finden, die Gemächer des Schlosses, aber nirgend fand er sie und er mußte seinen Heimweg antreten. Aber schon senkte sich die Sonne, er fürchtete, wenn er den Weg nach Romsdalen nehmen wollte, daß ihn die Nacht in dem Walde übereilte, er entschloß sich daher, nach dem Wodna-See zurückzukehren.

Es war ein schöner Abend, die Sonne breitete glühend ihre Strahlen und vergoldete die Zacken der Fichten, die wie leuchtende Meteore hoch in der Luft glühten, der ruhige See schien ein goldner Spiegel zu sein, welcher mit jeder schaukelnden Welle ein neues glühendes Bild wiedergab; die Wasservögel zogen schon heimwärts zu ihren Schilfnestern und auch ihre Schwingen erglühten durch die Dämmerung. Eine feierliche Stille schien sich über die Natur gebreitet zu haben, denn auch unten an der Hütte, die jetzt zu seinen Füßen lag, war es still, und der Todtenhügel stand einsam am Ufer, und nur das Plätschern der Wellen hallte eintönig durch die Stille des friedlichen Abends; selbst der Schwan schwamm nicht am Ufer entlang, auch er bewachte heute den Grabhügel nicht.

Rolf schritt nun den steilen Fußpfad hinab und stand bald vor der Fischerhütte. Er fand sie leer, Olafs Vater, selbst seine Diener hatten sie verlassen; er ging ans Ufer nach dem Hügel, keine menschliche Seele ließ sich blicken: nun setzte er sich auf die Klippe und schaute über den See, keinen Nachen, keinen Schwan sah er die dunkelglühenden Wogen theilen. Da überließ er sich seinen Gedanken und saß noch hier, als die Sonne längst schon ihre Strahlen eingezogen und sich in ihr Wellenbett gesenkt hatte. Er gedachte Fiona's, neue Zweifel stiegen in ihm auf, oft glaubte er, sie sei es dennoch gewesen, die in der Höhle an seiner Brust geruht; da hörte in der Ferne ein leises Stöhnen, als wenn ein Seufzer sich aus der Brust des Leidenden ringt, er wandte sich hin und sah —

An dem Todtenhügel, den Rücken nach ihm gewandt, stand eine weibliche Gestalt unbeweglich, regungslos. Trotz der Dämmerung erkannte er Fiona in ihr. Er sprang auf, eilte hinab. — Schläfst Du sanft, guter Vater? hörte er sie jetzt sagen. Und Dein Kind konnte Dir nicht die letzten Stunden des Lebens versüßen? Vergieb, ich war nicht Herrin meines Willens! Vergieb!

Rolf hatte, als er sie sprechen hörte; seine Eile gezügelt, er wollte sie nicht in ihrer Andacht stören, war stehn geblieben und lauschte auf jedes ihrer Worte; aber sie sprach nicht mehr, setzte sich an das Grab nieder und weinte.

Zweifel stiegen von neuem in ihm auf. Statt des Schwanes, sah er hier das Mädchen an dem Grabhügel des Vaters trauern. — Wo war nun der Schwan? War dies Fiona? Oder war es wieder ein Blendwerk der Zauberei? War es vielleicht Asta selbst, die ihn täuschen und so von neuem ihn mit ihrem Netzen umgarnen wollte? — aber die Trauer des Mädchens war zu unverstellt, ihr Schmerz sprach sich zu laut aus. Da stieg plötzlich der Gedanke, sie zu prüfen, in ihm auf. War es Fiona, so zweifelte er, daß sie sich, besonders hier an diesem Orte, wo Alles sie an Olaf erinnern mußte, ihm liebend nahen würde, und lag sie in seinen Armen und war es dennoch die Priesterin selbst, so sollte die seidene Schnur, an welcher sein Jagdbecher hing, sie binden und sie in seine Gewalt geben.

Mit dem Vorsatze trat er auf sie zu. — Das Mädchen erschrak, sprang auf und wollte entfliehen, er aber hielt sie zurück. Warum vor mir fliehen, Fiona? sprach er, und in des Mädchens Thränen bethauten Augen schauend, vergaß er bald seinen Vorsatz. Warum fürchtest Du mich?

Herr! sprach sie bebend: ich gedenke des Schwertes, das Ihr auf mich zücktet. —

Vergiß die Aufwallung meines Zornes, Fiona! bat er. Ich war getäuscht — ich hielt Dich — doch vergieb. —

Und während mein eilender Fuß mich weit von hier trug, jammerte sie: rief der Tod den Vater ab und er mußte von der Welt scheiden, ohne daß sein Kind an seinem Lager stand! O! wär ich der Stimme der Priesterin nicht gefolgt, wäre ich heimwärts gezogen, statt zu Euch!

Vergiß, was geschehen ist, sprach er und wollte sie in seine Arme schließen. — Sie aber entwand sich ihm.

Nicht also, lieber Herr! bat sie, Thränen nur sind noch mein zugetheiltes Loos.

Ich werde Deinen Schmerz ehren, sagte Rolf zurücktretend: fürchte nicht! Aber das Eine sage nur und sprich die Wahrheit: war es blos der Befehl der Göttin, der Dich zu mir nach Opdael führte und befolgtest Du diesen Befehl ohne Widerstreben? — Fiona erröthete. — Bei der Asche Deines Vaters beschwöre ich Dich, bei den mächtigen Göttern, die in Aasgard thronen, sprich die Wahrheit, zeige mir Dein Herz offen!

Ich zog gern zu Euch — seit ich Olaf vergessen mußte, gedachte ich nur an Euch, erwiderte sie stockend und entfernte sich rasch. Aber Rolf folgte ihr, erreichte sie bald und suchte sie zu beruhigen, zu trösten; es gelang ihm. Als der Mond in die einsame Hütte schien, hatte er den Vorsatz der Prüfung und sie es vergessen, daß nur Thränen noch ihr zugetheiltes Loos wären.

Schon brach die Morgenröthe hinter dem Föhrenwalde hervor, als Rolf erwachte und mit seligem Blicke auf die holde Schläferin sah, die

neben ihm auf dem Binsenlager ruhte. Ihr gelbes Haar hatte sich gelöst und rollte lockig über die blendende Schulter, ihre Wange glühte, ihr halbgeöffneter Mund lächelte sanft — und dennoch trotz all dieser Schönheit, die vor ihm lag, stieg jetzt zum erstenmale, seit er in der Hütte war, der Gedanke, vor dem er erbebte, wieder in ihm auf: sollte es Asta sein? — Zwar belächelte er seine Zweifel, erhob sich aber dennoch leise vom Lager, lös'te die seidene Schnur von dem Becher und nahte sich der Schlafenden.

Sie schlief fest, kein böser Traum störte ihren Schlummer und Alles schien ihm günstig zu sein; nur Eins war ihm zur Ausführung seines Vorhabens hinderlich, ihr rechter Arm lag ruhig auf ihrem klopfenden Herzen, der linke aber ruhte unter ihrem Lockenhaupte und er fürchtete, sie möchte erwachen, wenn er ihn hervorzöge. Aber er mußte es wagen und that es mit aller Vorsicht, so daß sie nicht erwachte. Nun band er ihr so behutsam die Hände zusammen, verschlang die Schnur in einen festen Knoten, den ihn eine Wahrsagerin zu schlingen gelehrt hatte und erwartete so mit ängstlicher Sorge ihr Erwachen.

Er stand nicht lange vor der lieblichen Schläferin und weidete sich an ihrem Anblick, als sie erwachte und staunend und verschämt auf ihn blickte. Sie wollte aufspringen und fand sich gefesselt.

Warum thatest Du das an mir? sagte sie weinend: warum bandest Du meine Hände? Glaubst Du, die Bande seien nicht fest genug, womit ich Dir verbunden bin? Oder willst Du mich zu Deiner Sclavin machen, die ewig Deine Fesseln tragen soll?

Rolf dauerte die Weinende, doch ließ er sich durch ihre Thränen nicht von seinem Vorsatze abbringen. Versuch' es, diese Bande zu lösen, Fiona, sprach er: und sie sollen Dich nie mehr drücken.

Fiona sah ihn verwundert an, sie schien seine Worte nicht zu verstehen. Versuch es Mädchen, sprach er: und gelingt es Dir, den Knoten zu lösen, dann erkenne ich erst ganz mein Glück und bin frei für immer.

Das Wort wird mich stärken, sprach sie, und führte die gefesselte Hand nach ihrem rosigen Munde und versuchte so den Verschlungenen zu lösen. Hatte nun Rolfs bebende Hand ihn nicht fest geschlungen oder begabte eine höhere Macht das Mädchen mit besonderer Kunst, nach kurzer Mühe war der Knoten gelös't, die Bande sank von ihren Armen, sie war frei, und Rolf, nun die feste Ueberzeugung habend, es sei Fiona, drückte sie leidenschaftlich an seine Brust.

Arm in Arm traten die Glücklichen aus der Hütte und gingen zu dem Todtenhügel des Vaters. Hier, sprach Rolf feierlich: hier an diesem Dir so theuern Hügel schwöre ich von neuem, Dein zu sein, so lange ich athme, nur Dich zu lieben und Dir treu zu sein bis in den Tod!

Die Götter mögen diesen Schwur vernehmen, wie ich ihn vernahm, sagte Fiona, sich sanft an ihn schmiegend: aber nun laß uns von hier gehen, mein Geliebter, heute ist die Zeit verronnen und die Stunde naht

in welcher der Abtrünnige wieder zurückzukehren versprach. Träf' er mich hier in Deinem Arm —

So würde mein Schwert Dich schützen!

Kein Blut, Rolf — bat sie: laß uns von hier gehen, ich würde vor ihm erröthen müssen. — Komm, mein, Geliebter! Er aber blieb, den Blick nach dem See gerichtet, unbeweglich stehen, denn in der Ferne sah er einen Schwan herbei rudern, an welchem er bald das rothe Halsband erblickte. Fiona versuchte noch einmal ihn zu bereden, den Ort zu verlassen, er aber zeigte nach dem sich immer mehr Nahenden und blieb.

So oft ich einen weißgefiederten Schwan sehe, brach sie jetzt das Schweigen; wird es mir beklommen um's Herz, ich erinnere mich dann jener angstvollen Tage, wo ich von einem Ufer zum andern traurig schwamm, tiefer Schmerz meine Brust erfüllte und ich keine Worte hatte, ihn auszusprechen, denn Thränen war das Einzige, was mir geblieben war. Denke ich aber noch des Augenblicks, wo mich der Seeadler packte und mich, als wär' ich leicht wie mein Flaumgefieder, durch die Lüfte trug, so möchten mir die Sinne vergehen, wie damals. Sieh' nur! fuhr sie fort, während Rolf das Auge nicht von dem Schwane wendete: er kommt immer näher, und sonderbar, scheint zahm und nicht menschenscheu zu sein. Verweile einen Augenblick, ich gehe in die Hütte, vielleicht finde ich etwas dort, ihn zu füttern. Sie lief eilig dahin und während sie sich dort verweilte, war der Schwan bis ans Ufer geschwommen, schien gern dort zu weilen und sich nicht vor Rolf zu scheuen, der zu seinem Erstaunen auch heute Thränen in dem Auge des Thieres bemerkte.

Indessen war Fiona zurückgekommen, brachte Haferbrod mit und reichte es dem Schwan, der es aber nicht annahm und sich vom Ufer entfernte. Mein Geliebter, sagte das Mädchen bebend und leise zu Rolf: dies ist kein gewöhnlicher Schwan, bei seiner Nähe fühlte ich das nemliche Zucken durch alle meine Glieder, welches ich empfand, als ich das rothe Band das Du mir gabst, um meinen Hals schlang. Auch dieses Thier ist bezaubert, ich fühle es. Komm, laß uns seine Nähe meiden, laß uns von diesem furchtbaren Orte fliehen. — Sieh! trügt mich mein Auge nicht, so seh' ich dort ein weißes Segel glänzen. — Olaf darf mich hier nicht finden, ehe stürzt' ich mich in die Wellen! Rolf zögerte noch — Hörst Du nicht auf Fiona's Bitten? rief sie und sank schmeichelnd an seine Brust. Ist das der Lohn, daß ich mich Dir mit heißer Liebe hingab? Du mußt mir folgen. Dies sagend, ergriff sie seine Hand und zog ihn mit wunderbarer Kraft vom Ufer fort, die Höhe hinauf in den Wald.

Sie hatte nicht geirrt; das Schiff, welches das weiße Segel aufgezogen hatte, trug Olaf, und kaum gewahrte es der Schwan, als er die Schwingen hob und ihm entgegen flog. Olaf, der in ihm seine geliebte

Fiona zu sehen glaubte, war erfreut, sie wieder zu finden, liebkoste ihn und es war, als ob man könnte die Freude aus des Schwanes Auge leuchten sehen, der, immer die weißen Flügel hoch hebend, neben dem Kahne herschwamm.

Dies ist die Unglückliche, von dem ich Euch erzählte, ehrwürdiger Herr! sagte er jetzt zu einem seiner Begleiter, einem Manne vom ernstem Ansehen, den ein weites schwarzes Priestergewand umgab. O könntet Ihr sie retten!

Ihre Rettung steht allein in Gottes Hand, erwiderte dieser: habt Vertrauen! — Jetzt landete das Fahrzeug, Olaf sprang an das Ufer und erschrak, als er den Hügel erblickte, er eilte nach der Hütte und fand sie leer, selbst das ärmliche Geräthe des alten Fischers war nicht mehr da, nur den Becher Rolfs fand er. Da stürzte er hinaus, angstvoll an den eigenen Vater denkend, theilte diese furchtbare Ahnung seinem Begleiter mit, bestieg, nachdem Alles ausgeladen war, das Fahrzeug und segelte mit ängstlich klopfendem Herzen, von dem Schwane begleitet, hinüber nach seiner heimathlichen Hütte. Hier fand er zu seiner unaussprechlichen Freude den Vater wohl und gesund und erfuhr, daß der Tod den alten Fischer heimgeführt habe. Auch erzählte ihm der Vater, daß der Jäger bei dessen Tode zugegen gewesen, aber wieder ausgezogen sei, die Zauberin aufzusuchen. Die Nacht verbrachte er bei seinem Vater und erzählte auch ihm, was ihm auf seiner Fahrt begegnet sei und wie einige Männer aus dem südlichen Lande sich entschlossen hätten, zum Heil seines Vaterlandes ihn zu begleiten.

Am andern Morgen segelten Vater und Sohn wieder nach der Fischerhütte hinüber, welche der Vater nach des Alten Tode verlassen hatte und auch der treue Schwan begleitete sie wieder. Aber wie erstaunte der Alte, als er auf dem Todtenhügel ein weißes Kreuz aufgepflanzt sah. Bist Du ein Christ geworden, Sohn? fragte er diesen ängstlich: Hast Du dem Dienste Odins entsagt?

Das habe ich, Vater! erwiderte er: dankt dem Himmel, der mich erleuchtet hat; fortan wird das Licht des Christenthums auch im Nordlande leuchten und uns den Frieden bringen.

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf und schwieg! Schon früher hatte Olaf ihm so mancherlei von den Wundern des christlichen Glaubens erzählt, von dem Frieden, den er gebot, von der hohen, heiligen Liebe, die ihm entquoll, daß er ihm gern zugehört und auch jetzt dem Sohne nicht zürnte, den Dienst der alten Götter abgeschworen zu haben.

Gleich nach Olafs Ankunft schritten nun die Männer rasch an's Werk. Auf dem Lieblingsplätzchen Fiona's, auf jener Klippe, die hinaus in die See ragte, ward mit emsigem Fleiße eine kleine Kapelle, der Mutter Gottes zu Ehren erbaut; bald war das Holz dazu gefällt, bald stand die Kapelle mit einem einfachen, schmucklosen Altare da. Ein kleiner

Thurm erhob sich über dem Moosbache und ein Glöckchen, das sie aus christlichen Landen mitgebracht, wurde dort aufgehangen, die Bewohner des Strandes zum heiligen Gebete zu versammeln; der Tag Mariä Geburt wurde zur feierlichen Einweihung bestimmt.

Olaf hatte gehofft, das schon des Kreuzes Nähe den Zauber Fiona's lösen würde, aber er hatte vergebens gehofft. Aengstlich in weiten Kreisen schwamm der Schwan um den Todtenhügel und schien Scheu zu tragen vor dem heiligen Zeichen; aber Olaf sowohl als der Priester versuchten es, Fiona zu beruhigen, täglich unterrichtete sie Olaf in dem Glauben der Christen und was die überzeugenden Worte des frommen Priesters nicht wirkten, wirkte die allmächtige Stimme der Liebe. Mit jedem Tage ward Fiona's Scheu geringer, und obgleich sie durch nichts sich verständlich machen konnte, so zeigte sie doch zur Freude Olafs, daß seine und des Priesters Lehren in ihr Herz gedrungen waren, denn bald hielt sie sich gern am Ufer bei dem Kreuze auf.

Aber immer wollte das Vertrauen in Olafs Herzen nicht stärkere Wurzel fassen, das Vertrauen, daß Gott seine Bitten erhören und der Unglücklichen ihre holde menschliche Gestalt wiedergeben möchte, und selbst des Priesters Trost und Ermahnung konnten ihn nicht ganz beruhigen; sein Herz hing zu sehr an dem Mädchen und noch gehörte es dem Himmel nicht allein an.

An dem Tage vor Mariä Geburt war Alles zur feierlichen Einweihung der christlichen Kapelle in Norwegen beendet. Feldblumen waren gepflückt und Kränze, von Laub und Blumen geflochten, schmückten Pforte und Altar, auf welchem ein Muttergottesbild aufgestellt war. Der Priester brachte mit seinen Begleitern den Abend in stillem Gebete zu, Olaf aber den heute eine unaussprechliche Angst zum See trieb, verweilte nicht so lange bei den frommen Männern und schlich nach dem Todtenhügel, wo er gewiß war, den Schwan zu finden.

Wie erstaunte er, als er durch die Stille des Abends leise Töne vernahm, die immer näher und näher zu kommen schienen. Töne, wie er sie noch nie gehört, weich und schmelzend, als wenn ein sanfter Abendwind die goldenen Saiten einer Harfe berührt. Die Töne ergriffen ihn wunderbar, er wähnte, es sei die Stimme eines Engels, der vom fernen Himmel herab zu Ehren der heiligen Mutter eine Hymne anstimme, die nur leise zu ihm dränge. Aber erst als er jetzt an dem Todtenhügel stand, den Schwan die Fluthen theilen sah und je näher er kam, desto vernehmlicher die Töne wurden, überzeugte er sich bald, das dem Schwane der wunderbare Gesang entstieg und er schauderte zusammen, denn auch bis zu ihm war die alte Sage gedrungen, daß dem Schwan nur einmal, um sein Sterbelied zu singen, die Gabe des Gesanges würde. Er schauderte bei dem Gedanken,

sank bei dem heiligen Kreuze nieder und bat den Gott der Christen, auch ihn aufzulösen, wenn der Schwangesang Fiona's Sterbelied sei.

Während er sich mit geängstetem Herzen zu Gott wandte, hatten die wehmüthigen Töne ununterbrochen sein Gebet begleitet und hallten in kurzen Pausen noch immer, doch nur fern vom Ufer; es war als ob der Schwan sich heute nicht dem Todtenhügel nahen wolle. Olaf rief der Geliebten Namen, dessen Ruf er sonst so willig gefolgt war, heute aber blieb er fern. Da versuchte er es an einer andern Stelle des Ufers ihn zu locken, unbeweglich schien er immer nur auf einer Stelle das Lied des Todes singen zu müßen. Olaf war außer sich, der Vater war mit dem Nachen nach seiner Hütte geschifft und so war er am Ufer festgebannt und konnte nicht zu ihr.

Unruhig wanderte er während der kurzen Nacht längs dem See auf und ab, immer auf die Töne hörend und wenn der Wind sie zuweilen leiser zu ihm trug, lauschte und fürchtete er, daß sie verhallen möchten und mit dem Liede Fiona geendet habe.

So begann endlich der Tag den Wiederschein seines Licht-Gewandes in Osten zu zeigen und wie die funkelnden Sterne verloschen, verhallte auch allmählig des Schwanes Gesang und mit dem ersten rosigen Strahle der Morgenröthe war es still, nur die sanft plätschernde Welle begrüßte mit ihrem Murmeln den kommenden Tag, der Geburt der Himmelskönigin geweiht. Aengstlich pochte Olafs Herz, er wollte zu Gott, zu der heiligen Jungfrau sein Gebet erheben; aber sein Herz, seine Gedanken waren nur bei Fiona, nur nach dem See war sein trauernder Blick gerichtet.

Da sah er durch die Dämmerung den Schwan, und seine Empfindungen bei seinem Anblick, sein Gebet sprach sich in den Worten aus: Der Herr sei gelobt! Als aber der Weißgefiederte dem Ufer näher kam, traurig nach ihm aufblickte, kaum noch die Fluthen zu theilen vermochte und ihn jede Lebenskraft verlassen zu haben schien, da war die Freude schnell in Schmerz verwandelt. Du sangst Dein Schwanlied, Fiona! rief er und streckte die Arme nach ihm, der endlich das Ufer erreichte. Olaf liebkos'te ihn, der Schwan legte traurig seinen Kopf an ihn an, sah mit halb gebrochenem Auge an ihm auf; es schien seine Todesstunde zu sein.

Da trat die glühende Sonnenscheibe hinter der waldigen Höhe hervor und der fromme Priester, von einem Chorknaben und seinen Begleitern gefolgt, trat aus der Fischerhütte und als er an Olaf vorbeizog, sprach er: Verzweifle nicht, ungläubiges Herz, und folge mir!

Aber Olaf vermochte nicht den Sterbenden zu verlassen, er zögerte. — Da erschallte zum erstenmal das Glöcklein und rief zur heiligen Messe, und ein Schauer durchzuckte bei diesem Tone den sterbenden Schwan, hoch hob er das gesenkte Haupt, breitete mit der letzten Kraft noch einmal die Flügel, als ob er sich zu dem blauen Aether aufschwingen wolle; der

Wind rauschte durch sein Flammgefieder und als das Glöcklein noch einmal tönte, sank die befiederte Hülle und Fiona, das holde Mädchen, stand entzaubert vor ihm.

Komm! rief Olaf, ohne sie in seine Arme zu schließen, ohne einem Gedanken sündlicher Liebe Raum zu geben, nur an seinen Gott und dessen Barmherzigkeit denkend. Komm, Geliebte, dem allmächtigen Gotte an den Stufen seines Altares für Deine Errettung zu danken. — Komm, Fiona! Er zog sie mit sich fort, sie folgte ihm willig, sank an dem Altare neben ihrem Geliebten nieder und ihr Herz öffnete sich dem Strahle des heiligen Lichtes, ihr Gebet stieg stumm aber heilig zum Himmel empor. — Und zum erstenmal ward auf Scandinaviens Halbinsel der Name des Höchsten, einzigen Gottes vor seinem heiligen Altare gepriesen.

Noch den nemlichen Tag empfing Fiona die heilige Taufe und wurde Maria genannt, Olaf, der früher schon in die Gemeinschaft der christlichen Gemeinde getreten war und den Namen Joseph bekommen hatte, fühlte sich nach Kurzem in den Armen seines geliebten Weibes ganz glücklich, und bald durchdrang, von dem frommen Paare verbreitet, das Licht des Christenthums, wie die Strahlen der Sonne durch dunkle Wolken, Norwegen, die Altäre Odins und Freya's sanken vor dem Altare des alleinigen Gottes in Staub.

Ein Jahr war verflossen, während welchem die frommen Ansiedler das Land durchzogen und die christliche Lehre verbreitet hatten, und als längs der Küste und in den Gebirgen das Meßglöcklein überall die Gläubigen zu den Kapellen rief, kehrten sie nach ihrer Hütte zurück, um hier in stiller Einsamkeit sich ihres Glückes zu freuen und dem Frieden ihres Herzens zu leben, als eines Abends ein Mann von finsterm, verstörtem Ansehn den Felsen herabstieg. Bald erkannte Marie in ihm Rolf, den riesigen Jäger. Er war lange in den Liebesnetzen der Priesterin verstrickt geblieben, die ihn in der Gestalt Fiona's getäuscht hatte. Endlich hatte er den Betrug bemerkt und sich ihr entziehen wollen; sie aber hatte nun Gewalt über ihn und hielt ihn fest, bis auch in Drontheim Freya's Altar umgestürzt wurde, und ihre Zaubermacht dahin war.

Er eilte nun zum Wodna-See, durch den bösen Zauber an Geist und Körper zerrüttet; doch fand er bald unter den Frommen die Klarheit des Geistes, die Reinheit des Herzens wieder, und baute, seine Sünden zu büßen, unfern der alten Königsburg, eine Einsiedelei, wo er durch frommen Wandel die zu ihm Pilgernden erbaute. Fiona, an der er immer noch mit frommer, reiner Liebe hing, drückte ihm bald nachher das gebrochene Auge zu.



Der Myrthenkranz.

Eine böhmische Sage aus den Zeiten des dreissigjährigen Krieges.



Auf dem Wege von Prag nach Eger ritt der Rittmeister von Gemmingen, von des Rheingrafen Regiment, mit seinen zwei Dienern und einigen Bewaffneten. Er war in einem Scharmützel von Prag, den Tag bevor Königsmark dort einzog, verwundet worden und des Kriegswesens und des ewigen Herumtreibens im lieben deutschen Vaterlande müde, zog er in seine Heimath, nach Franken zurück.

Die Sonne sank schon hinter waldumkränzte Höhen, düster breiteten sich die Schatten über seinen Weg, und noch hatte er keine Herberge gefunden, denn in diesen unglücklichen Zeiten lagen die Dörfer öde und verlassen, und nur selten erblickte man an der Landstraße eine einzelne Hütte, die der Wuth des Krieges getrotzt und in dieser alleszerstörenden Zeit sich erhalten hatte. — Schweigend ritt er immer zu und überdachte das Dunkel seines Jugendlebens. — Sonderbare Schicksale waren ihm auf kurzem Lebenswege begegnet. Sein Vater, ein ruhiger Landedelmann, hatte durch den Krieg sein Vermögen verloren und war dadurch gezwungen worden, Dienste unter Wallenstein zu nehmen, um sich und die Seinigen zu erhalten. Die sorgsame Mutter hatte ihr einziges Kind treu gepflegt und zu allem Guten und Edlen erzogen; nur war in der Zeit der Noth der religiöse Sinn dieser edlen Frau in Schwärmerei übergegangen und diese suchte sie auch ihrem geliebten Rudolph mitzutheilen. Es gelang ihr zum Theil. Sein jugendlicher Kopf füllte sich mit überspannten Ideen und ein alter Diener, der trotz seines Glaubens bei Leipzig und Lützen unter Gustav Adolphs Fahnen gefochten hatte, trug zu der Richtung, welche der Flug seines Geistes nahm, nicht wenig bei. Doch nicht zu dem Religiösen neigte sich diese Flamme, das Soldatenleben begeisterte ihn und führte ihn, als seine Mutter plötzlich starb und der Vater bei dem Heere in Italien entfernt war, zu den schwedischen Fahnen. Das neidische Schicksal ließ ihn in der Schlacht bei Breitenfeld, als er eben von Torstenson zum Lohne seiner Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zum Rittmeister ernannt worden war, seinen Vater unter den verwundeten Feinden finden, und mit Grauen erfuhr er von dem Sterbenden, daß des Rheingrafen Regiment ihn niedergeworfen habe. Der Vater starb in seinen Armen, ohne ihm vergeben zu haben, daß er dem Feinde des katholischen Glaubens anhing, und das

ernste, kalte Lebewohl, mit dem er von ihm schied, ließ in des Jünglings Brust ein Trübsinn zurück, den nicht das Toben des Krieges, nicht der frohe Jubel seines Kriegsgefährten verscheuchen konnte. So ward er leicht des Krieghandwerks müde, und erwartete mit Sehnsucht die frohe Kunde des Friedens, nach welcher das hartbedrängte Deutschland sich schon so lange gesehnt hatte.

In sich gekehrt und nicht auf die Mahnung seiner Diener achtend, daß die Sonne schon untergegangen und noch keine Herberge in der Nähe sei, wurde er plötzlich durch den Anblick eines alten beim Glanz des aufsteigenden Mondes wundersam erhellten Schlosses, das von der Landstraße seitwärts aus dunkeln Kiefern hervorragte, aus seinem Sinnen geweckt. Ein Weg, der eben nach diesen alten Ueberresten der Vorzeit links abzuführen schien, ließ ihn einen Augenblick sein müdes Roß anhalten und nach kurzem Ueberlegen wandte er den treuen Rappen auf diesen seitwärts gehenden Pfad. — Immer düstrer wurde es um ihn her, je schmaler der Weg, desto dichter wurde der Föhrenwald, und seine Einbildekraft, gewohnt, alles sich schauerlich zu malen, führte ihm geschäftig mancherlei Bilder und Gestalten vor die Seele, während seine Diener vorsichtig ihre Büchse von den Schultern nahmen, von ihren Lunten die Asche am Sattelknopfe abklopften und rechts und links spähend, schweigend folgten.

Doch bald wurde die Aussicht lichter, — über eine grüne Wiese hinweg, in deren Thau der Mondstrahl sich tausendfarbig spiegelte, ritten sie einem Berg begrenzenden Walde entgegen, auf dessen Gipfel die vorhin erblickte Burg zu liegen schien. Sie mußten absteigen, ihre Rosse am Zügel leiten und langsam die steile Höhe, nach deren Gipfel nur ein schmaler Fußsteig führte, über manche vom Sturm umgestürzte Fichte hinaufklimmen. Endlich lichtete sich der Wald und im Glanze des hellsten Mondscheines lag das alte Gemäuer vor ihnen wie ein schwarzer Trauermantel, welchen der Mond Grauen erregend bestrahlt. Nur ein schwaches Licht, welches ihnen aus einem der kleinen Bogenfenster entgegenblickte, gab ihnen den Trost, daß diese öde Burg bewohnt sei und je näher sie kamen, desto deutlicher formten sich geregelte Gestalten, und die Hoffnung hier ein Nachtlager zu finden, wurde zur Gewißheit. — Jetzt standen sie vor der aufgezogenen Brücke, sie riefen mit lauter Stimme, Niemand antwortete. Da befahl Gemmingen einen der Gewappneten ein lustiges Liedchen auf seiner Trompete zu blasen, und alsbald antwortete des Thurmwächters Horn mit gellenden unmelodischen Tönen. Ein Fenster des hervorspringenden Thurmes öffnete sich und eine Stimme fragte nach ihrem Begehr.

Wir bitten um Einlaß, erwiderte Gemmingen in sanftem Tone: ein verwundeter schwedischer Offizier hält hier mit weniger Begleitung und ersucht um ein freundliches Nachtquartier.

Wie viel sind Eurer? fragte die nemliche Stimme.

Sieben! entgegnete der Rittmeister.

Eine böse Zahl! schallte es aus dem Thurme; doch wartet ein Weilchen, ich will es an den Herrn berichten!

Alles war wieder ruhig. Ein Käuzchen, das auf der Zinne des Thurmes saß und grämlich in das helle Mondlicht hinein sah, unterbrach nur zuweilen diese Stille mit seinem heisern Gekrächze, doch bald öffnete sich das Fenster wieder und die vorige Stimme sagte freundlich: Werther Herr! zieht Euch bis hinter das heilige Häuschen dort am Wege zurück, dann will ich hinaus kommen und wie es in diesen bösen Zeiten wohl nothwendig ist, und es meine Pflicht erheischt, spähen, ob mit Eurem Einlaß keine Gefahr verbunden sei.

Den Rittmeister verdroß dieses Mißtrauen, aber sein Arm schmerzte ihn mehr als je und Ruhe war ihm, seinen Begleiter und den Rossen nöthig; er ritt daher mehrere hundert Schritte zurück und erwartete dort die Ankunft des vorsichtigen Dieners.

Dieser erschien bald, zählte das Häuflein seiner Gäste, spähte überall umher, ob nicht in der Entfernung jemand verborgen sei und da er nichts Verdächtiges fand, pfiff er und alsbald rasselte die Zugbrücke, welche hinter ihm schnell wieder aufgezogen worden war, nieder.

Verzeiht, mein werther Herr, unterbrach der Alte das Schweigen, indem er neben Gemmingen über die Brücke ging, verzeiht meine unbescheidene Vorsicht. In diesen Zeiten, Ihr kennt sie besser noch als ich, ist ein verrammeltes Thor sicherer als Wort und Handschlag, und nur durch Vorsicht schützt man sich vor den herumziehenden Schnapphähnen, die überall das Heer als Geißel der armen Landleute umschwärmen.

Unter diesem Gespräche gelangten sie an das äußere Thor. Vorsichtig ritten sie durch ein finsteres Gewölbe, das sie in verborgener Richtung zum innern Hofe führte und als ihnen der Schein einer matten Lampe auf der entgegen gesetzten Seite ein Fallgitter zeigte, als sie hörten, daß das Thor sich hinter ihnen schloß, fragte Gemmingen seinen Führer mit ernster Stimme: was soll das?

Ohne diese Frage zu beantworten, sagte der einsilbige Castellan, auf einen Mann deutend, der mit einer Fackel aus dem Thurme kam, zu den gewappneten Schweden: Führt Eure Pferde in jene Ställe, wohin Euch dieser geleiten wird, Ihr anderen Herren habt die Güte, mir zu folgen.

Die alten Krieger sahen ihren Rittmeister fragend an, er winkte, sie folgten. Das Fallgitter öffnete sich, sie zogen durch ein zweites Gewölbe, weniger tief, weniger gekrümmt, und standen nun endlich in dem innern Hofe eines alten geräumigen Schlosses, dessen wenige Fenster fast alle erleuchtet waren, und wo ein reges Treiben und Gehen der Diener ihm sattsam zeigte, es werde bewohnt.

Habt die Güte abzusteigen, gnädiger Herr! sagte nun der Castellan höflichst: und erlaubt mir, daß ich Euch im Namen meines Herrn, des Grafen Podiebrad, willkommen heiße. Er ist zwar hier im Schlosse, jedoch

in diesem Augenblicke verhindert, Euch selbst zu empfangen, wie es sich wohl gebührte.

Gemmingen war abgestiegen und folgte dem Castellan. Eine breite Treppe führte zu der großen Thüre, welche des Alten Schlüssel öffnete. — Sie traten in einen Vorsaal, der mit Gemälden geschmückt war, schritten die Treppe hinauf durch lange schwach erleuchtete Hallen in ein großes Zimmer, der alte Diener des Rittmeisters folgte mit einem Theile des Gepäcks.

Hier, gnädiger Herr! sagte der Castellan, die Kerze auf einen eichenen Tisch setzend, welcher in der Mitte des Zimmers stand: hier macht es Euch bequem, bald bin ich wieder bei Euch, mich nach Euren Befehlen zu erkundigen. Er verneigte sich und ging.

Herr! sagte Curt: hier ist es nicht geheuer, wir sind den Böhmen in's Netz gerathen; herein sind wir, besser wär's, wir wären erst wieder hinaus.

Schweig, unterbrach ihn Gemmingen verdrießlich, ob gleich er seinem treuen Diener nicht ganz Unrecht geben konnte und legte die Sturmhaube und den Küraß ab, warf sich in einen mit schwarzem Leder beschlagenen Sessel und schaute in seiner neuen Wohnung umher. Vor ihm hingen an der mit grün wollenem Zeuge ausgeschlagenen Wand, wo hier und da die goldenen Leisten noch den ehemaligen Glanz verriethen, zwei sonderbare Bilder; das eine stellte einen jungen Ritter in Haustracht vor, wie sie ungefähr zu Zeiten des Königs Ottocar gebräuchlich gewesen sein konnte. Langes gelbes Haar rollte über sein meergrünes Wams, eine schneeweiße Dogge stand ihm zur Seite und sah aufmerksam nach ihm hinauf, der Jüngling hatte die linke Hand auf sein Herz gelegt und den Blick nachdenkend auf einen Falken gerichtet, der auf seiner Rechten saß.

Auf dem zweiten Bilde, welches in einiger Entfernung hin, lag eine Jungfrau im weißen Sterbegewande, die Hände gefaltet, ausgestreckt auf einem Ruhebette. Die Blässe ihrer Wangen, das geschlossene Auge zeigte, daß sie verschieden sei, ihre Züge waren schön, und selbst verblüht, umgab sie noch ein unwiderstehlicher Zauber. Zu ihren Füßen saß eine andere Jungfrau, gleichfalls schön, doch thronte ein finsterer Ernst auf ihrer Stirn, sie sah düster, stier vor sich hin und zerpflückte einen Myrthenkranz, auf den ihre Blicke unverwandt gerichtet waren.

Beide Gemälde waren alt und hier und da schadhaft, man sah jedoch noch deutlich, daß sie ein wackrer Meister gemalt haben mußte. Gemmingen konnte sein Auge nicht von ihnen wenden, bald zog ihn der meergrüne Ritter mit seinem langen blonden Haar, bald der sanft entschlummerte Engel an, bald ergriff es ihn sonderbar, sah er die finstere Gestalt, die in dumpfen Brüten auf den zerpflückten Myrthenkranz niederschauete. Endlich schweifte sein Blick weiter im Zimmer umher, ohne etwas Bedeutsames zu finden. Ein großes Bett mit Vorhängen von grünen Serge, mehre mit schwarzem Leder beschlagene Stühle und ein langer Spiegel, dessen goldner

Rand nur noch Spuren ehemaligen Glanzes zeigte, war alles, was dieses Gemach enthielt.

Curt packte, während sein Herr mit inniger Theilnahme auf die Gemälde sah, den Mantelsack aus, holte Leinwand, Charpie und heilende Salbe; und wie ein treuer Diener in damaliger Zeit pflegte, war er im Begriff, das Amt des Wundarztes zu verrichten, als die große Flügelthür sich öffnete und der Castellan, gefolgt von zwei Dienern, hereintrat, welche gefüllte Becher und dampfende Schüsseln trugen.

Ein Ereigniß, das für heute wenigstens die Ruhe unsres Schlosses stört, sagte er, indem er ein weißes Tuch über den runden Tisch breitete: hindert meinen Herrn, Euch aufzuwarten. Er läßt um Entschuldigung bitten; und ich thue desgleichen, wegen des kärglichen Mahls, daß ich Euch vorsetzen muß.

Mir wäre Ruhe wohl heilsamer als Speise und Trank, sagte Gemmingen, und wies auf seinen verwundeten Arm, den er in der Binde trug: denn meine Wunde schmerzt sehr, ich fürchte fast, der Ritt ist mir schlecht bekommen.

Verwundet? mein Gott! sagte der Castellan, und wo?

Vor Prag.

Ist der Graf Königsmark schon eingerückt? fragte er halblaut: — denn daß Ihr ein Schwede seid, sagt mir Eure Feldbinde und die kennen wir genau.

Ich weiß nicht! erwiderte Gemmingen kurz abgebrochen und reichte den Arm seinem Diener, der vorsichtig den Verband abnahm und kopfschüttelnd die Wunde reinigte. —

Sehr erhitzt, lieber Herr! sagte er: legt Euch zur Ruhe.

Ei, ei! meinte der Castellan, der hinzugetreten war und sorgsam die Wunde beschauete: möchte Euch fast unsern Meister Wilhelm schicken, er ist in der Heilkunde wohl erfahren.

Laßt nur! laßt! unterbrach ihn Curt brummend.

Sagt mir, lieber Freund! nahm Gemmingen das Wort: — Was bedeuten diese für mich so anziehenden Gemälde, die ich den ganzen Abend betrachten möchte und doch am Ende alle wunderliche Gedanken, die sie in mir erwecken, nicht zu ordnen verstände.

Es sind Familienbegebenheiten, traurige Ereignisse, antwortete der Alte ernst, verbeugte sich ehrerbietig und wünschte eine gute Nacht.

Nur bald zu Bett! bat jetzt Curt seinen Herrn, der immer noch, als seine Wunde schon längst verbunden war, nachdenkend auf seinem Lehnsessel saß und mit den Gemälden beschäftigt zu sein schien; da jedoch die Erinnerung und Mahnung nichts half, verließ er das Zimmer, um den übrigen Theil des Gepäcks herauf zu holen. Gemmingen trat indessen an den besetzten Tisch, nahm einen gefüllten Becher, trank nur wenig und konnte sein Auge noch immer nicht von den anziehenden Gemälden wenden.

Er trat ihnen näher, nahm eine Kerze und betrachtete sie aufmerksam; da gewahrte er in der Wand zwischen beiden eine Spalte, er untersuchte und fand eine verborgene Thür, die er schnell öffnete. Neugierde, wohl auch in den damaligen Zeiten so nöthige Vorsicht, lockte ihn aus seinem Zimmer, die heimliche Thür schien ihm wohl einer Untersuchung werth. Er nahm die Kerze, trat hinaus und gelangte durch eine Reihe halb verfallener Zimmer, in welchen nur hie und da alter unbrauchbarer Hausrath stand, in einen hohen Saal, den Familienbilder schmückten. Es schien ein förmlicher Stammbaum des hier wohnenden Geschlechts zu sein, der sich bis in dunkle Zeiten hinauf hob, denn Kleidung, Rüstung und die Gemälde selbst zeigten die Verschiedenheit der Zeitalter, in denen diese Ritter und Frauen gelebt hatten und abconterfeit waren. Sein erster Blick suchte den blondgelockten Jüngling, er schweifte überall umher, doch vergebens, nicht die mindeste Aehnlichkeit, nicht ein Bild was ihm glich; aber die beiden Jungfrauen fand er wieder. Die Bleiche, Entschlafene stand hier schön geschmückt im bräutlichen Gewand, den Myrthenkranz im Haar, die andere im einfachen Hauskleide, ihren Rosenkranz in der Hand betend. Lange schaute er noch im Kreise der alten Ritter und Frauen umher und betrachtete die ehrwürdigen Gesichter, bis es ihm endlich umheimlich bei ihnen wurde. In einem hohen, finstern gothischen Saale, wo alles Tod, Vergänglichkeit und Oede ausspricht, und nichts dem Blicke zeigt, als die alten Gewaffneten, oder die ehrbaren Hausfrauen in steifer Tracht der Vorzeit, die mit ernsten Blicken von der Wand auf uns herabschauen, da gewinnen endlich diese todten Bilder Leben, wir sehen den Geist aus diesen starren Augen uns entgegen blitzen, und wo sich unser Blick hinwendet, sieht ein finsteres, ernstes Auge auf uns nieder; Alles bekömmt nach und nach Regung und Leben, und wir sehen den Augenblick sich nahen, wo die Gespenstigen, ihre Stelle verlassend, ernst auf uns zuschreiten und uns fragen werden: Was suchst Du hier?

Auch Gemmingen wurde es unheimlich, er warf noch einen scheuen Blick auf die bräutliche Jungfrau und verließ den Saal, wo der dumpfe Schall der eigenen Tritte seine Schritte beflügelte.

Er trat in einen langen Bogengang, der, so wie es schien, in einen andern Theil des Schlosses führte. Alles war hier still und öde, nur sah er in dem entgegengesetzten Theile des Gebäudes Licht und Leben, er wollte dahin, doch bald war der Gang zu Ende, eine Thüre schloß ihn, er öffnete sie, strauchelte, indem er in einem finstern Gemach einige Stufen hinabschreiten mußte, die Kerze fiel hinab und verlosch.

Da stand er nun allein in rabenschwarzer Finsterniß, nur von Bildern und Ahnen begleitet, die seine Phantasie um ihn her versammelte. Der Wind pfiff durch einen offenen Kamin, und wehte die Funken der noch glimmenden Kerze in dem dunklen Zimmer umher, die Fenster klirrten, er tappte nach dem Eingange, doch da er die Richtung verfehlt

hatte, konnte er die Thüre nicht wieder finden Da sah er durch einen Ritz den Schein eines Lichts, er schlich leise hin, fand die Klinke einer Thür, öffnete sie, und vor ihm lag am andern Ende des Zimmers auf einem Ruhebette eine bleiche weibliche Gestalt, blond ihre Locken, weiß ihr Gewand, wie auf dem Bilde von oben, zu ihren Füßen saß eine Jungfrau mit schwarzen Locken, die Hände gefaltet und schien zu beten. Zwei Wachskerzen, die neben dem Ruhebette auf einem kleinen Tischchen standen, warfen nur einen matten Schein auf diese bewegungslosen Gestalten.

Gemmingen stand wie gebannt. Ein eisiger Schauer durchrieselte ihn. Er sah die lebenden, doch erstarrten Figuren, das Gemälde aus seinem Zimmer hier plastisch vor sich, nur der Myrthenkranz fehlte. Noch stand er so, als die Jungfrau, die am Bette saß, die schwarzen Locken von ihrer Stirn strich, aufsah, ihn gewahrte und mit einem leisen Schrei aufsprang, und ihm entgegentrat. Ach! vermuthlich unser Gast, ich sehe an dem Arm in der Binde, sagte sie mit einnehmender Stimme.

Verzeihung, mein Fräulein! erwiderte Gemmingen sich kaum fassend: der Zufall führte mich hierher.

Still, ja still! — unterbrach ihn die Schwarzgelockte: meine Schwester schläft, Ruhe ist ihr nöthig. Sind Sie ohne Licht?

Die Kerze erlosch.

Hier, nehmen Sie! sagte die Jungfrau, indem sie eine Wachkerze vom Tischchen holte, und sie ihm reichte. Gute Nacht! Wie gebannt blieb Gemmingen vor ihr stehen. Sie besah ihn mit forschenden Blicken. Gute Nacht! wiederholte sie, verbeugte sich, und ging zu der schlummernden Schwester zurück.

Auch Gemmingen ging, wieder über den langen Gang und trat in den alten gothischen Saal, wo für ihn die alten Ritter und Frauen, die ihn ernst zu begrüßen schienen, noch lebten. Sein Blick schwebte an ihnen vorüber, er suchte die bräutlich Geschmückte, und die Jungfrau mit dem Rosenkranz in der Hand, warf nur einen flüchtigen Blick auf sie, und eilte, als ob ihn alle diese Bilder verfolgten, auf sein Zimmer.

Da fand er den treuen Curt sorgsam seiner warten. Doch ohne ihn zu bemerken, rief er mit sonderbar schauerlichem Ton vor sich hin: Ich habe sie gesehen!

Zu Bette, nur zu Bette, lieber Herr! mein Gott, wie schnell Euer Puls schlägt! sagte der Diener, und mechanisch duldete Gemmingen, daß er ihn entkleidete. Das hohe Gastbett nahm den Kranken auf, und den Blick nach den beiden Jungfrauen gerichtet, schlummerte er ein.

Als er erwachte, war es Nacht. Eine Kerze brannte auf dem Tische und die Bilder zeigten sich ihm in schauerlichem Helldunkel. Sein Arm schmerzte, er richtete sich in die Höhe, und seine Sinne sammelnd, starrte

er vor sich, als der untere Vorhang des Bettes zurückgeschlagen wurde, und eine Jungfrau, einen Rosenkranz in der Hand, vor ihm stand, und ihn mit weit geöffneten Augen ansah. Gemmingen fuhr erschrocken zurück, doch behielt er sie fest im Auge. Auch sie blickte forschend nach ihm hin. Aber plötzlich verschwand sie, er hörte nur ein vernehmliches Gemurr und ein leises Stöhnen. Sein Haar sträubte sich empor, jetzt hörte er rauschen, die Gestalt nahte wieder und stand wie vorhin vor seinem Bett, sein Curt hinter ihr die Augen sich reibend. Die Jungfrau verneigte sich jetzt schweigend und verschwand durch die Tapetenthür. Gott gedankt, lieber Herr! daß Ihr so sanft geruht habt, wir waren recht um Euch besorgt, rief endlich Curt aus.

Sahst Du sie? fragte Gemmingen nach der Thür zeigend.

Wen? lieber Herr!

Dort, dort verschwand sie!

Barmherziger Gott, unterbrach ihn Curt: das war ja Fräulein Elisabeth, die Euch sorgsam gepflegt und Eure Wunde verbunden hat.

Mich verbunden, diese Gestalt?

Ja wohl, lieber Herr, seit den acht Tagen, daß wir hier sind, hat sie treu für Euch gesorgt, so oft die Krankheit des andern Fräuleins es ihr erlaubte, ist sie nicht von Eurem Bette gewichen.

Hab' ich denn so lange geschlafen? fragte Gemmingen, und schaute nachdenkend vor sich, als ob er die vergangenen Tage vor seinem Blick sammeln wollte.

Nicht geschlafen, lieber Herr, berichtete ihm der alte Curt. In Fieber-Phantasie habt Ihr gelegen, und wahrlich, Meister Wilhelm, wie sie ihn nennen, hat Wunder an Euch gethan.

Also krank war ich, guter Alter und um acht Tage meines Lebens hat mich mein Fiebertraum betrogen? Er sah hierbei ermattet vor sich nieder.

Nehmt diese Arzenei, lieber Herr, bat jetzt Curt eine Flasche schüttelnd, goß den Trank in eine silberne Schale, und reichte sie seinem Herrn. Trinkt nur, fuhr er fort: Meister Wilhelm hat es so verordnet. Gemmingen trank, sah noch einmal auf zu den Bildern, und zum ersten Mal trat Leben in die dunkeln Gestalten seiner Einbildekraft. Die barmherzige Schwester, die an seinem Krankenlager gewacht hatte, verdrängte die todten Bilder und er erkannte in ihr die Jungfrau, die er neulich am Krankenbette der Entschlummerten gesehen, die ihm eine Kerze gereicht hatte, und ein tiefer Seufzer entfloh seiner Brust. Noch an sie denkend schlossen sich seine Augen wieder, und er entschlief sanft unter diesen wachen Träumen.

Die Sonne stand schon hoch im Mittage, als er erwachte. Vor seinem Bette sah er eine kleine Gestalt, welche den Rücken nach ihm gekehrt, die Gemälde zu betrachten schien. Es war ein alter Mann, dessen weißes

Haar unter dem schwarzen Sammetkäppchen nur spärlich hervorschauete, ein braunes Hauskleid deckte den hagern Körper und die grauen Strümpfe, welche die dünnen Beine umgaben, waren vom Zahne der Zeit schon ziemlich zernagt. Er schien in seinen Beobachtungen versunken und schüttelte nur manchmal bedenklich den Kopf.

Ihn näher zu betrachten, veränderte Gemmingen seine Lage, der Alte mochte dies bemerken, er wendete sich und trat näher. Auf seinem Gesichte schwebte ein heiteres Lächeln, überhaupt lag in seinen Zügen das Zutrauen = Erweckende, was so leicht zum Herzen spricht.

Ihr habt sanft geruhet, Herr von Gemmingen, sagte er freundlich und faßte nach dem Pulse.

Seid Ihr vielleicht Meister Wilhelm? fragte der Kranke.

Der bin ich.

Ihr treibt die Heilkunde?

Ich treibe so mancherlei hier auf diesem Schlosse, bin Arzt, Meistersänger, Mundschenk und Geheimschreiber. Ihr seht, ich vereine viel in meiner kleinen Person.

Ich bin Euch Dank schuldig. —

Wofür? für die Kräuter, die ich sammelte und aus denen ich Euch einen kühlenden Trank bereitete? Für sonst etwas wüßte ich nicht, denn Pflege und Wartung übernahm Fräulein Elisabeth, die Ihr, wie ich hörte, bei Eurem Erwachen hier sahet.

Und die dem Fräulein gleicht, das im alten Rittersaale abconterfeit hängt; ich meine die Jungfrau, welche den Rosenkranz betet.

Das wolle Gott nicht! sagte der Alte schnell.

Und weshalb nicht?

Kennt Ihr die Geschichte dieser hier Abconterfeiten? fragte der Alte ernst und zeigte nach den Bildern.

Wie sollte ich, — doch meine ich diese nicht, die den Kopf mit den schwarzen Rabenlocken senkt und so ernst vor sich hin blickt. — Ich meine das andächtige Fräulein im Saale.

Sind beide eins, nur jene gemalt in der Zeit, als sie noch dem Himmel gehörte, diese aber, als sie sich der Hölle übergeben hatte, sagte Meister Wilhelm. Gemmingen sah bei diesen Worten starr auf das Gemälde. Ihr wünscht wohl den Sinn meiner Worte zu erfahren? — Nun wohlan, erst diesen Trank, dann laßt mich Eure Wunde verbinden und ist das geschehen, so will ich Euch mit der ernsten Geschichte unterhalten, die Ihr wissen könnt, da sie vor Niemand ein Geheimniß ist.

Er nahm den Verband ab und lächelte. Ist doch die Ruhe des Menschen bester Arzt. Wenn das Blut hübsch gleichmäßig und gelassen zum Herzen strömt, fuhr er fort, das heilende Pflaster auflegend, und vom Herzen wieder zurück durch alle Adern, dann treten nur kühlende Säfte in die Wunde, lindern Entzündung und Schmerz und es wird dem

Arzt so leicht zu helfen. Wo aber das Blut wild durch die Adern rollt — Indessen, unterbrach er sich selbst, indem er die Binde befestigte — wozu über Dinge mit Euch reden, die Euch gleichgültig sein müssen, da Ihr jetzt auf meine Erzählung harrt, darum laßt den Arzt schweigen und befehlt dem Geheimschreiber zu reden.

Gemmingen winkte ihm freundlich; er setzte sich zu den Füßen des Bettes und hob an:

Vor langer, langer Zeit, es soll in den Tagen Kaiser Adolphs von Nassau gewesen sein, lebte ein Ur-Ahn des Geschlechtes der Podiebrad auf diesem Schlosse in stiller Eingezogenheit. Zwei Töchter hatte ihm der Himmel geschenkt, Sibylle, die ältere, das Fräulein mit schwarzen Haaren, den Rosenkranz in ihrer Hand, die nemliche, welche hier den Myrthenkranz zerpflückt, war des Vaters Augapfel. Weniger liebte er Hedwig, die jüngere, die Ihr im Saale als Braut, hier aber auf dem Todtenbette erblickt. — Sie war ein stiller, sanfter Engel, anspruchlos und demuthvoll und ihr reiner, stiller Sinn war nicht so hochfahrend und stolz als der der älteren Schwester.

Da trug sich's zu, daß die Schwestern, als sie von einer Wallfahrt nach St. Marien vom Brunnen zurückkehrten, einem Ritter mit einem Falken auf der Hand begegneten. Er grüßte freundlich, doch in dem Augenblicke schwebte ein Reiher über ihnen, er ließ den Falken los und folgte dem Vogel so schnell, so sehnsuchtvoll, wie die Blicke der Schwestern ihm folgten. Der Falke schwang sich hoch in die Luft, hoch und immer höher, bis er über dem Reiher schwebte und nun mit Pfeilschnelle auf seine Beute herabstürzend, ihn niederdrückte und mit ihm zu den Füßen der beiden Fräulein sank.

Auch der Ritter kehrte zurück, lockte den Falken ab und entschuldigte sich bei den Jungfrauen und ihren Begleitern, daß er sie durch seine Jagd in ihrem Wege aufgehalten habe. Doch sah er nicht auf seinen Falken, der sich gehorsam auf seine Faust setzte, er sah nur in das blaue Auge der erröthenden Hedwig, die, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, nicht umhin konnte, noch einmal nach dem schönen Jäger umzuschauen.

Lange soll der Ritter auf dieser Stelle gehalten und gedankenvoll seinen Falken stier angeblickt haben. Endlich gab er seinem Rosse die Sporen, jagte dem Zuge nach, fragte einen Zurückgebliebenen nach dem Namen des Fräuleins und kaum wußte er ihn, als er heimkehrte, sich wappnete und hieher nach diesem Schlosse trabte. Die Minne soll selbst den Rossen Flügel geben, er gelangte auf Nebenwegen früher an als die Jungfrau selbst, wurde vom alten Grafen herzlich empfangen und — wozu eine lange Erzählung — nach kurzer Zeit stand er mit Fräulein Hedwig am Altar, der Priester segnete den Bund.

Aber der Böse säet auch sein Unkraut auf den heiligsten Boden, wie viel leichter nicht in das Herz einer liebesiechen Jungfrau. Auch in

Sibyllens Auge war der Ritter von Eger der schönste Mann, den sie je gesehen, auch sie wünschte an seiner Hand an den Altar zu treten, doch war all ihr Wünschen und Hoffen vergebens; er hatte ihren Lockungen widerstanden, wies die Arme vielleicht zu streng zurück und der Böse erhielt Gewalt über sie. Als unter Jubel und Trompetenschall die Gäste die selige Braut in das Hochzeitkämmerlein begleiteten, blieb sie bei ihr zurück, half ihr sich auskleiden, nahm mit zitternder Hand den Myrthenkranz aus ihren Locken, übergab ihn mit finsteren Blick den Gatten und sagte ihm höhnisch lächelnd eine gute Nacht. Doch nicht lange, so stürzte der Ritter hin zu dem Vater der geliebten Gattin. Todt! rief er aus, todt ist meine Hedwig! Alles stürzte in das hochzeitliche Zimmer, da lag, wie Ihr hier seht, Hedwig erstarrt und leblos und am Bette saß Sibylle und zerpflückte den Myrthenkranz. Sprachlos, unbeweglich blieb sie sitzen, sah nur auf die herabfallenden Blätter, lachte höhnisch und schien die Umstehenden nicht zu bemerken. Gott hatte sie ihrer Sinne beraubt, als sie triumphirend auf die gemordete Schwester schaute und so verschloß ihr der barmherzige Vater die Pforte der Reue, sie blieb der Hölle, der sie sich geweiht hatte.

Dies deutet das Bild. Eine Sage geht: Sibylle wandle öfters, wenn eine merkwürdige Begebenheit diese Familie zu treffen drohe, zu jeder Stunde, selbst am Tage umher, doch ist dies wohl nur eine Fabel, die Hölle entläßt ihre Gefangenen so leicht nicht und schon seit mehreren Generationen hat man schriftliche Nachrichten in dem Archive, daß die graue Frau, wie die Sage sie nannte, nicht erschienen sei und Jedermann hielt bis jetzt das Ganze für ein Mährchen aus den Zeiten des Aberglaubens

Hielt es bis jetzt, unterbrach ihn Gemmingen gespannt: und weshalb nicht mehr?

Meister Wilhelm sah unmuthig vor sich hin und schwieg; endlich hob er an: Seit vielen Jahren habe ich selbst die gottlose Sybille aufgefordert, mir zu erscheinen, ich habe hier um Mitternacht vor diesem Bilde, auch im Saale dort drüben gesessen und sie beschworen, sich mir zu zeigen, ich habe sie in Balladen geneckt und im Mondlicht, bei Sturm und Wetter und im Donner und Blitz ihr ein keckes Liedchen vorgesungen und sie höflichst gebeten, mir zu erscheinen, doch hab' ich nichts gesehen und Niemand hat seit Jahrhunderten die Wandernde erblickt. Nur an dem nemlichen Tage, als Ihr bei uns einrittet, nur wenige Stunden vorher, er stockte — Gemmingen streckte schweigend die rechte Hand nach ihm aus und ein herzlicher Händedruck bat ihn, fortzufahren. — Nur wenige Stunden vor Eurer Ankunft in diesem Schlosse, wandert Fräulein Jakobine durch diese öden Gemächer und als sie die Thüre zu dem Prunkzimmer öffnet, um einen Becher für ihren Vater von dort zu holen, steht eine lange geisterhafte Gestalt in grauem Gewande vor ihr und winkt mit drohender Ge-

behrde, daß sie sich entfernen solle. Der Schreck lähmt ihre Glieder, sie sinkt zu Boden, die Kerze verlöscht und so fand ich sie ohnmächtig liegen. Deshalb die Unruhe im Schlosse, als Ihr kamt, deshalb die Entschuldigung des Grafen, das er Euch nicht, wie sich's gebühre, empfangen könne.

Sonderbar! fuhr Gemmingen auf: und sah außer dem Fräulein Niemand den Geist?

Niemand! selbst Fräulein Elisabeth nicht, die doch sonst so gern mit der Geisterwelt verkehrt und mit ihrem überspannten Gemüthe nur zu empfänglich für dergleichen Eindrücke ist. Gott sei gedankt, daß das Fräulein wieder hergestellt ist. Sie war sehr ergriffen und es wäre schade um diesen holden Engel gewesen, wenn ein Gespenst ihrer Einbildung sie uns entführt hätte.

Die Wunde am Arme heilte schnell, die Wunde aber, welche Elisabeths Auge dem Herzen geschlagen hatte, wollte nicht heilen. — Diese Wunde hielt ihn auf dem Schlosse gebannt, wenn auch jene seine Abreise erlaubt hätte. Der alte Graf Podiebrad, ein guter, freundlicher Greis, nöthigte ihn überdies zu bleiben und seine völlige Wiederherstellung hier abzuwarten. Auch Jakobine, die sanfte blonde Jakobine, bat so dringend; wie hätte er das Schloß verlassen können, wo alles ihn freundlich begrüßte, wo ihm, so sagte sein ahnendes Herz, Elisabeths feuriger Blick die stumme Liebe verrieth, die sie vergebens zu verbergen suchte.

Alles schien sich jetzt auf der alten Burg freundlich zu einen. — Die Nachricht des Friedens öffnete die Herzen, Meister Wilhelms Harfe tönte und manch trauliches bedeutungsvolles Lied floß von den Lippen des alten Sängers. Die graue Dame hatte sich nicht mehr blicken lassen, und man spöttelte über Jakobinens Thorheit. Gemmingen und der alte Meister hatten schon manchmal in dem nemlichen Zimmer, wo das Gespenst dem Fräulein sollte erschienen sein, um Mitternacht verweilt, es beschworen, und nicht einmal ein geistiger Hauch hatte sie berührt.

Aber blieb auch das Gespenst entfernt, so einten sich innig und inniger die beiden Liebenden. Gemmingen lebte nur für Elisabeth, sie nur für ihn. Worte enthüllten die Gefühle ihres Herzens und der Bund der Liebe war geschlossen. Jakobine lächelte freundlich den Liebenden entgegen, doch schwamm oft eine Thräne in ihrem sanften blauen Auge und suchte vergebens die Glut zu löschen, die aus ihm strömte, sie blieb freundlich, herzlich. Auch sie fühlte sich nach Gemmingen hingezogen, und war ihre Neigung nicht die mächtig auflodernde schwärmerische Leidenschaft Elisabeths, so war sie gewiß tiefer, inniger noch; doch sie verbarg, was sie fühlte, versuchte es, die Liebe in Freundschaft umzuwandeln und fürchtete sie, von ihrem Gefühle übermannt zu werden, so trat sie sinnend

vor das Bild auf Gemmingens Zimmer, überdachte die schreckliche Sage und schöpfte aus ihr Muth und Kraft, duldend ihr Schicksal zu tragen.

Es war ein freundlicher Morgen, als Gemmingen den alten Grafen im Rittersaale fand, wo er schweigend und sinnend auf= und abging. Ihm seine Liebe zu entdecken, ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten, war der Grund, warum er ihn aufsuchte. — Er trat schüchtern vor den Greis — Ihr habt so viel Güte für mich gehabt, werther Herr! sagte er stockend: daß ich fürchte —

Was Ihr mir sagen wollt, weiß ich, Gemmingen, unterbrach ihn schnell der Alte. Ich liebe Euch, ich leugne es nicht. Euer sittliches, würdevolles Benehmen hat Euch meine Achtung erworben, würdet Ihr um meine Jakobine werben, mit Freuden legte ich Eure Hand in die ihrige. Aber Elisabeth —

Und weshalb diese nicht? unterbrach Gemmingen das eingetretene Schweigen.

Sie ist die Jüngere, sagte der Graf mit ernstem Tone: und es taugt nie, wenn Rahel eher freiet als Lea, am wenigsten in meiner Familie, und fast möcht' ich sagen, es sei ein Familiengesetz, daß —

Solltet Ihr, mein würdiger Vater, unterbrach ihn der rasche, feurige Jüngling: Solltet Ihr auch von dem unglücklichen Wahne ergriffen sein, daß man das Schicksal der Seinen nach den albernen Sagen der Vorzeit ordnen soll, von deren Wahrheit Niemand überzeugt ist?

Ich werde mich nicht von dem Aberglauben bestimmen lassen, erwiderte der Alte nach einigem Nachdenken, ich werde Eurem Glücke nichts in den Weg legen, ich gebe Euren Wünschen nach, aber mit schwerem, ahnungvollen Herzen. Gebe der Himmel, daß ich für meine Schwachheit nicht büßen muß, da ich der Erste bin, der dieses Hausgesetz übertritt, gebe Gott, daß ich es nicht dereinst schwer zu bereuen habe.

Gewiß nicht, mein theurer Vater! sagte der freudetrunkene Gemmingen, sank dem Greise in die Arme und eilte mit dieser frohen Botschaft zu seiner Geliebten. Er fand sie in einer Laube des Gartens, an einer Schärpe für ihn arbeitend, Jakobine, in einem frommen Buche lesend, saß neben ihr. Freudetrunken stürzte er in ihre Arme und verkündete ihr, daß der Vater ihr Glück nicht hindern wolle. — Elisabeth zitterte vor Freude, Jakobine aber stand schweigend auf, die Thränen zu verbergen, welche sich bei dieser Nachricht in ihr Auge drängten. Doch Gemmingen ergriff ihre Hand: Nicht so, liebe Schwester, sagte er mit Herzlichkeit: eilt nicht von uns, ohne unsere Liebe zu segnen und freundlich unser Glück mit uns zu empfinden.

Jakobine bebte, doch faßte sie sich, legte ihre zitternde Hand auf Beide und sprach mit bewegter Stimme: Segne Gott Eure Liebe, daß ist mein

heißester Wunsch, das war schon lange mein brünstiges Gebet. Sie küßte Elisabeths Stirn, drückte Gemmingen schweigend die Hand und verließ die Laube.

Ach! in dem seligen Augenblicke, wo die Ahnungen der Liebe zur Gewißheit werden, wo man das Geliebte sein nennen, es an sein Herz drücken darf, in einem solchem Augenblicke übersieht man so leicht was um uns ist, und nur mit sich und seinem Herzen beschäftigt, vergißt man im Genusse eigener Wonne so leicht fremden Schmerz.

Auch Gemmingen und Elisabeth vergaßen schnell Jakobinens Thränen und ihren Gram; nur ihrer Liebe, nur ihrem Glücke lebten sie in diesem seeligen Augenblicke.

Tausend Pläne einer glücklichen Zukunft schuf diese herrliche Stunde, tausend Betheuerungen einer ewigen Liebe strömten von ihren Lippen; Gemmingens Herz schwur mit inniger Gewißheit ewige Treue und empfing zutrauenvoll Elisabeths Schwur.

Plötzlich jedoch riß sich die Jungfrau aus seinen Armen: Für das Leben hab' ich Dein Wort, Geliebter, aber auch für den Tod verlang' ich von Dir den Schwur: Nie eine Andere Dein zu nennen. Gemmingen, im Rausche der Wonne, im Rausche des seligen Augenblicks, der ihm sein Glück, sein Alles, die Geliebte schmeichelnd an sein Herz gelegt hatte, schwur: Auch Treue nach dem Tode!

Da schwebte Elisabeths flammender Blick über Zeit und Grab hinweg, auch sie schwur Liebe im Leben, Treue im Tode, umschloß den Geliebten und drückte ihn fest an ihre Brust. Plötzlich fuhr sie aus diesem Rausche auf und ein geisterhaftes Wesen umgab ihre ganze Gestalt. Sie trat einige Schritte zurück. Geliebter! rief sie aus: wer von uns dem Andern vorangeht ins Grab, kehre wieder zurück nach der Welt und ihrem Licht und erscheine, ihn an seinen Schwur zu mahnen. Willst Du dies, Gemmingen?

Elisabeth! sagte Gemmingen und der Gedanke erschütterte ihn. — Laß uns nicht freveln, noch Niemand entstieg dem finstern Grabe, Niemand kehrte wieder aus den Armen des Todes.

Siehe! fuhr sie nach einer Pause fort und trat feierlich vor ihn und ihre dunkeln Locken rollten schattend über ihre Stirn: sieh, die Sehnsucht nach Dir, mein Rudolph, triebe mich gewiß aus der Grabesnacht zum Leben und schlössen mich tausend Kerker, ich bräch' die Riegel und schwebte zu Dir! Hier in diesem feierlichen Augenblicke, fuhr sie fort: schwör' ich Dir, ruft mich der Tod früher vom Leben als Dich, was Gott geschehen lassen möge, so siehst Du mich wieder!

Elisabeth! unterbrach sie Gemmingen und drücke sie an sein Herz: laß diese Töne aus der Geisterwelt schweigen, sei mein für diese Welt, für das Jenseits laß den barmherzigen Vater sorgen.

Sie sank heftig an seine Brust, er drückte sie fest an sich, und eilte mit ihr zum Vater.

Dieser theilte nur halb die Freude und Wonne der Liebenden. Er blickte auf Jakobinens thränenschweres Auge und sah den Kampf, dem sie zu unterliegen schien. Die dunkeln Sagen der Vorzeit traten vor ihn und eine Ahnung, vor der er sich selbst scheuete, bemächtigte sich seiner. Eine ähnliche Begebenheit wie die, worauf das Bild deutete, befürchtete er nicht, wie konnte auch nur ein Gedanke in ihm aufsteigen, der seine fromme, sanfte Jakobine jener Unholdin an die Seite gestellt hätte. Aber es liegt in dem Menschen ein eignes sonderbares Gefühl. Glauben wir uns auch über die Geisterwelt erhaben, spotten wir auch der Ahnung, der Träume und aller Berührung mit Dingen, die über unsere Sphäre für uns unerklärbar und verborgen liegen, so scheuen wir uns doch, uns gegen dieses Geistige frevelnd zu stemmen, und der Unglaube, so kühn er ist, fordert nicht gern, nicht leicht den Aberglauben zum Kampf auf.

Seit Jahrhunderten war es herkömmlich und fast zum Familiengesetz des Podiebrad geworden, nie die jüngere Tochter zu vermählen, bevor nicht die ältere der Schleier deckte oder die Myrthe kränzte; und waren auch Jahrhunderte verflossen, in welchen die graue Frau ruhig in ihrem Grabe geschlummert hatte, ohne die Oberwelt zu betreten, so hatte doch der Vorfall mit Jakobinen, der wohl nur Folge einer reizbaren kränklichen Einbildekraft sein konnte, die fast entschlummerte Sage wieder erweckt.

Während dieser traurigen Betrachtung traf die frohe sichere Nachricht von Prag ein, der Friede, der so berühmte westphälische Friede sei geschlossen, und mit ihm war auch das kleinste Hinderniß, das der Verbindung der Liebenden im Wege stehen konnte, Gemmingens Stellung bei dem schwedischen Heere aus dem Wege geräumt und der alte Graf selbst gab schon an diesem Abende dem Wunsche des Freiherrn nach, daß die Verbindung so bald als möglich vor sich gehen möchte, denn war nun einmal die Sache unabänderlich, so entzog die Eile dem neckenden Schicksale vielleicht manche Gelegenheit und manchen Augenblick, seine Tücke zu üben.

Die Gäste waren versammelt, die Kerzen brannten im hohen Rittersaal, die Geister der Ahnen schienen ihr todtes Konterfei belebt zu haben, denn als ob sie Theil nähmen an dem was in der Familie vorging, so ernst und doch so lebendig schaueten sie auf die Versammlung der Nachbarn und Freunde nieder. Jetzt erschien die Braut, geführt von ihrem Geliebten; sie war zum Entzücken schön. Ein Kleid von weißem Sammt schmiegte sich zart an die üppigen Glieder, eine Rose von Brillanten schloß den Spitzenkragen, der das Schönste, das Zarteste deckte. Um die braunen Locken, die über den blendenden Nacken herabrollten, wand sich die bräutliche Myrthe, doch schöner als alles strahlte das dunkle Auge, lächelte der rosige Mund.

Einfacher stand der Bräutigam neben ihr. Zum letzten Mal sollte ihn an seinem Festtage die Reitertracht schmücken; blau, wie die Farbe des Rheingrafen, war sein seidnes Wamms, durch die Schlitze sah man das gelbe Koller durchschimmern. Alles war reich und nach dem Schnitt der Soldateske, nicht höfisch geformt. Für den schönen Mann ist der einfache Anzug des Kriegers der vortheilhafteste und Meister Wilhelm meinte, Venus und Mars könnten nicht schöner gewesen sein als dieses Paar.

Jakobine folgte mit ihrem Vater. Auch sie war schön, war ein treffliches Bild der Madonna. Rollend fielen die goldenen Locken über die weiße Schulter und das graue Atlas-Gewand; fest umschloß der goldene Gürtel unter der klopfenden Brust den zarten Körper, und schlang sich auch nicht die Myrthe um das Haar, so rankten sich sinnige Cyanen durch das Gelock, und glühte auch nicht Freude in ihrem Blicke, so strahlte das Heilige der Dulderin aus dem blauen Veilchenauge, und wahrlich, es würde schwer gewesen sein, zu bestimmen, welcher der Preis gebühre.

Der Zug ging in die Kapelle des Schlosses — ein hohes gothisches Gewölbe, vom Lichte der gemalten Scheiben nur matt erhellt. In der Mitte ruhten die Ahnen in ihren vermoderten Särgen und links und rechts knieten die Ritter und Frauen, in kalten Stein gehauen, betend und der Auferstehung harrend. Zur rechten Hand erhob sich an einem alten Pfeiler ein Grab aus alter Zeit, die Inschrift war erloschen, die Figuren undeutlich und halb verwittert. Von diesem Grabe ging die dunkle Sage, es decke die Gebeine der unglücklichen Schwestern, die das Leben feindselig trennte und die der Tod friedfertig hier wieder vereint habe. Ueber diesem Grabe hing eine alte verrostete Rüstung, das sollte die nemliche sein, welche der Ritter von Eger trug, als er zum ersten Mal auf das Schloß kam. Im Hintergrunde des Gewölbes erhob sich ein Altar von vaterländischem Marmor, über welchem ein treffliches Bild, die Himmelfahrt Maria zu sehen war; fast hätte man glauben sollen, der Maler habe Jakobine zum Vorbild seiner Madonna genommen, so ähnlich war sie ihr.

Der Priester stand schon vor dem Altare, als der Zug der Edlen eintrat. Eine tiefe Stille herrschte, dumpf tönten die Tritte auf den hohlen Gräbern und Alles schritt feierlich dem Altare zu.

Als der Freiherr mit seiner Braut in der Mitte der Kapelle am Grabmale der Schwestern vorüberschritt, hauchte ein eisiger Luftzug sie an. — Das ist ja so kalt wie der Tod, sagte Elisabeth leise zu Gemmingen und in diesem Augenblicke stürzte die Rüstung über dem Grabmale prasselnd herab. Alles bebte erschrocken, Elisabeth schmiegte sich zitternd an ihren Begleiter und der alte Graf sagte seufzend: Gebe Gott ein gutes Ende.

Ruhig schritt jedoch Alles wieder vorwärts. — Es war nur ein störender Augenblick, den der Zufall herbeigeführt hatte.

Sie traten vor den Altar, der Priester weihte den Bund und lächelnd kehrten sie zurück, über die Rüstung spottend, die so zur Unzeit von ihrer alten Stelle herabgefallen sei.

Das galt Euch, mein werther Herr! sagte Meister Wilhelm launig. Ihr legt morgen den schwedischen Waffenrock ab und trennt Euch vom wilden Krieggetümmel, darum stürzte die Rüstung herab, sie hat uns zwar nicht wenig erschreckt, aber jetzt bedeutet es Friede im lieben deutschen Reiche und in Eurer Brust, mein holdes Fräulein.

Gemmingen drückte ihm herzlich die Hand und eilte in den frohen Kreis der Gäste. Eine Hochzeit hat die magische Kraft das Herz zur Freude zu stimmen, das Alter labt sich dann an der Erinnerung, die Jugend an seligen Träumen einer himmlischen Zukunft und so schlürft jeder aus dem Becher der Freude, den, ist er geleert, der perlende Wein wieder füllt. Nur Jacobine schlürfte nicht aus dem Becher, die Vergangenheit konnte ihr keine Erinnerung bieten, die Zukunft lag düster vor ihr, sie schlich nach der Tafel in den einsamen Garten, während die Andern zum frohen Tanze eilten.

Hoffnunglose Liebe lebt nur in der düstern Phantasie der Sänger, Liebe ist nie hoffnungslos, denn Hoffnung und Liebe sind ja beide so nahe verwandt, so innig verbunden, daß sie nun vereint mit einander wandeln oder vergehen können. Will auch die Lampe der Hoffnung verlöschen, schüttelt Liebe ihre Fackel, und die sprühenden Funken erwecken die erlöschende zum neuen Leben. Will Liebe vergehen, trägt Hoffnung das mattglimmende Lämpchen zur Verlöschenden und erhellt mit ihrem schwachen Strahle die Sinkende. Unzertrennlich seid ihr und könnten euch Schicksale trennen, die Phantasie, eure unsterbliche Tochter, einte euch doch wieder.

Es ist vorüber! sagte Jakobine, die Hand aufs Herz legend, indem sie in den einsamen Garten trat: schweig und ende! Noch einmal sah sie hinauf nach den erleuchteten Fenstern, sah die Tanzenden, Schatten ähnlich vorüberschweben, seufzte tief und eilte mit beflügeltem Schritt durch die hohen Taxus-Gänge zur stillen Hütte am schroffen Felsenhang. Hier stürzte sie auf ihre Knie, richtete ihr stummes Gebet zu Gott und schaute hinab in den schauervollen Abgrund, an dessen Rande sie knieete. Düster blickte sie in den Waldstrom hinab, der tief unten rauschte und auf dessen tosenden Wellen des Monds freundliches Bild hüpfend dahinglitt. Da tönten durch die flüsternden Zweige des nahen Gebüsches die Klänge einer Harfe, leise führte der Abendwind die sanften Töne ihr zu, näher und näher vernehmbar schwebten sie ihr entgegen und es hallte ein leiser Gesang:

Hoffnung läßt den Zagenden nicht sinken,
Liebe ebnet ihm die rauhe Bahn;
Wenn die Sterne Gottes freundlich winken,
Strebe muthig kühn nur himmelan.

Ewig leuchtet dir der Hoffnung Licht,
Gott verläßt ja seine Engel nicht.

Glaube fest an des Erbarmers Milde
Und vertrau' des Vaters hoher Macht.
Hin zum Lichte führt dich seine Milde
Durch des Lebens schreckenvolle Nacht.
Werde der Verzweiflung nicht zum Raube,
Dich beschütze Hoffnung, Liebe, Glaube.

Noch ein Accord der Harfe und verhallend starben die Töne dahin. Jakobine erhob sich, sah gen Himmel, sah den leuchtenden Mond, die funkelnden Sterne Gottes über sich und mit diesem Blicke drang der Glaube, der sich auf den Schwingen der Töne ihr genaht hatte, in ihr beruhigtes Gemüth.

Seid glücklich! rief sie aus und Thränen stürzten über ihre Wangen: Seid glücklich ihr Lieben! Sie schritt langsam dem Schlosse zu. Da begegnete ihr im Garten Meister Wilhelm, er nahte sich schweigend, verbeugte sich und indem er ihre Hand küßte, fühlte sie, daß eine Thräne auf sie herab sank.

Was ist Euch, lieber Meister? fragte sie mit Theilnahme.

Nichts, Fräulein! entgegnete er. Kommt nur und eilt in's Schloß zurück, man hat Euch dort schon lange vermißt, ich habe Euch vergebens überall gesucht. Seht nur wie dort ein Wetter aufzieht, schwer und dunkel wälzen sich die Wolken heran, kommt nur, seht, es zucken schon einzelne Blitze dort in Mitternacht.

Auch rollte der Donner schon in weiter Ferne und vereinte seine feierlichen Accorde mit der rauschenden Musik, die vom Schlosse herab ihnen entgegen schallte, einzelne Tropfen fielen, und Meister Wilhelm zog fast mit Gewalt Jakobine, die an dem heranziehenden Gewitter und an dem Leuchten der Blitze sich zu erfreuen schien, aus dem Garten hinweg.

Wie ganz anders fanden sie es im alten Rittersaale. Unbekümmert des Blitzes, den sie nicht sahen, unbekümmert des Donners, den sie nicht hörten, schwebten die Tanzenden lustig und fröhlich im wogenden Kreise dahin. Gemmingen stand ernst und schweigend am hohen Kamine, grade dem Bilde der betenden Jungfrau gegenüber und sah sinnend auf die herrliche Gestalt, doch je mehr er sie betrachtete, desto mehr traten Elisabeths Züge lebendig aus ihr hervor. Das nemliche Haar, der Wuchs — sie war es! — Wie ganz anders sagte er nun still für sich: stehe ich jetzt in diesem hochgewölbten Saale, wie ganz anders schaut ihr auf mich nieder, ihr Ahnen, deren Reihe ich mich heute anschließe, als da ihr mir geisterhaft erschient und meine Schritte beflügeltet.

Da zuckte ein Blitz an dem hohen Balcon-Fenster vorüber, er erschrak. Hier die rauschende Musik, und draußen der ernste feierliche Ton des Himmels! rief er aus. Doch weg, an diesem Tage umgaukle mich nur die Freude und die Sehnsucht! Schnell wand er sich zu Elisabeth, die mit

ihrem Vater im traulichen Gespräch am Fenster stand. Laß uns dem Getümmel entfliehen, meine Geliebte! lispelte er ihr leise ins Ohr: komm, meine Elisabeth! — Nur einen Augenblick, mein Gemmingen, laß uns warten, entgegnete sie leise, drückte ihm bedeutsam die Hand, küßte ihres Vaters Lippe und verschwand unter der Menge.

Das Gewitter kam immer näher, die Blitze zuckten, Schlag auf Schlag rollte der Donner, der Schein der Kerzen war nicht vermögend, des Himmels Licht zu überstrahlen, das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Pauken nicht laut genug, das Rollen des Donners zu übertönen. Da wurden der Tänzer immer weniger, die Frauen und Jungfrauen verließen verschüchtert die Reihen und nur noch die Kecken und Muthigen schwebten zum Takte der Musik im rauschenden Walzer dahin.

Gemmingen aber suchte irrend umher, nirgend sah er seine Elisabeth, er fragte die Diener, Niemand konnte ihm Kunde geben; der Kastellan hatte sie mit Jakobine den Saal verlassen gesehen, wohin sie aber gegangen sei, wußte Niemand. Alle Zimmer durchsuchte er, aber vergebens. Er trat jetzt in sein eignes Zimmer, da stand der treue Curt und harrte sein, aber er bemerkte ihn nicht; er hob die flackernde Kerze hoch in die Höhe und beleuchtete das düstere Bild der Schwestern. Wie ein Blitzstrahl zuckte es auf ihn nieder, doch er zündete nicht. Nein! nein! rief er aus: — Jakobine! nein, es wäre diesem Engel nicht möglich! So stürzte er nach dem Saale. In einem vorliegenden Zimmer begegnete ihm Jakobine.

Habt Ihr Elisabeth nicht gesehen? — rief er ihr ängstlich entgegen.

Sie betet in der Kapelle! entgegnete diese mit einem freundlichen Lächeln; — Gute Nacht! Gemmingen, setzte sie noch wehmüthig hinzu: gute Nacht! Dann eilte sie fort.

Sie betete in der Kapelle, flüsterte der Bräutigam dem Vater leise in's Ohr, der auch mit Unruhe seine Zurückkunft erwartet hatte. Kommt, guter Vater, begleitet mich, — wir wollen sie von dort abrufen, die Nachtluft könnte ihr schaden.

Sie verließen den Saal, der Kastellan leuchtete. — Als sie in den langen Bogengang traten, der zu der Kapelle führte, sahen sie durch die geöffnete Pforte Elisabeth am Altare knieen, auf welchem die heiligen Kerzen flackernd brannten. Ihr Haupt hatte sie tief vor dem Gekreuzigten gebeugt. Jetzt schlug sie das heilige Kreuz, erhob sich und kehrte zurück. — Gemmingen beflügelte seine Schritte, er eilte ihr entgegen. Da zuckte ein Blitz, der Donner rollte mit ihm zugleich und zerschmettert lag Elisabeth neben dem Grabe der unglücklichen Schwestern; die Kapelle stand in Flammen.

Hinter ihren Trümmern saß Meister Wilhelm auf einem Leichensteine, zu seinen Füßen öffnete sich eine Gruft, das Begräbnißgewölbe der Familie,

die Harfe ruhte in seinem Arme. Er griff gedankenlos einige Accorde und schaute staunend nieder nach dem Steine, auf welchem er saß. — Bist Du es? rief er plötzlich aus: Hat Dich das Unwetter hierher an den Eingang der Gruft geschleudert, willst Du der Todten auch den letzten Augenblick bezeichnen, wo sie noch auf der Erde weilt, wie Du der Lebenden als Markstein des Todes dientest? — Liegt doch jetzt Alles an diesem heiligen Orte in Trümmern, fuhr er nach einer Pause fort: ausgebrannt und verödet stehen die wüsten Mauern, nur was die Erde verschloß, blieb unversehrt; ruhig stehen noch die Särge da unten und der zündende Blitz drang nicht bis zu ihnen hinab. Ruhig ist nur was die Erde verschließt. Da schlug die Glocke vom Schloßthurm zehn und mit ihr begann das eintönende Glöckchen des Thurmes zu läuten und aus fernem Thale antwortete das ernste Geläute der Abtei. In der Entfernung flackerten jetzt Lichter, deutlich und immer deutlicher formte sich ein Zug und in feierlicher Stille tönte der Grabgesang der heiligen Frauen, die irdische Hülle Elisabeths nahte ihrer Ruhestätte. Feierlich nahte der Zug, voran die Jugend in Festkleidern geschmückt, den schwarzen Flor statt des hellen Bandes um ihre Hüte, dann Mütter und Greise jammernd und die Entschlummerte beweinend, welche in den Zeiten der Noth so mild, so freundlich die Kranken gepflegt, und als segnender Engel in ihre Hütte eingegangen war. Ihnen folgten die Ursulinerinnen, die geweihten Kerzen in der Hand. Die heilige Mutter Clara, ihre Aebtissin, schloß den ehrwürdigen Zug, von dem Träger des heiligen Kreuzes gefolgt. Acht Jünglinge trugen die Leiche, das schwarze herabhängende Tuch deckte das Irdische des Engels, der schon jetzt vor Jehovas Throne den Lohn des frommen Erdenwandels empfing, hell glänzten die goldenen Leoparden, das Wappen der Podiebrad, auf den gestickten Schildern der Decke und bescheiden aber noch grünend prangte auf der Mitte des Sarges der jungfräuliche Kranz, den, sonderbare Schickung des Himmels, das Element des Blitzes wunderbarlich verschont hatte. Gemmingen folgte, neben ihm wandelte der gebeugte Vater und Jakobine, hinter ihnen schloß sich paarweise die Dienerschaft an. Niemand fehlte außer Meister Wilhelm, er war schon vorangestiegen in die öde Gruft und harrte seiner theuren Elisabeth.

Die Träger setzten ihre Bürde nieder, der Priester segnete die irdische Hülle. Der Gesang tönte von neuem und hinunter in die öde Gruft senkte sich der schwarzbehangene Sarg. Zermalmt wankte der Vater zurück — ihm folgte der Zug. Nur Gemmingen blieb und mit ihm Jakobine.

Schweigend setzte er sich auf den Grabstein am Eingange der Gruft und sah verzweiflungvoll in die finstere Oede hinab. Hell blickte der Mond auf ihn nieder, doch war sein Silberlicht nur wie ein zuckender Blitz, schnell verdüsterte ihn die fliehende Wolke. Alles war still um sie. Jakobine schauete mit thränendem Blicke auf den Gebeugten und wies die Hoffnung,

die mit leuchtendem Sternenkranze aus der Todtengruft ihn entgegen schwebte, zürnend zurück.

Da tönte vom Schloßthurme die Glocke hohl und dumpf und wie der elfte Schlag durch die stillen Lüfte zitterte, rief Gemmingen, die Arme ausstreckend, aus: Erscheine und löse Dein Wort! — Starr sah er auf die Gruft, zitternd zog es auch Jakobinens ängstlichen Blick nach der nemlichen Stelle. O erscheine, meine Elisabeth! rief noch einmal der Verlassene. Da stiegen aus der Tiefe der Gruft Töne wie von Engelharfen herauf und man vernahm die feierlichen Worte:

Wage keiner in die Geisterwelt zu schauen,
Was das Grab bedeckt, kehrt nicht zurück.
Was hier unten thront, deckt Nacht und Grauen;
Wage keiner in die Geisterwelt zu schauen,
Sie enthüllt sich nie vor deinem schwachen Blick.

Gönnt den Todten ihren Grabesschlummer,
Gönnet ihnen ihre heil'ge Ruh!
Weckt sie nicht zu eigner Qual und Kummer,
Störet nicht der Todten Grabesschlummer.
Für die Ewigkeit schloß sie die Pforte zu

Die Töne verhallten, die Harfenklänge entschwebten, nur noch eine Todtenluft wehte sie aus dem tiefen Gewölbe an.

Laßt uns heimkehren, bat Jakobine: doch Gemmingen sprang auf, stürzte die Treppe der Gruft hinunter, aber prasselnd schloß sich vor ihm die eiserne Thür.

Die Geisterwelt weis't Euch zurück, der Tod verschließt Euch seine Pforten, kehrt zurück zum Leben! lispelte Jakobine; laßt uns heimkehren.

Nicht eher bis die Geisterstunde vorüber ist! sagte Gemmingen und setzte sich wieder auf den Grabstein nieder. Jakobine blieb neben ihm stehen! Kein Ton, kein Wort unterbrach die Stille. Da flötete im nahen Hollunderbusch die lockende Nachtigall, auf den Schwingungen ihrer Töne drang die Wehmuth in das erstarrte Herz und lös'te es auf in lindernde Thränen. Elisabeth! rief er aus und streckte die Arme hinauf gen Himmel: Elisabeth! warum lösest Du nicht Deine Worte und erscheinst mir zum Trost, o komm, komm! Alles war still, nur Jakobinens Seufzer stöhnte durch die Luft.

Bis die Geisterstunde vorüber war, blieb er harrend sitzen, nur als die erste Stunde schlug, erhob er sich und ging schweigend zurück, ohne Jakobine zu beobachten; diese folgte.

In der Gruft, vor dem Bilde der betenden Jungfrau im Saale, selbst vor dem düstern Bilde der Vorzeit in seinem Zimmer saß er oft um Mitternacht und harrte der Rückkehr seiner Elisabeth. Vergebens! — Aus

des Grabes Tiefe kehrte noch keiner wieder, was der Tod uns nahm, gab er nie zurück. Jakobinens tröstende Worte konnten ihn nicht beruhigen. Sie gedenket meiner nicht! rief er schmerzvoll aus: im Kreise der Engel hat sie mich vergessen.

Und wenn ihr Geist sich nicht hernieder senken, wenn er Euch nicht mehr umschweben darf? entgegnete ihm das Mädchen.

So ist die Liebe nur Sinnenrausch, der mit dem Lebewohl von dieser Welt vergeht, antwortete er finster.

Es wäre Euch wohl besser, Ihr zöget hinaus in die Welt und ihr Getreibe, sagte nach mehren Monden Meister Wilhelm zum Freiherrn. Kriecht hier wie die Schnecke zurück in Euer Trauerhaus und der Kummer hängt sich bei jedem Tritte, den ihr wandelt, an Eure Ferse. Fort, hinaus in die Welt! Schlürft die fremde Luft als Balsam für Euer wundes Herz, und denkt der Frühling ist nicht vorüber, wenn auch der Nachtwind seine schönste Blume knickte. Fort, hinaus, hier steckt Ihr alles an mit Eurer Trauer, mich, den alten Herrn und —

Nun? wen noch? fragte Gemmingen, wie einer, der sich die Frage selbst beantworten kann, aber doch die Antwort gern aus dem Munde eines andern hören möchte.

Fräulein Jakobine! fuhr der Meister mit anscheinendem Gleichmuth fort. Sie war zwar nicht ausgelassen wild, war immer still und fromm, doch jetzt schleicht sie umher. Eure Melancholie hat sie gewiß angesteckt.

Ich reise morgen! rief Gemmingen plötzlich aus. Alles lasse ich hier zurück, setzte er leidenschaftlich hinzu: meine Ruhe, meine Gluth, meinen Jugendtraum.

Mein Herz! brummte Meister Wilhelm vor sich.

Nur ihren Kranz nehme ich mit. Er ist das Einzige, was der zündende Blitz nicht traf, das Einzige was mir noch von diesem Engel blieb, was er schützend nicht verwelken ließ. Ihr habt Recht, Meister Wilhelm, daß Ihr mich mahnt zu gehen; ich fühl' es selbst, Ihr habt Recht! — Darum schnell, schnell von hier. Er eilte aus dem Zimmer, um seinem Curt die nöthigen Befehle zu geben.

Schwaches Menschenherz! rief Meister Wilhelm aus, als er allein im Zimmer stand und seinen Blick unwillkührlich auf das Bild der beiden Schwestern fiel. Schwaches Menschenherz in der Hand des Schicksals, du schwingst dich mit Knabentrotz auf die Flügel der Ewigkeit. Das Schicksal läßt lächelnd dir dein Kinderspiel und wenn es ihm nicht mehr behagt, schüttelt es dich ab und wirft dich in des Zufalls Arme. Schwaches Menschenherz, baue für dies Leben und danke deinem Genius, wenn er dich treu erhält bis an das Grab. Aber weiter hinaus, hin in jene Welt, die wir nicht kennen, hin in jene Zeiten, die wir uns träumen, dahin, wo der

Glaube nur den verborgenen Pfad dir zeigt, nur die Hoffnung dich leitet, dahin führt dich Erdenliebe nicht!

Er flieht und das ist gut, er flieht sich selbst, flieht Jakobinen und das ist brav; er kämpft gegen die auflodernde Leidenschaft, er hofft dem Schmetterlinge, der seiner Puppe entsteigt, die Flügel zu lähmen und das ist edel! — Und doch wird der Schmetterling als lockende Psyche ihn umflattern, in bunten, lieblichen Kreisen ihn umschweben und ehe er es ahnet, ihn auf den Pfad zurück nach diesem Schlosse, zurück in Jakobinens Arme locken.

Nun, in Gottes Namen! fuhr er nach einer Pause fort: Ich wage nicht in das Rad des Schicksals zu greifen. Er ziehe! —

Ueber Felsen und Ströme, durch Wald und Flur, durch Deutschlands verwüstete Gaue, fort über die Alpen nach Italien lachenden Gefilden jagte der Freiherr, immer schwebte Elisabeths Bild als leitender Engel vor ihm, immer — doch das wollte er sich nicht gestehen — folgte ihm Jakobinens Bild. Er jagte durch die Welt, als wollte er das lustige Phantom, welches vor ihm schwebte, erhaschen oder dem sanften Engel, der ihm folgte, entfliehen. Doch kaum Mailands lachende Felder verlassend, kaum am Ufer des Arno angelangt, wo die rankenden Reben, die goldenen Früchte, die hohe Pinie ihn mahnten, er wandle nicht mehr in dem Schatten der vaterländischen Eichen, da ergriff ihn die Sehnsucht nach dem Zurück. Er wendete sein Roß und als er die Appeninen überschritt, die hohen Alpen wieder vor sich sah — sonderbar — da schwebte Jakobinens Bild vor ihm und Elisabeth's Schatten folgte, nur leise mahnend, dem Eilenden.

Meister Wilhelm hatte wahrgesagt, als er ausrief: Er wird unterliegen, er wird zurückkehren. Jubelnd empfing er ihn am hohen gewölbten Schloßthore.

Ein Jahr und mehrere Monden waren seit jenem Unglückstage verstrichen, als der wankende väterliche Greis Jakobine und Gemmingen segnete. Ein stilles Gebet, das er zum Himmel wandte, sollte die zürnenden Blitze hemmen und die rollenden Donner bezähmen. Bis zum Spätherbst verschob er den glücklichen Tag, damit kein schweres Gewitter heranziehen und die Freude wieder zur Trauer wandeln könne.

Die Blätter fielen ab, das Leben der Natur bleichte seine frischen Farben, der Herbstwind wehte das fahle Laub über die Haferstoppel hinweg, da wandelte Gemmingen am Vorabende des glücklichen Tages zur Gruft. Eine unwiderstehliche Sehnsucht trieb ihn heute zu den theuren Resten seiner Elisabeth und ihren Myrthenkranz in der Hand, stieg er die Stufen hinab. Ein Thränenstrom entstürzte ihm, als er auf einen steinernen

Vorsprung sich setzte, und den dunkeln Sarg vor sich stehen sah. Freundlich, lebhaft trat das Bild der Entschwundenen vor ihn. Lieblich wie in den Tagen der Liebe, erhob sie sich aus dem geschlossenen Sarge und freundlich wie ein Friedensbote schaute sie auf ihn nieder. Ach, nur der lebhafte Rückblick in die Vergangenheit hatte ihm das Bild bezaubert. Seine Sehnsucht, seine unaussprechliche Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen, hatte sie nicht aus ihrer stillen Klause hervorgelockt. Elisabeth! rief er aus, stand auf und hielt den Myrthenkranz hoch empor; theure Elisabeth! bist Du mir nah, umschwebt mich Dein Geist, so laß mich Dich noch einmal sehen, segne den Bund meiner Liebe, segne mich und Deine geliebte Jakobine.

Still und todt blieb Alles um ihn her; der Schein der Lampe, welche die Gruft erhellen sollte, warf sein mattes Licht und seine langen, düstern Schatten einförmig über ihn. Da schlug die Stunde der Geister. Elisabeth! rief er noch einmal, und hell flackerte knisternd die Lampe auf und mit dem letzten Schlage zog ein schneidender Wind durch die vergitterte Oeffnung an ihm vorüber; der Myrthenkranz entsank seiner Hand, der Wind trieb ihn hin auf Elisabeths Sarg.

Schaudernd griff Gemmingen nach diesem theuern Pfande, nahm es zum zweiten Mal von des Sarges Deckel und schweigend, von Grauen erschüttert, wankte er die Stufe hinauf. Als er durch die öden Trümmer der ausgebrannten Kapelle in die lange Halle schlich, kamen ihm Jakobine und Meister Wilhelm entgegen, sie suchten ihn und ihre Ahnung hatte sie den rechten Pfad geleitet. Jakobine erschrak, als sie Gemmingens bleiches Antlitz erblickte. Was ist Dir, Geliebter? fragte sie ihn ängstlich und leise und zitternd setzte sie hinzu: Hast Du Elisabeth gesehen?

Ich sah sie nicht! entgegnete Gemmingen finster: doch wehte da unten in der Gruft ein schneidender Wind, riß den Myrthenkranz aus meiner Hand, und trug ihn hin auf ihren Sarg, von wo ich ihn nahm.

Auf ihren Sarg? unterbrach ihn Jakobine aufmerksam.

Ja, Geliebte!

Nun dann schmücke er morgen meine Locken, rief sie aus und ergriff den Kranz.

Fräulein! warnte mit bewegter Stimme der alte Meistersänger.

Ihr versteht nicht den Ruf der Geister, fuhr sie fort: Nicht länger sollte der Kranz in Deinen Händen ein Todtenopfer sein, ich und Elisabeth theilten im Leben Freud und Leid, Lust und Schmerz. Sie wußte, mein Rudolph, daß ich Dich liebte, daß ich duldend schwieg, deshalb gönnt sie mir als verklärter Geist mein Glück, das ich ihr als eine Sterbliche nicht trübte. Ja, meine Elisabeth! rief sie begeistert aus, drückte den Kranz an ihr Herz und hob die Fackel in ihrer Rechten empor: ich kannte Dein Herz, Du kanntest das meine. Bist Du uns nahe, so segnest Du unsern Bund! — Der Zugwind pfiff durch die lange Halle, die Fackel verlosch, sie standen im Dunkel der Nacht.

Du zitterst! rief Jakobine, Gemmingens Hand fassend: ich zittre nicht, mein Schicksal liegt in Gottes Hand, ich bin mir keiner Sünde bewußt und fürchte nicht die mahnende Vergelterin, sollte ihr Geist mir zürnen, thät er unrecht. Ich wollte ihrem Glücke mein Leben opfern. Der Todten meine Wonne, meine Erdenseligkeit zu bieten, wäre nutzlos und thörig! Komm! rief sie muthig: komm, mein Geliebter! Ein reines schuldloses Herz steht unter Gottes Schutz, das Vertrauen auf ihn muß uns bewahren vor Unglauben, vor Aberglauben; komm, laß die Geister zürnen, wenn sie es vermögen, Gott ist ihr Herr wie der unsere.

Am andern Tage wallte der Zug nach der Kirche der Ursuliner-Abtei. Das Fest sollte nicht rauschend wie an jenem unglücklichen Tage beginnen; still, nur von wenigen Freunden umgeben, ohne Tanz und Gesang, demuthvoll wollten sie den ernsten Weg gehen Einfach, doch schön stand Jakobine am Altare, Elisabeths Kranz schlang sich durch ihre goldenen Locken, ihr froher, heiterer, zuversichtlicher Blick hat in Gemmingens Brust die Ruhe zurückgeführt, die der Aberglaube und die Ueberspannung verscheucht hatten. Der Priester sprach den Segen, sie kehrten nach dem Schlosse zurück und still vergnügt nahte die ersehnte Stunde.

Als sie an die Thür des Gemachs traten, stand Meister Wilhelm, die Harfe in der Hand und sagte freundlich: Wenn die Engel in den Himmel einziehen, da ertönen Psalter und Harfen, darum erlaubt, daß ich hier verweilen und ein Lied als frommes Gebet zu Gott schicken darf.

Und Du, lieber Gemmingen, lispelte jetzt leise Jakobine: verweil auch Du, laß mich allein dort eingehen; meine Dienerin erwartet mich drinnen, komm eher nicht, bis Du Kunde von mir erhältst. Sie drückte einen innigen Kuß auf seine Lippen und er verweilte bei Meister Wilhelm.

Jakobine trat in ihr Gemach, Marie hatte schon lange ihrer gewartet. Das Zimmer war herrlich, prachtvoll im Geschmacke damaliger Zeit ausgeschmückt. Ein breiter Spiegel gab der lieblichen Braut ihr reizendes Bild zurück und so demuthvoll bescheiden sie auch war, ruhte ihr Blick doch mit Wohlgefallen auf ihrer holden Gestalt. Blumen schmückten die großen Marmortische, prächtige Sessel luden zur Ruhe ein und die Menge der Wachskerzen erhellte das Ganze mit ihrem magischen Lichte.

Rasch entkleidete sie sich, bald schmiegte sich das einfache Nachtgewand um ihre zarten Glieder, das Festkleid ruhte wohlgeordnet auf dem Sessel und sie schritt mit zagendendem Tritt und klopfendem Herzen nach dem Vorhange. Da blieb sie plötzlich sinnend stehen, sie erinnerte sich, daß der Myrthenkranz noch ihre Locken schmücke und eben löste ihn auch die aufmerksame Zofe aus ihren Haaren

Sei doch nicht so unzart und zerreiße mir nicht die Locken! rief sie, sich zürnend nach dem Mädchen wendend, aber sie war schon verschwunden: statt ihrer stand Gemmingen mit ausgebreiteten Armen hinter ihr, sie sank an sein klopfendes Herz. Alles, alles war vergessen, die Vergangenheit

mit ihrer gespenstigen Erinnerung verschwunden, nur Ahnung der Seligkeit hob die wallende Brust und Arm in Arm traten sie mit trunkenem Blicke ihren Himmel entgegen. Er drückte noch einmal die jungfräuliche Brust an sein überwallend Herz, sein Haupt beugte sich nieder zum innigen Kuß, während die ungeduldige Hand sich ausstreckte, die Schnur des Vorhanges zu ergreifen. Da wehte eine kalte Todtenluft sie an, die Lichter verloschen, der Vorhang rauschte, sie sahen auf und langsam theilte er sich und vor ihnen saß im Halbdunkel — die bleiche Elisabeth im Hochzeitlichen Gewande, den Myrthenkranz in der Hand, auf welchen sie traurig und unverwandt niederschaute. Kein Schrei, kein Laut entfuhr den Erstaunten. Stier mit geöffneten Augen schauten sie regungslos nach der Erscheinung, die immer noch, ohne durch sie gestört zu sein, auf den Kranz blickte. Wie gebannt standen sie vor ihr. Gemmingen wollte die Lippen öffnen, er vermochte es nicht, Jakobine wollte die Arme ausstrecken nach der geliebten Schwester, sie sanken matt nieder. Da hob sich die gespenstige Hand langsamer empor, drohte, auf den Myrthenkranz zeigend, mit ernstem Blick, doch bald überzog ein sanftes Lächeln das kalte Todtengesicht, eine Thräne schien aus dem hohlen Auge auf dem Kranz zu rollen, den sie an die Brust drückte; geisterhaft schritt sie auf sie zu. Und wie sie nun zwischen ihnen durchschwebte, schlang sie den Kranz in Jakobinens Locken und legte die eiskalte Todtenhand auf Gemmingens Stirn, als ob sie ihn segnen wollte, dann schritt sie nach der Thür und wendete sich. Ich habe Wort gehalten, Du nicht! tönte es hohl, doch friedlich, ein heiliges Licht umfloß die Gestalt und in dem Strahl des hereinblinkenden Mondes verschmelzend, verschwand sie.

Draußen sang Meister Wilhelm:

O sende Engel aus
 Sie gnädig zu beschützen.
Beschirme sie in Nacht und Graus
In Wetter, Sturm und Blitzen.

Erhöre Vater mein Gebet,
 Erhör' warum ich dich gefleht.
Gieb ihnen schon hienieden
Des Herzens heil'gen Frieden.

Der Gesang, die Harfe schwieg, still war es wie im Grabe. Gemmingen und Jakobine stürzten auf ihre Kniee nieder und beteten still demuthvoll zu Gott. Als sie aufstanden, noch mit erschrockenem Blicke umher schaueten und die verloschenen Kerzen im hellsten Glanze strahlten, stürzte Jakobine in Gemmingens Arme. Ich habe ihre Sendung verstanden, mein Geliebter! rief sie aus: Nimm diesen letzten Kuß und nun schlaf wohl und geh mit Gott!

Kaum daß der Morgen graute, wandelte Jakobine nach der verschütteten Kapelle. Den verwelkten Kranz in der Hand stieg sie hinab in die Gruft und legte ihn auf der Schwester Sarg. Was ich Dir nahm, geb' ich Dir wieder! sagte sie feierlich, kniete nieder, empfahl die wandernde Seele Gott und trat mit ruhigem Schritte die Wallfahrt zur Abtei der Ursulinerinnen an.

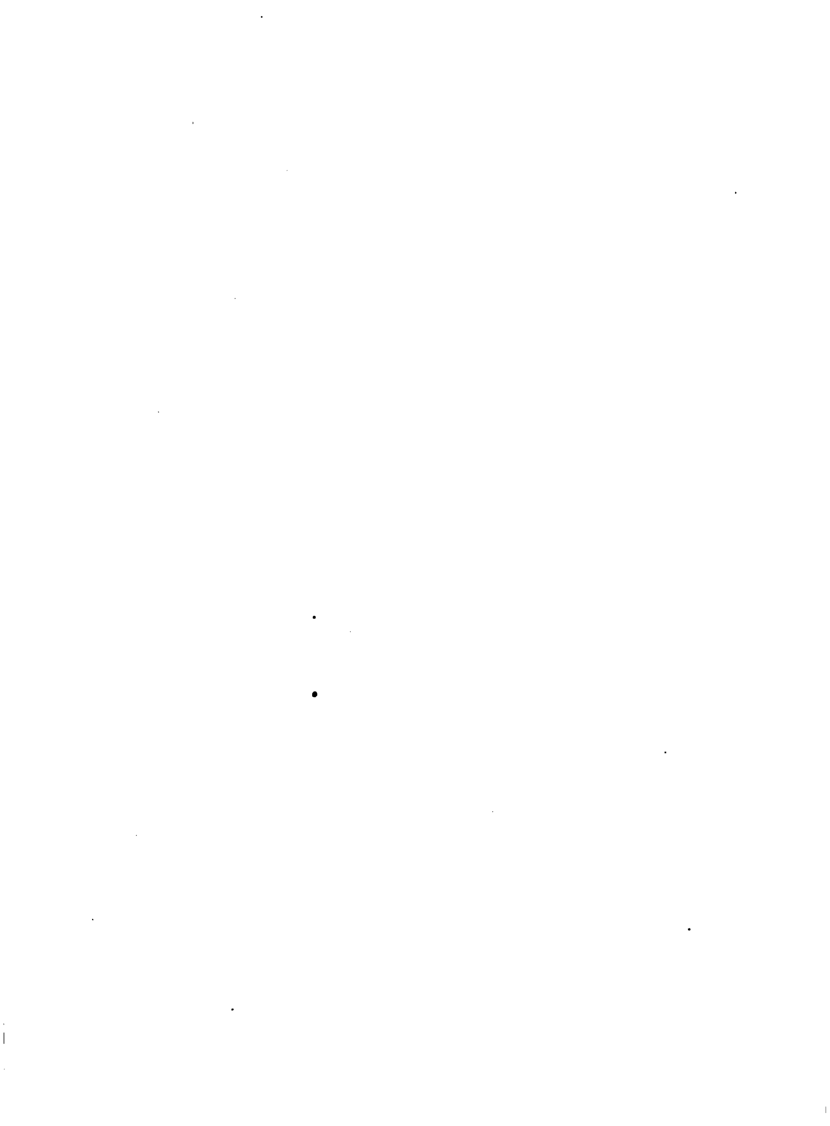
Hier schüttete sie in den Busen der würdigen Aebtissin, ihrer zweiten Mutter, ihren Kummer und ihre Sorgen; doch diese beruhigte leicht das gequälte Herz. Versöhnt ist die Entschlummerte! so sprach sie: ihr Wort zu lösen, Gemmingen seines Schwurs zu entledigen, erschien sie Euch und wand den Brautkranz in Deine Locken. Genieße im Leben das Glück, was der Tod der armen Elisabeth raubte.

Als Gemmingen mit seiner Jakobine am Abende der Stelle nahte, wo Elisabeth ihnen erschienen war, schmückten Rosen und Myrthen und tausend liebliche Kinder des Frühlings das bräutliche Bett, ein leises Flüstern, als wenn der Abendwind mit matten Schwingen über die Saiten der Aeolsharfe rauschte, umtönte sie.

Am andern Morgen brachte Meister Wilhelm die Kunde: auf Elisabeths Grabe grüne der Myrthenkranz wieder.



Die Flammengruft.



Die Flammengruft.



Der Christbaum.

In großen Flocken fiel der Schnee am 23. Decbr. des Jahres 1522 hernieder, und bedeckte Feld und Wald mit seinem weißen Gewande. Es war ein schauerlicher Winterabend. Der Wind heulte, und die kleinen Fenster in der Wohnung des Bergmanns Hanns Bungert bei Goslar klirrten schauerlich.

Die Glocke schlug Achte. Da griff dieser nach einem kurzen Beil, das in der Stube lag, nahm seine große Pudelmütze von der Wand, und wollte so eben hinaus schleichen in das finstere Wetter, als Barbara, seine Hausfrau, die er schon schlafend wähnte, aus den buntleinenen Vorhängen hervorlugte, und ihn ängstlich fragte, wohin er wolle.

Still! — rief der Hausherr: — still, daß die Kleinen nicht aufwachen, ich danke Gott, daß ich sie zur Ruhe gebracht habe! Du kannst ja leicht denken, wohin ich will; hinaus in den Wald, einen Christbaum holen für die Kinder. Du weißt ja, wie sehr sie sich auf den heiligen Christ freuen. Muß doch was da sein, woran man Aepfel und Nüsse hängt, die wir so lange aufbewahrt haben, und die wir mit den Goldtäfelchen schön bekleben wollen, welche uns der Herr Obersteiger verehrt hat. Laß mich nur; in ein paar Stunden bin ich wider hier, und bringe einen wunderschönen Baum mit, den wir mit Lichterchen zieren und schön ausschmücken wollen.

Herzlieber Mann — sagte nun die ängstliche Barbara, und hielt ihn am Rocke fest: — bleib daheim! Du weißt, mein Stündlein kann alle Augenblicke schlagen, und sollte ich allein sein, ohne Deine Hülfe, und Dich draußen in diesem Wetter wissen, ich verginge vor Angst und Noth — thu' es nicht!

Aber die Kleinen haben so wenig Freude! — sagte Hanns — Du bleibst in Gottes Hand, und mein Gang ist doch lange nicht so ernst, als führe ich in den dunkeln Schacht, zur Hoffnung, ein. Laß mich, denk' nicht an Wind und Wetter, denk' an die Kleinen, denk' an Kurt, den muntern Jungen, an die kleine Else und an Deinen Joseph, wie sie sich freuen werden! — Er gab ihr noch einen herzlichen Kuß und ging.

Das Wetter war fürchterlich, die Wege verschneiet, doch konnte er den nahen Wald noch im düstern Grau vor sich liegen sehen. Er wanderte getrost nach der Waldspitze, wo er wußte, daß in einem jungen Gehege der Aufwuchs üppig stand, und er Christbäume in Menge finden würde. Er sang ein frommes Lied, und wanderte so, das Beil in der Hand, den Berg hinauf. — Ist es doch lange nicht so grausig da unten in der Erde als hier oben! — brummte er vor sich hin: Lassen uns nur die Wasser in Ruh', der Sturm quält uns da nicht! So ging er, kämpfend mit dem Schnee und dem Wetter, vorwärts, bis er vor dem Gehege stand.

Wer die Wahl hat, hat die Qual. Hunderte von jungen Tannen streckten ihre weißgepuderten Aeste gleich Armen aus, und boten sich an, die Lichterchen und die vergoldeten Aepfelchen und Nüsse zu tragen. Aber keiner war noch recht. Er suchte lange, klopfte mit dem Beile an die Stämme, daß der flockige Schnee herabfiel, und er die jungen Stämme ganz in ihrer Schöne sehen konnte. Endlich fand er den rechten; schlank und gleich geästet, wie gezimmert, streckte er seine fünf Zweige unten aus, als sei er für die fünf Kleinen des Bergmanns gewachsen. Du bist mir recht! — sagte er, indem er das Bäumchen abhieb. Wie es nun fiel und vor ihm lag, seines Lebens beraubt, durch den einen Hieb, so recht im vollen Wachsthum, in der Blüthe seiner Jugend, da dachte er an die Kindheit daheim, daß die auch so fallen könnte, wenn die Hand des Schicksals sie träfe. Er schüttelte den Kopf, und sagte still vor sich hin: Es ist doch schade um das junge Ding!

Ja wohl ist es schade! rief eine dumpfe Stimme hinter ihm, und ein Jäger trat hin zu dem Erschrockenen und fragte: Wer erlaubt dir, Bergmann, hier in meinem Revier die jungen Bäume zu fällen?

Herr Jäger, stotterte der erschrockene Mann: nichts für ungut! Ich weiß, ich habe gegen die Waldgesetze gefrevelt, und der ehrbare Rath hat es streng verboten, den jungen Anwuchs zu schänden, aber daheim warten fünf Kinder auf den heiligen Christ, und ich habe keinen Stüber übrig, mir ein Bäumchen zu kaufen; da ging ich heraus in Wind und Wetter, meinen Kleinen zu Liebe. Verfahrt nicht streng mit mir, und bedenkt, daß mein Weib daheim mir noch ein Christkindlein zur Weihnacht bescheren kann, und daß ich nur ein armer Bergmann bin.

Dein Weib, sagtest Du?

Ja, Herr Jäger, die erwartet von Gott eine gnädige Stunde, d'rum laßt mich eilen, daß ich nach Hause komme, und erlaubt, daß ich das Bäumchen mitnehme.

Nimm es in Gottes Namen! sagte der Grünrock mit einem sonderbaren Tone: Ich will Dich ein Stück Weges geleiten, daß Du nicht irrst. Es ist finster geworden, Du könntest Dich nicht zurückfinden.

Vergnügt nahm Hanns Bungert sein Bäumchen auf die Schulter,

und wanderte mit dem Jägersmann der Stadt zu. Unterweges fragte ihn dieser nach mancherlei, und besonders nach den Kleinen, wie viel Knaben er habe, wie viel Mägdlein. Da erfuhr er denn, daß das Aelteste seiner Kinder die braune Else sei, dann folge Kurt, Gotthold, Hanns und Joseph. Was Gott ihm jetzt bescheren werde, wisse er zwar nicht, doch hoffe er, daß es ein Mägdlein sei.

Das hoff' auch ich, und erfüllt der Himmel Euern Wunsch, so nennt sie Marie! sagte der Jäger. Hierbei drückte er ihm einen Albertusthaler in die Hand, und sagte gar freundlich: Ihr scheint mir ein braver, gottesfürchtiger Hausvater zu sein; da, nehmt den Thaler, gehet morgen auf den Markt, und kauft Spielsachen und Zuckerwerk für Eure Kleinen, aber gebt ja alles Geld für die Kinder aus!

Wie soll ich Euch für dies große Geschenk danken? erwiderte der arme Bergmann gerührt.

Laßt den Dank! unterbrach ihn der Waidmann: und erlaubt mir, wenn es ein Mädchen ist, daß ich zum Kindtaufschmaus komme; meine Zehrung bringe ich mit. Doch eilt, es ahnet mir, Euer Weib bedarf Eurer. — Lebt wohl! Er kehrte wieder um.

Der heilige Abend.

Schwer beladen mit seinem zackigen Baume, kam endlich Hanns vor seiner Hütte an, und als er sie öffnete, da schallte ihm die kreischende Stimme des neuen Ankömmlings hell entgegen. Er verwahrte seinen Baum, und eilte in das Kämmerlein, wo Barbara ihm ein kleines Mädchen entgegen reichte, das, ihn mürrisch anblickend, laut aufschrie.

Hast nicht nöthig, mich so zu bewillkommnen, kleiner Schreihals! sagte er, drückte es an sein Herz, und gab es dann zurück an der Mutter wärmende Brust. Dann faltete er seine Hände und betete, dem Herrn dankend für den Segen, den er über ihn ausschüttete. Nun erzählte er der lauschenden Mutter von dem Jäger und dem Albertusthaler, und sie freuten sich schon im Voraus auf alle die schönen Sachen, die er dafür einkaufen könne. Als nun am andern Morgen die Kleinen erwachten, und das Schwesterchen in der Wiege liegen sahen, meinten sie, das Christkindchen wäre schon angekommen, und es war Freude und Jubel in Fülle; aber als es schrie und die leeren Händchen nach ihnen ausstreckte, da sagte der pfiffige Kurt, es sei das Christkindchen nicht, der Klapperstorch sei einmal wieder eingekehrt.

Und Vater Bungert ging unterdessen und kaufte für seinen Albertusthaler ein. Er hätte gern ein neues Wams für seine Barbara dafür eingehandelt, aber der Jäger hatte ja verlangt, daß es blos für die Kinder

sein sollte, und gewissenhaft theilte er nun alles so ein, daß ein jedes gleich bekäme. Wie nun der Nachmittag heran nahte, da wurden die Kleinen zum Nachbar Görge geschickt, und der Christbaum in die Kammer der Wöchnerin gesetzt, und nun all das Herrliche und Schöne von ihr besehen und daran befestigt; sie ordnete es an, und der gute Ehemann folgte treulich und that ganz so, wie sie es verlangte; doch suchte er das Beste und Schönste für seine liebe Else, und den großen Hanswurst mit der bunten Jacke für den kleinen Joseph, den Liebling der Mutter, aus. Für Kurt hatte er einen schön ausgeputzten Reiter, für Gotthold einen Bergmann mit seinem Karren, der so stattlich aussah, wie der Vater selbst, und für Hannsen einen ehrwürdigen Pater Dominikaner, mit blendend weißer Kutte, sein Brevier in der Hand. Der vortrefflichen Pfefferkuchenmänner nicht zu gedenken, wovon Elsen der schönste zu Theil wurde: ein gravitätischer Spanier mit langem Degen und stattlichem Federhut.

Der Abend nahte. Die Lichterchen brannten, der Baum flimmerte lieblich mit seinen grünen Aesten, seinen vergoldeten Aepfeln, seinem Pater und seinem Hanswurst, seinem Bergmann und seinem Reiter. Die Kinder trippelten schon lange erwartungsvoll vor der verschlossenen Kammer, und freundlich brach für sie der Hoffnungsstrahl der Lichter durch die enge Spalte der alten Thür. Die Mutter, ihren Säugling an die Brust drückend, vergaß Weh und Schmerz, und lebte nur in der Freude der Kleinen, und in dem Genuß, den ihr die Erinnerung so lebhaft aus ihrer Kinderzeit wieder gab. Der Vater sah wohlgefällig auf den geputzten Baum; noch nie hatte der heilige Christ eine so reiche Gabe beschert, nicht seinen Kindern, nicht ihm.

Da sagte die Mutter: Laß die Kindlein herein kommen, sie vergehen draußen vor Ungeduld. Der Vater schloß leise die Thür auf, und die lang ersehnte Klingel gab das Himmelszeichen. Die Thüre that sich auf, und in den Himmel hinein starrten die Kinder mit weit geöffneten Augen, und wagten es noch nicht, den Fuß über die Schwelle zu setzen, so überraschte sie der ungewohnte Glanz.

Endlich brach Kurt die Bahn; er stürzte auf seinen Reiter, der hoch in den Lüften schwebte, und dessen scheckiges Roß einen Goldapfel zu verzehren schien. Mein ist die Puppe! sagte ruhig die neunjährige Else. Zum Hanswurst hob der Vater den kleinen Joseph empor, und zog an dem Faden; der Kleine fuhr aber schnell mit seinen Händchen zurück, als die Hände und Füße des bunten Kerls sich krampfhaft einzogen, und Gotthold seinen Bergmann ergreifend, brummte still vor sich ein ernstes „Glück auf!“ Nur Hanns, der vierjährige Hanns, wagte sich nicht an seinen Pater, den er mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete. Hatte nun das Auge geschwelgt, mußte auch der Gaumen seinen Theil haben. Seines Pferdes Kopf verschluckte schnell der kecke Kurt, Joseph aß sein Zuckerherz mit freundlichem Lächeln, und reichte der kleinen

Schwester eine Mandel. Dieser Abend ward ihnen Allen zum hellsten Rosentage der Freude, und der kalte Schnee, den man noch in blitzenden Sternchen vor dem erleuchteten Fenster funkeln sah, konnte nicht die Blüthen decken, die warm und lustig in den Herzen von Alt und Jung heute sich entfalteten.

Die Kindtaufe.

Am dritten Weihnachtfeiertage war aber schon der größte Theil der herrlichen Sachen dahin; der Dominikaner hatte sein Gebetbuch verloren, der Bergmann seinen Karren zerbrochen. Des Reiters scheckiges Pferd hatte nur noch ein Bein, und der Hanswurst konnte seine Sprünge nicht mehr machen; nur Elsens Puppe ging noch unversehrt mit ihr zu Bett, und stand mit ihr auf. Was den Magen angesprochen hatte, war gespeist, selbst der spanische Grande, seiner schönen Federn wegen, von unten auf verzehrt. Die Lichterchen waren ausgebrannt, und der Christbaum stand nur noch als ein freundliches Erinnerungszeichen da, das mit seinen kahlen, beraubten Zweigen Wehmuth, aber auch Hoffnung erweckte. Der kindliche Sinn hüpfte mit ihm leicht über das schleichende Jahr hinweg, den künftigen Festen entgegen, und schmückte es schon jetzt wieder mit Bildern, Puppen und Lichtern, in der Erwartung des kommenden Christabends schwelgend.

Doch die Taufe, die heute statt finden sollte, war ein neuer Fest- und Freudentag. Else hatte sich vorgenommen, recht genau darauf Acht zu geben, damit sie ihr kleines Püppchen Marie eben so taufen könne; der kleine Hanns freuete sich schon auf den Pater Dominikaner, der kommen würde, und Gotthold auf den Vater, der in seinem Sonntagsstaat als stattlicher Bergmann auftreten mußte, und Kurt meinte, der Jäger, den sie erwarteten, solle ihm gehören, statt des braunschweigischen Reiters. Alles war in Spannung, auch Barbara, die nun ihre ganze Liebe und Sorgfalt auf die Kleine wandte, die immer noch mürrisch und unfreundlich an ihrer Seite lag.

Die heilige Handlung war vorüber, das Kind Maria Barbara getauft, und die Gevattern, Bergleute aus der Grube zur Hoffnung, saßen bei dem Kruge Dünnbier und bei dem schlechten Gerstenkuchen; da öffnete sich die Thür, der Jäger trat herein, hinter ihm ein Knabe, der einen schweren Korb hinsetzte und wieder fort ging

Gott grüß' Euch zusammen, wackere Bergleute! Gott grüß' Euch, junge Frau! Der Herr segne Euch und Eure Marie! sagte der Waidmann, und reichte ihr die Hand. Ich komme mit Erlaubniß Eures Mannes, und Ihr werdet mir wohl ein Plätzchen unter Euch vergönnen. Er nahm den

Korb, um denen sich die Kleinen instinktmäßig gelagert hatten, und holte einen Krug mit Wein heraus und einen trefflichen Waizenkuchen, worin die dunkeln Rossinen saftig prangten. Er setzte Alles auf den Tisch, nahm auch aus seiner Tasche eine Tüte mit Zuckerwerk, öffnete sie und sagte fast ernsthaft: Dir, Else geb' ich hier den Zuckermann, das ist für Dich dereinst das Beste, was Dir werden kann; verlier' ihn nicht, verschlucke ihn lieber. Dir Kurt, dies Schwert von Marzipan. Dir, Gotthold, diesen Hammer, dieses Eisen. Dir, Hanns, den Hirten mit dem bebänderten Stabe. Für Dich, kleiner Joseph, sagte er und hob das Kind in die Höhe und küßte es: für Dich hab' ich nichts, Du gehst leer aus, Du bedarfst auch nichts! Er schien innig bewegt. Und nun laßt uns eins trinken. Glück auf! Ihr wackern Bergleute! sagte er: Thut mir Bescheid!

Glück auf! rief Hanns und die andern Genossen: Und das uns der Kobold nicht schaden möge da unten in der Teufe! rief der alte Nachbar Görge.

Laßt den ruhen, sagte der Waidman: laßt die Geister schlafen und weckt sie nicht auf!

Nun herzliebe Frau, wendet er sich zu Barbara: laßt mich das Mägdlein auch schauen, damit ich sehen mag, wie sie gestaltet ist. Die Mutter reichte ihm die Kleine, die ihn allein holdlächelnd mit großen blauen Augen anblickte. Er küßte das Kind, hob es mit gerührtem Blicke gen Himmel, als wollte er es dem Vater da oben zur Vorsorge empfehlen, und hing ein goldenes Kettchen, woran eine Schaumünze mit unscheinbarem Gepräge funkelte, um den Hals der Kleinen und sagte: Verwahrt dies Keinod sorgfältig, es ist zu Eurem, zu des Kindes Glück!

Er gab der Mutter das Kind zurück, drückte dem Bergknappen die Hand, streichelte dem kleinen Joseph die rothen Bäkchen, und ging in stürmischer Nacht von dannen.

Die Zigeunerin.

Die Kinder waren zur Ruhe, die Gevattern, des süßen Weines voll, nach Haus gegangen. Hanns saß noch auf der hölzernen Bank am schaurigem Ofen, und dachte an den Jäger und seine Gaben, da hörte er draußen auf der Straße ein sonderbares Wimmern. Er eilte hinaus, und nicht lange darauf kam er mit einem Weibe zurück, das an seinem Stocke sich kaum noch fortbewegen konnte. Die Arme war auf dem Eise gefallen, und hatte sich das Bein verwundet.

Lohns' Euch Gott! sagte sie zu dem gutmüthigen Bergmanne, der sie auf die Bank am Ofen führte, den Rest des Weines wärmte, und für ihr Bein Umschläge davon machte. Barbara konnte sie nicht sehen, ermahnte

aber immer ihren Mann, ja die arme Frau gut zu pflegen, und ordnete von ihrem Lager aus Alles an, was sie nur als sorgsame Hausfrau bei dergleichen Gelegenheiten Nützliches wußte.

Die Schmerzen der Alten wurden gelinder, die Umschläge thaten Wunder, sie schlief auf der Bank ein, der Bergmann legte sich gleichfalls zur Ruh.

Als der Morgen graute, stand die Alte von ihrem Lager auf und trat, die Lampe in der Hand, vor's Bett. Ich komme, Euch zu danken, sagte sie; Ihr habt mich armes, verlassenes Zigeunerweib aufgenommen, und sorgsam gepflegt. Eine Gabe kann ich Euch nicht geben, ich bin arm und habe keine, als die der Weissagung. Gebt mir Eure Hand, junge Frau, sagte sie zu Barbara, welche das gelbe Gesicht mit den schwarzen, blitzenden Augen nur mit Schauder betrachtete: und Ihr auch die Eurige, guter Bergmann.

Sie reichten sie ihr. Mit der Lampe, deren Schein ihr Gesicht nur noch widriger machte, beleuchtete sie die Hände, und sagte nach einer Weile: Das Glück ist bei Euch eingekehrt, traut ihm nicht, haltet an Gott, und wenn Ihr dereinst enden sollt, wird Euer Tod sanft sein, und ein Grab Euch in der nemlichen Stunde decken.

Nun gebt mir Euer Kind! Sie besah es, und besonders fiel ihr die Münze auf, die sie genau und aufmerksam betrachtete. Das Kindlein, sagte sie nun: wird schön werden, wie ein Engel, wollt Ihr es behalten, wahrt es vor der Liebe. Das Kind, fuhr sie nach einer Pause fort: bringt Segen über Euch, haltet es in Ehren, und laßt es nie heirathen, sonst ist es für Euch verloren.

Sie setzte schweigend die Lampe auf den Tisch und ging.

Die Jungfrau.

Marie wuchs heran, mit ihr trat der Segen in's väterliche Haus; was Hanns Bungert angriff, gelang, wo er einschlug, war er einer glücklichen Ausbeute gewiß und sorgenlos, nicht reich, doch auch nicht arm, verbrachte die Familie in Friede und Einigkeit ihr einfaches Leben. Oft erinnerten sie sich des Waidmanns und der Zigeunerin, doch sahen sie seitdem Beide nicht wieder. Hanns hatte in der ganzen Gegend sich nach ihm erkundigt, keiner wußte etwas von ihm; auch die Zigeunerin, die Jedermann früher gekannt, kam nicht mehr nach Goslar. Die Kinder wuchsen heran. Else sorgte treulich für die Wirthschaft, und das fleißige Mädchen fand bald einen Knappen, den sie gern mit dem wohlverwahrten Zuckermann des Jägers vertauscht hätte. Kurt war schon im vorigen Jahre als Reiter unter Kurfürst Moritz nach Passau gezogen, Gotthold half dem Vater

fleißig im Schacht, und Hanns lernte noch fleißiger, und wollte er auch kein Prediger-Mönch werden, denn in dieser Zeit war die Familie zum Lutherthurme übergetreten, so hoffte er doch dereinst die reine Lehre zu verkünden; und der kleine Joseph, jetzt 17 Jahre alt, folgte seinem Vater überall, half treulich mit und widmete sich auch dem Bergbau. Marie ein schönes Engelkind, war in ihrem 15ten Jahre eine volle Knospe, die der erste Strahl der Sonne entfalten mußte, groß und schlank, frisch und blühend; aber vor allem schön strahlte ihr großes dunkelblaues Auge himmlisch unter den langen Augenwimpern hervor. Hatte sie ihr gelbes Haar über der weißen Stirne züchtig gescheitelt, so glaubte man Elfenbein von dem Künstler in Gold gefaßt zu erblicken. Ihr Wuchs war schlank, ihr Anstand jungfräulich und um das Ganze breitete sich ein überirdischer Glanz, so daß man sich ihr mit hoher Ehrfurcht nahen mußte. Von nah' und fern kamen die Maler herbei die Jungfrau als Madonna zu malen, und in manchem Gemälde, das wir jetzt noch bewundern, prangt dieser Engel als Mutter Gottes. Trat diese züchtige Jungfrau aus der Kirche, den Blick gesenkt und mit jungfräulichen Schritten an der Seite ihrer Mutter daher, so sahen alle Augen auf sie, doch niemanden schien sie zu bemerken, und in ihr Kämmerlein zurückgekehrt, that sie anspruchlos bescheiden alle Dienste, welche die ältere Schwester ihr zu thun befahl, die ihr jedoch mit inniger Liebe zugethan war.

In der kleinen Familie die jetzt in einem geräumigen, freundlichern Häuschen unfern der Stadt wohnte, war das Weinachtfest immer das schönste, heiligste Fest im Jahre. Auch noch jetzt, wo Marie, das jüngste der Kinder, doch schon 15 Jahre alt war, wurde es mit Freude und Jubel erwartet, jeder gedachte noch des Christbaums, der vor langen Jahren so stattlich ausgeputzt war, vor ihnen gestanden — und auch an diesem Tage sollte ein Familienfest den Tag verschönern. Else heirathete ihren fleißigen Knappen und legte am heutigen dritten Feiertage die Sorge der Wirthschaft in Mariens Hände.

Der Jäger.

Die Trauung war vorüber, die Gäste saßen beim Essen, Marie setzte eben einen tüchtigen Kuchen auf den Tisch, den sie selbst gebacken hatte, und den sie mit züchtigem Wesen vorlegte; als es leise an der Thür pochte und Vater Bungert: herein! rief.

Ein junger Jägersmann trat ein. Ich muß Euch um Verzeihung bitten, sagte er bescheiden, das ich Euch noch so spät am Abend störe, das Wetter hat mich überrascht, und es ist doch gar zu grausig da draußen. Euer Licht, das ich brennen sah, lockte mich in das warme Stübchen, und

die Knappen von Goslar sollen ja freundliche, gastfreie Leute sein. Deshalb erlaubt mir, daß ich hier ein Stündlein verweile bis der Sturm draußen sich gelegt.

Hanns hieß ihn freundlich willkommen, ob er gleich seine Hausfrau bei dem Anblick des fremden Mannes staunend ansah. — Mann rückte zu und der Fremde nahm unten an dem Tische neben Marien auf der Bank seinen Platz.

Wie man ihn nun so recht betrachtete, fand man wohl allgemein, daß es ein schöner, sehr schöner Jüngling sei, aus dessen Augen aber ein sonderbares Etwas strahlte. Am meisten fiel jedoch eine Aehnlichkeit im Haar und Auge mit Marien auf, die kaum die ihrigen aufzuschlagen wagte, seit der junge Mann an ihrer Seite saß. Als sie ihm jetzt ein Stück von dem Kuchen reichte und ihn dabei nothwendig ansehen mußte, blieb ihr Auge lange auf den seinen ruhen, und als ob sie ihn durchschauen wollte, so liebevoll sah sie den Jägersmann an. Er blieb freundlich und bescheiden, sprach mit Jedermann und schien sich nicht sonderlich mehr um Marien zu bekümmern, als um die Andern. Vater Bungert und seine Barbara betrachteten ihn immer noch sinnend. Vor 15 Jahren an dem nemlichen Tage war der alte Jäger bei ihnen eingekehrt, und ob gleich dieser Jüngling auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit jenem hatte, so war ihnen doch diese Erscheinung sonderbar.

Der Sturmwind ließ nach, das Schneegestöber wurde geringer, schon schlug es ein Uhr, da erhob sich der Jüngling von seinem Sitze, dankte den Eltern für freundliche Aufnahme, reichte der Braut ein elfenbeinernes Kreuz, das mit Silber künstlich eingefaßt war, zum Geschenk und schied von dannen. Marie leuchtete ihm bis an die Thür. Gehabt Euch wohl, Engelskind! sagte er ehrbar, reichte ihr die Hand zum Abschied und eilte in die Nacht hinaus.

Ein sonderbarer Schauer hatte Marien durchrieselt, als ihre Hand in der seinen lag, und lange noch, als alles nm sie her schon schlief und sie, den Kopf in die Hand gestützt, in dem Kämmerlein saß und die Lampe fast erloschen war, fühlte sie noch seine Hand in der ihren, nnd ein behaglicher Schauer durchlief ihren ganzen Körper. Noch am andern Tage, wo Sorge und Geschäfte sie zerstreuen konnten, schwebte der Jägersmann immer vor ihr, und ihr schien es, als ruhte ihre Hand noch in der seinigen.

Wochen vergingen. Sein Bild begleitete sie überall, selbst an heiliger Stätte schien er ihr zu folgen. Sie wurde still und die ruhige Heiterkeit, die sie von kleinauf fast keinen Tag verlassen hatte, schwand ganz; traurig und tiefsinnig ging sie umher. Else bemerkte es zuerst, sie glaubte, die Geschäfte würden dem jungen Mädchen zu schwer allein zu besorgen, und so oft ihr Mann in der Grube war, kam sie auf Augenblicke zu den Eltern, Marien zu helfen; aber diese blieb still und verschlossen.

An einem Nachmittag hatte sie die Schwester bis an ihre Wohnung

begleitet. Sie kehrte wieder um, und die schöne, heitere Wintersonne strahlte ihr freundlich in das trübe Antlitz. Da tönte hinter ihr: Willkommen Marie! Sie sah sich erschrocken um; der junge Jäger stand neben ihr, zog seinen Hut und grüßte ehrerbietig! Habe Euch recht lange nicht gesehen, sagte er freundlich, ich war weit von Euch, und doch waret Ihr immer um mich. Schon wollte Marie ein Gleiches sagen, denn ihr war es ja eben so gegangen, als sie sich noch schnell besann, und ohne zu antworten, sittsam die Augen niederschlug und weiter ging. Erlaubt mir, liebe Marie, fuhr der Jäger fort: daß ich Euch nach Haus begleiten darf? Warum nicht? sagte das Mädchen, doch ihr Blick, mit dem sie nach ihm sah, war beredter noch als ihr Mund, der diese Worte nur stammelte. Sie wandelten nun schweigend eine gute Strecke zusammen fort. Endlich fragte der Jüngling nach ihren Eltern, nach ihrem Bruder Kurt dem Reitersmann, den er gar gut kenne und der jetzt in Passau sei, und nach Joseph, der ihr der Liebste unter ihren Brüdern war. Da öffnete mit dem Herzen sich der Mund; sie erzählte von den Eltern, den Brüdern, dem guten Joseph, und ohne es zu wollen, war sie in ein Gespräch verwickelt, das gewiß lange nicht geendet hätte, wären sie nicht jetzt vor ihr Haus getreten. Der Jäger sagte ihr ein herzliches Lebewohl, seine Hand berührte wieder die ihrige, und wärmer noch, nur nicht so schaurig, als am Weihnachtabende durchrieselte es ihr Blut. Er ging; schnell eilte Marie in das Haus, auf den Boden, spähte zu allen Lucken hinaus, damit sie sähe, wohin er gegangen sei; er war verschwunden.

Die stummen Boten.

Der Schnee schmolz, von dem Harzgebirge strömte das Wasser fluthend herab, und schon drängte sich hie und da der grüne Teppich hervor, Veilchen hoben der warmen Frühlingsonne ihren Kelch zum Entfalten entgegen, und der eisige Winter machte dem freundlichen Frühlinge Platz. Da ging Marie mit ihrem Körbchen dem Schachte zu, denn die Mutter war unwohl daheim geblieben, und wollte dem Vater das Mittagessen bringen; vor ihr gingen Bekannte, die zu dem nemlichen Zwecke nach dem Schacht eilten, und die sie zu erreichen bemüht war. Sie stieg nun den Hügel hinauf, doch in dem kleinen Birkenbüschchen begegnete sie dem jungen Jägersmanne wieder; er sprach sie freundlich an:

Wohin des Weges, liebe Marie?

Zum Schacht, dem Vater und den Brüdern das Essen zu bringen, Herr Jäger! antwortete sie erröthend, und ihr Fuß wollte fort und konnte doch nicht, sie war so eilig und blieb doch wie gebannt stehen.

Gebt mir Euern Korb, ich will ihn an den Vater besorgen! sagte er bittend.

Wie dürft' ich das? Ihr seid der Fahrt im Schacht unkundig, Euch könnte ein Unglück widerfahren, und dann gäb' ich mich mein Lebtage nicht zufrieden.

Gieb mir, liebe Marie! Ich weiß da unten Bescheid, ich bin auch eines Bergmannes Sohn — und Du darfst heute nicht zum Schacht, Du darfst nicht!

Das Mdächen sah ihn erstaunt an.

Glaub' es mir, gute Marie, fahre heute nicht ein, es ist ein böser Tag; ich besorge dein Geschäft treulich!

Aber lieber Herr! sagte das Mädchen.

Wenn Du mich lieb hast, gute Marie, sagte der Jäger, sah ihr dabei recht herzlich in die Augen, ergriff ihre Hand, und es zuckte ihr wieder warm und wonnig durch alle Adern und Pulse: wenn Du mich lieb hast, so bleibe hier, laß mich gehen, warte meiner, ich bin bald wieder hier! Er nahm der noch Träumenden den Korb aus der Hand, und eilte mit ihm schnell davon.

Sie wollte ihm nach und konnte nicht, Freude und Angst, am meisten aber wohl nur neue, unbekannte Empfindungen, die ihr das Herz zu zersprengen drohten und die Brust stürmisch gegen das knappe Mieder drängten, hielten sie wie gebannt. Sie streckte unwillkürlich die Arme nach der Gegend, wohin er gegangen war, und, ihrer selbst unbewußt, wischte sie eine Thräne aus ihrem feuchten Auge, die sich da hineingepreßt hatte, sie wußte nicht wie. Und der arme Vater, wenn er nun sein Essen nicht bekäme? — wenn er auf sie zürnen müsse, und der arme Joseph! Sie wollte ihm nach, aber schneller als der Wind war er den Berg hinab, um die Felsen, jetzt mußte er schon dort sein. So eilten und kreuzten sich ihre Gedanken, und verfolgten den lieben Jäger, doch ihr Fuß blieb wie gebannt, und sie erwartete ihn hier. Er kam immer nicht, eine unnennbare Angst ergriff sie — konnte dem Kühnen nicht ein Unglück zugestoßen sein? Dieser Gedanke, die Besorgniß um die Ihrigen, trieb sie fort; doch kaum einige Schritte gegangen, da kam er den Hügel herauf gelaufen, keuchend, wie es schien.

Joseph wird den Korb mitbringen, rief er ihr zu: dem Vater hat es trefflich geschmeckt!

Aber Ihr seid so gelaufen, Herr Jäger! sagte Marie besorgt.

Glaubst Du das? antwortete der Jüngling lächelnd, und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Ach, heute bin ich gar gern gelaufen, das habe ich mit Freude und Lust gethan; aber bald, bald muß ich weit von hier, sagte er traurig: und das thue ich nicht gern.

Weit von hier! rief die erschrockene Marie.

Ja, sehr weit, zu meinen Eltern!

Und wann kommt Ihr wieder, lieber Herr?

Nie, gute Marie!

Nie? fragte das Mädchen, sah stumm vor sich hin, und zerpflückte die Veilchen, die an ihrer Brust hingen.

Da ergriff der Jüngling ihre Hand, und wollte ihr in's Auge sehen, sie sah aber nicht auf und zitterte. Bist Du böse auf mich, liebe Marie? fragte er bewegt, daß Du mich gar nicht ansiehest?

Ach nein! entgegnete sie und hob langsam die Augen auf, und sah mit feuchtem Blick den Jüngling wehmüthig an.

Was ist Dir, gutes Mädchen? fragte er sorgsam.

Ihr geht, Marie bleibt hier! entgegnete sie traurig und schwieg.

Holdes, liebes Mädchen, rief nun der Jüngling, und drückte sie an sich: thut Dir es weh, daß wir scheiden müssen?

Ihre Hand faßte unwillkührlich nach ihrem Herzen, und ihr Köpfchen sank auf seine Schulter.

Liebe Marie, sagte nun der Jäger, und drückte sie heftig an sich: bist Du mir gut? Sprich, sag' es mir, sprich! Da hob sie das Köpfchen, sah ihm lieblich in sein dunkelblaues Auge, nickte ihm freundlich zu und entfloh, wie das gescheuchte Reh, den Pfeil im Herzen.

Der Brautwerber.

Als Marie fast außer Athem in die Stube der Mutter gestürzt kam, und dieser um den Hals sank, bemerkte sie nicht den Herrn Obersteiger, der auf dem Ehrenplatze, im Lehnstuhle, saß, und mit der Mutter wichtige Dinge verhandelt zu haben schien.

Ei, ei, mein Kind, wer wird so laufen, Du glühest, zitterst ja am ganzen Leibe; was ist Dir begegnet? fragte die Mutter: Sieh' doch hier den Herrn Obersteiger, verneige Dich, und begrüß ihn, Marie!

Gott grüß' Euch in unserer Hütte! sagte sie stockend, denn fast gebrach ihr noch der Athem. Sie reichte ihm die Hand zum Willkommen, aber diese Berührung durchzuckte ihre Pulse nicht, als wenn die Hand des Waidmanns sie berührte.

Ich habe mit Eurer Mutter etwas Wichtiges verhandelt, das Euch vornehmlich betrifft! hob nun der alte, ehrwürdige Obersteiger an: Sprecht mit dem lieben Kinde, Mutter Barbara; gehabt Euch wohl, ich will mit meiner Gegenwart die Jungfrau nicht beängstigen. Er grüßte und ging.

Kaum war die Mutter, die ihn begleitet hatte, wieder in die Stube getreten, als sie Marien vom Kopf bis zu den Füßen besah, als wär' es das erstemal, daß sie ihr Kind erblickte. Sie streichelte ihre Wangen, spielte mit ihren langen Flechten, die über den schönen, weißen Nacken

herabhingen, und schien ganz in ihrem Anschauen versunken. Ein frommes Kind, das der Himmel mit Reizen begabt hat, hob sie endlich an, ist doch ein Segen für Vater und Mutter, sie ist der gute Engel, der dem Glücke Thür und Thore öffnet. Auch Dir, meine Marie, steht ein Glück bevor, das Du Dir nicht träumen konntest.

Mir?! rief Marie hastig, und eine düstere Ahnung schien den jungfräulichen Busen zu durchfliegen.

Ja, Dir, liebes, frommes Kind! sagte Barbara, und strich ihr über die trüben Augen: Eben hat der Herr Obersteiger für seinen Moritz um Dich angehalten; denk' nur, den schmucken, wackern Jungen, dem kein Schöppe sein Kind verweigert hätte, der freiet um des armen Bergmanns Marie. Aber Deine Frömmigkeit, Dein tugendhafter Wandel, Deine Züchtigkeit, die alle Männer bis jetzt floh, und Deine Engelsgestalt, ei nun freilich, so etwas findet sich auch nicht überall und in ganz Goslar — ich muß Dir es nur sagen — heißt Du auch die schöne Marie! Aber Gott! Kind! was ist Dir? blaß wirst Du ja, wie der Tod! erschrick nur nicht über Dein Glück. Großer Gott! die Freude kann auch tödten; beruhige Dich, fasse Dich in Demuth!

Das Mädchen sank auf den Lehnstuhl, hielt sich krampfhaft an, und sah mit unverwandtem Blicke gen Himmel.

Ach Du mein Gott! Kind, Marie! was ist Dir? sprich nur ein Wort! rief die angsterfüllte Mutter, lief in der ganzen Stube herum, und faßte bald dies, bald jenes an, und wußte selbst nicht, wonach sie in der Angst zuerst greifen sollte. Noch einmal trat sie vor die Ohnmächtige hin und rief: Kind, hast Du nur noch ein Fünkchen Liebe für Deine Mutter, so sprich nur ein einziges Wort!

Gute, liebe Mutter! sagte endlich Marie, und ließ das blonde Köpfchen auf ihre Schulter herabsinken.

Nun, Gott sei gedankt! rief diese, als sie ihren Mann und den Sohn in's Haus treten hörte: da bekomme ich doch Hülfe! Der Vater stürzte herein, auf Marien zu; Gotthold faßte ihre Hand, Joseph hing an ihrem Halse.

Ach helft mir! rief die Mutter: sie wird mir wieder ohnmächtig unter den Händen!

Gerettet! rief der Vater: Gott, habe Dank, daß Du mir diesen Engel erhieltst!

Wie meint Ihr das, Vater? fragte Marie, und ihr ganzes Wesen schien in sonderbarer Spannung zu sein, als sie sich von dem Sessel erhob.

Ach, Du bist gerettet, und die arme Gertrud und Nachbars Lene todt, zerschmettert, und die alte Mutter Klara hat Arm und Bein gebrochen.

Mein Gott, wo?! rief die Mutter.

Im Schacht! Wie sie einfahren wollen, bricht die Fahrt zusammen; alle Drei stürzen hinunter. Glücklich sind die Todten, aber die arme Klara!

Du großer Gott! rief Barbara.

Und im nemlichen Augenblicke, als dies geschah, stand der Korb mit Essen vor uns, aber unser Kind war nirgend zu finden; wir haben alle Gänge, alle Strecken durchkrochen, vergebens! Da trieb's uns heraus — wir mußten nach Haus — aber wo ist denn Marie? rief der Vater.

Diese knieete in der Ecke des Zimmers, die Hände gefaltet, schickte sie ein dankbares Gebet zum Höchsten für ihre Rettung, und gedachte des Jägers. Als sie geendet, neugestärkt und muthvoll zu den Ihrigen getreten war, da fragte sie der Vater, wie sie aus dem Schacht gekommen sei, da es doch so lange gedauert, bis sie eine neue Fahrt angesetzt hätten? Sie schwieg, und bat den Vater, weiter keine Frage deshalb an sie zu thun, nur Gott zu danken, und nicht nach den Wegen seiner Weisheit zu forschen.

Während die Mutter den Vater und die Brüder mit dem neuen Glücke bekannt machte und von dem Herrn Obersteiger und seinem Bewerbungen erzählte, saß Marie am Fenster, und dachte über das alles nach, was ihr am heutigen Tage begegnet war. Da klopfte es hart an's Fenster, mit einem Schrei flog das Mädchen auf. Ein altes Zigeunerweib stand draußen und winkte ihr; doch Marie war zu erschrocken, um sie zu verstehen, und als der Vater hingekommen war, bat er die alte, hereinzutreten, die er sogleich für das Zigeunerweib erkannte, das an Mariens Tauftage bei ihm gewesen war. Ihre Prophezeiung fiel ihm ein, das Mädchen vor dem Heirathen zu bewahren, und sonderbar mußte es ihm dünken, daß sie gerade heute in dem nemlichen Augenblicke wieder erschien, wo ihn Barbara mit des Obersteigers Bewerbung bekannt gemacht hatte.

Sie trat ein, vom Vater freundlich, von Barbara verdrießlich empfangen, denn diese gedachte auch der Prophezeiung.

Mit Euch, so hob sie an, sich an die Alten wendend: hab' ich nun eigentlich nichts zu theilen; aber Deine Hand gieb mir, schönes, blondes Kind, heute ist ein guter Tag, die Sterne stehen eben recht, heute kann ich Dein Schicksal ganz genau lesen. Mehr aus Furcht als willig reichte ihr Marie die rechte Hand.

Nein, Kind, sagte die Alte lächelnd: gieb Deine Linke, die geht vom Herzen, und Dein Herz zeigt mir heute Deine Zukunft am deutlichsten. Sie besah sie und sagte ernst, aber sich ängstlich und scheu umsehend: Willst Du bei Deinen Eltern und in der frischen Jugendwelt bleiben, willst Du Dich der Sonne erfreuen und des Mondes, so hüte dich vor dem Jägersmanne! Sie zitterte, als sie dies sprach, und eilte schnell fort.

Der Bräutigam.

Marie schlich in ihre Kammer. Zwischen den beiden Eltern aber erhob sich in ihrer 25jährigen Ehe vielleicht der erste Streit. Er betraf die Zigeunerin und ihre Prophezeiung. Vater Hanns meinte, ihm wäre der Heirathantrag des Obersteigers gar nicht willkommen, da die Zigeunerin, wie er sich noch recht gut erinnern könne, ihm gesagt habe, Marien nie heirathen zu lassen. Da sie jetzt wiedergekommen, und das Mädchen noch vor dem Jägersmann gewarnt habe, müsse doch etwas an der Sache sein. Die Mutter meinte aber, daß solchem Geschwätze von alten Hexen nicht zu trauen sei; der Böse gebrauche diese, um Unkraut unter den Waizen zu säen, man müsse ihr gar nicht trauen, denn von Gott kämen ihre Sprüche nicht, sondern vom Teufel, mit dem sie im Bunde stände; keine Hexe, kein Mensch solle sie abhalten, ihr Kind dem Sohne des Obersteigers zu geben.

Mich peinigt eine traurige Ahnung um unser Kind, sagte nun der Vater: Du glaubst nicht, wie mir heute in der Grube zu Muthe war, mir war immer, als ob ich sie verlieren müsse. Laß Dich von dem Hoffahrtteufel nicht blenden, Barbara!

Mutter, sagte Joseph, der zugegen war: warum streitet Ihr doch mit dem Vater; fragt Marien, ob sie den Bräutigam will, denn ohne ihren Willen —

Was! fuhr die sanfte Barbara heftig gegen ihren Liebling auf: hier sollen wir die Närrin noch fragen, die ihr Glück vielleicht nicht einmal zu erkennen weiß?

Die Schwester ist immer so fromm und gut, erwiderte Joseph, fragt sie nur, befolgt ihren Willen, liebe Eltern!

Brav gesprochen, meinte der Vater, und Joseph ging, die Schwester zu rufen.

Höre Marie! hub der Vater an: Du weißt von der Mutter, welcher Antrag Dir gemacht worden ist. Du bist zwar noch jung, aber doch hübsch herausgewachsen, und könntest in Gottes Namen heirathen. Fühlst Du Neigung dazu und zu dem Bräutigam, so sprich, rede offen, und sag uns, wie es Dir um's Herz ist!

Marie hatte mit gesenktem Blicke vor ihren Eltern gestanden und ihren Reden zugehört; jetzt erhob sie sich, und gleich einer geistigen Erscheinung trat sie vor die Erstaunten.

Seid Ihr Eures Kindes schon überdrüssig, daß Ihr mich aus Eurer Mitte stoßen wollt? rief sie mit ernster Stimme, doch setzte sie weicher hinzu: Mach' ich meine Sachen vielleicht nicht recht, geht die Wirthschaft unordentlich, seit Schwester Else nicht mehr hier ist, so habt Nachsicht mit mir, ich will ja Alles gern thun, so wie Ihr mir es sagt.

Gutes Kind, sagte die Mutter: wer spricht denn davon? Dein Glück wollen wir ja nur.

Mein Glück? sagte sie seufzend.

Ja, nur Dein Glück, fuhr die Mutter fort: wir wollen Dich nur durch eine ehrenvolle Verbindung zur reichen, angesehenen Frau machen, und, setzte sie betonend hinzu: Dich vor thöriger Leidenschaft bewahren.

Marie erröthete. — Die Mutter hatte dies so ganz verloren hingeworfen, doch das Erröthen des Mädchens ließ dieses Saamenkorn nicht auf unfruchtbaren Boden fallen. Schnell durchlief sie alle jungen Leute, keiner paßte hierher. Da fiel ihr die Warnung der Zigeunerin ein.

Denn sieh', fuhr die Mutter fort: was willst Du mit einem armen Jägersmanne, der nur seinen schmucken Rock und sein schmuckes Gesicht hat, flüchtig ist, wie das Wild, und ungetreu, wie Weidmanns Glück.

Wie zermalmt stand das Mädchen vor ihr.

Und überdem, fuhr sie fort: vergiß die Warnung der Alten nicht, hüte Dich vor dem Jägersmanne.

Da stürzten die hellen Tränen aus des Mädchens Augen.

Laßt doch die Schwester! sagte fast unwillig Joseph, und streichelte die Geliebte, und suchte sie zu beruhigen. Sei wahr und offenherzig gegen die Eltern, liebe herzige Marie, sagte er schmeichelnd: sie haben Dich ja so lieb. Sprich, willst Du des Obersteigers Sohn zum Manne?

Nimmermehr! rief, als wäre sie plötzlich aus einem Traume erwacht, das aufgereizte Mädchen: Nun und nimmermehr!

Nur ruhig, mein Kind, und nicht so heftig! sagte der Vater, durch die Lebhaftigkeit erschreckt, die er noch nie an ihr gesehen hatte: Ich will es mit der Mutter überlegen.

Was überlegen! rief diese aus: Der Bräutigam wird kommen, und Marie wird sich vernünftig darein schicken, und wenn sie nur erst den jungen hübschen Mann wird näher kennen lernen, wird sich schon Alles finden. Er wird, er soll kommen!

In Gottes Namen! sagte Marie gelassen: Wollt Ihr, so laßt ihn kommen; ich erwarte ihn.

Moritz Schreiber, des Obersteigers Sohn, kam des andern Tages; es war ein Sonntag. Ein hübscher, braver, junger Bursche, den Mariens Sittsamkeit und holdes Wesen fast noch mehr als ihre Schönheit entzückt hatte, und der gewiß ein reines, frommes Herz, wie das Herz Mariens, verdient hätte, wäre es nur frei von dem Zauber der Liebe gewesen.

Joseph sah ihn von fern kommen, und benachrichtigte schnell seine liebe Schwester; diese stand auf, eilte vor die Thür, ging dem jungen Manne freundlich entgegen, und nöthigte ihn in die Hollunderlaube im kleinen Gärtchen, die eben erst ihre jungen Blätter entfaltet hatte. Als sie sich nun mit dem freundlichen Jünglinge in dem grünen Hüttchen allein befand, wurde es ihr ängstlich und bang zu Muthe, und fast wäre ihr Vorsatz gescheitert. Doch da er gar zu bescheiden mit gesenktem Blick ihr gegenüber stand, erwachte ihr Muth. Herr Schreiber sagte sie im freund-

lichsten Tone: Ihr habt durch Euern Vater um meine Hand geworben. Das arme Mädchen dankt Euch für diese Ehre. Sie vermöchte sie nicht anzunehmen in ihrer Armuth und in ihrer Unwürdigkeit. Euer Stand, Euer Reichthum, Eure Gestalt, setzte sie zögernd hinzu: werden Euch unter den Jungfrauen der Stadt gewiß eine Würdigere finden lassen als mich, die arme Bergmannstochter, die Euch nichts zu geben hat —

Als ein gutes, frommes, treues Herz! rief Moritz feurig aus: und dies genügt mir, Marie!

Ich glaube es Euch, Ihr seid auch ein frommer Jüngling, so viel ich Euch kenne, und meint es brav und gut mit mir; aber —

Mir genügt Euer Herz, Marie! rief er noch einmal, und sprang von seinem Sitze

Könnte es Euch genügen so wie es ist? lispelte ängstlich Marie.

Gewiß! rief der Erglühte, und faßte nach ihrer Hand. — Da stand der junge Jägersmann zwischen ihnen; ein lauter Schrei entfuhr Marien, sie eilte in's Haus zurück.

Ein Schauer durchbebte den Sohn des Obersteigers. Verzeiht, sagte der Jäger mit freundlichem Tone, aber aus seinem Auge traf jenen ein glühender Blick: Verzeiht, wenn ich etwa störte!

Moritz sah ihn erstaunt an.

Geht ruhig heim, junger Mann! fuhr der Jäger fort: Ihr seid ein ehrenwerther frommer Jüngling, deshalb sucht unter den Töchtern des Landes eine andere Braut, die gehört Euch nicht an.

Moritz wollte sich entfernen als Barbara und der Vater herausstürzte.

Was wollt Ihr hier? fragte Barbara den Jäger in barschem Tone.

Ereifert Euch nicht, liebe Mutter! sagte er beschwichtigend.

Was treibt Euch zu mir? sagte der Vater ruhiger,

Der Zufall! entgegnete der Jäger, gleichfalls freundlich und bescheiden: Der Zufall führte mich vor Euerm Hause vorbei, ich kam, Euch nochmals zu danken für die freundliche Aufnahme von Weihnachten her!

Ist gar nicht von Nöthen, fuhr Barbara unfreundlich auf: und Ihr thätet wohl am besten, wenn Ihr in Euren Wald ginget, und dort dem Wilde nachstelltet, und uns in Ruhe ließet!

Wie Ihr meint! sagte der Jäger, und der freundliche, bescheidene Blick wurde zum glühenden, zermalmenden. Er trat aus der Laube, wo ihm Joseph begegnete, dem er freundlich die Hand reichte, und ging dem Walde zu.

Die Erschrockenen sahen sich erstaunt an; der Bräutigam nahm sein Baret, grüßte höflichst, doch das Zureden der Mutter konnte ihn nicht bewegen, bei ihnen einzutreten.

Der Besuch.

Die Mutter wollte nun mit Fragen auf Marien eindringen, doch Josephs Bitten, des Vaters ernstes Verweisen hielt sie zurück, da sie scheltend ausbrechen wollte. Als aber das Mädchen am andern Morgen bleich und still da saß, kein Wort sprach, und düster vor sich hinblickte, da überwältigte die Mutterliebe den Zorn, sie fiel ihr um den Hals und bat sie, ihr Herz der Mutter aufzuschließen. Vergebens, sie schwieg. Als nun der Vater und die Brüder zur Grube zogen, und der alte Mann, als sei es für immer, ihr Lebewohl sagte, und sie an sein Herz drückte, als wolle er sie nicht lassen, als selbst der ernste Gotthold weichherzig geworden, ihre bleichen Wangen streichelte, und Joseph sich an sie hing mit aller Liebe, allem Schmerz, da sagte sie wehmüthig: Guter Vater, lieben Brüder, Ihr seht ja Eure Marie heut Abend wieder, und will's Gott, freudiger, als Ihr sie verließet! Aber ihr war es dem ungeachtet auch so, als ob sie den Abschied nicht lange genug verschieben könne, und nur unter Thränen trennte man sich.

Die Mutter ging heute zur Grube. Auch von ihr war der Abschied nicht wie sonst. Marie knieete vor ihr nieder und bat, ihr zu vergeben, wenn sie gestern ungehorsam gewesen sei und sie gekränkt habe; und die gerührte Alte vergab ihr gern allen Verdruß und Kummer, den sie ihr seit gestern verursacht hatte. Sie küßte ihr Kind, segnete es, bat es, ja sorgsam die Thüre zu verriegeln, und schied.

Als Marie den Befehl der Mutter befolgt und nun auf ihr Kämmerlein zurückgegangen war, setzte sie sich sinnend auf ihr Bett, und dachte über ihr Schicksal nach. Schwankend über das, was sie thun solle, fühlte sie nur das Eine als fest und unabänderlich, daß ohne den jungen Jägersmann kein Glück für sie blühe, und doch waren es die Worte der Zigeunerin, war es eine innere ahnungvolle Stimme, die ihr abmahnend zurief; doch trat sein geliebtes Bild lockend vor sie und wenn sie seiner Liebe gedachte, erfüllte sie ein Grauen; es stieß sie ab, es zog sie unwiderstehlich an. Da pochte es leise an der Hausthür; sie sah hinaus, er stand unten, und flehte mit bittendem Blick, ihn herein zu lassen, er flehte so lieblich; ihr Herz zog sie zu ihm, das Grauen, die Ahnung, die Worte der Prophetin, Alles war verschwunden, der Zauber, der sie hinunter nach ihm zog, war so stark, so unwiderstehlich; sie schlich hinab, und stand mit klopfendem Herzen an der Thür; zitternd streckte sie die Hand nach dem Riegel, noch war er fest vorgeschoben, noch war die Pforte verschlossen; da tönte seine bittende Stimme, Sehnsucht ergriff sie, die Riegel knarrten, die Thüre öffnete sich, der Jüngling trat herein.

Erröthend stand die holde Jungfrau vor ihm, hoch glüheten ihre Wangen von Liebe und Scham, doch nur bescheiden und zart nahte sich ihr

der Jäger, und sein sittsames Wesen, die scheue Achtung, die er vor ihr zu haben schien, gaben ihr den Muth wieder; sie bat ihn, zu folgen.

Sonderbar! — Sie führte den Glücklichen hinauf in ihr Kämmerlein, zum Tempel öffnete sie die Pforte.

Da stand er ihr nun gegenüber in seiner ganzen Schöne; hell strahlte sein Auge, die blonden Locken rollten um Nacken und Schultern herab. Ein Feuer glänzte in seinen Augen, glühend aber wohlthuend. — Auch sie stand lieblich da, wie die junge Rose, die den Strahlen der Frühlingssonne ihren Kelch zum erstenmale öffnet, schweigend und in seinem Anschauen versunken.

Marie, sagte endlich der Jüngling, wir sollen uns trennen. Mich ruft meine Heimath, Dich die Stimme Deiner Eltern, die Dich einem würdigen Jünglinge, der reich und wohlhabend ist, zusagten. Was bleibt mir übrig, als zu kommen, und Dir Lebewohl zu sagen? Der arme Jägersmann hat Dir nichts zu bieten, als sein Herz, und das ist ja wenig.

Wenig? unterbrach ihn Marie, und ihre Stimme zitterte.

Ja, wenig in den Augen der Welt, in den Augen Deiner Eltern.

Aber viel, viel für mich! rief Marie, ihrer unbewußt.

Gewiß, liebe Marie? sagte der Jüngling: Nun dann, so reiche mir in dieser heiligen Stunde ein Andenken, ein Pfand Deiner Liebe. Diese Kette, die um Deinen Hals hängt, mit dieser Schaumünze, die so oft ruhte, wo ich zu ruhen mich so glücklich träumte.

Ach, Lieber! rief sie: dies ist ein theures Vermächtniß eines guten Jägers, das er mir an meinem Tauftage reichte. Nie sollte ich es fortgeben, hatte er gesagt; an diese Kette knüpfte sich mein Glück.

Und meine erste Bitte versagst Du mir? sprach der Jüngling traurig.

Da, nimm sie! sagte Marie: und gält es mein Leben; Dir opfere ich Alles gern!

Entzückt nahm der Jüngling die Kette, und verbarg sie an seiner Brust. Alles, alles opferst Du mir, Marie? rief er nun aus.

Alles, was Gott mir erlaubt! sagte das Mädchen.

So fliehe mit mir! rief der Jägersmann rasch.

Meine Eltern soll ich verlassen?

Wenn ich Dir schwöre, daß Du sie täglich sehen sollst, folgst Du mir dann?

Wohin, wohin soll ich Dir folgen? rief Marie, ihrer selbst nicht mehr mächtig.

Wo die Liebe thront und das Glück! — Zum Zeichen meiner Treue nimm diese Kette wieder zurück, an meinem Herzen hat sie jetzt geruht; sie machte Dich ja schon als Kind mir eigen; nimm sie jetzt als Pfand meiner Treue. Und nun, holde Göttin, rief er aus, und feuriger glänzte sein Auge: nimm den Kuß der Weihe!

Er drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn — leichte Schatten umschwebten sie, Luftgebilde wogten vor ihrem Blicke. Der Schlummer deckte mit seinen Mohnflügeln ihre müden Augen, und so fand sie die heimkehrende Mutter entschlummert.

Der Traum.

Mit dem Schlafe schwebte ein süßer Traum auf die Entschlummerte nieder. Es war ihr, als läge sie in ihrem Kämmerlein, welches mit Blumen lieblich ausgeschmückt war. Auf dem Strahle der Morgensonne, der durch die runden Scheiben des Fensters brach, schwebte ein warmer Lufthauch ihr entgegen, immer lauter und lauter wurde es um sie, immer wohlthuender wehete der Luftstrom sie an. Allmählig bildete sich aus diesem Hauch ein Nebel, gleich einem Silberflor; aus ihm trat, wie mit einem Schleier bedeckt, ein Engelkopf vor sie. Flügel, die vom Sonnenstrahl glänzend und buntfarbig gemalt wurden, bildeten sich aus dem warmen Luftstrom und deutlicher trat das Engelgesicht vor ihren Blick. Sie erkannte den Jüngling wieder, ganz den himmlischen Blick im Auge, als er sich beugte, ihre glühende Stirn zu küssen. Der Nebel gestaltete sich immer mehr und mehr — die Flügel bewegten sich, sie näherten sich ihr, bogen sich sanft unter ihren Körper, und hoben sie leise in die Höhe. — An einen warmen Busen gedrückt, fühlte sie sich schwebend auf dem Sonnenstrahl davon getragen. Geblendet schloß sie ihr Auge — höher und höher hob sich der Flug — auf dem höchsten der Berge ruhte die liebliche Gestalt, und ihre Flügel schlugen den mächtigen Granitfelsen. — Da öffnete sich die Erde, die Flügel entschwebten der Gestalt, die sie nun fester in ihre Arme schloß, und sich tief und immer tiefer in den gähnenden Abgrund hinabsenkte. — Nacht war es um sie her. — Nur das Schaustück auf ihrer Brust leuchtete, wie der freundliche Hesper, zur Fahrt in das schauerliche Dunkel.

Doch bald glänzte aus der Finsterniß ein blitzendes Feuer, als ob Myriaden Sterne am dunkeln Horizont in kalter Winternacht glühen, so strahlte ein Leuchten ihnen entgegen, welches das Auge kaum zu ertragen vermochte. Aus einer düstern Höhle, an der sie vorüber sanken, glühte ein Feuermeer, als habe der Vesuv seine Eingeweide ausgespieen, und beleuchtete die Fahrt. Endlich sanken sie dem Sternendome näher. In einem hohen Gewölbe mit einer Kuppel von Krystallstufen, senkte sich der Jüngling herab, und legte sie dort auf moosiges Lager. Rings umher glänzte wie von tausend Sternen die zackige Wand, und der Krystall gab im Prisma den Feuerstrahl tausendfach wieder, der aus der Kuppel des

Domes herabfiel. Schlummere sanft, Marie, in deiner unterirdischen Wohnung! lispelte die Gestalt. Ihre Augen schlossen sich. —

Als sie erwachte, saß ein lieblicher Jüngling in grünem Gewand, einen Kranz von Moos in seine gelben Locken gewunden, neben ihr. Es war der Jägersmann, nur lieblicher und schöner. Um ihn waren Zwerge, gnomenartig und gespenstig, und Jünglinge, an Gestalt ihm ähnlich, doch minder schön. Seht Eure Herrin! rief er aus: beugt Euch vor ihr, und so lange ihr Herr und der meine ihre Tage fristet, ehrt sie, gehorcht ihr als Eurer Königin! Alles beugte sich vor ihr, der Jüngling winkte, die Geister verschwanden. Da rieb sich Marie die Augen, aus ihrem Traume wollte sie erwachen, und immer blieb der Dom, der Feuerstrahl und der Geliebte vor ihr, und lächelnd sagte dieser: Du träumst nicht, holde Marie, Du wachst und ruhest in dem Arm Deines Geliebten.

Gerechter Gott, wo bin ich! rief sie aus, und sprang vom Mooslager auf.

Im Arme der Liebe, entgegnete der Jüngling, und drückte sie an sein Herz: in der Wohnung des Königs der Erdgeister, der Dich von Deinem Werden an umschwebte, und dem Dein reines Gemüth erlaubte, Dich auf diesen Thron zu setzen. Denn rein wie das Feuer hier unten, und keusch wie das Eis da droben, muß die Herrin sein, die der Luftwelt entzogen, das Lager mit mir theilen darf.

Grausen ergriff die Arme und zog sie von dem Busen des Erdgeistes hinweg; doch die Liebe zog sie wieder hin; innig, sanft, hingebend schmiegte sie sich an den Gatten, um auf ewig ganz sein eigen zu sein.

Das Wiedersehen.

Als am Abend Vater Hanns mit den beiden Söhnen nach Hause kam, war ihre erste Frage nach Marien. Sie schläft, sagte die Mutter: wir wollen sie nicht stören. Du hättest nur das freundliche, lächelnde Gesicht sehen sollen, mit dem sie da lag; sie mußte wohl eben einen recht schönen Traum haben. Der Vater und Gotthold folgten ihr in die Stube. Joseph, der herzliche Joseph aber schlich behutsam die Treppe hinauf, und horchte an der halb offenen Thür. Alles still; da öffnete er sie leise und schaute hinein — alles leer, doch schön geschmückt mit Myrthe und Rosen und Blumen war die Kammer, und ein Kranz von Rosenknospen, in dessen Mitte eine geknickte Lilie ihr Haupt senkte, lag auf dem Kissen, wo man noch deutlich die Stelle sehen konnte, wo Mariens Köpfchen geruht hatte. Erschrocken lief Joseph hinab und berichtete den Eltern, was er gesehen. Sie stürzten hinauf, sahen die Blumen und den Kranz, und

Joseph, ihn näher betrachtend, rief schmerzvoll: Seht die zerknickte Lilie, dies ist das Bild unserer Marie!

Gotthold und der Vater, Beide ruhiger als die andern, trösteten ihn und die weinende Mutter. Sie würde wieder kommen, meinten sie. Ach, ich habe sie in Verzweiflung gejagt und in's Elend! rief diese, verwünschte ihr Dasein und ihre Hoffahrt. Als aber am andern Morgen Marie noch immer nicht erschien, da betrauerten sie die Verschwundene, gleich als ob sie gestorben sei, und Joseph war untröstlich. Doch in der Grube, wohin des andern Tages trotz des Grams die unglückliche Familie wandern mußte, ergriff ihn ein unwiderstehlicher Schlaf. Er legte sich auf eine Erzstufe nieder, und siehe, da erschien ihm im Traume die geliebte Schwester, im weiß und grünen Gewande, schön geschmückt wie eine Fürstin, und sprach zu ihm: Tröste Dich, lieber Joseph, mir ist es wohl, die Liebe beglückt mich, bald sehe ich Dich wieder! Als sie heimkehrten, kam ihnen die weinende Mutter mit der Kunde eines Traums entgegen. Auch sie hatte zur nemlichen Zeit den nemlichen Traum gehabt, wie Joseph. Dies gab ihnen die Hoffnung, sie lebe noch, sie würden sie einst wieder sehen.

In die Schickungen des Himmels sich fügend, lebten sie nun in der verheissenen Hoffnung des Wiedersehens, und die Erinnerung an die holde Marie erheiterte manchen trüben Tag ihres mühevollen Lebens.

Indessen verschwanden Marien die Stunden, die Tage voll Wonne und Glück. Ihr Gemahl hing mit inniger Liebe und Seligkeit an ihr, und erfüllte ihre leisesten Wünsche. In den Granitfelsen, der sie von dem Schacht der Hoffnung trennte, fügte er eine Krystallader, so daß sie täglich ihren Vater, Mutter und Bruder und ihren geliebten Joseph sehen konnte. Da war es, wo sie ihrem Gemahle die Bitte that, mit Reichthum und Schätzen ihre Eltern zu überschütten. Ich könnte es, Marie, sagte dieser ernst: doch wäre es ein trügerisches Geschenk, das ich ihnen gäbe. Im Schweiße seines Angesichts muß der Mensch sein Brod essen, und Sorgen müssen seinen Uebermuth dämpfen. Die Geschenke der Unterwelt sind Gaben der finstern Mächte, nicht heilbringend. Was sie beginnen, soll ihnen glücken, wo sie arbeiten, soll ihnen der Fleiß reichlich belohnt werden. Mehr ihnen zu reichen, wäre grausam.

Sehr traurig schienen die Eltern Anfangs um sie, doch die lindernde Zeit heilt jede Wunde. Sie sah bald die Ihrigen heiterer, der Vater wurde munter, und ein junges Weib brachte nun öfters das Mittagessen. Gotthold's Frau! sagte der Erdgeist zu Marien: ein treues, fleißiges Weib. Nach einigen Monden aber blieb diese aus. Die Mutter kam täglich wieder; doch nicht lange, so erschien auch Gotthold's Weib wieder in dem Schacht, und ein kleines freundliches Kind ruhte an ihrem Busen. Da warf sich Marie laut weinend an die Brust ihres Gemahls; er verstand ihre Thränen, ach, er konnte sie nicht lindern.

Nur die reine Jungfrau von Geist, Sinn und Gedanken durfte der

König der Erdengeister zur Gattin wählen. Alles stand ihm zu Gebote, sie zu erlangen, aber war sie einmal der Unterwelt geweiht, trat sie auf ewig aus dem Kreise irdischer Wesen, Liebe mußte ihr Alles ersetzen, die süßen Gewohnheiten des Jugendlebens, Mutterfreuden, Kindeslächeln — den Strahl der Sonne, den Schimmer des Mondes, ach, und doch konnte ihr die Liebe den höchsten Lohn nicht reichen. In ewiger Frühlingblüthe zwar lebte sie die ihr zugemessenen Tage, sie kannte hier nicht die zerstörende Zeit, aber auch nicht die schaffende Kraft, in der das Alter sich verjüngt und fortlebt bis zum Grabe. Kinderlos war die geistige Verbindung, kein Pfand der Liebe konnte sie an ihr Herz drücken, still stand sie in dem Kreislaufe der Zeit, nichts hatte sie zu hoffen, nichts zu verlieren — für sie spann die Parze nicht mehr den Faden, der bald zart, bald rauh durch ihre Hände geht, und Atropos zerschnitt ihn schön und frisch, wie Clotho ihn begonnen.

Das Kind auf Käthchens Arme erweckte die glühende Sehnsucht in ihrer menschlichen Brust. Seufzend drückte der Erdgeist sie an sein Herz, und fühlte sich arm gegen den elenden Erdenwurm, der mühsam nach den aufgehäuften Schätzen der Unterwelt gräbt, und wenn er müde und matt nach Hause kehrt, das geliebte Kind an seine Brust drücken kann. O, die Geisterwelt steht hoch über Euch Erdenpilger! rief er schmerzvoll aus: sie sieht durch die Luftregionen hindurch in die unermeßliche Ferne des Himmels, und schwebt mit ihren Luftfittigen von Welt zu Welt; sie dringt in die Tiefe der Erde, und hebt ihre Schätze, und badet sich als Salamander in dem Feuerstrome des Aetna, und taucht als liebliche Undine in den Krystall des belebten Meeres; aber das Innigste, daß den Menschen an das Leben kettet, Vaterfreuden nnd Muttersorgen, das fühlt diese Geisterwelt nicht, die, unzerstörbar, sich selbst nicht bilden kann. Marie sank an seine wogende Brust, und schaute beruhigt und tröstend in sein trübes Auge.

Der Schlummer.

Jahre verstrichen; immer matter und trüber schwebte das Bild der entschwundenen Marie vor dem Blicke des Vaters und seiner getreuen Barbara, nur in Joseph's Herzen lebte es immer frisch und mit glühenden Farben, und die Sehnsucht nach ihr, der engelgleichen Schwester, wurde mit jedem Fluge der Zeit stärker und stärker. Aber die Sehnsucht übt nur vergebens ihre matten Schwingen gegen den Sturm des tosenden Schicksals, ermattet sinkt sie in den Schooß der Verzweiflung. Auch Joseph wurde trüb' und traurig, und nur gleichgültig sah er den täglich sich

mehrenden Wohlstand der Eltern, ohne Neid sah er den fleißigen Gotthold als Steiger geachtet und im Wohlleben, und stumm ging er an den freundlichen Jungfrauen vorüber, die den stillen, lieblichen, schönen Jüngling sehnsuchtvoll anblickten; ach, keine glich doch seiner lieben Marie. Er war fleißig und thätig, aber still und untheilnehmend, und fing jetzt sogar an zu kränkeln. Schon mehrere Wochen war er aus der Grube daheim bei der Mutter geblieben; doch heute — in einem freundlichen Traume war ihm Marie erschienen — lockte ihn die warme Frühlingsonne hinaus, und nichts konnte ihn abhalten, seinem Vater in den Schacht zu folgen. Selbst Gotthold's Einladung, mit ihm zu dem Feste zu kommen, wobei die meisten Knappen der Grube zur Hoffnung gegenwärtig waren, schlug er aus, und begleitete seinen Vater, der sonst heute allein hätte einfahren müssen. Als nun Vater und Sohn am Eingange der Grube standen, falteten sie ihre Hände und hielten ihr stilles Gebet. Noch einmal bat der Vater den bleichen Joseph, heim zu gehen; dieser zündete aber lächelnd seine Lampe an, und fuhr, ein frommes Lied singend, getrost voraus. Die Arbeit förderte heute nicht, überall schlechte Anbrüche, und schon wollte der Vater umkehren, als Barbara mit dem Körbchen eintrat, und sie sich niedersetzten und aßen. Joseph, der heute nur für die entschwundene Marie Gedanken hatte, hob auch während des Essens an, von ihr zu reden.

Ach Gott, sagte er: wo mag sie wohl sein, die gute Schwester, wo mag sie umherirren, vater- und mutterlos, ohne ihre Brüder, vielleicht der Noth, dem Elende preis gegeben!

Vertraue Gott! sagte der Vater scheltend: vertraue ihm, der für seine Geschöpfe sorgt und sie schützt. Laß das Klagen, fasse Muth, und bete zu dem, in dessen Hand Mariens und unser Schicksal liegt. Der Alte nahm sein Käppchen ab, faltete die Hände, und Barbara und Joseph thaten ein Gleiches, und er sprach: Vater im Himmel, der du mit segnender Hand deine Kinder leitest und beschützest, deiner Güte und Barmherzigkeit empfehle ich unser verlornes Kind; führe sie zurück in unsere Arme, leite sie nach deiner Weisheit, und führe uns zu ihr.

Amen! sagte Joseph, und mit diesem Amen rollte es wie der laute Donner über ihnen, Felsen und Erde stürzten in Massen herab, verschüttet ward die Grube zum Grab.

Barbara rang die Hände.

Verzweifelt nicht, Mutter! sagte Joseph: Komm, Vater, wir wollen arbeiten, vielleicht bahnen wir uns einen Weg aus dieser Finsterniß! — Doch all ihr Mühen war vergebens, die Lichter erloschen, drückend wurde die Luft, laut jammernd sanken sie nieder.

Da stand der Jäger vor ihnen, so, wie er am Kindtauffeste ihnen erschienen war, eine Fackel in der einen, einen Strauß Mohnblüthen in der andern Hand.

Retten darf und kann ich Euch nicht, sagte er wehmüthig: aber einen qualvollen Tod in sanften Schlaf verwandeln. Er berührte ihre Stirn mit den Mohnblüthen, und sie entschlummerten zum ewigen Schlaf.

Der Tod.

Als am Mittag des nemlichen Tages Marie zu dem Orte ging, wo sie durch die Krystallspalte ihre Lieben sehen konnte, war der Krystall verschwunden, nirgend eine Spur mehr. Aengstlich sah sie sich um, ihr Gemahl war nicht um sie, und die dienenden Geister konnten ihr hiervon keine Kunde geben.

Endlich erschien er, still und traurig und in sich gekehrt. Er winkte den Geistern, sie entschwebten. Marie, sagte er nun bewegt: der Himmel schickt Dir heute der Prüfungen größeste. Ich darf Dich jetzt zu den Deinigen führen, Du kannst um sie sein — und bleiben! setzte er dumpf hinzu. — Freude glänzte auf ihrem Gesicht, sie sank an des Gatten Brust, und wußte sich kaum zu fassen.

Mäßige Deine Freude, Geliebte! sagte der Erdgeist: unter den Rosen lauscht für Dich die Schlange. Wen mein Arm umfaßt, rief er feierlich: der ist der Unterwelt geweiht, nie kehrt er zur Sonne zurück, nie hat er Gemeinschaft mit den Lebenden, wohl aber mit den Todten!

Gerechter Gott! rief Marie: todt?

Ja, Theure, Dein Vater, Deine Mutter und Joseph schlummern einen ewigen Schlaf. Die Grube stürzte ein, und sie ruhen nicht fern von Dir.

So geleite mich hin, daß ich die im Tode noch umfasse, denen ich mich im Leben nicht mehr nahen durfte.

Schweigend reichte er ihr die Hand, der Felsen theilte sich, hoch wölbten sich die Granitblöcke über ihnen, und sie wandelte an seinem Arme hindurch und trat in den Schacht, wo die Entschlafenen ruhten. Der Tod hatte nicht mit kalten Lippen, dem Vampyr gleich, das Blut aus ihren Adern gesogen; blühend und frisch lagen sie da und schienen zu schlummern. Marie wähnte immer noch, sie schliefen, sie dachte des wundersamen Schlafes, der sie in die unterirdischen Hallen geführt hatte, und schlich nur leise an sie heran. Doch nein, kein lieblicher Traum umgaukelte die Armen, ihr Schlaf war der Tod.

O Vergänglichkeit, wie bist du so furchtbar! sagte Marie, als sie ihre Lieben vor sich sah: zerstörend bist du und schrecklich! O, mein Geliebter, liegt es in Deiner Macht, so gönne mir, daß unverweslich die Geliebten erhalten, daß ich sie täglich an meine Brust drücken, und nicht vor den Theuren zurückschrecken darf.

Was hier ruht, ist in meiner Macht, das Todte gehört der Unterwelt! sagte der Erdgeist, nahm eine Phiole, und träufelte Balsamtropfen auf die Entschlafenen. Sie werden bleiben wie sie sind, und nimmer modern! sagte er traurig.

Komm! bat Marie: und laß Deine Diener Blumen für mich pflücken; Kränze wollen wir flechten, das Grab zu schmücken; auch ihnen gieb ewige Frische! —

Da erhob der Erdgeist seine Rechte, und es wölbten sich über ihnen die Felsmassen, und eine Grotte bildete sich, und von ewigem Feuer glühte eine Flamme in der Mitte der Gruft, als sänke sie vom Himmel herab.

Ist das Feuer des Lebens erloschen, so glühe mindestens die Flamme des Todes! rief er, und schritt mit der Gattin durch die zackigen Felsen zurück.

Schön mit Blumen hatte Marie des andern Tages die Grotte geschmückt, aus Immortellen zwei Kränze gewunden, welche die Scheitel der Eltern umschlangen, doch den Kranz von schneeweißen Lilien flocht sie in das Haar des geliebten Bruders.

Soll ich einst hinüber zu ihnen, dann, Geliebter, dann schmücke ein Rosenkranz mit der zerknickten Lilie mein Haar, dann lege mich neben diese da zur Ruhe! sagte sie bewegt.

Der Erdgeist drückte sie an seine Brust, und der Geist der Zukunft schwebte düster an ihr vorüber.

Das Grab.

Seit mehren Jahren hatte man an der verschütteten Grube zur Hoffnung gearbeitet, sie war zu ergiebig gewesen, um nicht Alles daran zu wagen, sie wieder gangbar zu machen. Schon hatte man die Wasser gewältigt, schon hatte man die Schachte und Strecken gangbar gemacht, und man hoffte nach kurzer Arbeit am Ziele zu sein.

Es war am 26. Junius des Jahres 1563, als die Glocken in Goslar tönten, und, wie zu einem gottesfürchtigen Werke, Alt und Jung hinaus zog nach der verschütteten Grube. Voran schritt der stattliche Obersteiger Gotthold Bungert, an seiner Seite der ehrwürdige Pfarrer von Elbingerode, Johannes Bungertius, sein leiblicher Bruder, hinter ihm die löblichen Gewerke der Knappen, die Vorsteher der Gruben und dann Deputirte des edlen Raths.

Als man sich der Grube nahte, da trat der würdige Pfarrer in die Mitte der Versammelten, und hielt eine rührende Rede, worin er des Todes seiner geliebten Eltern und seines Bruders gedachte, die am nem-

lichen Tage vor 20 Jahren hier verschüttet worden waren. Er forderte die Zuhörer auf, ein Beispiel an den Verstorbenen zu nehmen, die stets einen Gott gefälligen Wandel geführt, und deshalb gewiß eines schnellen, sanften und seligen Todes verblichen wären; er ermahnte, ehe sie das wichtige Werk begonnen und dem Tode entgegen gingen, zu beichten, ihre Sünden zu bereuen, und dann nach einem stillen Gebete das Werk mit Gott zu vollenden.

Eine tiefe Stille erfolgte, laut sprach der Geistliche das heilige Gebet, und segnete die Versammlung, die auch nun schnell an's Werk ging. Die Knappen fuhren ein, die Uebrigen blieben in banger Erwartung oben.

Schon tönte es dumpf, rüstiger gingen die Eisen und Schlägel, da schlug der Obersteiger einen gewaltigen Schlag ein, hell tönte es wieder, und ein blinkendes Licht strahlte ihnen von unten entgegen.

Die Bergleute stutzten, Alles hielt ob dieser Erscheinung erschrocken ein, und wollte keine Hand mehr anlegen.

Diese Kunde drang nach Oben. Da fuhr der muthige Johannes, noch aus seinen Kinderjahren dieser Fahrt wohl kundig, die Bibel im Arme, ein in den Schacht; und als er zur Oeffnung gelangte, aus der das Feuer strahlte, da wurde es auch ihm schauerlich zu Muthe, doch hub er mit kräftiger Stimme Gott vertrauend an: Wer du auch seist, Geist oder Kobold, so beschwöre ich dich im Namen der heiligen Dreieinigkeit, dein Blendwerk zu lassen, und die frommen Knappen nicht in ihrer Arbeit zu hindern! — Da dröhnten unter ihm die Felsenstücken, der ganze Berg schien sich zu bewegen, mit furchtbarem Geräusch rollte ein Granitblock vor ihm hinab, und Gotthold und Johannes standen an einem jähen Abgrunde, vor sich ein hell erleuchtetes Gewölbe, auf Felsstücken ruhend und mit den lieblichsten Blumen geschmückt, und drinnen lagen freundlich und lächelnd Hanns Bungert mit seiner Barbara und Joseph, und neben diesem, den Kranz von frischen Rosen im goldenen Haar, Marie, die Engeljungfrau, in lieblicher Schöne.

In einer Vertiefung saß ein Jüngling in grünem Gewande, einen Cypressenkranz in den Haaren, der winkte drohend mit aufgehobener Hand; doch als Gotthold und Johannes niedersanken, und mit inbrünstiger Stimme die Namen der Theuern ausriefen, die hier unten schlummerten, da verklärte sich das Gesicht des schönen Jünglings, und er lächelte freundlich ihnen entgegen.

Alle Bergleute waren auf ihre Kniee gesunken, und beteten leise und andächtig. Da erhob sich der Jüngling, brach aus jedem Kranze eine Blume, und ein warmer Luftstrom führte die Blüthen zu den Füßen der beiden Geschwister. Als nun das Gebet vollendet war, und Alles sich erhob, da rollte es wie ein ferner Donner, ein Felsen stürzte herab, dicht vor die Erschrockenen, und verschloß ihren Augen das geschmückte Flammen-

grab. Und als ein frevelnder Knappe das Eisen ansetzte, und einen verwegenen Schlag auf den Granitblock that, wankte der Felsen, und ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die schwüle Luft.

Alles eilte hinauf. Als der letzte Mann zu Tage war, da dröhnte die Erde, und mit furchtbarem Geprassel stürzte die Hoffnung zusammen.

So oft man späterhin versucht hat, die Grube zu befahren, stürzt bei Nacht wieder ein, was am Tage gearbeitet wurde. Seit zwei Jahrhunderten hat man den Versuch nicht wiederholt.

Das Mädchen im Haslithale.

grab. Und als ein frevelnder Knappe das Eisen ansetzte, und einen verwegenen Schlag auf den Granitblock that, wankte der Felsen, und ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die schwüle Luft.

Alles eilte hinauf Als der letzte Mann zu Tage war, da dröhnte die Erde, und mit furchtbarem Geprassel stürzte die Hoffnung zusammen.

So oft man späterhin versucht hat, die Grube zu befahren, stürzt bei Nacht wieder ein, was am Tage gearbeitet wurde. Seit zwei Jahrhunderten hat man den Versuch nicht wiederholt.

Das Mädchen im Haslithale.



Der Graf von Löwenberg war ein sonderbarer Mann, dem das Schicksal auf mancherlei Weise gut und übel mitgespielt hatte. Sohn eines Landpredigers in Westphalen, hatte er sich der Oekonomie gewidmet, da er keine Lust, vielleicht auch kein Talent zum Studiren in sich fühlte, sich aber dadurch die Liebe des Vaters entzogen, der ihn dem jüngern Bruder weit nachsetzte. Dieser hatte Talent zu Allem, trieb alle schönen Künste, nur nicht die broderwerbenden; dennoch glaubte der Vater, daß die Capitalien, die er an diesen Sohn verschwendete, reichliche Zinsen tragen müßten, während der Aeltere sich keiner Unterstützung erfreuete, und mühsam als Verwalter auf dem Gute eines benachbarten Adeligen sich durchhelfen mußte.

Hier hatte er ein junges Mädchen kennen gelernt, die Tochter eines unbedeutenden Justizbeamten, ein armes, schönes, anspruchloses Wesen. Beider Charaktere sprachen sich an, die Lage Beider war sich ähnlich. Er wollte nun eine kleine Pachtung übernehmen, der Vater seiner Geliebten den letzten Sparpfennig dazu hergeben, doch reichte dies immer noch nicht. Da ritt Jakob zu seinem Vater, bat um einen Vorschuß von 500 Thalern, die er redlich wieder zu bezahlen versprach, erhielt eine abschlägige harte Antwort, und wanderte zurück zu seiner trostlosen Marie. Zwischen Hoffnung und Verzweiflung verlebte er den Winter. Jetzt erhielt er die Nachricht, sein Vater sei gestorben. Mit den Thränen, die er um ihn weinte, näherte sich die Hoffnung wieder. Der Vater hatte für einen bemittelten Mann gegolten, sein Erbtheil versicherte ihm die Hand seiner Geliebten; wer kann ihn verdammen, daß er getröstet diese Begebenheit als eine Schickung des Himmels ansah, und mit diesem Gefühle nach seinem väterlichen Hause eilte, um, mit der Erbschaft bereichert, in die Arme seiner Marie zurückzukehren.

Auch hier ließ das Schicksal seine Tücke nicht. Die wenigen Capitalien, welche die Verschwendung des genialen Sohnes noch übrig gelassen hatte, fielen durch des Vaters Vermächtniß diesem allein zu, und dem älteren Sohne war nur ein kleines Pflichttheil mit der Klausel ausgesetzt, da er keiner Bildung, mithin auch keines Vermögens zu ihrer Erlangung bedürfe. Mit Ingrimm strich Jakob die 50 Thaler ein, welche ihm der

Bruder übergab, und entsagte dem Glücke und seiner Geliebten auf immer.

Als auch diese ihn vergaß, durch Noth gezwungen einen benachbarten Beamten heirathete, und das Letzte, welches ihn noch an seine Heimath kettete, dahin schwand, da ward sie ihm zu enge, und am Morgen vor Mariens Trautage, ohne den Bruder, ohne das Grab seines Vaters, ohne die Geliebte wieder gesehen zu haben, folgte er dem Sohne seines Principals nach Amsterdam, und übernahm, auf dessen Empfehlung, die Stelle eines Plantagenaufsehers und Hofmeisters bei einem reichen Pflanzer auf Curaçao.

Mehre Jahre lebte er hier ein trauriges Leben. Sein Principal abgehärtet, oder vielmehr abgespannt durch Gewohnheit und durch das Klima dieser Zone, war ewig mit ihm unzufrieden, weil er die Sklaven als Menschen behandelte. Sein Zögling, ein Knabe von acht Jahren, ganz von der Natur vernachlässigt, konnte ihm nicht die Ermunterung geben, hier neue Lebenslust zu schöpfen. Das Betragen des Vaters von seiner frühen Kindheit an, mehr noch sein Testament, Mariens Unbestand, der doch sehr verzeihlich war, des Bruders engherziges, feindseliges Benehmen, Alles zog ihn von dem Frohsinn ab, und berührte nur das Feindliche in ihm. Still, eingezogen, fast menschenfeindlich lebte der junge Mann ein Sklavenleben unter Sklaven, und nur die Frau seines Principals, ein stilles, einfaches, gutmüthiges Geschöpf, bereitete ihm dann und wann einen freundlichen Sonnenblick des Lebens. Seine Untergebenen liebten ihn trotz seiner finstern Außenseite, denn er war menschlich gegen sie.

Auch das Glück hat Launen. Selten scheint dessen Sonne ewig, selten aber deckt auch dessen Nacht für immer den Lebenshimmel. Der Mensch findet immer Augenblicke, wo es ihm lächelt, wenn er diese dann nur zu benutzen weiß. Ein schleichendes Fieber gab seinem Zöglinge, die nemliche Krankheit seinem Principal den Tod, und ihm einen freien Wirkungskreis für sich, und mehr Mittel, seine Untergebenen mild und menschlich zu behandeln. Ruhe und Friede schwebte jetzt über der Pflanzung, Heiterkeit sah man dort auf jedem Gesicht. Dies that Frau Adrianen wohl, die Ruhe gefiel ihr, aber auch eben so sehr der gesetzte, hübsche, wohlgebaute Mann, dem sie diese Ruhe verdankte. Sie bot ihm Hand und Herz, und der arme Berg ward ein reicher westindischer Pflanzer.

Schon an dem ersten Tage seines Glücks, schon bei dem ersten Genusse seines bedeutenden Vermögens war sein einziger Gedanke, sein einziger Wunsch, wie er den gleisnerischen Bruder, der ihm die Liebe des Vaters und sein väterliches Erbe gestohlen hatte, fühlen lassen könne, daß er jetzt der vom Schicksale Begünstige sei. Briefe gingen in die Heimath an seine alten Bekannten, die ihn früher keiner Antwort gewürdigt hatten;

jetzt aber erfolgte diese schnell. Der Bruder habe des Vaters Stelle bekommen, geheirathet, und lebe, so hieß es, für einen Geistlichen wohl etwas zu weltlich. Kindersegen bliebe nicht aus, nur schien der Segen des Herrn sich nicht über die Wirthschaft zu breiten, der Rest des väterlichen Vermögens sei vergeudet, und Schulden drückten den Pfarrherrn. Endlich kam auch der erste demüthige Brief des Bruders, in welchem er den reichen Pflanzer um Unterstützung ansprach. Triumphirend zeigte ihn Jakob seiner Ehegenossin, die ihn innig bat, dem Bruder zu helfen. Doch ein hartes, strenges: Nein! schloß ihre Lippen. Sonderbar, der mildthätige, wohlhabende Jakob Berg, an den kein Nothleidender vergebens seine Bitte wendete, war nur gegen seinen Bruder hart; er konnte die Zeit der Jugend nicht vergessen.

Menschen, welche von der Natur mit keinem besonderen Verstande ausgestattet sind, haben oft fixe Ideen, die feste Wurzel schlagen, und sie nie verlassen. Dein Bruder ist dein Feind! war der Gedanke, mit dem Berg Europa verlassen hatte, er folgte ihm bis nach Curaçao, und ließ den übrigens braven, guten Mann feindselig gegen den Bruder handeln, so daß er sich sogar über dessen Unglück freuen konnte. Er verwies ihn in seiner Antwort auf das Vermächtniß des Vaters, und beantwortete zuletzt die oft in Verzweiflung geschriebenen Briefe gar nicht mehr.

Aber so lange er sein Vermögen nur in Westindien genießen sollte, hatte es für ihn nur halben Werth. Im Vaterlande, da, wo man den armen Verwalter, den verstoßenen Sohn mit einem abgetragenen Rocke, sich quälend und kümmerlich sein Brod hatte erwerben sehen, da seinen Reichthum ausbreiten zu können, war der einzige Wunsch seines Herzens. Die Gattin, nachgebend und gutmüthig, folgte auch hierin seinem Willen. Vorkehrungen wurden getroffen, das Rittergut, wo er geboren und sein Bruder jetzt Prediger war, durch einen Anwalt gekauft, und nachdem alle Geschäfte in Ordnung gebracht waren, wurde die Reise angetreten.

Sie endete glücklich. Er landete in Rotterdam, und setzte mit sehnendem Herzen die Reise nach dem Vaterlande fort. Unfern der Heimath ließ er halten, stieg aus, und als er mit seiner Gattin einen ihm wohlbekannten Hügel hinauf stieg, auf dessen Spitze er den Ort seiner Geburt überschauen, den alten Glockenthurm, die Kirche sehen konnte, in welcher der Vater so oft gepredigt, ihn eingesegnet hatte, als er das Schloß erblickte, das jetzt sein Eigenthum war, und wonach er in seiner Jugend nur mit scheuer Ehrfurcht gesehen hatte, klopfte ihm das Herz ungestüm, er drückte der Gattin innig die Hand, und eine Thräne quoll unter den Wimpern hervor. Versöhnung! rief die Gutmüthige aus, und schmiegte sich innig an ihn: Versöhnung, lieber Jakob! Doch schweigend ging er den Hügel hinab um die Waldspitze. Da blickte über den Erlenbusch das Pfarrhaus mit seinem

Ziegeldache hervor, und die Kinderjahre traten in bunten Bildern und Farben vor ihm. Es trieb ihn dem Dorfe zu. Sehnsucht beflügelte seine Schritte. Die erste Hütte begrüßte er mit Freundlichkeit; die Leute, die ihm, mit ihrem Sonntagstaate angethan, begegneten und ihn freundlich grüßten, kannte er nicht mehr. Da bog er um die alte Linde, Kirche und das Pfarrhaus lagen dicht vor ihm, und dumpf tönten die Glocken vom altem Thurme.

Er stutzte. Auf dem Kirchhofe war Alles in Bewegung. Was bedeutet das Läuten? fragte er einen Vorbeieilenden. Wir begraben heute unsern Herrn Pfarrer! antwortete dieser.

Zerschmettert stand Berg da. Versöhnung! rief er schmerzvoll aus, vergaß die Vergangenheit, eilte nach dem Sarge, riß den Deckel ab. Versöhnung, mein Bruder, rief er noch einmal, und sank neben die Leiche.

Schnell hatte der Bruder geendet; das Wie? blieb in Dunkel gehüllt. Der unglücklichen Wittwe und ihren drei Söhnen hinterließ er nur Schulden. Jakob bezahlte Alles, nahm die Verlassene mit ihren Kindern liebreich auf, und selbst kinderlos, ward er ein treuer Vater dieser Waisen. Auch nach Marien, seiner ehemaligen Geliebten, wendete sich das versöhnte Herz. Ihr Vater und auch sie waren gestorben, ihr Mann wegen Cassendefecte flüchtig geworden, und das Schicksal raubte ihm auch hier das selige Gefühl der Versöhnung, auch hier entzog es ihm die Erfüllung seiner liebsten Wünsche.

Nach einigen Jahren starb die Wittwe seines Bruders; die beiden jüngsten Söhne folgten ihrer Mutter bald. Robert, der Aeltere, blieb ihnen nur allein. Aber ihm ward auch ganz die Liebe seines Onkels. Eine weitläufige Herrschaft wurde gekauft, Robert adoptirt, und der Grafentitel, fast nur seinetwegen, durch des Vaters bedeutendes Vermögen erworben. Auf diesem Knaben ruhte jetzt all seine Liebe, und doch glaubte er, den die Erfahrung seiner eigenen Jugend nicht belehrt hatte, er müsse seine Liebe unterdrücken, sie dem Kinde nicht zeigen, und ihn auch, noch im Jünglingsalter, seine Abhängigkeit fühlen lassen. Er zog deshalb mit ihm auf die Universität, damit er keinen Augenblick sich selbst überlassen bliebe. Desto zärtlicher, desto nachgiebiger und sanfter war die Mutter, und ihren innigen Bitten verdankte er die Erlaubniß, nachdem er die Universität verlassen, auf Reisen gehen zu dürfen.

Das Posthorn schmetterte, noch einmal warf sich Robert in die Arme der weinenden Pflegmutter, drückte den gerührten Oheim an die Brust, und stieg in den bepackten Reisewagen, welchem der alte treue Philipp, der einzige Neger, der von Curaçao mit nach Europa gewandert war, auf dem Bocke zur stattlichen Zierde diente, sagte seiner Heimath auf lange ein

Lebewohl, und fuhr durch das alte gewölbte Thor einer neuen Welt, einem neuen Leben entgegen.

Es war ihm sonderbar, als er sich zum erstenmal so unabhängig und allein befand, alles was ihn umgab sein Eigenthum war, und der herrische Sinn des Onkels seinen bescheidenen Willen nicht mehr zügelte. So wohl war es dem elternlosen Jünglinge nie geworden, und doch war es ihm so wehmüthig, dachte er an seinen alten, strengen, grämlichen Pflegevater und an die gutmüthige Mutter, die in ihrem holländischen Dialekte immer die rauhen Worte des Alten zu mildern wußte, und mit so viel Liebe an ihm hing. Aber kaum waren die Thränen des Abschiedes getrocknet, kaum der letzte Seufzer nach der Heimath gestillt, so trat das wohlthuende Gefühl der Unabhängigkeit in vollem Glanze hervor, aber auch mit ihm der feste Wille, diese Freiheit weise zu benutzen, und sich nicht auf ihren ungebundenen Flügeln auf Irrwege leiten zu lassen.

Jedoch nicht lange begleitete ihn die ungetrübte Freude. Philipp, der treue Diener, der seinen jungen Herrn fast abgöttisch liebte, erkrankte. Schon in Frankfurt verließ er seinen Herrn, und begann die letzte Reise. Ein Fremdling mußte die Stelle des vertrauten Dieners ersetzen, und ein freundliches Blatt aus dem Buche seines Lebens, worauf die Zeit der Kindheit und so manche Rückerinnerung an Heimath gezeichnet waren, war ausgerissen und für ihn nicht mehr. Die anziehenden Gespräche im einsamen Wagen waren verstummt, und Jean mit seinem listigen Gesichte saß statt des schwarzen zutraulichen Philipp auf dem Bocke.

War es Robert schmerzhaft, seinen Diener verloren zu haben, so war der Graf von Löwenberg unwillig, ihn ohne Mentor, Rebekka, ihn ohne treuen Pfleger zu wissen; doch da sie keinen ihrer Dienerschaft geeignet fanden, Philipp's Stelle zu ersetzen, so wurden ihm von der Mutter nur fromme Wünsche und ein ganzer Bogen voll Ermahnungen zugeschickt, wie er sich gegen den neuen Diener, den er ja nicht Jean, sondern Johann nennen solle, zu verhalten habe.

Diese Instructionen kamen zu spät. Der Diener hatte sich in den wenigen Tagen schon ganz in die Gunst seines Herrn zu setzen gewußt, und listig, wie er war, wurde es ihm nicht schwer, sein Zutrauen so schnell zu erwerben.

Herr und Diener kamen nach Wien; die Residenz hielt sie fest, Monate verstrichen, ehe die Reise nach Italien angetreten wurde. In einem Strudel von Vergnügungen gestürzt, verlor Robert sein zaghaftes, ungewisses Benehmen; jedoch erhielt er sich die Reinheit des Gemüths, und erkaufte seine Freuden nur mit Geld und Zeit. Venedig, Mailand ward jetzt besucht, und was er hier sah, zog ihn immer mehr nach dem classischen Boden Roms.

Wir Erdensöhne wandeln zwar immer nur nach einem von uns selbst gesteckten Ziele; wie der Knabe, der mit verbundenen Augen den Hahn

schlagen soll, sich fast immer von der Bahn verirrt, so geht es auch im höhern, ernsteren Spiele der Welt dem Menschen. Der Zufall, sein Schicksal, oft selbst sein innerer Wille führen ihn immer auf Abwege, und nur der Beharrliche oder der ganz Indolente wandelt fest oder mechanisch auf geraden Wegen seinem Ziele entgegen. Als Robert die lachenden Fluren der Lombardei durchstrichen, und sich den Apenninen genähert hatte, traf sein Blick rechts die Kette der hohen in Wolken gehüllten Alpen, und die Sehnsucht, die schon den Knaben nach den hohen Gletschern getragen hatte, ergriff jetzt das Herz des Jünglings, und zog ihn durch das Thal Aosta, dem Bernard zu.

Der Frühling hatte auf den Fluren der Lombardei seine üppige Schönheit schon lange entfaltet; auf dem einsamen Hospice aber war es noch Winter. Da machte Jean seinem Herrn die bittersten Vorwürfe, daß er dem Lande der goldenen Orangen so flatterhaft den Rücken gewendet, und sich hier in den Eisbergen begraben habe; doch Robert setzte freudig seine Reise fort.

Die Schweiz hat für ein deutsches Herz unwiderstehlichen Reiz. Die Sitten und Gebräuche der Einwohner, die steilen Felsen, die grünen Matten, das Rauschen des Bergstroms über hemmende Steinmassen, das sanfte Glockengeläute der weidenden Heerden, alles erinnert uns an die verwandte Heimath, alles was hinter uns liegt finden wir hier, nur schöner, erhabener wieder Wir sind noch auf deutschem Boden, nicht fremde Sitten beengen unser Herz, nicht versunkene Monumente, nicht Trümmer einer großen Vergangenheit, nicht ein erbärmliches, entartetes Menschengeschlecht erinnert uns nur an das, was war. Zwar ruft uns hier kein Capitolium einen Jupiter tonans, keine Grotte zu Cumae eine Sybille und ihre Sprüche zurück. Menschen, noch kräftig wie ihre Altvorderen, reichen uns traulich die Hand, wir wandern hier furchtlos in einsamen Schluchten und Gründen, sehen mit staunendem Blicke den kühnen Alpenjäger von Klippe zu Klippe sich uns nähern, ohne daß unsere Hand nach der schützenden Wehr greift, ohne in dem freundlich nahenden Jägersmanne den Räuber oder Banditen zu erblicken. O ihr ruhigen Gefilde der Schweiz, ihr ewigen Tempel der Gottheit, schmucklos, aber groß, ihr unzerstörbaren Monumente der Zeit, wie viel höher schätz' ich euren Granit, als jene Marmorreste, die mich nur an die Zerstörung mahnen. Wie viel reizender sind mir eure Sennenhütten, aus denen mir der Aermste euer Bewohner freundlich und zufrieden entgegen tritt, als jene Villen Italiens, die das Elend und die Verworfenheit umgibt. Wo aus Roms verödeten Mauern tausend in Lumpen gehüllte Bewohner mir ewig das fürchterliche: Hier war! entgegen seufzen, ruft mir in den Gefilden der

Schweiz jede rothwangige Dirne, jede freundliche Sennenhütte, jeder wogende See ein freundliches: Hier ist! entgegen.

Was sind Trümmer der Vergangenheit gegen die blühende Gegenwart? nur das, was die Wehmuth gegen die Wonne des Augenblicks ist, was die letzten Reste einer veralteten Matrone gegen die blühende Frische einer rosigen Jungfrau. Griffe der Mensch nicht mit thöriger Hast nur immer nach der Ferne, er würde nicht mit eitlem Sinne unter Banditen und Räubern und herzlosen Bettlern nach den Trümmern vergangener Größe suchen, die ihm nur ein todtes Bild von dem geben, was einst war. Glaubst du, stolzes Italien, die dunkle Bläue deiner Wolken, dein glühender Aether ziehe mich auf in höhere Welten? In den freien Bergen der Schweiz, wenn Wolken und Nebel auch den Horizont umziehn, und die lauten Donner von Berg zu Berg in tausendfachen Echo rollen, da öffnet sich mir der Himmel, ich schaue andachtvoll in das Allerheiligste. Die große Natur, der freie Mensch nur erhebt das Herz, und Sempach's Matte, Murten's Fluren, wo der freie Mann für Freiheit kämpfte, erwecken hellere Gluth in meinem Innern, als der classische Boden Roms, wo die Tyrannen der Welt einst hauseten, wo die Freiheit der Gedanken, des Glauben in Ketten geschmiedet verschmachtete, wo jetzt das hungrige zerlumpte Volk an den Brocken naget, die von der Tafel seiner Vorfahren abfielen, und dabei verhungert.

Dies waren Roberts Gefühle als er in das freundliche, romantische Thal, den Gotthard hinab, nach dem vierwaldstädter See wanderte. Von früher Jugend an hatte die Schweiz seine Phantasie beschäftigt. Wenn ihm Philipp von dem herrlichen Zuckerplantagen auf Curaçao erzählte, standen die hohen Gletscher vor ihm. Wenn sein treuer Mentor ihm die Ananas und Orangen pries, die in diesem Himmelstriche in üppiger Vegetation wachsen, so sah er ein Alpenröslein, einfach und bescheiden zwischen wohlriechenden Kräutern und Gräsern vor sich stehen. Malte ihm sein Lehrer mit gleichen Farben die Zeiten römischer Größe, mußte er mit ihm über den Rebicon schreiten, mit Caesar triumphirend in Rom einziehen, so schweiften seine Gedanken nach der einsamen Ruttli-Matte, wo Werner und Stauffacher mit ihren Gefährten den Bund beschworen, den so manche Heldenthat befestigte. Die Schweiz war des Knaben Eldorado, die Schweiz war der Sehnsuchtstraum des Jünglings.

Schon mehrere Tage waren sie von Ort zu Ort gewandert, den Stab in der Hand, den treuen Wegweiser vor sich, welcher das wenige Gepäck trug. Sie hatten den Rugi bestiegen, den vierwaldstädter See beschifft, waren in Brunnen bei Wilhelm Tell's Kapelle gelandet, und wollten nun westlich nach Bern sich wenden. Da führte sie der Führer eines Tages

über rauhe, unwegsame Berge, ihnen eine romantische Aussicht versprechend, hinab in ein enges Thal, von saftigem Grün und einzelnen Tannen-wäldern umgeben. Ein Gießbach zu ihrer Linken stürzte den Felsen hinab, er rollte rauschend in's immergrüne Thal, wand sich durch Felder und Wiesen. Da, wo er über herabgewälzte Felsen sich schäumend stürzte, ein neues Becken bildete, und dann in geregelter Linie ruhig durch's Thal lief, stand ein einsames Haus, freundlich weiß und anspruchslos. Ein Kiefergebüsch beschattete es von der einen Seite, ein freundlicher Garten von der andern. Da hinunter! rief Robert seinem Begleiter zu, und eilte die schroffen Felsen hinab; doch schnell rief ihn der Führer zurück. Seit-wärts führte er ihn, auf weniger gefährlichem Wege einem Walde zu, der sich von der Höhe herab fast bis in's Thal zog. Sie schritten in seinem Dunkel, kein Lüftchen wehte, nur von fern hörten sie das Geläute einer weidenden Heerde.

Der Wald öffnete sich, vor ihnen lag das Thal mit seinem einsamen Hüttchen ausgebreitet, sie konnten es deutlich durch die einzelnen Baum-stämme sehen. Auch erblickten sie nun die Heerde, deren Geläute die ein-förmige Stille unterbrochen hatte; aber mehr als dies, mehr als Thal, Hütte und Geläute zog ein Hirtenmädchen die Aufmerksamkeit Robert's auf sich, das am Rande des Waldes auf einer Rasenbank saß, den Rücken an eine Eiche gelehnt; neben ihr stand ein Jüngling, der eifrig mit ihr zu reden schien.

Robert winkte seinen Begleitern, zurückzubleiben, und ohne zu wissen weshalb, schlich er zwischen den Bäumen hindurch ihnen näher.

Das Mädchen, ganz in die Tracht der Landleute ihres Cantons ge-kleidet, hatte ihren Strohhut, dessen rothe Bänder im Abendwinde flatterten, neben sich gelegt, und sah mit gutmüthigem Blicke auf nach dem Jünglinge, der den Hut tief in's Gesicht gedrückt, vor ihr stand. Robert konnte ihr Gesicht von der Seite deutlich sehen; es ergriff ihn wunderbar. Dunkelblau war das Auge, blendend die Haut, schwarz ihr gescheiteltes Haar, der Mund zum Küssen geformt, die Hand, welche in der Hand des Jünglings lag, niedlich, der Fuß, der unter dem kurzen Röckchen hervor-blickte, zum Malen schön; Robert stand wie gebannt. Er hatte, seit er von der Höhe herabgestiegen, seiner regen Phantasie freien Spielraum gelassen: sie hatte ihm das Thal, das Hüttchen so lieblich gemalt. Das herzige Lied von Salis: Wann, o wann wird endlich mir mein letzter Wunsch gewährt, hatte ihn auf dem steilen Wege hinab geleitet, und nur sie, das seufzt er leise: zur Gefährtin sie dazu! hatte er so sehnsuchtsvoll gesprochen. Dieser Wunsch war so freundlich, zwar noch in Nebel gehüllt, vor ihn getreten, und nun saß sie vor ihm, lieblicher als seine Einbildungkraft sie ihm ge-schaffen hatte, das Hüttchen blickte mit seinem neuen Ziegeldache winkend aus dem Akazienbusche hervor, und die melancholischen Töne des Glocken-geläutes stimmten seine Seele zu einem noch nie gekannten Tone, der ihn

schon jetzt in Entzücken gesetzt haben würde, hätte nur nicht die liebliche Hand in der Hand des Jünglings geruht.

Diese Stellung brachte ihn zur ruhigen Besinnung zurück. Daß nur die Liebe diesen traulichen Verein gestatten konnte, war ihm nur zu gewiß. Ein unangenehmes Gefühl durchschauerte ihn, der Nimbus war schnell vor dem Hauche der Eifersucht verschwunden, er näherte sich, wer kann es ihm wohl verargen? um zu lauschen.

Lieber Jakob, lispelte jetzt der Rosenmund des Mädchens, und Robert sah genau, daß ihre Hand die seinige drückte; warum dieser unheilbare Schmerz? Ich bin Dir gut, das weißt Du, warum dieser Kummer, und warum ewig die Wunde aufreißen, wenn sie noch nicht vernarbt ist? Sei Mann, blick umher, guter Jakob, das Leben wird Dich von allen Seiten anlächeln!

Ohne Dich? rief der Jüngling schmerzlich, ließ ihre Hand fahren, und ein Hoffnungstern ging für Robert auf.

Auch ohne mich! sagte das Mädchen: Ich kann Dir nur eine treue Schwester sein, sei Du mein Bruder, unterdrücke die Wallung Deines Herzens. Das meinige kann sich Dir nicht hingeben.

O könnte ich nur, Barbel! rief der Jüngling aus: könnte ich nur, ich wollte ja gern Alles thun, was Du willst. Ach, fuhr er schmerzhaft fort: als ich Dich zum erstenmal sah, war ich Dir gleich gut, da fühlte ich schon, daß mir neben Dir noch so Manches fehlte. Ich wußte so wenig, Du so viel. Du lasest in schönen Büchern, spieltest das Clavier, ich konnte nichts, als mein Paternoster beten und zwei Liedchen auf meiner Schalmei blasen. Da ging ich nach Einsiedeln zu dem Pater Rector und lernte, Gott weiß wie gern, und war fleißig und lernte viel, kann auch jetzt alle Lieder, die Du singst, auf der Flöte blasen, und das Alles um Deinetwillen; doch was hilft es mir, ich habe nicht gelernt, Dir zu gefallen, und die Töne meiner Flöte verhallen im Winde.

Lieber Jakob, sagte nun das Mädchen, erhob sich von ihrem Sitze, und vor Robert stand eine herrliche Nymphengestalt: Liebe läßt sich nicht gebieten; sei mein Freund, mein treuer Freund in meiner Einsamkeit, sei freundlich mit mir und meinem alten Vater, komm recht oft zu uns, und erheitere ihm seine trüben Tage. Doch jetzt wird es schon spät, ich muß mit der Heerde zurück; die Sonne ist schon untergegangen. Geh nach Haus, guter Jakob, grüß Deine Mutter, besuch uns auf den Sonntag! Sie ging — die Heerde sammelte sich auf ihren Ruf und folgte. Lange sah Robert ihr nach. Auch Jakob stand immer noch auf der nemlichen Stelle, sah unverwandt hinab in's Thal, faltete seine Hände, und nach einem leisen Gebete — gewiß für die holde Jungfrau — schlich er seitwärts in den Wald.

Als Robert mit den Seinen aus dem Walde auf die Matte trat,

hörten sie im nahen Gebüsche die Töne der Flöte im Westhauche immer leise und leiser zittern, bis sie endlich verhalten.

Wohin soll ich Euch führen? fragte nun der Wegweiser. Robert antwortete nicht, er sah immer, nach den Tönen horchend, unverwandt hinunter, wo in Nebel gehüllt das Mädchen mit der Heerde seinem Blicke entschwand — Noch einmal fragte der Führer.

Wohin Du willst, nur nicht weit von hier! sagte der junge Mann: nach der ersten Sennhütte, die wir treffen!

Hier auf den Matten ist keine Sennhütte, aber dort unten, unfern des rothen Hauses, wo der verdrießliche Peter Wanger sein Wesen treibt, hat eine arme Wittwe wohl noch ein freundliches Kämmerchen für Euch, wenn Ihr wollt.

Robert folgte. Die gute Alte nahm sie freundlich auf. Was ihre kleine Wirthschaft vermochte, gab sie willig her, und ihre geschäftige Gesprächigkeit ließ Robert hoffen, daß er hier Nachricht von der Jungfrau erhalten könnte, die immer noch vor ihm stand.

Bald erfuhr er auch von der guten Alten, daß vor ungefähr funfzehn Jahren der Peter Wanger sich hier angesiedelt habe, und seine Tochter, die nemliche, die er auf der Matte am Walde gesehen, damals kaum drei Jahr alt, zu aller Menschen Freude hier aufgeblüht sei. Viele Jünglinge der Umgegend, ohne sich von dem mürrischen Alten abschrecken zu lassen, hätten um Bärbchen gefreit, sie hätte aber noch keinen unter den Bewerbern gefunden, der ihr gefallen habe, und der Alte sei sehr stolz und hoffärtig, und obgleich selbst nur Landmann, habe er doch laut versichert, daß sein Kind, die doch täglich die kleine Heerde austreiben müsse, niemals einen Hirten heirathen sollte. Das Mädchen sei fromm, gut und wohlthätig und gar gelehrt, doch freundlich mit den Töchtern aus der Nachbarschaft, und gar nicht stolz gegen die jungen Bursche, die sich überall um sie versammelten.

Robert wußte nun genug, mehr als es sein aufgeregtes Gefühl bedurfte. Bärbchens Bild stand lieblich, frei und lockend vor ihm. Er eilte aus der Hütte und schlich längs dem Giesbache dem rothen Dache zu, das ihm, vom Mondlichte beleuchtet, entgegen strahlte.

Und was willst du hier? wohin führt dich dein eilender Fuß? rief er sich zu, als er, an eine Ulme gelehnt, vor sich hinsah. Was er wollte, wußte er nicht, wohl aber wohin ihn sein eilender Fuß führen solle — zu ihr. Und jetzt, am späten Abend? Nein, nein! rief seine Vernunft, versparʼ Deine Ungeduld bis morgen. Doch das Haus muß ich sehen, vielleicht zeigt der Schein des Lichts ihren Schatten am Fenster, vielleicht tritt sie selbst, in das Dunkel der Nacht nach den Sternen blickend, an selbiges.

Er schritt vorwärts. Eine Brücke führte ihn über den Bach nach einer Hecke von Cornelinskirschen, die einen ziemlich bedeutenden Garten umgab; eine offene Thüre lud ihn ein, nicht vorüber zu gehen. Er folgte der Ladung, schritt durch schmale Gänge hindurch, und sonderbar, statt dem Hause zu, schritt er immer tiefer in den Garten hinein, dessen regelmäßigen Gang ein kleines Boskett schloß. Eine Nachtigall flötete aus den dunkeln Sträuchen, er sah sie im Mondscheine von Zweig zu Zweig flattern, und als wäre sie der Vogel der Feenwelt, folgte er ihren Tönen und trat in das Gebüsch. Nur wenige Schritte war er gegangen, so stand er auf einem freien Platze, mit Pappeln und Thränenweiden umgeben, in dessen Mitte von Granitstücken ein Hügel geformt war, auf dessen Spitze ein einfacher Würfel ruhte. Er näherte sich diesem Monumente, er wollte die Inschrift lesen, aber Wolken verbargen das Mondlicht, es war ihm nicht möglich, die Worte zu entziffern. Da rauschte es hinter ihm. Mechanisch eilte er auf die andere Seite und verbarg sich im Gebüsche. Neugierde war es nicht, die ihn dahin trieb, wahrscheinlich das Gefühl des Unrechts, sich in fremde Gehege eingedrängt zu haben. Doch still war es um ihn. Er trat wieder vor, und das Erste, was er erblickte, war ein Blumenkranz, von frischen Feldblumen gewunden, den er auf dem Würfel liegen sah. Er nahm den Kranz, drückte ihn innig an sein Herz, und sagte mit gepreßter Stimme: Wer Du auch bist, dem ich diesen werthen Kranz raube, verzeihe mir!

Ohne nach dem Hause zu gehen, ohne zu versuchen sie zu sehen, ging er langsam seiner kleinen Hütte zu und träumte — ihm waren seine Empfindungen neu und unbekannt. Er fühlte sich hin zu dem Mädchen gezogen, und scheue Ehrfurcht hielt ihn doch zurück. Sie stand winkend vor ihm, und doch wagte er nicht, sich ihr zu nahen. Er fühlte dunkel, daß sein Lebensglück an sie gebannt sei, und wußte doch nicht, wie er es an sie knüpfen könne. Es waren die dunkeln Gefühle der ersten Liebe, zart und doch so fest, kräftig und doch so zagend.

Die Nacht senkte nicht den Schlaf auf seine müden Augen; der Morgen führte ihn hinauf nach dem Walde. Auf den Rasensitz, wo sie gestern geruht hatte, setzte er sich. Ach, ein düstrer Nebel verbarg ihm Thal und Hütte. Die Sonne trat nur langsam zwischen den hohen Bergen hervor. Lange saß er auf dem geliebten Platze ehe ihre goldnen Strahlen den Nebel theilten, und das rothe Dach des Häuschens ihm entgegen schimmerte. Sie zu erwarten war er hierher gegangen, doch sie kam noch immer nicht. Die Sonne trat höher hinter den Bergen hervor, beleuchtete glühend die fernen Gletscher. Alles still im Thale. Sein Herz klopfte laut, unruhig sprang er auf, ging den Weg ihr entgegen. Alles blieb einsam. Er setzte sich nun auf eine Rasenbank unter einer hohen Buche, an der ein klarer Quell vorbei floß, und lauschte — vergebens. Nur das laute Picken eines Spechts unterbrach die todte Stille, und zog seinen Blick auf zu dem

Geschäftigten; da sah er in dem Stamme der Buche den Namen; „Barbara Wanger" eingeschnitten. O die Thorheit der Liebe! er küßte die rauhe Rinde, ergriff sein Messer, und grub schnell unter die theuern Züge seinen eignen Namen ein.

Als er „Robert" beendet, hielt seine Hand bei den G. inne: Graf von Löwenberg, rief er vor sich: was soll der neben der lieblichen Hirtin des Hasli-Thales? und mit diesem Gedanken trat sein ernster Ohm vor ihn und die flehende Mutter. Was diese eigentlich hier wollten, wußte er nicht, daß sie aber finster vor ihm standen, und ihn von dem Baume, dem Namen, dem Hüttchen, von dem holden Mädchen wegzogen, das fühlte er, und mit diesem Gefühle trat plötzlich der ernste Gedanke vor ihn: was willst du hier, was willst du von dem Mädchen, von dem dich Alles trennt? Der Blick, der seit gestern hoffnung-, vertrauenvoll nur nach dem Himmel und seinem Engel geschaut hatte, sah jetzt in den jähen Abgrund hinab, der sich vor ihm öffnete, und sein reiner Sinn, sein edles Gemüth riefen ihm zu: fliehe, noch ist es Zeit! und der Name Robert blieb allein in die Rinde gegraben. Kann ich dich nicht glücklich machen, liebes Wesen, rief er aus: will ich auch deine Ruhe nicht stören! Er sah noch einmal nach dem geliebten Namen: Barbara! seufzte er, und ging hinab seiner Wohnung zu.

Da tönten von fern die Glocken der Heerde, und wie die Töne der Geisterwelt hielten sie seine eilenden Schritte fest, seinen Fuß gebannt. Sein Herz schlug laut. Immer näher und näher, immer vernehmlicher schallte das Geläute, nur wenige Schritte und —

Da trat sie mit flüchtigem Fuße um die Hecke, und sang zu dem melodischen Geläute ein Schweizerlied, wand frische Blumen zu einem Kranze, und blickte nur manchmal sich um, ob die Heerde auch willig folge. Sie war heute wo möglich noch schöner als gestern, das knappe Mieder mit seinem geschlängelten Bande, dicht angeschlossen an den schlanken Leib, zeigte die schönen Formen; den niedlichen Fuß, das schlanke Bein deckte nur halb das kurze Schweizerröckchen mit seiner rothen Einfassung, und unter den blendend weißen Ermeln trat ein noch blendenderer Arm hervor. Der Strohhut, der nachläßig im Nacken hing, verbarg nicht die dunkeln Augen, die sinnend auf die Blumen schauten, und sie doch nicht zu beachten schienen — und der Mund — Armer Robert! er bannte dich fest, diese Rosenlippen hielten dich mit magnetischem Zauber, starr, aber sehnsuchtvoll nach ihr hinblickend, stand'st du immer noch gebannt und drücktest, unbewußt was du thatest, den Blumenkranz, den du gestern geraubt, an dein wallendes Herz.

Nur wenige Schritte noch, und sie stand vor ihm. Ein lauter Schrei, den sie ausstieß, weckte ihn aus seinen Träumen.

Verzeih, holdes Bärbchen! rief er aus, und ergriff ihre Hand: verzeih, wenn ich Dich erschreckte!

Lieber Herr, sagte das Mädchen noch ganz außer sich: wer sind Sie, woher kennen Sie mich?

O, wer sollte nicht Barbara Wanger kennen?

Und wer sind Sie? wiederholte das Mädchen eifrig, zog ihre Hand aus der seinigen, blickte bedeutsam auf den Kranz, den er in seiner Hand hielt, und schlug erröthend die Augen nieder, da sie ihn als den ihrigen erkannte.

Ein Fremder, der Dich gestern zum erstenmale mit Jacob dort oben am Walde stehen sah! antwortete Robert.

Mit Jacob? unterbrach ihn mit sonderbarem verlegenen Tone das Mädchen, und sprang schnell zu ihrer Heerde, die unterdessen seitwärts durch die Hecke gebrochen war.

Robert wollte folgen, doch Bärbchen rief ihm zu, um Gotteswillen sich ruhig zu verhalten, die Heerde kenne ihn nicht,

Bald war Alles wieder in Ordnung, der Zug ging den Berg hinauf, Robert folgte, und das Mädchen zerpflückte schweigend ihren erst geflochtenen Kranz. Als sie an die Buche kam, hielt die Heerde von selbst still, um aus dem Quell zu trinken, der frisch und murmelnd neben ihr sprudelte, und, wie gewohnt ging Barbara der Buche zu. Zufällig blickte sie auf, sah den Namen: Robert unter dem ihrigen eingeschnitten, und ihr Blick wendete sich schnell nach ihrem Begleiter, der mit sehnendem Auge sie betrachtete, dann wand sie sich noch schneller, rief ihre Lieblingskuh, die auf ihren Ruf willig hörte, und eilte wie ein gescheuchtes Reh den Berg hinauf, wohin springend und brüllend die Heerde ihr folgte.

Noch einmal benutzte sein Schutzgeist diesen Augenblick zur Warnung. Sein Schicksal siegte, er folgte dem Mädchen.

Auf der nemlichen Rasenbank, wo sie gestern gesessen, als sie mit Jakob sprach, fand er Bärbchen wieder. Sie saß sinnend, schaute vor sich hin, und schien in süße Träume versunken. Er ging längs einer Hecke dem Walde zu, und, sie nicht aus dem Auge verlierend, schlich er unbemerkt hinter sie, die noch immer in Gedanken schweigend da saß.

Bärbchen! rief er endlich, und das Mädchen sprang erschrocken auf.

Bärbchen, zürnst Du mir?

Warum sollt ich, Robert? antwortete sie verlegen, eine hohe Röthe überflog ihr Gesicht. Ach, setzte sie schnell hinzu: Verzeihen Sie, lieber Herr, daß ich Sie Robert nannte, ich war so erschrocken, ich weiß selbst nicht —

Und gereut es Dich, daß Du den Namen nanntest?

Das Mädchen schwieg.

Gereut es Dich, holdes Bärbchen, daß Du meinen Namen nanntest? fuhr Robert fort.

Ja Herr! sagte das Mädchen nach innerem Kampfe: ich weiß zwar nicht, ob es der Ihre ist, den ich in der Buche eingeschnitten sah, es ist mir aber nicht lieb, sie so genannt zu haben.

Auch Robert war jetzt verlegen, er wußte sich die Worte des Mädchens nicht zu deuten, in welche sie allen ihr nur möglichen Gleichmuth gelegt hatte, während ihr Auge die regen Empfindungen ihres Innern verrieth. So standen sie einige Zeit neben einander. Die erste Liebe ist zaghaft, ihre Gefühle, ihr selbst noch zu neu, zu unbekannt, finden nicht schnell Worte, ihr bangt, sie ängstigt sich bei dem leisesten Wunsche, und verräth ihre Lippe nur leise die innere Gluth, so zieht sie beschämt sich wieder zurück und erröthet vor sich selbst, wie die Jungfrau bei dem ersten Kusse, der ihre schwellenden Lippen berührt, den sie nicht erwiderte, und nach welchem doch eine unbeschreibliche Sehnsucht zurück blieb.

Endlich schlug Barbara ihr gesenktes Auge auf, die dunkeln, langen Wimper hoben sich, sie sah mit seelenvollem Blicke den Jüngling an, der immer noch schweigend ihrem Auge begegnete. Dieser Moment, so stumm und doch so beredt, gab Herz um Herz, Liebe um Liebe. Mein! Dein! schien er zu sagen, und des Mädchens Blick, den sie jetzt gen Himmel hob, schien dem Himmel zu danken, daß der Sehnsuchttraum ihres Herzens endlich erfüllt sei.

Wer sind Sie? fragte nach dieser Pause das Mädchen mit innigem Tone: wer sind Sie, der so warmen Antheil an einem unbekannten Schweizermädchen nimmt, was führt Sie hierher zu uns?

Mein günstiges Geschick, holdes Wesen! entgegnete ihr der glühende Jüngling: mein Glückstern führt mich von Westphalen hierher zu Dir.—

Aus Westphalen? rief aufmerksam Barbara: also ein Deutscher? So sind sie mir doppelt willkommen! sprach sie, und reichte ihm die niedliche Hand, die er unwillkürlich an sein Herz drückte. Sagen Sie mir doch, fuhr sie noch einer Weile fort, von wem erhielten Sie den Kranz, den Sie jetzt noch so sorgfältig bewahren.

Die schönsten, liebsten Hände flochten und legten ihn gestern Abend auf ein Denkmal; ich stahl ihn dort, verwahre ihn an meinem Herzen, und gäb' ihn nicht um Alles in der Welt.

Barbara erröthete und schwieg.

Weißt Du nicht, liebes Bärbchen, mir zu sagen, fuhr Robert fort: welches Denkmal da unten im Thale unsern des netten Häuschens im Garten steht?

Es ist ein Denkmal meiner guten Mutter geweiht, die ich kaum gekannt habe, antwortete das Mädchen, und wischte sich die Thräne aus dem Auge: Sie starb früh, wohl viel zu früh für mich.

Dein Vater lebt noch —

Er lebt, doch, setzte sie hinzu: ein stilles, freudenloses, einsames Leben.

Neben Dir?

Bärbchen seufzte.

Neben Dir! rief der Jüngling, und umschlang das Mädchen mit Feuer.

Ja, neben ihr! rief eine rauhe Stimme, und hinter ihnen stand ein Schweizer Landmann, mit finsterem Blicke auf Beide schauend.

Mein Vater! rief Bärbchen, und sank in seine Arme — er schob sie sanft zurück.

Wer sind Sie, mein Herr? fragte nun der Alte, sich zu Robert wendend: was suchen Sie hier, und wer gibt Ihnen das Recht, mit solcher Zudringlichkeit sich meinem Kinde zu nahen?

Der schneidende Ton, mit dem der Alte dies sagte, erweckte Robert's Stolz. Ich bin ein Reisender aus Deutschland! antwortete er, ohne im mindesten verlegen zu sein: heiße Löwenberg, sah dieses holde Mädchen gestern, heute, und liebe Sie.

Und lieben sie? wiederholte hohnlächelnd der Alte: Die Liebe von gestern und heute, mein guter Herr, ist die Narrheit der Liebe; Ihnen gefällt mein Kind, ihre Lieblichkeit zieht sie hin zu ihr!

Vater! unterbrach Bärbchen bittend den aufgeregten Alten.

Geh zu Deiner Heerde und hüte sie! befahl der Vater mit gebietendem Ernst. Das Mädchen gehorchte. Ein bittender tröstender Blick traf im Gehen noch den Jüngling.

Sie glauben, fuhr der Alte fort: auf der Alp ein Röslein zu pflücken, das Sie für jeden Vorübergehenden aufgeblüht wähnen. Junger Mann, meine Tochter ist keine Feldblume, wie Sie sie in diesem entarteten Lande von Berg zu Berg, von Hütte zu Hütte wohl finden können! Wer sie antastet, den sticht mein Dorn und — Robert wollte reden — hören Sie mich — Alles hat mir das Schicksal genommen, Alles, was mir das Leben werth und theuer machte, mein Weib, mein Glück, das Vertrauen zu mir selbst. Nichts ließ es mir als dies holde Kind, nichts als diese herrliche Blüthe, die sich hier unbemerkt unter rohen Hirten entfalten muß. Sie ist der Engel, der mich von der Verzweiflung rettet, wer mir diesen Engel entheiligte, rief er, und immer wilder und wilder rollte sein Auge: wer mir diese Unschuld mordete, den morde auch ich! —

Ruhig, wie das reine Gewissen, schaute Robert dem Manne in's rollende Auge, und ein wehmüthiges Lächeln umzog seinen Mund.

Was soll dieser Blick, was soll das Lächeln rief der Alte zornig.

Euch sagen, unterbrach ihn Robert schnell: daß Ihr in Irrthum seid, unglücklicher Mann, daß in mir, weit entfernt, mit unreinem Herzen vor Euch zu stehen, bei Gott, noch kein Gedanke aufgestiegen ist, der mich schuldbewußt Eurer Tochter näher brachte.

Nun so gehabt Euch wohl! rief der Alte rasch: geht mit Gott, und stört ferner meine Ruhe nicht! Er wendete sich schnell und ging zu seiner Tochter, die am Abhange des Berges in banger Erwartung neben ihrer Heerde stand.

Robert sah ihm nach. Er sah das liebliche Mädchen nach ihm aufblicken, er glaubte, so fern es auch war, sie sehe verlangend nach ihm, und des Vaters rauhe Worte tönten noch einmal in sein Ohr. Nun so gehabt Euch wohl! rief er vor sich hin. Ja, ja! besser wäre es, ich ginge, wenn ich nur könnte. Er nahm den Blumenkranz von seinem Herzen, sah ihn traurig an, und reihte an ihn Gedanken an Gedanken, Hoffnung an Hoffnung, Schmerz an Schmerz. Die Zukunft ging an ihn vorüber, doch mit dem Gedanken, er müsse sie fliehn, trat die Liebe gerüstet hervor und begann den Kampf. Wenn ich nur könnte! rief er noch einmal, und sein Herz trieb ihn hinunter zum Alten, der ihm entgegen trat.

Ich warn' Euch, junger Mann! sagte dieser ernst, aber nicht rauh: laßt mein Kind in Ruh, fühlt ihr Neigung zu ihr, so bedenkt, daß der Augenblick, daß die Sinne sie schufen, nicht das Herz; stört ihren Frieden nicht. Ihr Herz schlägt nicht rohen Trieben entgegen. Wir sind nicht was wir scheinen, nicht die Tochter eines Senn ist mein Kind. Geld kann hier keine Sünden bezahlen. Geld vermag viel über des Menschen schwaches Herz, doch hier vermag er nichts zur Tilgung des Verbrechens! setzte er heftig hinzu, und der freundliche Blick, während er gesprochen, verschwand, sein Auge rollte wild.

Geht mit Gott! rief er mit Heftigkeit: und tretet meinem Kinde nie wieder vor die Augen, ist Euch Euer Leben lieb, nie!

Nie? rief Robert.

Nie! entgegnete mit schneidendem Tone der Alte. Der Weg zu meinem Kinde geht nur über die Stufen des Altares oder in's Grab. Gehabt Euch wohl!

Er winkte, Bärbchen schritt mit hängendem Kopfe dem Thale zu, die Heerde folgte, der Vater schloß den Zug, und mit dem fernen Glockengeläute verhallte ein Ton der Freude nach dem andern, und löste sich in Wehmuth auf.

Noch stand Robert am Abhange des Waldes, noch schwebte wie ein Traum das eben Durchlebte vor ihm, und mechanisch schritt er dem Rasenhügel zu, auf welchem das Mädchen gestern gesessen, wo er ihr heute mit der Glut der ersten Liebe sein Herz geöffnet hatte. Chaotisch stürmten die Gedanken durch sein Inneres, der rauhe Vater, das ernste, fürchterliche Wort, das er ausgesprochen, tönte schneidend hervor, und zu ihm, zu diesem Finsteren, gesellte sich sein Oheim. Freundlich versöhnend trat dann Bärbchen zu ihm, er schloß sie inbrünstig in seine Arme, hohe Wonne durchschauerte ihn bei diesem tröstenden Gedanken. Da riß der Schweizer, da stieß sein Vater sie von ihm und das furchtbare: Nein! donnerte ihm entgegen.

So früh schon! rief er endlich aus, und seine Gefühle lösten sich in

Worte auf: so früh schon deinen Kelch lehren, bittre Entsagung, so früh meinen Muth vergeuden gegen mich selbst, meine Kraft benutzen, mir selbst das Grab meines Glücks zu graben? Nun es sei! Nimmer darf ein Hirtenmädchen die Gattin des Grafen Löwenberg werden, nimmer würde es der strenge Sinn meines Oheims erlauben, und nur über die Stufen des Altares geht der Weg zu seinem Kinde, sagte der Alte, und er hat Recht. Zu einem Engel führt nur der Himmelsweg. Darum fort Robert, fort, da es noch Zeit ist!

Er kehrte heim, die Sonne stand schon hoch im Mittage. Ein ländliches Mahl erwartete ihn, er berührte es nicht, sein Jean beobachtete ihn, er schickte ihn hinaus, gab nur den Befehl, daß morgen ihre Wanderung weiter gehen sollte, und überließ sich seinen Empfindungen und seinen Träumereien. Gleich aufzubrechen vermochte er nicht. Noch einmal wollte er am Abend zum Denkmal der Mutter gehn, wollte das Geraubte wieder dort niederlegen, wollte nichts, nichts mit sich nehmen, was ihn an Bärbchen erinnern könne — so meinte er, und doch zog ihn nur die Hoffnung hin, sie noch einmal zu sehen. Er täuschte sich selbst.

Der Abend nahte, schon blickte der Stern der Liebe mit bleichem Lichte durch die Dämmerung, als Robert hinaus eilte. Ach es war noch zu früh, noch vergoldete der Wiederschein des Abendroths die hohen Gletscher, und überzog ihr weißes Gewand mit purpurnem Saume. Er mußte seine Ungeduld zügeln, warf sich unter einem Ahorn nieder und sah unverwandten Blickes nach dem leuchtenden Ziegeldache. Da tönte das Geläute der Heerde, und dieser Ton erweckte Sehnsucht und Wehmuth. Er sprang auf, lauschte und höher und höher klopfte ihm das Herz, als die Töne näher und näher kamen. Jetzt — nur noch einen Augenblick. Jetzt kam die Heerde den steilen Pfad herab, sie nahte. Sie — war es nicht, freundlich grüßte Jakob den Getäuschten, ging dann schweigend an ihm vorbei. Schmerzensbruder, dachte Robert, du stehst zu niedrig, ich zu hoch, um den Engel zu erreichen. Er sah ihm wehmuthvoll nach. Jakob! rief er endlich, und der Hirt wendete sich und trat näher.

Was wünscht Ihr, Herr?

Wer wohnt dort in jenem Hause?

Herr Wanger.

Und?

Seine Tochter Bärbchen, ein schmuckes, liebes Kind, das schönste Mädchen im ganzen Thale.

Kennst Du sie?

Ob ich sie kenne, lieber Herr? ob ich sie kenne? wiederholte er traurig. Ich schließe sie ein in meinen Morgensegen und in mein Abendgebet, in jeden Gedanken meiner Seele, ihren Namen singe ich in jedem Liede, und jeder Ton meiner Flöte möchte zu ihr fliegen, wenn er nur könnte. Ach Herr, müßte ich meine Heerde nicht heim treiben, ich könnte Euch Stun-

denlang von ihr erzählen. Doch wollt Ihr hier warten, bald bin ich wieder bei Euch, dort hinter den Buchen ist meine Hütte. Wartet nur einen Augenblick.

Robert versprach es. Von Bärbchen nichts als Liebes und Gutes zu hören und so die Zeit zu verbringen, bis der freundliche Hesperus in voller Glut in die schwarze Nacht hernieder blickte, was konnte ihm wünschenswerther sein?

An sie denkend, Hoffnungträume einwebend in die hoffnungleere Wirklichkeit, erwartete er Jakobs Zurückkunft, der auch nicht lange verweilte, sich traulich neben ihn setzte und von Bärbchen, nur von Bärbchen schwatzte.

Finster ward es um sie her, doch Bärbchens Bild glänzte hell vor Roberts Blick, er sah nicht die schweigende Nacht sich senken. Strahlend blickte der Abendstern nieder, und nur aufwärts zu dem Sterne der Hoffnung sah er. Da flötete im nahen Gebüsche die Nachtigall wieder, ihr Ton weckte ihn aus seinen Träumen. Sie lockte ihn wie gestern zum Denkmale der Mutter. Gute Nacht, lieber Jakob! sprach er, ihm ein Goldstück in die Hand drückend: Dank Dir für Deine Erzählung, und nimm das zum Andenken. Jakob besah das Goldstück, lächelte und sagte: Daran laß ich ein Ringlein machen und schenk es Bärbchen als Schaumünze. Dank, lieber Herr! sagte er herzlich und sprang rasch auf. Es wird auch für mich Zeit, ich muß auch fort!

Man wartet wohl auf Dich zu Hause? sagte Robert und stand auf, um seine Wallfahrt anzutreten.

Nein, lieber Herr! nach Hause geht mein Weg noch nicht; erst geh ich hinunter zu Bärbchens Gärtchen, dort ist eine dicke Fliederlaube dicht unter ihrem Fenster, da schleich ich hinein und lausche. Eh' sie schlafen geht, tritt sie immer an das offne Fenster, schaut hinauf nach den Sternen und singt, ach so schön, lieber Herr, daß Ihr es kaum glauben könnt. Da seh ich sie denn im Mondschein und höre ihre liebe Stimme, und wenn sie das Fenster zumacht, so ist es mir, als ob die Himmelsthür sich schlösse, und wenn ich dann still nach Hause schleiche und denke, nun geht sie zur Ruh — Herr, da wird mir so wehmüthig, so warm um's Herz, da tritt mir oft eine Thräne in's Auge, und ich weiß mich dann vor Unmuth und Unruhe gar nicht zu lassen.

Armer Jakob! sagte Robert theilnehmend, so unlieb es ihm auch war, zu seiner Wallfahrt einen Begleiter zu haben. Armer Mensch, und jeden Abend gehst Du hin?

Jeden!

Und weiß sie, daß Du lauschest?

Bewahre! fiel der Hirt ihm in's Wort: Nie würde sie wieder an's Fenster treten und mein Glück hätte ein Ende. Kommt mit, lieber Herr, und hört selbst das Mädchen singen. O, die Nachtigall, die dort im Ge-

büsche so lieblich schlägt, ist nichts gegen sie. Kommt nur, kommt, sonst versäumen wir die Stunde!

Er nahm Roberts Hand und zog ihn mit sich über die Brücke des Gießbachs dem Garten zu, in die heimliche Laube.

Nicht lange standen sie dort in stiller Erwartung, als das Fenster sich öffnete, Bärbchen an dasselbe trat, hinaus sah in die dunkle Nacht, und schweigend das rothe Band aus ihren langen Flechten wand. Kein neidischer Hut deckte den sanften Blick ihres Auges, das man deutlich im Mondlichte erkennen konnte, kein Band hielt die Fülle des wallenden Haares fest, das jetzt rollend über die Schulter herab floß.

Sie singt heut nicht, sagte traurig und leise Jakob zu seinem Begleiter: sie scheint betrübt zu sein. Robert seufzte. Sie tritt vom Fenster zurück, fuhr er fort: wenn sie nur nicht jetzt schon zur Ruhe geht.

Da ließen sich leise Accorde einer Guitarre vernehmen. Horcht! rief Jakob, sie greift in ihre Laute; nun singt sie gewiß, wartet nur noch einen Augenblick, sie kömmt bald wieder. Er hatte Recht; die Guitarre im Arme, trat Bärbchen, schön wie eine Himmlische, an das Fenster, griff einige wehmuthvolle Accorde und sang:

Kaum erschienen, schon entschwunden;
Kaum daß Deine zarte Hand
Mir den Blumenkranz gewunden;
Kaum erschienen, kaum gefunden,
Reißt das erst geknüpfte Band.
Liebe, Liebe, deine Wunden
Heilet keine milde Hand.

Was, zum Ideal erkoren,
Mir im Jugendtraum erschien,
Was ich sehnsuchtvoll beschworen,
Kaum gefunden, schon verloren
Sah ich's meinem Blick entfliehn,
Ach für mich im Tanz der Horen
Keine Blumen mehr erblühn.

Lebe wohl, vergiß mein nimmer,
Trauter Jüngling meiner Wahl!
Scheint mir bei der Sterne Schimmer
Ueber meines Glückes Trümmer
Noch ein matter Hoffnungsstrahl;
Fühl ich, du gedenkst noch immer
Bärbchen's in dem Hasli-Thal,

Robert war entzückt; er verstand den Sinn der Worte, er verstand den Wehmuthlaut des Lebewohls. Und als das Fenster sich schloß, nur noch hier und da ein leichter Schatten vor ihm schwebte, und nun das Licht verlosch, da war es ihm, als hätte der Himmel sich geschlossen, und seiner Hoffnung Licht sei ausgelöscht. Er drückte schweigend Jakob die Hand und verließ den Garten.

Dieser begleitete ihn bis nach seiner Wohnung. Herr! sagte er dort, und dies war das erste Wort, welches ihr Schweigen unterbrach: Herr; nicht wahr, sie singt recht schön, recht zum Herzen? Zum Herzen! murmelte Robert, als sei er sein Echo.

Ja! fuhr Jener fort: wer das Mädel kennt, wer ihr einmal gut war, der bleibt es sein Lebelang; hätte sie auch dies Häuschen nicht, hätte ich keine Hütte und keine Heerde, und ständen wir Beide arm und verlassen dort auf der rauhen Alp, ich würde sie mit festem Vertrauen zum Altare führen, wenn sie mir nur folgen wollte! denn ich wäre gewiß, Gott würde mich schon um dieses Engels willen nicht verlassen. Ach, wäre sie mir nur gut, setzte er seufzend hinzu: so recht gut, in der Tiefe des Herzens, und hätte der alte rauhe Vater nur nicht so bestimmt erklärt, er gäbe sie keinem armen Hirten, dann sollte mich nichts in der Welt von ihr trennen können.

Gute Nacht, armer Jakob! rief Robert plötzlich: gute Nacht! und ehe Du morgen Deine Heerde austreibst, komm zu mir, dann sag ich Dir Lebewohl!

Er trat in die Hütte, war stumm auf die Fragen Johanns, hieß ihn gehen, und warf sich halb angekleidet auf sein stilles Lager. Doch nur kurze Augenblicke hielt es ihn fest. Er sprang auf, ergriff den Mantelsack, die Brieftasche und leerte beide. 233 Goldstücke baar und ein Wechsel von 2000 Thalern, dies war der Reichthum, den er von dem noch übrig hatte, was ihm sein Vater mitgegeben; doch ruhte ein Wechsel auf Bern, von 1000 Louisd'or, noch unangetastet in seiner Brieftasche, den ihm die besorgte Mutter als Nothpfenig heimlich zugesteckt hatte.

Er überzählte es, rechnete. Ja, ja! rief er endlich aus: diese beiden Wechsel, die ich gleich in Bern ziehen kann, reichen hin, den armen Jakob glücklich zu machen. Sie ist ihm gut, sagte sie es nicht selbst? — murmelte er vor sich, und blickte in die Nacht hinaus.

Bin ich denn verdammt, mir selbst mein Grab zu graben? sagte er plötzlich, rief Jean und befahl ihm, mit Tages Anbruch einen Boten zu bestellen, der sie nach Bern führe.

Traurig saß Robert vor seiner Hausthür in der kleinen Laube am Giesbach, als Jakob, seine Flöte in der Hand, sinnend über die Berge herab kam. Robert trat aus der Laube ihm entgegen und faßte seine Hand. Jakob, sagte er wehmuthvoll: begleitest Du mich wohl nach Bern?

Da muß ich schnell nach Hause und es meiner Mutter sagen! rief der junge Mann und wollte fort.

Bleib! rief Robert: und höre mich. Sag mir, guter Jakob, wie viel ist wohl die Wohnung werth und Alles, was der alte Vater und Bärbchen besitzt, Heerde, Acker, Alles?

I nun, meinte Jakob: wohl ein 16,000 Schweizer-Francs.

Würde wohl der Vater sein Kind einem Manne geben, der eben so viel im Vermögen hätte wie er selbst? fuhr Robert fort, in dem Beide immer unwillkührlich nach Bärbchens Wohnung zuwanderten; Jakob sah ihn starr an. — Nun sprich!

Wie meint Ihr das, lieber Herr? fragte Jakob staunend.

Wenn Du nun 16,000 Francs hättest und hinträtest mit dem blanken Gold und um Bärbchen freitest, würde der Vater nein sagen?

Wohl nicht! antwortete Jakob: doch Bärben — Ach, lieber Herr, was nützte mir alles Gold der Welt, könnt' ich mir doch ihr Herz damit nicht erkaufen. Gebt mir ihre Liebe, und ich bin reich, und wär' meine Hütte noch kleiner, als sie ist, und hätt' ich gar keine Heerde zu führen.

Unvermerkt waren sie dem Garten näher gekommen. Hätt' ich nur ihre Liebe, so wär ich reich! wiederholte Robert für sich, und stand auf der Brücke, die über den Bach führt, und sah sinnend in das klare Wasser, das sich murmelnd durch Felsenstücke drängte.

Herr! rief leise Jacob: dort — seht Ihr sie nicht — dort geht sie den Erdbeergang hinab. Ach seht nur, wie traurig!

Robert sah auf. Sie war es. Da durchzuckte ihn ein Gedanke, nur Augenblicke bedurfte er zum Entschluß zu reifen. Geh nach meiner Wohnung, Jakob, schicke den Boten zurück, der meiner wartet, ich bleibe noch hier! rief er schnell.

Immer noch staunend sah Jakob Robert an, der wie eine Bildsäule stumm vor sich in's Wasser blickte. Er ging kopfschüttelnd, seine Befehle auszurichten.

Und wenn ich nun Allem entsagte, was mir das Glück geboten, wenn nun des unglücklichen Predigers Sohn zu seiner Armuth zurück träte, nur behielte, was er jetzt hat, und was der Liebe genügt. Wenn — doch da stand der alte Graf, stand die gutmüthige, treue Pflegmutter traurig und verzweiflungvoll, und sahen mit ihm ihres Lebens ganzes Hoffen verschwinden. Dort sah er das weinende, liebliche Mädchen — Er wankte; ob nach dem Garten, ob nach dem Felde sein Fuß ihn führen würde, dies entschied über sein Schicksal, und — er stand vor Bärbchens Thür.

Guten Morgen, Vater! sagte er ruhig zu dem Alten, der ihm rasch entgegen trat: verzeiht, daß ich Euch so früh in Eurer Arbeit störe, doch mein Besuch gilt Euch, und ich bitte nur um einem Augenblick Gehör.

Der Alte führte ihn schweigend in ein geräumiges, freundliches Zimmer.

Und was wollt Ihr von mir? fragte er nun, und nöthigte Robert zum Sitzen.

Euch um die Hand Eures Kindes bitten. Der Alte sah ihn forschend an und schwieg. Ich liebe Euer Kind, gebt es mir zum Weibe.

Wer seid Ihr, junger Mann? fragte nun der Alte.

Eines Predigers Sohn aus Westphalen, Vater und Mutter starben schon früh, antwortete Robert. Der Alte lächelte. Mich trieb die Sehnsucht nach der Schweiz, es war mein Genius, der mich hierher führte — ich sah Eure Tochter —

Laß das! unterbrach ihn der Alte: Ihr seid eines Predigers Sohn, habt was gelernt, habt recht hübsche Kenntnisse, viel Gefühl, ein tiefes Gemüth, ein edles Herz? nicht war? Ihr saht mein Kind, sie glich dem Bilde Eures Jugendtraumes? — nicht wahr? da stieg das Blut Euch zum Herzen, Euren Traum saht Ihr verwirklicht vor Euch stehen. Ein Genius stieg vom Himmel, Euch in's Hasli-Thal zu führen, dort die Rose zu finden, die Ihr entzaubern solltet. Alles in Ordnung, sehr natürlich, echt poetisch. Robert sah ihn verwundert an. Ihr seht, fuhr er nach eine Pause fort: ich spreche Eure Sprache, ich fühle auch wie Ihr, und verdenke es einem jugendlichen, überspannten Herzen nicht, das Alpenröschen in seine Heimath gern verpflanzen zu wollen. Aber, junger Mann! fuhr er mit ernstem Tone fort, und das sarkastische Lächeln war von seinen Lippen verschwunden: des Menschen Glück ruht nicht allein im weichgeformten Herzen, das sich heut jedem Eindrucke so leicht hingibt, um sich morgen für ihn zu verschließen, es liegt nicht in dem stürmischen Willen der Jugendkraft, die jetzt für die Ewigkeit erfaßt, was sie schnell der Vergänglichkeit opfert. Noth ist das Grab der Liebe! rief er stürmisch, sprang von dem alten Lehnstuhle auf, und sein Blick rollte wild. Noth mit Weib und Kind ist der fürchterliche Dämon, der selbst das Edelste mit seinen schwarzen Flügeln niederschlächt, dem besten Menschen seine Ruhe, sein Weib, sein Paradies raubt — Junger Mann! fuhr er fort, und faßte Roberts Hand: vor Noth muß ich mein Kind bewahren. Eines Predigers Sohn hat nichts zu bieten als den guten Willen und ein frommes Gebet um Segen, und der bleibt dennoch oftmals aus — drum geht, und unterdrückt die Wallung des Augenblicks; denn gibt Euch das Schicksal dereinst Brod, so habt Ihr gewiß den Rausch verschlafen, Bärbchen vom Hasli-Thale wird längst vergessen sein, und eine ehrbare westphälische Dirne, die gut kochen und Euch pflegen kann, wird Euch in Prosa das Glück reichen, das Ihr einige Jahre früher hier poetisch suchtet. Drum geht, stört meine, stört meines Kindes Ruhe nicht! Das Schicksal hat sein Maß reichlich über mich geleert. Es schlummert seit einiger Zeit, weckt es nicht auf!

Und wie viel, meint Ihr, Vater, ist nöthig, uns vor Noth zu schützen? fragte nun Robert mit der ruhigsten Gelassenheit.

Der Alte sah ihn betroffen an.

Nun wie viel?

Dem Zufriedenen genügt wenig, der Ungenügsame bedarf viel! setzte der Alte seufzend hinzu. Mehr müßte Bärbchens Gatte haben, als sie ihm nach meinem Tod bieten kann. Denn was ich habe, das Häuschen, diese

Heerde muß ihnen nur ein anvertrautes Gut sein, das sie verwalten, denn, junger Mann! auf dieser Hütte ruht noch kein Segen.

Robert drückte ihm schweigend die Hand und verließ den Alten schnell.

Als er nach zwei Tagen wiederkehrte, um die Waldecke bog, und das Geläute der Heerde ihm entgegen tönte, das immer weiter und weiter sich entfernte; als er auf der Brücke des Giesbaches stand, von wo er in das offne Fenster von Bärbchens Stube sehen konnte, klopfte ihm noch einmal das Herz mit Zagen, noch einmal trat die Pflicht, die Dankbarkeit mahnend vor ihn hin, doch vergebens. Es war nun der letzte zagende Augenblick; er trat in das freundliche Haus seines Glücks, wo ihm der Alte verwundert entgegen kam.

Ohne auf ihn zu hören, zog ihn Robert mit sich in das Zimmer, schnallte eine gefüllte Geldkatze ab, und warf sie freudeglühend auf den Tisch. Genügt Euch dies? rief er aus! so bin ich glücklich!

Als das blanke Gold auf den Tisch rollte, erheiterte sich das Gesicht des Alten zusehends. Schweigend, ohne nur auf etwas Anderes zu blicken, überzählte er es schnell. So wie er 1400 Louisd'or gezählt hatte, schob er das Uebrige zurück und sagte dumpf vor sich: das genügt, die Seele zu retten. Er faltete die Hände, murmelte ein stilles Gebet vor sich hin, und trat nun freundlich zu Robert.

Ich glaubte nicht, daß Ihr wiederkommen würdet, sagte er, ihn auf einen Sessel nöthigend: Es ist mir lieb, Euch wiederzusehen. Setzt Euch und hört mich an.

Mein Kind liebt Euch — sie trauerte um Euch, und glaubte Euch schon fern — Ihr liebt sie, und ich will Eurem Glücke kein Hinderniß in den Weg legen, will Euch mit segnendem Herzen vereinen, jedoch nur unter zwei Bedingungen. Die erste ist, Ihr schwört mir, daß auf diesem Golde kein Fluch ruhet!

Robert war erschüttert. Ob dereinst kein Fluch auf diesem Gelde ruhen würde, dessen war ungewiß; doch ermannte er sich plötzlich, da der Alte ihn mit forschendem Blicke betrachtete.

Ich schwöre Euch, rief er aus: daß das Geld mein freies Eigenthum ist, und bis jetzt gewiß kein Fluch darauf ruhet!

Ich will Euch glauben! sagte der Alte, den Jüngling immer noch scharf betrachtend. Die zweite Bedingung, fuhr er nun fort: wird Euch sonderbar scheinen. Ihr kauft mir mein Haus, meine Heerde, Alles, wie es hier steht und liegt, für 1400 Louisd'or ab, es ist dann Euer freies Eigenthum. Wollt Ihr dann noch für mich sorgen, wohlan, so will ich arbeiten und Euch nützlich sein, wo nicht, so gehe ich in die Welt, und Gott wird helfen.

Robert sah ihn verwundert an.

Beantwortete meine Frage, junger Mann, und forschet nicht weiter nach der Ursache meiner sonderbaren Forderung.

Alles, lieber Vater, sei Euer, Alles, was ich habe. Nehmt mein Geld, behaltet Euer Haus, gibt mir nur Bärbchen!

Nein Robert! sagte der Alte gerührt: nur die verlangte Summe bedarf ich zu meinen Glücke, das Uebrige nehmt zurück — Wollt Ihr?

Robert sank ihm an die Brust.

Nun ich sehe, Ihr liebt mein Kind redlich, kommt, sagte der Alte: sie ist draußen auf der Matt, wir wollen zu ihr!

Sie gingen und fanden Bärbchen auf der nemlichen Stelle, wo sie Robert zum erstenmal gesehen hatte. Mit welchen andern Empfindungen nahte er sich heute dem Mädchen, das freudig aufsprang und ihnen entgegen trat, da ihr des Vaters freudeverkündendes Gesicht ein fröhlicher Bote war; wie ganz anders waren seine Empfindungen jetzt, als da er sie an der Hand Jakob's zum erstenmal hier sah. Liebe warb um Liebe, das Herz gab sich dem Herzen; der Bund war geschlossen, und Bärbchen Robert's glückliche Gattin.

Auch Jakob schien zufrieden zu sein, als er Beide an den Altar treten sah. Konnte ich sie nicht glücklich machen, dachte er: bin ich doch zufrieden, daß sie es durch Robert wird, und bei dem ersten Zusammentreffen sagte er zu diesem: Betrübt Bärbchen nicht, macht sie glücklich, lieber Herr, dann schließ ich Euch alle Tage in mein Morgen- und Abendgebet neben ihr ein. Nur Jean war nicht zufrieden, daß er seinen Herrn verlassen mußte, da er nicht mehr zu dem kleinen Hausstande paßte. Er kehrte reichlich beschenkt nach seiner Heimath zurück.

Der mürrische Alte war seit dem Tage, da er das blanke Gold bekommen hatte, heiter und zufrieden. Was er damit gemacht, wußte Keiner. Sein Haus, seine ganze Besitzung hatte er Robert gerichtlich übergeben, und Alles schien sich in dieser kleinen Häuslichkeit freundlich zu gestalten. Ach, die ersten Wonnemonde der Liebe sind so selig. Die ersten Früchte der Hoffnung schmecken so süß, und diese rosige Gegenwart schimmert uns dann für die Ewigkeit. Dies sind die köstlichsten Augenblicke, wo das Ideal sich im Leben verwirklicht, wo wir die Gaukelträume der Phantasie auch wachend noch fortträumen, wo das Schicksal uns noch kein ernstes: Erwache! zugerufen hat. Die Hoffnungblüthe, die bald darauf Bärbchen, schamhaft erröthend, ihrem Gatten reichte, erhöhete, idealisirte noch mehr ihr Glück, und seliger zu leben war nicht möglich, als die beiden Zufriedenen.

Nur eins betrübte zuweilen Robert's heitern Sinn. Er hatte seine Wohlthäter hintergangen, er betrog seine Gattin, der er seine Verhältnisse verschwiegen hatte. Einem jungen Mann in Bern, der er kennen gelernt,

hatte er sich entdeckt; das Romantische der Sache zog diesen an, er ward der Hehler seines Vergehens. Auf Robert's Bitte schickten die Eltern, die ihn schon längst in Italien glaubten, ihre Briefe zur weitern Besorgung dem Freunde nach Bern, und erhielten aus dem Hasli-Thale die Antwort von Rom und Neapel datirt. Alle Wechsel waren auf Bern adressirt, und so fehlte es dem Landmanne im Hasli-Thal nicht an Mitteln, seinem Bärbchen alle nur mögliche Bequemlichkeiten zu verschaffen. Sie trieb nicht mehr die Heerde, das Klimmen der Berge wurde ihr beschwerlich, das Häuschen wurde vergrößert, die innere Einrichtungen bequemer, und in wenigen Wochen erwarteten sie, das Glück der Liebe in seinem ganzen Umfange zu genießen.

Da traf ein Brief des Vaters ein, der ihm den bestimmten Befehl brachte, Angesichts dieses, wichtiger Gründe wegen, nach Hause zurückzukehren. Ein zweiter machte Robert's Bitte, ihn noch länger in Rom zu lassen, vergebens. Auch die Mutter bat innig, ja nicht den Vater durch fernere Weigerung aufzubringen, und Robert war in Verzweiflung. Der Augenblick, der ihm Vaterfreuden schenken sollte, nahte heran, der Augenblick der Entscheidung seines Schicksals trat vor ihn.

Oft hatte er den Entschluß gefaßt, nicht mehr auf die Briefe der Eltern zu antworten, todt für sie zu sein, und in dem stillen Wirken seiner glücklichen Häuslichkeit den ganzen Zweck seines Lebens zu finden. Aber da mahnte ihn sein gutes Herz, mahnte ihn die Dankbarkeit. Er konnte sich nicht entschließen, diesen Schritt zu thun, der die alte kränkliche Mutter dem Grabe nahe bringen, dem Vater das ganze Gebäude seiner Hoffnung zertrümmern konnte. Er hoffte noch immer, in der Folge das Herz der Eltern zu bewegen, er war es fest von der Mutter gewiß, und — wer kann ihn verdammen? Die Aussicht, seinem lieben Bärbchen alle die Annehmlichkeiten des Lebens zu erhalten, die er freiwillig opfern sollte, die Freude, sie im Glanze des Lebens zu sehen, dies bewog ihn auch jetzt, den Befehlen des Vaters sich zu unterwerfen, nach Hause zurück zu kehren, Alles den Eltern zu gestehen und — vielleicht — dies Vielleicht lag im finstern Dunkel vor ihm, er kannte den Starrsinn, den Stolz des Vaters — doch es mußte gewagt sein, und koste es auch Alles.

Doch wie Bärbchen, wie ihren Vater auf diese Trennung und in diesem kritischen Augenblicke vorzubereiten? Er erhob so viel Geld er konnte auf seine erhaltenen Wechsel, legte nur das nöthige Reisegeld zurück, und übergab dem Vater eine nicht unbedeutende Summe, die er vortheilhaft unterzubringen suchen sollte. Bärbchen, sagte er: die Pflichten gegen einen Freund, die ihn zu einem undurchdringlichen Geheimnisse verbänden, zwängen ihn auf mehre Wochen zu einer Reise nach Deutschland. Auch der alte Wänger setzte keinen Zweifel in die Wahrheit dieses Vorgebens, da das redliche, liebevolle Betragen des jungen Mannes keinen Zweifel an seinen Worten erlaubte, und tadelte selbst die traurigen Ahnungen

Bärbchens, die sich nicht von ihm trennen wollte. Doch der bestimmte Tag der Abreise nahte. Es mußte geschieden sein, und Bärbchen bat nur, bald zurückzukehren, ehe der Himmel über sie entschieden habe. Schuldbewußt verließ Robert das geliebte Thal, drückte noch einmal sein theures Weib an die Brust, und mit dem festen Vorsatze, bald und vielleicht unter glücklichern Umständen zurückzukehren, sagte er ihr ein Lebewohl, und eilte der Heimath zu.

Es war schon Abend, als er vor dem Schlosse des Vaters hielt. Alle Fenster waren erleuchtet, ein lautes Gewirr, ein Treiben der Bedienten im Schloßhofe zeigte ihm bald, daß man hier ein Fest feiere, wobei eine Menge Fremde versammelt sein müßten, und plötzlich erinnerte er sich, daß heute der Geburtstag der Mutter sei. Er sprang aus seinem Wagen, schlich eine Hintertreppe hinauf, hin nach ihrem Zimmer, wo er die alte Josephine, ihre treue Dienerin, fand, die nicht wenig erschrack, als er sie, plötzlich vor ihr stehend, bat, die Mutter zu rufen; doch nicht zu verrathen, daß er hier sei. Sie ging.

Da stand er nun in dem wohlbekannten Zimmer. Alles fand er noch so, wie er es verlassen hatte; dem Sopha gegenüber noch sein Bild, über welchem jedoch ein frischer Rosenkranz hing. Neben dem Bilde stand eine Staffelei, auf welcher die Copie des Gemäldes von einer Meisterhand, wie es schien, angefangen war. Selbst der alte Mops, der jetzt aus seinem weichen Körbchen hervorkroch, erkannte ihn und bewillkommte ihn freundlich. Der Papagei rief ihm einen: Guten Morgen! entgegen, und er war in dem kurzen Augenblicke so schnell in die Vergangenheit gezaubert, daß er, als er die Tritte der Mutter über den langen Corridor hörte, wie sonst mit scheuer Ehrfurcht ihr Erscheinen erwartete.

Sie trat ein, der Jüngling sank in ihre Arme, und kaum vermochte die alte gute Rebekka ihre Freude zu ertragen. Rufe meinen Mann! war der erste Laut, den ihr die Ueberraschung erlaubte: Ruf' meinen Mann, Josephine, daß er meine Freude theile!

Als Robert nun die alte ehrwürdige Mutter im Arme hielt, und sie mit verklärtem Blicke auf ihn niedersah, sank er im Gefühle seiner Schuld vor ihr nieder, und bat um ihren Segen, den sie ihm willig ertheilte, ihn, den Liebling ihres Herzens, an ihre Brust drückte, und mit Rührung ausrief: Lieber Robert, daß Du eben heute an meinem Geburtsfeste gekommen bist, danke ich Dir ewig, Du hast mich unbeschreiblich beglückt, könnte ich Dir eine Freude machen, ach hättest Du einen Wunsch auf Deinem Herzen, Alles, Alles wollt' ich für Dich thun!

Alles, Mutter? rief Robert.

Alles, mein guter Sohn! rief schnell die bewegte Alte: Alles!

So versprechen Sie mir, Mutter, meiner ersten Bitte, die ich an Sie thun werde, zu willfahren.

Gern, gern! sagte die Gerührte, und drückte Robert an ihr klopfendes Herz.

Da trat der Vater in's Zimmer, und Robert flog an seine Brust, er fühlte sein Herz ihm entgegen klopfen. Ach hätte es doch auch so weich, so sanft geschlagen, wie das Herz der Mutter.

Lieber Sohn, sagte nun der Alte, nachdem er ihn vom Kopf bis zu den Sohlen mit Wohlgefallen betrachtet hatte. Nun mach' schnell Toilette, komm in den Kreis unserer Gäste — Du kommst heute wie gerufen. Du wirst dort ein Wesen finden, das Dich näher angeht, als Du ahnen kannst, hier die Malerin, die Dein Bild copirt — o erröthe nicht, Robert, ich kann mir die Ueberraschung denken — ist Deine bestimmte Braut.

Meine Braut? rief Robert außer sich: meine Braut?

Ja, mein Sohn, unabänderlich Deine Braut! unterbrach ihn der Vater ernst; doch, setzte er lächelnd hinzu: sieh sie nur erst, und Dein Erstaunen wird in Jubel sich verwandeln. Kleide Dich schnell an und komm herüber, ich werde Dich anmelden. Er ging und ließ Robert mit der Mutter allein.

Mutter! rief dieser: nie wird diese mein Weib! Ich gehe, ich kleide mich an, ich schmücke mich wie das Opferthier, welches man zum Altar führt, aber mit ihr seht Ihr mich nie am Altar. Bei Gott nicht! Er stürzte aus dem Zimmer, und ließ die erschrockene Mutter allein.

Als er in den hohen, gewölbten Saal trat, stand sein Vater ihm gegenüber, und neben ihm eine Jungfrau von herrlicher hoher Gestalt. Der Vater ging ihm entgegen, und stellte ihn der Gesellschaft als seinen Sohn vor. Das Fräulein von Rautenstein, sagte er bedeutungsvoll, indem er ihm seine Nachbarin vorstellte: eine große Künstlerin, eine zweite Angelika Kaufmann. Robert fühlte den Sinn des Worts, er wußte, wer ihm gegenüber stand. Er schlug die Augen auf, und sah Bärbchen lebendig vor sich stehen. Ja sie war es, die sein starres Auge unverwandt betrachtete — und doch — nein, nein — größer war diese, ernster, das Grübchen am Kinn fehlte — Ach hier stand die Gestalt einer edlen Jungfrau vor ihm — die hoffende Mutter hatte er dort zurückgelassen. Nein, sie war es nicht — aber seinem geliebten Weibe, seinem Bärbchen, täuschend ähnlich. Es zog ihn nach diesem lieblichen Wesen, das mit unaussprechlicher Grazie hocherröthend ihm entgegen trat. Die Weichheit ihrer melodischen Stimme erinnerte an Bärbchen. Die dunkelbraunen Locken, unter denen ihr blaues, sprechendes Auge hervorblickte, riefen ihm so manchen seligen Augenblick verschwundener Tage zurück, und, o was hätte er darum gegeben, hätte er den einfachen Strohhut ihr aufsetzen, sie damit ganz seinem Weibe ähnlich machen können. Vater und Mutter sahen mit Wohlgefallen, wie sein Blick auf ihr ruhete, sie sahen, wie er ihr den Arm

bot, sie zu Tisch zu führen, wie er sich den ganzen Abend angelegentlich mit ihr unterhielt, und der ernste Blick, mit dem er sie zuweilen betrachtete, störte ihre Freude nicht, sie hielten diese Augenblicke für die Augenblicke der Vernunft, die die Gedanken um sich wieder versammelte.

Als das Fest vorüber und Robert wieder auf seinem Zimmer allein war, trat er vor das Bild seiner Eltern, faltete schweigend die Hände, und sah mit wehmuthsvollem Blicke auf seine Wohlthäter. So manche traurige Gedanken stiegen in ihm auf, so mancher Blick in die Zukunft verdüsterte die freundlichen Züge der Beiden. Da fiel sein Blick hinunter auf ein Gemälde, das ein grüner Vorhang verbarg — er zog diesen hinweg. Sie war es, Bärbchen war es, in der Tracht der Schweiz, den gelben Strohhut im Nacken. Er nahm das Bild von der Wand, drückte es an seine Lippen und rief mit lauter Stimme: Ewig dein!

Gelobt sei Gott! sagte die Mutter, die hinter ihm stand: Gelobt sei Gott, daß Dein Herz dem Willen des Vaters entgegen kommt, und der erste Anblick Dich schon nach dem lieblichen Wesen hinzieht. Du hast uns noch keinen trüben Augenblick gemacht, mein guter Sohn, fuhr sie fort, und legte wie segnend ihre Hand auf seine Stirn. Du hast mit Liebe und Gehorsam uns treulich gelohnt, was wir für Dich thaten, und auch hier — Doch, sagte sie lächelnd: wer könnte auch dem Engel widerstehen, der so schön als gut ist, den ich liebe, als wäre es mein eigenes Kind? Sieh, lieber Robert, fuhr sie fort, und bemerkte nicht, daß dieser schweigend das Bild auf das Sopha gelegt und eine Thräne sich in sein Auge gedrängt hatte: sieh, lieber Sohn, schon seit drei Monaten ist Jakobine hier bei uns; ich wollte sie genau prüfen, ehe ich sie Dir bestimmte, und obschon der Vater gleich Anfangs fest entschlossen war, daß Du sie heirathen müßtest, so meinte ich doch, daß das Glück meines Roberts einer näheren, ernsteren Berücksichtigung verdiene. Doch seitdem ich das liebe Kind näher kennen lernte, seitdem mir der Vater versicherte, die Ruhe seines Lebens, das Glück seiner alten Tage hänge an dieser Heirath, seitdem ist nur mein einziger, inniger Wunsch gewesen, daß Jakobine auch Dir gefallen möge wie uns. Doch, lieber Robert, was ist Dir? Du scheinst die Freude nicht zu theilen; glaubst Du, Du habest nicht gleichen Eindruck auf sie gemacht? sie wird Dir nicht widerstehen, sie wird sich fügen, und die flüchtigen Augenblicke einer vorübergehenden Neigung —

Einer vorübergehenden Neigung? rief Robert, und sein Hoffnungsanker fiel auf den Grund.

Darüber brauchst Du Dich nicht zu kümmern. Ich weiß auch nicht, warum ich diese längstgesprungene Saite berührt habe. Sie hat vergessen, hat sich Deiner Ankunft gefreut, und hätte mir so gern Dein Portrait zu meinem Geburtstage gemalt, sie wurde nur nicht fertig, und mußte mir ihr eigenes dafür geben, das ich auch gleich in dem Zimmer aufgehängt habe.

Mußte ihr Bild Euch geben? unterbrach sie Robert, diese Worte vor sich hin murmelnd.

Lieber Sohn! sagte die verlegene Mutter: laß Dich von keinem Zweifel quälen. Morgen schon erhälst Du das Jawort; morgen schon wirst Du, und machst Du uns Alle glücklich.

Ich! sagte Robert, und fuhr wie aus einem Traume erschrocken auf: ich machte sie glücklich? — O, gute Mutter! rief er aus, und preßte seine Lippen fest auf die dargereichte Hand: O, könnte ich das. — Jetzt ist es zu spät. Das Fräulein kann nie die Meinige werden!

Robert!

Nie!

Großer Gott! rief die arme Geängstigte und wankte nach dem Sopha — Nie?

Nie, gute Mutter! sagte Robert mit weicher Stimme und bog sich über sie, ihr ängstlich in's Auge blickend: Nie, denn ich bin verheirathet!

Schweigend, fast wie leblos, faltete die ehrwürdige Matrone die Hände, sah gen Himmel, und ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. Robert war auf seine Knie gesunken, und verbarg sein Gesicht in ihrem Schoße. — Robert! rief sie endlich: das konntest Du an uns thun? mit diesem Kummer konntest Du die Tage Deiner alten Eltern trüben? Robert, das hätte ich nicht von Dir erwartet! — Großer Gott, was wird der Vater sagen?

Der darf es nicht wissen! rief Robert, plötzlich aufspringend, aus: er würde mit rauher Hand in mein Leben in mein Glück eingreifen, und das darf er nicht. Ihnen nur kann ich mich entdecken, zu Ihrem sanften, guten Herzen habe ich das Zutrauen, daß Sie mein Glück Ihrem Eigenwillen nicht opfern, daß Vorurtheile nicht stärker sind, als Ihr mütterliches Gefühl. Ich bin Gatte, vielleicht in diesem Augenblicke Vater, ich bin Gatte eines unschuldigen Engels, der durch sonderbare Verkettung der für mich gewählten Braut zum Sprechen ähnlich ist, eines Wesens, dessen Blick, dessen Wort Sie, gute Mutter nicht widerstehen könnten, das Sie segnend an Ihr liebendes Herz drücken, versöhnt in Ihre mütterlichen Arme schließen würden.

Und wer ist sie? fragte nach einer stummen Pause die Mutter.

Sie ist die Tochter eines schlichten Landmanns, dessen Geist über ihren Stand gebildet, dessen Herz edler ist als ihr Stamm.

Und wo lebt sie?

Mutter, sagte Robert nach einigem Nachdenken: verzeihen Sie, wenn ich dies Ihnen verschweige. Sie könnten des Vaters Drohungen nicht widerstehen, Sie würden mich verrathen, mein Glück wär' dahin. Nein, meine gute Mutter, lassen Sie mich schweigen und gehen.

Wohin?

Dahin, wohin meine Pflicht mich ruft. Zurück zu meinem Weibe, meinem Kinde!

Und willst uns verlassen?

Ich muß, liebe Mutter. — Arm stand der Knabe dort auf dem Kirchhofe am Grabe seines unglücklichen Vaters, arm will ich noch einmal zu seinem Hügel wallen, will ihm und der Heimath Lebewohl sagen, und dann meinen Wanderstab ergreifen, und auf immer von dannen ziehn.

Und kannst Du das, Robert? fragte die Mutter und preßte ihn fest an sich.

Ich muß es können, Mutter! rief er gerührt: wenn es mir auch noch so schwer wird. Dort ruft mein Weib, mein Kind.

Und ich darf nicht mehr für Dich sorgen, darf Dich nicht unterstützen, weiß ich doch nicht, wohin Du ziehst.

Ich habe durch Ihre Güte, Mutter, genug um zu leben. Hier, geben Sie diesen Wechsel auf 4000 Thaler dem Vater zurück. Ich würde ihn bestehlen, rührt' ich ihn an. Und nun meine Bitte, deren Erfüllung Sie mir gestern versprachen. Er kniete vor ihr nieder. Ihren Segen, edle Mutter, mir, meinem Weibe, meinem Kinde. Er versöhne mich mit dem Himmel, that ich ihm Unrecht, er begleite mich auf meiner einsamen Lebensbahn.

Gott segne Dich und die Deinigen! rief die Mutter aus, und Robert lag heftig erschüttert in ihren Armen.

Nun, Mutter! rief dieser: nun lassen Sie mich meinem Schicksale entgegen gehen. Nur ein paar Worte des Dankes laß ich an den Vater zurück, dann schleich ich mich durch den Garten und eile hin, wo mich mein Weib erwartet. Jeder Augenblick, den ich hier länger verweile, ist Verrath an ihr. Dem Vater darf ich, kann ich nicht mit schuldbewußtem Herzen unter die Augen treten, drum leben Sie wohl, Mutter!

Die Mutter bat; er war entschieden, er blieb fest.

Wollen Sie mich zurückhalten, wollen Sie mich der Härte des Vaters preisgeben? Das führte nur zu gewaltsamen Schritten. Trösten Sie sich, mir wird es gewiß gut gehen, Ihr Segen begleitet mich ja!

Nun denn, mein Sohn, sagte die Mutter gefaßt: ist es unabänderlich, daß wir uns trennen müssen, und daß mein Glück, meine Ruhe in dieser Nacht zu Grabe geht — so sei es. Erwarte mich noch einen Augenblick, bald bin ich wieder bei dir.

Mutter, sagte Robert: keinen Schritt, der mich in meinem Entschlusse hindern könnte!

Ach, wie wenig kennst Du mein schwaches Herz! antwortete sie gerührt und verließ ihn.

Robert benutzte diesen Augenblick, seinem Pflegevater zu schreiben. Er dankte ihm für seine väterliche Güte, sagte ihm offen, daß er die Hand des Fräuleins nicht annehmen könne, und daß, da er seinen festen Sinn

und seine Beharrlichkeit kenne, er sich lieber entfernt habe, als ihn durch Widersetzlichkeit aufzubringen. Er solle sein Benehmen nicht als Ungehorsam, sondern als eiserne Nothwendigkeit ansehen, und wenn er ihm auch zürnen müsse, solle er ihm doch nicht fluchen. Er versigelte den Brief, ließ ihn auf dem Tische liegen, und packte ein kleines Reisebündel, als die Mutter eintrat, und ihm einen gefüllten Beutel mit Gold- und Schaustücken zusteckte. Sie hatte alles, was in diesem Augenblicke in ihrem Vermögen war, zusammengesucht, steckte ihm einen kleinen Ring von Brillanten an den Finger, und sagte ihm gerührt: Gieb dieses kleine Andenken Deiner geliebten Frau und sag ihr, mein Segen begleite sie!

Er drückte noch einmal die Weinende an sich, entriß sich ihren Armen und verschwand.

Als am andern Morgen der Diener, der das Frühstück brachte, den jungen Herrn nicht fand, statt dessen aber dem Grafen den auf dem Tische gefundenen Brief brachte, wurden von allen Seiten Boten dem Flüchtigen nachgesendet. Keiner traf ihn. Endlich kam man ihm auf die Spur nach Hamburg, sie war aber schnell wieder verschwunden. Robert hatte listig durch Kreuz- und Quergänge die Nachforschenden getäuscht, und sein Aufenthalt blieb ein Geheimniß.

Der Vater tobte, die Mutter jammerte; nur Fräulein Jakobine war bei der Nachricht, daß er sie verschmäht habe, gleichgültig und es schien, als wäre sein gefaßter Entschluß ganz mit ihren Wünschen übereinstimmend. Sie beendete mit vieler Kunst sein Portrait, und es schien fast, als sähe sie diese Kopie lieber vor sich als das Original.

Robert setzte unterdes mit Kummer beladenem Herzen die Reise nach der Schweiz fort. Reichlich hatte ihn die Mutter beschenkt, so reichlich, daß es auf seine gegenwärtige Lage einen bedeutenden Einfluß haben konnte. Mit klopfendem Herzen nahte er dem geliebten Thale, das rothe Ziegeldach strahlte ihm schon von fern entgegen, sein Schritt beflügelte sich. Ueber die Brücke durch das Thor stürzte er in das Haus, wo ihm das Geschrei des neuen Ankömmlings schon von fern entgegen tönte.

Bärbchen hatte seine Tritte gehört, ihm entgegen hob sie die Kleine: Dein Kind, rief sie: mein Robert! und legte es ihm an das Vaterherz. Als ob sie sich neu gegeben wären, so innig ruhten sie Arm in Arm; zu dem Zauber der Liebe gesellte sich noch das ernstere Gefühl der Vater- und Mutterfreuden. Innig hielten sie sich noch umfangen, als Bärbchens Vater herein trat. Dieser hatte oft an Roberts Treue, an seiner Rückkehr gezweifelt. Seht, Vater! rief das junge Weib triumphirend: hier ist er wieder, er verläßt mich nicht, nie, gewiß nie! rief sie mit Feuer, und schlang ihre Arme fest um seinen Nacken, als ob sie ihn nicht mehr lassen wollte. Der Vater lächelte und hieß ihn willkommen.

Auch für Euch bring ich etwas mit! sagte Robert freudig, und schüttelte das Gold auf dem runden Tische vor dem Alten aus. Auch Dir, Bärbchen, soll ich von einer guten Frau diesen Ring zum Andenken geben — ihr Segen begleitet ihn.

Robert! sagte der Alte ernst, und sein Blick sah finster auf das Gold: Du wähnst, weil ich im vorigen Jahre so gierig nach Deinem Golde blickte, dieser Mammon wäre mein Gott? Du irrst, behalte dies für Dich. Wende es vernünftig für Dein Weib, für Dein Kind an; und führe mich nicht in Versuchung. Für mich hat das Geld keinen Werth mehr, seit mein Gewissen rein vor Gott steht.

Er ordnete das Geld, legte die Schaustücke allein, und gab dann Alles an Robert zurück.

Nicht die Rückerinerung an das Schloß auf Löwenberg mit all seiner Pracht, an Fräulein Jakobinens holdes Antlitz, nicht an ihre Talente und ihre Grazie trübte jetzt manchmal Roberts Blick, nur der Gedanke an seine Eltern scheuchte zuweilen den Frohsinn von seiner Stirn; dann drückte ihn Bärchen an sich. Die kleine Marie bog ihre Aermchen um seinen Nacken, und in dem Genusse schwelgend, war aller Kummer, waren alle Sorgen vergessen. Das gewohnte Stillleben trat wieder ein, und Ruhe, Friede, die treuen Begleiter wahrer Häuslichkeit, wohnten ungestört in dem niedlichen Häuschen bei diesen guten Menschen.

Da ging eines Tages der Vater und Robert nach dem nah gelegenen Städtchen, den Kauf einer Wiese zu berichtigen, denn der kleine Hausstand und die Besitzungen hatten sich bedeutend vermehrt.

Die Knechte waren auf dem Felde oder mit der Heerde, und das Häuschen wie ausgestorben. Bärbchen, ihre Kleine auf dem Schoße, saß unten in der Wohnstube und sang aus einem frommen Buche ein Lied; da öffnete sich die Thüre und ein alter, finsterer Mann trat herein, und fragte die Erschrockene: Wer seid Ihr?

Die Frau des Robert Berg! sagte Bärbchen, sich neigend, und mit ängstlicher Scheu ihr Kind an sich drückend.

Wo ist Euer Mann? fragte der Fremde immer noch im rauhen Tone, jedoch mit Verwunderung sie betrachtend.

Mit meinen Vater nach der Stadt gegangen, Herr! und was steht zu Eurem Dienste?

Kennt Ihr Euren Mann? rief der Fremde zornig.

Ob ich ihn kenne? entgegnete Bärbchen fast lächelnd: ich kenne ihn gar gut, lieber Herr, und weiß wie brav er ist.

Brav? rief dieser: ein Betrüger ist er, der Euch hintergeht.

Nein, Herr! sagte die zürnende Frau: Ihr kennt ihn nicht, und ich bitte Euch, von ihm nicht so zu sprechen. Robert hintergeht Niemand, am wenigsten sein Bärbchen!

Arme Betrogene! sagte der Fremde, und sah mit Rührung auf sie und auf ihr Kind.

Herr! sagte Bärbchen, von diesem Blicke erschüttert, und ergriff seine Hand.

Arme Betrogene! sagte der Fremde noch einmal: Du jammerst mich —

Herr! rief die Geängstigte: wer hat mich betrogen?

Robert! rief der Alte mit ernstem Blicke.

Er? schrie sie auf. Doch schnell sich fassend, nahm sie das noch aufgeschlagene Gesangbuch in ihre Hand, und sagte mit Ruhe: Hier steht es, lieber Herr:

Ein treu Gemüth hält fest an Gott,
Hält fest an seinem Glauben.
Ein treu Gemüth scheut nicht den Tod,
Er kann ihn nicht berauben.
Ein treu Gemüth, ein frommer Sinn,
Gibt sich nur stets dem Himmel hin.

Und treu, fromm und gut ist mein Robert, sagte sie, schlug das Buch zu: und Treue wird nie von Gott verlassen.

Frau! rief plötzlich der Fremde, mit starrem Blicke auf dies Buch blickend: von wem hab Ihr dies Buch?

Es ist das einzige Andenken von meiner verstorbenen Mutter, antwortete Bärbchen.

O gebt! sagte der Fremde, nahm es schnell, besah den Deckel, wo mit goldenen Buchstaben noch „zur Erinnerung des 15ten Mai's“ zu lesen war. Von Eurer Mutter? rief er und schlug das Buch auf — las, und sein Auge füllte sich mit Thränen.

Und muß es auch geschieden sein,
Hat Alles uns verlassen,
So denke ewig, ewig mein,
Muß ich auch von Dir lassen.
Gedenke mein in Freud' und Noth,
Ich denke Dein bis in den Tod!

Ich denke dein bis in den Tod! rief er noch einmal, und sank auf den Lehnstuhl hin.

Was ist Euch, Herr? rief Bärbchen erschrocken, legte ihr Kind in die Wiege und eilte nach ihm.

Da öffnete sich die Thür, und Robert trat herein, nach ihm ihr Vater. Willkommen, Bärbchen! rief er aus: doch mit dem Schrei: mein Vater! stürzte er vor dem Manne im Lehnstuhle nieder und ergriff seine Hand.

Steh auf, Robert, sagte dieser mit weichem Tone: steh auf, mein Sohn! Robert gehorchte — Wie hieß Deine Mutter? fragte er, sich freundlich nach Bärbchen wendend.

Maria Berger, stammelte diese zitternd.

Maria Berger, wiederholte der alte Herr. Ja, Maria, ich denke dein bis an den Tod. Er stand auf, nahm die Kleine aus der Wiege besah bald das Kind, bald die Mutter, und sagte dann feierlich: Ich hatte ihm deine Tochter zum Weibe auserkohren, Marie, doch da hattest du ihm selbst die Aeltere zugeführt. Dein Wille geschehe. Er drückte beide an sein Herz. Des Vaters Segen, rief er: begleite den Segen der Mutter!

Herr! sagte nun der alte Wanger; Ihr spracht vorhin, so wie mir es schien, von einer jüngeren Schwester Bärbchens. Kennt Ihr noch ein Kind meiner verstorbenen Gattin?

Ja, sagte der Graf und sah mit finsterem Blick auf den Alten.

O sagt, wo lebt sie? rief er freudig aus.

Das Kind, das der Vater verließ, es fremden Händen anvertraute, lebt, ist glücklich und in Ehren.

Ist Jakobine? rief Robert plötzlich.

Sie ist es, sagte der Graf immer noch ernst.

Der alte Wanger verließ das Zimmer. —

Nach einer Stunde kehrte er zurück und trat zu dem Grafen, der gedankenvoll in einem Oberstübchen an dem Fenster allein stand, und die Schickungen des Himmels bedenkend, nach den hohen Alpen blickte. Gnädiger Herr! sagte der Alte: ich weiß, welchen Theil Sie an meinem verstorbenen Weibe genommen, und wie Sie wohl oft mir gezürnt haben mögen, Ihnen muß ich beichten. Ich war ein Verschwender. Meine zerrütteten Umstände meiner Frau zu verbergen, griff ich die mir anvertraute Casse an, deckte eine Zeitlang das Fehlende. Guthmüthige, leichtgläubige Menschen liehen mir. Da nahm der Tod mir die Arme in dem Augenblicke wo ich mir nicht mehr zu helfen wußte. Ein Tausend fünfhundert Thaler Cassendefect: Tausend Thaler war ich außerdem noch schuldig. Dieses Verbrechen konnte ich nicht von mir abwälzen, die Sünde wieder gut machen. Da trieb mich der Versucher, den Rest von fünf Tausend Thalern aus der Casse zu stehlen, zu flüchten. Mein kleinstes Kind, welches wir nach Euch Jakobine genannt hatten, noch zu klein zu der beschwerlichen Flucht, übergab ich einer armen, aber guten Frau, wendete mich hierher baute von dem gestohlenen Gelde dieses Haus, ward Landmann, nährte mich redlich, und zahlte nach und nach im Stillen einen Theil meiner Schulden an die Armen, die mir vertrauenvoll geliehen Doch daß ich nicht Alles zahlen, nicht den Cassendefect ersetzen konnte, peinigte mein Gewissen, und ich versuchte Gott, indem ich schwur, mein liebes Bärbchen, das einzige Wesen, das mich an die Welt kettete, keinem Manne zu geben der mir nicht für diese Summe meine Besitzung abkaufen, und mein Seelenheil retten könne. Die Besitzung einem Fremden zu verkaufen, das Geld zu zahlen, und mit

meinem Kinde als Bettler in die Welt zu gehen, dazu hat ich nicht Muth nicht Kraft, nicht Religion genug.

Gott hat meines frommen Kindes wegen mein Gebet erhört. Er schickte mir Euren Sohn. Mit seinem Gelde befreite ich mein Gewissen, seine Gegenwart hat Ruhe und Segen in mein Haus gebracht. Stört ihn nicht, gnädiger Herr, bedenkt, auch Euch hat Gott gütig geführt auf Eurer rauhen Lebensbahn, und nun, sagte er, da des Grafen Blick theilnehmend auf ihm ruhte: nun sagt mir, wo ist mein Kind, meine Jakobine?

Noch zürnte der Graf, denn er dachte an die Verlassene; doch bald trat völlige Versöhnung in sein Herz. Der alte Wanger erfuhr von ihm, daß eine würdige Dame das Kind zu sich genommen, es als das Ihrige erzogen habe, daß im vorigen Jahre der Graf durch Zufall das Schicksal Jakobinens erfahren, und, von der Lieblichkeit des Mädchens, von der Erinnerung an seine Jugendgeliebte bewogen, sie seinem Pflegesohne bestimmt habe. Auch erfuhr jetzt Bärbchen, wie Robert, ihr Bild treu im Herzen bewahrend, die schönere Schwester geflohen sei.

Sei nicht zu stolz darauf, sagte dieser, da Alles sich nun so freundlich geordnet hatte: und rechne mir meine Treue nicht zu hoch an.

Mir dünkt, ich habe in den wenigen Augenblicken, daß ich Jakobine sprach, deutlich in ihrem Blicke gelesen, sie liebte, und meine Flucht war ihr gewiß ein frohes Ereigniß.

Ich glaube, Du hast richtig beobachtet, sagte der Vater. Wenige Tage nach Deiner Flucht gestand mir die Mutter, was sie von Dir wußte; ich tobte, Jakobine blieb ruhig, und suchte mich zu trösten und auch mit Dir auszusöhnen. Ich ärgerte mich über ihren Gleichmuth. Da kam in dieser Zeit Dein Jean, den Du in Bern verabschiedet hattest, und leitete mich auf Deine Spur. So kam ich mit ihm hierher. Nun aber auch schnell fort zu der armen Mutter, die sorgenvoll sich zu Hause ängstigt. Schnell wurde Alles zur Abreise besorgt, schon den andern Tag sollte sie ihr stilles Thal verlassen.

Die Trennung Bärbchens von ihrem Vater, der, bis er zurück in seine Heimath kehren konnte, nach Bern zog, war schmerzhaft. Traurig die Trennung von dem guten Jakob. Am Morgen ihrer Abreise hatte ihn Robert zu sich geladen. Er nahte sich schüchtern, da er seinen Stand erfahren hatte, und wagte gar nicht mehr Bärbchen anzublicken. Endlich reichte ihm diese die Hand und sagte nicht ohne Rührung: Lieber Jakob, Du hast mich immer so treu geliebt, mir immer versichert, daß Dein Glück nur aus meiner Hand dir kommen könnte. Nimm dies, auf eine andere Art kann ich zu Deinem Glücke nicht beitragen. Sie reichte ihm ein Papier, sprang in den Wagen, wo schon der Vater saß. Robert umarmte ihn, der Wagen rollte fort.

Mit seinem Papiere in der Hand, stand Jakob da, und sah den Wagen durch's Thal rollen; lange blieb er unbeweglich stehen. Endlich löste ein Thränenstrom seinen Schmerz. Da zieht sie hin, rief er aus: leb' wohl, leb' wohl, Bärbchen! Dich seh ich nun nicht wieder!

Endlich faltete er das Papier auseinander, es war die Schenkungurkunde der kleinen Besitzung, mit allem, wie es lag und stand, und ein Briefchen von Bärbchen, worin sie ihn bat, das Denkmal ihrer Mutter in Ehren zu halten, bald eine Jungfrau des Landes als sein treues Weib in ihre verlassene Wohnung einzuführen und ihrer dann mit Liebe zu gedenken. Er legte das Papier zusammen, setzte sich auf den Platz, wo sie immer zu sitzen pflegte, und sah stumm vor sich hin. Bärbchen, besser, Du wärest noch hier, und von allen dem Schönen wäre nichts mein! rief er aus.

Auch in den Armen eines guten Weibes hat er Bärbchen nicht vergessen, und das Denkmal der Mutter wird sorgsam mit Blumen geschmückt.

Robert hatte recht gesehen, Jakobine liebte, und der Graf, der sich ihrer annahm, machte sie glücklich. Das Gesangbuch, dieser treue Vermittler, ward als eine Reliquie in der Familie aufbewahrt.

Der Papagei.

Der Zuhälter

Am schönsten Maimorgen war in einem sehr eleganten Haus zu Genf gegen Gewohnheit schon Alles früh auf. Kaum daß die Glocke fünf geschlagen, standen drei Damen in ihrem Morgenanzuge zum Ausgehen bereit, und warteten nur noch auf die Bedienten, welche ihnen mit dem zu einem ausgesuchten Frühstück Nöthigen folgen sollten.

Drei an Körper und Gemüth verschiedenere weibliche Wesen als diese Damen, konnte man nicht leicht finden. Die Aelteste war klein, und obgleich sie behauptete, in ihrer Jugend die Figur einer Nymphe gehabt zu haben, doch jetzt etwas verwachsen. Ein lebhaftes Auge blickte über eine ziemlich bedeutende Nase feurig hervor, der Mund zeigte noch zwei Reihen schöne Zähne, ob eigene oder eingesetzte, darüber wagte Niemand zu entscheiden; ihr eleganter Anzug zeigte Reichthum, und besonders war die eben nicht mehr schöne Hand mit Ringen übersäet. So klein die Dame auch war, suchte sie doch, trotz des sehr bemerkbaren Fehlers ihrer Gestalt, durch stolzes Wesen und ein gewisses Kopf in die Höhe werfen ein imponirendes Ansehen zu gewinnen, welches ihr aber nicht recht gelingen wollte. Die Zweite war eine jener seltenen Gestalten, wo Mutter Natur in einer freundlichen Laune wohlwollend das Ebenmaß so recht abgewogen hatte. Hoch, ohne zu groß, schlank, ohne mager zu sein, waren alle Formen rund und der kleinste Theil ihres Körpers regelmäßig schön. Zu diesem stimmten die Züge ihres Gesichts. Waren die Augen auch nicht junonisch, lag auch etwas Gedrücktes in ihnen; so war doch der aus ihnen strahlende Blick so herrlich, fast möchte man sagen, so ermattet schmachtend, daß er mehr anzog als der feurigste Blick aus dunkelschwarzem Auge. Das Näschen war schön und lieblich geformt, der Mund, ja wahrlich, so wenig es zu wünschen ist, ein Papagei zu sein, so sehr hätte man doch das gute Papchen beneiden müssen, der, von der jungen Schönen auf ihrer Hand getragen, oft diesen Mund küssend berühren durfte. Auch die dunkle Fülle ihrer braunen Locken, welche sinnreich geordnet, und gegen die das blendende Weiß ihrer Haut und das nur leis angehauchte Roth ihrer Wangen gar lieblich abstach, vollendete das reizende Bild dieser Frau, welche mit ihrer Grazie, Jugend und Lebendigkeit eben so leicht für ein blühendes Mädchen, als für eine vollendet schöne Frau gelten konnte.

Die Dritte — schwer ist es, sie zu beschreiben, — war nicht groß, nicht

klein; eher zu schlank, als zu voll, und auf diesem hübsch zu nennenden Körper saß ein sonderbarer Kopf, der etwas zu groß in seinen wohl zu starken Zügen mit der Gestalt nicht ganz im Einklang war, und eher auf den Rumpf eines Antinous als einer Hebe gepaßt hätte. Ein geistreiches Auge, eine gebogene Nase, ein freundlicher, obgleich zu großer Mund schreckte nicht ab, sich ihr zu nahen, da Geist und Herz sich überall aussprachen. Ueber dem Gleichmaß ihrer geistigen Vorzüge vergaß man gern den Mangel an Symmetrie des Körpers, welcher desungeachtet nicht ohne Liebreiz war.

Selbst bei der jetzt herbeikommenden Dienerschaft war ein gleich sonderbarer Kontrast. Die Zofe, welche der kleinen Dame den seidenen Mantel umgab, that es mit steifen Anstande, verbeugte sich ehrfurchtvoll, wünschte der gnädigen Frau eine glückliche Reise, als ob der Spaziergang von Genf nach petit Saconé mehre Tage Zeit erfordere, stand lange erwartungsvoll, bis die Gebieterin ihr die knöcherne, von Brillanten strotzende Hand zum Kuß reichte, und blieb dann in einiger Entfernung, fernerer Befehle harrend, stehn. Sie mochte einmal eine ganz artige Soubrette und ein frisches Röschen gewesen, jetzt aber, trotz Schminke und Putz, war sie zur Rosette geworden, und gehörte nun zum Aftergeschlecht. Die Andere, welche der jungen schönen Dame das vergessene Riechfläschchen nachbrachte, war ein freundliches, rothwangiges Geschöpf; Lebenslust und Gutmüthigkeit blickte unverholen aus ihren Augen. Sie war so eilig herbeigelaufen, daß sie, trotz der dastehenden Bedienten, in ihrem weißen Unterröckchen und knappen Nachtkamisölchen unbekümmert und unbefangen ihre Nymphengestalt zeigte. Amüsiren Sie sich gut, gnädige Frau! sagte sie freundlich, die Hand der Herrin küssend: und kommen Sie recht bald wieder, mir wird sonst die Zeit gar zu lang.

Die beiden Diener, mit ihrem Handkörben am Arme, bildeten die alte und neue Zeit. Der Eine, der sich hinter der ältlichen Dame unverrückt hielt und jeder ihrer Bewegungen folgte, stand ruhig in seinem perlfarbenen Rock mit rothen Aufschlägen, rother Weste und Unterbeinkleid, mit weißgepuderten Haaren da, und schien eben keinen großen Gefallen an der Partie zu haben. Der Andere, in elegantem blauen Frack, ganz modisch in englischem Geschmack gekleidet, hielt in der linken Hand, an welcher die braunen Glacéhandschuhe nicht fehlten, seinen Hut und einen Regenschirm, an dem rechten Arm trug er den Korb, über welchen er wohlweislich einen Reserveshawl der gnädigen Frau geworfen, damit Niemand sehen möchte, daß der elegante Jean einen Korb tragen müsse, vor dem er überdies, nach mancherlei Erfahrungen, eine große Scheu hatte. Ihm schien die Frühpromenade Vergnügen zu machen, nur zeigte ein verstohlener, auf das Kammermädchen seiner Dame geworfener Blick, daß er dieses dabei vermissen würde.

Die alte Dame war die Tante der Schönen, diese die Wittwe eines

reichen Engländers, den sie aus Vernunft und auf Bitten ihrer armen Mutter geheirathet, und ganz gut mit ihm gelebt hatte. Er hatte dies dadurch dankbar anerkannt, daß er sie nach seinem bald erfolgten Tode zur Universalerbin eingesetzt. Die Dritte war eine arme Jugendgespielin der Lady, auch jetzt noch ihre Herzensfreundin, und, gleich der alten Tante, ihrer Gardedame, ganz von ihr abhängend. Doch fühlten Beide diese Abhängigkeit nicht im mindesten, nur wenn die Tante sie ganz vergaß und mit ihren sonderbaren Launen und ihrer Moral lästig wurde, rüttelte die junge Wittwe zuweilen ungeduldig an den Fesseln, die sie ihr anlegen wollte, und dieser Ton brachte dann schnell Alles wieder ins Gleis.

Endlich, nachdem die Tante ihrer Zofe noch eine Menge Befehle zurückgelassen, besonders ihre lieben Thierchen, die Hunde ihr empfohlen hatte, setzten sich die Damen in Bewegung, um an diesem schönen Maitag in petit Sacconé, jenseit der Rhone, einem Pickenick beizuwohnen, den mehre Fremde, der Sonderbarkeit wegen, schon am frühen Morgen veranstaltet hatten.

Auf den jetzt fast menschenleeren Straßen des sonst so lebhaften Genf fand die Tante, daß es doch Thorheit wäre, so früh aufzustehen, sich um den schönen Morgenschlaf zu betrügen, um durch öde Gassen zu wandern, wo kaum ein Gewürzladen offen, und noch kein Mensch am Fenster sei. Ich freue mich, sprach sie, als sie nicht mehr fern von der Rhonebrücke waren, daß wir nun bald aus der Stadt sind, denn wahrlich, hier ist es so todt, wie auf dem Kirchhof, vor dem uns Gott noch lange bewahren möge.

Aber kaum hatte sie dies Wort gesprochen, als sie nicht mehr Ursache hatte, sich über die grauenhafte Stille zu beschweren. Von der Rhonebrücke her vernahm man einen furchtbaren Lärm. Rettet Euch, rettet Euch! rief es von allen Seiten. Um Gottes willen, bringt Zucker, Brantewein, hörte man eine kreischende weibliche Stimme rufen, und zwischen all diesem Lärm vernahm man ein sonderbares Gebrüll, fast dem Ton einer schnarrenden Posaune ähnlich. Schnell eilte der stets bewegliche, überdies noch von Neugierde getriebene Jean um die Ecke nach der Brücke, um, während die Damen angstvoll seiner harrten, nach der Ursache dieses Lärmes zu forschen. Allein schon nach einer Minute kam er athemlos zurückgelaufen, rannte, Ehrfurcht, Formen und Anstand vergessend, die ihm neugierig entgegentretende Tante um und um, und lief unter dem furchtbaren Geschrei: der Elephant! der Elephant! unbekümmert um seine Herrschaft davon.

Während die beiden jungen Damen und der alte Bediente, der seinen Korb vor Schreck mitten in die Straße hingesetzt, mit der Tante beschäftigt waren, hörten sie schon in der Nähe das Gebrüll dieses Thieres, das seiner Herrin wüthend folgte, und in kurzem Trott auf sie zukam. Heiliger Gott, wir sind verloren! schrie die Alte, während die junge Wittwe beinahe ohnmächtig niedersank, und Auguste, ihre Freundin, alle Fassung verloren hatte.

Der Elephant kam mit wildschwingendem Rüssel gerade auf sie zu; allein in diesen Augenblick fühlte sich Konstanze, die junge Wittwe, von zwei starken Armen umfaßt. Ein junger Mann, der selbst vor dem wüthenden Thiere floh, hatte sie ergriffen, war mit ihr über die Straße gesprungen, und rannte, da der Elephant nur noch wenige Schritte dicht hinter ihnen war, mit kräftigem Stoß die Thür eines Hauses ein, eilte mit seiner schönen Bürde die Treppe hinauf, öffnete eine Thür, trug sie in ein Zimmer, und setzte sie hier auf dem Sopha nieder. Ich danke Ihnen, lispelte die halb Ohnmächtige. Eilen Sie hinunter zu meiner Tante, zu meiner Freundin, retten Sie, wenn es noch Zeit ist! Der junge Mann warf einen bedeutenden Blick auf sie und gehorchte. Nach einigen Augenblicken traten die zitternde Tante und die bleiche Freundin herein, der Retter aber nicht mit ihnen. Zu gleicher Zeit erschien durch die entgegengesetzte Thür ein anderer junger Mann in sehr anständiger Morgenkleidung, entschuldigte sich wegen seiner Toilette, bat die Damen, Platz zu nehmen, und fragte, womit er ihnen dienen könnte.

Wir bitten um Verzeihung, nahm Konstanze das Wort, Sie so früh zu belästigen. — Ein unglücklicher Zufall — der wüthende Elephant — ein junger Mann, der die Hausthür sprengte und mich herauftrug — dies Alles, oder vielmehr der Zufall ist die Ursache, daß wir uns hier befinden. Erlauben Sie nur, daß meine Tante sich einen Augenblick erholen darf, und wir werden Sie dann sogleich verlassen.

Der junge Mann sagte einiges Verbindliche, bat, sich seinetwegen nicht zu geniren, sein Zimmer wie das ihrige zu betrachten, und verließ sie dann. Nach einiger Zeit kam ein sehr anständig gekleideter Bedienter und präsentirte Kaffee und Chokolade, und die Damen mußten, um nicht unartig zu scheinen, statt jenseit der Rhone, hier ein kleins Frühstück, ohne den Wirth, der nicht wieder erschien, zu sich nehmen.

Auguste erzählte nun, wie in dem Augenblick, wo der unbekannte Ritter sie gerettet, der Elephant schon ganz dicht bei ihnen gewesen, und sie ihren unvermeidlichen Tod vor Augen gesehen hatten, als er plötzlich des Korbes mit Likör, den Michel in der Angst auf die Straße gestellt, gewahrt, ihn mit seinem Rüssel erfaßt habe, und in diesem Augenblick von der Frau, welcher er wahrscheinlich angehöre, durch einen Hut Zucker und den Geruch einiger geöffneter Flaschen mit Rum weiter gelockt wäre — der junge Mann sei in diesem Augenblick wieder aus dem Hause zu ihnen gekommen, hätte ihnen mit einer Pantomine die offene Thür dieses Hauses gezeigt, und mit kurzen Worten gesagt, daß sie eine Treppe hoch erwartet würden; dann sei er verschwunden.

Konstanze schüttelte bei dieser Erzählung den Kopf und wurde nachdenkend, die Tante aber erklärte, indem sie sich auf das Sopha warf, daß aus der unglücklichen Partie nach petit Sacconé nun nichts mehr werden könne, da sie viel zu angegriffen sei. Doch der immer zunehmende Lärm

auf der Straße ließ ihr keine Ruhe, sie eilte an das Fenster, und sah nun, wie das herbeiströmende Volk nach der nahgelegenen Kaserne drang, als ob es sie stürmen wollte; sie zitterte vor Angst, ihre aufgeregte Phantasie mahlte ihr das Schrecklichste, doch schien sie Fassung zeigen zu wollen, und setzte sich nieder.

Wahrlich, sagte sie, nachdem eine Tasse Chokolade die schlummernden Lebensgeister wieder aufgeregt hatte: wahrlich! liebe Konstanze, wir kommen nicht nach Hause, wir müssen hier noch länger verweilen. Horch nur den furchtbaren Auflauf!

Ach Gott! sagte diese, statt zu antworten, das liebliche Köpfchen traurig hängen lassend! wo mein armer Jako wohl sein mag? In der Angst über den Elephanten ist er mir weggekommen.

Gott sei gedankt, das der Schreihals fort ist! unterbrach die Alte ihre Klagen. Wenn mein Oberon, mein Hüon und meine kleine Rezia zuweilen zu bellen anfingen, so machte dieses unausstehliche Thier einen so schrecklichen Lärm, und ärgerte meine armen Hunde so sehr, daß ich ihn oft verwünscht habe.

Auguste lächelte bei diesen Worten, Konstanze aber ließ es ruhig über ihren Liebling ergehen, und mochte auch jetzt wohl mehr an ihren Retter als an den Papagei denken.

Sonderbar! redete Auguste die Träumende an, während die Tante wieder an das Fenster getreten war und auf den Pöbel, wie sie ihn nannte, ängstlich herabsah: — sonderbar, daß heute die Herren so galant, und doch so unfein gegen uns sind. Der Eine rettet Dich, und verschwindet; der Andere, obgleich wir ihn aus seinem Morgenschlafe gestört, empfängt uns zwar sehr artig, verläßt uns jedoch, und statt seiner kommt Chokolade. Sind doch heut zu Tag die jungen Männer ganz anders, als wie sie uns die Tante aus ihrer glücklichen Rosenzeit schildert: brav und bieder, aber wahrlich nicht galant.

I nun, erwiderte Konstanze, und warf einen sonderbaren Blick auf ihre Freundin: daß unser Wirth sich nicht wiedersehen läßt, mag in seiner Bescheidenheit liegen, und ich verdamme ihn deshalb nicht; er war nicht angekleidet —

Nun, so hatte er doch Zeit genug, es zu thun, unterbrach sie Auguste; denn in dieser Zeit hätte er zehnmal Toilette machen können. Aber daß Dein Paris sich nicht einmal die Mühe gibt, seiner schönen Helene ins Auge zu sehen, das finde ich stark, und kann ihn deshalb zu den jungen Herren rechnen, deren man jetzt so Viele trifft, die sich wohl für eine Dame schlagen, wenn sie glauben, ihre eigene Ehre verlange es, die aber viel zu bequem sind, um ihr nur eine leere Tasse aus der Hand zu nehmen.

So scheint es mir auch, nahm die Tante das Wort. Dein Retter, meine gute Konstanze, war unstreitig ein Mensch von schlechter Lebensart, und mir ist es sehr lieb, daß er sich nicht wieder blicken läßt; denn statt

Dankes wär' ich gezwungen, ihm Sottisen zu sagen. Daß er keine Lebensart hat, bewies er schon, als er die Achtung gegen mich vergaß; daß mir unter Euch die mehrsten Egards gehören, konnte er auf den ersten Blick sehen, und doch ließ er mich ruhig stehen, kümmerte sich nicht um mich und griff nach Dir. Ob mich der Elephant zertreten hätte oder nicht, das schien ihm gleich. Rücksichtlos erfaßte er das erste Beste, was ihm in die Hand kam, und dachte nicht an das, was die Schicklichkeit und der Anstand gegen Damen meines Alters verlangen.

Gnädige Frau, unterbrach Auguste ihren Unmuth: ich glaube, Sie thun dem guten Mann Unrecht. Er hat vielleicht gerade nach der gegriffen, welche ihm die Schicklichste, sie in seine Arme zu schließen, dünkte.

Ma chère! fuhr die Erzürnte auf: Sie wissen, ich liebe das Vorlaute nicht, und auch Ihnen wär' es oft nützlich, wenn sie noch in die Schule gingen, wo man Anstand und Achtung nicht sowohl für das Alter, sondern doch für einige Jahre ältere Personen lernt.

Tantchen! sagte Konstanze, mit ihrer freundlichen Gutmüthigkeit ihren Zorn abzulenken: Sie sind heute recht grausam gegen mich. Meinem Retter wollen Sie nicht einmal Dank sagen, meinem armen verlorenen Jako wünschen Sie, daß ihn die Katzen fangen möchten, und meine Herzensfreundin wollen Sie von mir weg in die Schule schicken. Wodurch hab' ich das verdient?

Nun, nun, liebes Kind, Du weißt ja, ich mein' es nicht böse, erwiderte die Alte: aber Du weißt auch, wie sehr ich an den Formen, und mit Recht hänge. Aller Glanz besteht nur in der Form — dies sagend warf sie sich in die Brust — und sowohl Dein Retter als das Papchen, Beide haben gefehlt; der Eine hat meine Würde übersehn, der Andere plaudert oft ungefragt und schreit, wenn ich rede, oder meine kleinen Lieblinge bellen. — Aber mein Gott! unterbrach sie sich: welch' ein fürchterlicher Lärm! Sie trat wieder an das Fenster, die Andern folgten. Seht nur, Kinder! rief sie: immer mehr und mehr Menschen stürmen heran, es ist unmöglich, durchzukommen, hört nur das Geschrei! Ich glaube wahrlich, sie wollen die Kasernen stürmen, sie dringen mit Balken gegen das Thor, schaffen Bruchstangen und Mordwerkzeug herbei. — Ach, du großer Gott! da rücken sie mit Kanonen an! Vier ungeheure Stücke! Seht nur, sie fahren bald den Pöbel um und um. — Jetzt biegen sie mit zweien in die Seitengasse, die zwei andern fahren sie gegen den Thorweg auf. Großer Gott! wären wir doch nur aus diesem Hause, aus diesem unglücklichen Genf! Ich wollte gern meinen Seelsorger, den frommen Mann, vermissen, und mein Herz und meine Sünden vor dem trockenen Beichtiger auf Deinem Schlosse ausschütten, wäre ich nur von hier. Ach! halte mir das Riechfläschchen vor, liebes Kind, und laß uns vom Fenster hinweg! Wenn der Kampf beginnt, so könnte uns eine Kugel treffen; und es wär' um uns geschehen!

Sie führten jetzt die Zitternde auf das Sopha zurück, und hielten ihr das Riechfläschchen vor; aber auch dieser flüchtige Geist vermochte die gute Tante nicht zu stärken. Hört Ihr, sagte sie aufhorchend: hört Ihr, wie sie schon die Mauern einreißen? Ach Gott! Sie wiederholen den gottlosen Sturm auf die Bastille. Horcht, das Geschrei und das Gebrülle! Hört nur das Gerassel! Sie werfen Steine auf die Dächer! — Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte die Furchtsame, und auch Konstanze und Auguste schienen von ihr angesteckt, denn sie rückten ängstlich zusammen, und horchten auf jedes Geschrei, auf jeden Ton, der von der Straße zu ihnen heraufdrang.

Plötzlich theilte der dumpfe Knall eines Geschützes die Luft — Victoire! Victoire! schallte es von allen Seiten. Man hörte das Thor der Kaserne prasseln, es niederreißen und unter stetem Siegesruf das Volk hineinstürzen.

Gerechter Gott! betete die Alte in ihrer Todesangst: warum läßt du das über mich ergehen? Bin ich nicht fromm und andächtig gewesen in Worten, wenn auch nicht in Werken? Habe ich nicht Alles geglaubt, selbst was ich nicht verstand? Habe ich nicht meinen Beichtiger für deinen Gesandten und seine Worte für das wahre Evangelium gehalten? Ach, war es nicht genug, daß ich in meiner Jugend den Schreckenstag der Bastille erleben mußte, der alle Adeldiplome zerriß, die auf den festesten Felsen gebauten Schlösser zerstörte und die Gottesfurcht von der Erde verbannte? Muß ich auch noch das erleben? — Kinder! sagte sie, auf ihre Knie sinkend: laßt uns beten! Laßt uns zum Herrn unser Herz erheben, daß er uns Stärkung gebe in unserer Todesstunde, daß er uns statt des wüthenden Elephanten das Lämmlein sende, uns aus diesem Gomorrha zu leiten! Kinder, betet doch! —

Aber die Neugierigen waren an das Fenster getreten, sahen dem wilden Getümmel zu, hörten nicht auf der Tante mystische Worte, und bemerkten nicht, daß die Thür sich öffnete, und ihr ungalanter Wirth mit dem Ruf: Er ist todt! hereintrat.

Todt? schrie die Tante, aufspringend, während die Damen sich vom Fenster wandten. Der König todt?

Ja, meine Gnädigste. Der Mächtige sank, von einer Kanonenkugel getroffen. Wollen Sie ihn nicht sehen? Vielleicht, wenn das Volk, das jubelnd um ihn steht, sich verlaufen hat?

Ich, mein Herr? fragte die Dame, erschrocken zurücktretend: — Ich soll dem schrecklichen Schauspiel beiwohnen, soll mich unter den wüthenden Pöbel drängen, um zu sehen, wie ein Fürst, seinen Mördern zum Hohn in seinem Blute liegt? soll das grausame Gemetzel des wüthenden Pöbels mit ansehen?

Sie sind sehr gefühlvoll, meine Gnädige, begann der junge Mann, sich gegen die herzutretenden Damen verneigend. Sie haben sehr viel

Mitleid, und das macht Ihrem Herzen Ehre. Auch mich hat der arme Elephant gedauert.

Der Elephant? fragte die Dame verwundert.

Ja, meine Verehrte! fuhr der junge Mann, etwas ungeduldig werdend, fort, und es schien nun, als wünsche er das Gespräch mit ihr abzubrechen: Der Elephant, der schon seit mehren Wochen, wie Sie wissen werden, hier zu sehen war, sollte heute abgeführt werden; auf der Rhonebrücke wird der sonst so zahme wild, faßt seinen Wärter mit dem Rüssel, und schleudert ihn zu Boden, wendet um, und trabt der Stadt zu. Nur durch die Geistesgegenwart der Madame Garnier, seiner Führerin, die mit herbeigeschafftem Zucker und Branntwein ihn von Ihnen, meine Damen, ab und in den Kasernenhof lockt, wird er eingesperrt, und nach dem vergeblichen Versuch, ihn mit Gift zu tödten, wird, während er sich das Vergnügen macht, die im Hof aufgeschichteten Bomben und Kanonenkugeln auf das Dach des nahe stehenden Schuppens zu schleudern, ein Loch in die Mauer gebrochen, und er durch einen Kanonenschuß getödtet.

So? sagte die Dame, über das Mißverständniß erröthend — doch dieses Erröthen drang nicht durch den Purpur ihrer Wangen: so hab' ich mich geirrt, und meine Besorgniß war unnöthig. Jetzt aber bitt' ich Sie, die Güte zu haben, nach unserer Wohnung, Rue St. Madelaine, Nr. 18, zu schicken.

Wen hab' ich die Ehre bei mir zu sehen? unterbrach sie der junge Mann.

Die Baronesse von Feuerbach.

Und diese jungen Damen? fragte der kecke Wirth weiter.

Dies ist Lady Morton, meine Nichte, erwiderte sie gravitätisch, und betonte jedes Wort. Diese, sprach sie, den Ton fallen lassend: Fräulein von Adlerfeld. Darf ich nun bitten, fuhr sie fort, nachdem der junge Mann den Damen ein verbindliches Kompliment gemacht hatte: mir auch Ihren Namen zu sagen, mein Herr?

Ich heiße Schröder, bin aus Straßburg, und wegen Handelsgeschäften hier.

So? sagte die Tante, und nun schien sie ihre Worte nicht mehr abzuwägen. Schicken Sie hin und lassen Sie meinen Bedienten rufen, damit wir Jemand haben, der uns durch das Gewühl der Menschen nach Hause begleitet; überdies geh' ich nie ohne Bedienten anf der Straße.

Wenn Sie erlauben, sagte der junge Mann verbindlich: so werde ich die Ehre haben —

Inkommodiren Sie sich nicht, Herr Schröder! unterbrach ihn die Dame, auf die letzten Worte einen scharfen Accent legend.

Wie Sie befehlen, meine Gnädigste, erwiderte er lächelnd. Doch hab' ich nicht nöthig, deshalb nach Ihrer Wohnung zu schicken. Seit den zwei Stunden, daß ich das Glück habe, Sie in meinem Zimmer zu wissen, steht

ein alter Bedienter, steif wie die hiesige Bürgergarde, an der Thür, und weder meine, noch meines Bedienten Aufforderung, seinen Posten zu verlassen und zum Frühstück zu kommen, hat ihn nur einen Schritt weiter entfernen können.

O, daran erkenn' ich meinen Michel! rief die Tante zufrieden. Sie öffnete die Thür und sah mit Wohlgefallen den alten devoten Diener immer noch dastehen, der den Rücken beugend ihre Befehle erwartete.

Während sie ihn seiner treuen Dienste wegen lobte, hatte sich der junge Straßburger Kaufmann mit den Damen in ein Gespräch eingelassen, wobei er zufriedener zu sein schien, als bei der Unterredung mit der Tante, die nicht wenig erschrak, als ihre Nichte beim Weggehen den höflichen Mann bat, sie in ihrer Wohnung zu besuchen.

Dies war der guten Frau stark gegen die Formen und den Anstand gefehlt; aber noch mehr kam sie außer sich, als sie, kaum einige Minuten auf der Straße, Maria, Konstanzens Kammerzofe, auf ihre Dame zufliegen, ihr um den Hals fallen sah, und unter dem fröhlichen Ausruf: Gott sei gelobt, daß ich Sie wiederfinde! Was hab' ich für Angst um sie ausgestanden! sie umarmte. — Sie schwieg. — Auf der Straße durfte sie ihrem Herzen nicht Luft machen.

Das war ein deplorabler Tag, Michel! sagte die arme Frau, nachdem sie zu Hause ihre Hunde geliebkoset und ihren Mantel abgelegt hatte. Ist uns doch auf dem kurzen Wege bis nach der Rhone-Brücke nur Plumpes und Unschickliches begegnet. Erst der Elephant, dann Mosje Jean der Windbeutel, gleich darauf ein junger ungeschliffener Mensch, der gar nicht that, als ob ich in der Welt wäre. Späterhin ein eben nicht polirter Kaufmanndiener, und am Ende gar eine Gurli von Kammerjungfer, die ihres Lärvchens wegen sich einbildet, Gott habe sie ihrer Herrschaft gleich geschaffen. Er allein, Michel, hat mir Freude und meiner vierzigjährigen Zucht Ehre gemacht; führ' Er dafür auch zur Recreation die lieben Thierchen ein wenig promeniren; Er sieht, wie ich treue Dienste zu schätzen weiß. — Michel ging mit den Hunden, doch schien er eben nicht sehr von seiner Belohnung erbaut.

Am Nachmittag saßen die beiden Freundinnen nachdenkend auf ihrem Zimmer. Beiden schien heute außer dem Elephanten noch etwas Sonderbares begegnet zu sein, denn die muntere Auguste war still, und die heitere, Alles sonst von der leichten Seite auffassende Konstanze nachdenkend. Doch trotz diesem Ernste konnten Beide nicht unterlassen, sich gegenseitig zu necken.

Die Wittwe meinte, der Kaufmann aus Straßburg müsse in seine Chocolade, aber nur in die Tasse, welche Auguste bekommen, einige Tropfen von einem Liebestranke geträufelt haben, denn sie könne nicht

läugnen, daß ihre sonst so vorsichtige Freundin wohl ein wenig schneller, als die strenge Sitte es erlaubte, von der Liebe überwunden worden wäre; daß von diesem Tranke nichts in ihre Tasse gekommen, dafür wolle sie stehen, aber auch einen Eid ablegen, daß der Tante kein Tröpfchen davon zu Theil geworden sei. Auguste versuchte, sich zu entschuldigen, und da sie dies nicht so ganz vermochte, suchte sie wenigstens den Pfeil zurückzusenden, und meinte, der unsichtbare Retter müsse sie etwas fest an sein Herz gedrückt haben, denn sie habe gar zu besorglich nach ihm gefragt, und schiene ihn noch jetzt zu vermissen und sich mit ihm zu beschäftigen.

Wie Du doch gleich Alles übel deutest! unterbrach sie Konstanze. Was mich traurig macht und was ich vermisse, ist nur mein Papagei. Du weißt, wie viel Freude mir das liebe Thier machte, wie gelehrig er war. Ich brauchte ihm nur einige Mal einen Namen oder sonst Etwas vorzusprechen, gleich konnte er mir es nachplaudern.

Nun, da möcht' ich fast mit der Tante sagen: Es ist gut, daß er weg ist, denn was würdest Du erst verdrießlich sein, ihm einen gewissen Namen nicht vorsagen zu können.

So neckten sich die beiden Freundinnen gegenseitig, und Beide mochten wohl Ursache haben, als der flüchtige Jean, dem die Tante wegen dieses Morgens fast übler mitgespielt hätte als der Elephant selbst, die Unterredung störte, und Herrn Schröder aus Straßburg anmeldete, welcher die Ehre zu haben wünsche, den Damen seine Aufwartung zu machen.

Er wird mir willkommen sein, sagte Konstanze und lächelte, als sie Augustens Erröthen bemerkte. Sag' Er auch der Tante, rief sie dem Bedienten nach: daß Gesellschaft gekommen sei. — Nun, nur Muth, Glückliche! wandte sie sich zu ihrer Freundin. Muth, edle Dame! deren Ritter naht! Auguste schien empfindlich, drohte eben mit dem Finger, als sich auf der einen Seite die Thür öffnete, und Herr Schröder, von der andern aber die Tante eintrat. Sie warf, während der junge Mann sich verneigte, einen zornigen Blick auf ihre Nichte, erwiderte seine Verbeugung, die doch nur den jungen Damen galt, wandte sich dann schnell und entfernte sich wieder.

Natürlich, daß das Gespräch sich bald auf die Begebenheiten des Morgens lenkte, wobei die Damen nochmals den jungen Mann um Verzeihung baten, daß sie ihn beunruhigt, und er das Gegentheil versicherte und behauptete, noch nie so angenehm überrascht worden zu sein. Die Unterhaltung drehte sich um Artigkeiten und den Elephanten der Madame Garnier. Man belachte das Victoire, Victoire! der Konstabler, welches sie im Siegestaumel gerufen, und das ihnen vom Volk im wilden Chor nachgebrüllt ward, und spöttelte über das Protokoll, welches man über diese ganze Sache gerichtlich aufgenommen hatte.

Bei dieser Gelegenheit kam auch das Gespräch auf den jungen Mann, welcher Konstanzen so großmüthig gerettet und sich so stolz bescheiden

zurückgezogen hatte. Sie bat Herrn Schröder, sich alle mögliche Mühe zu geben, ihn auszuforschen, da es ihr drückend sei, ohne ihm für solchen Dienst gedankt zu haben, Genf vielleicht verlassen zu müssen. Sie sagte dies ganz unbefangen, aber doch, ohne die Wärme, welche sie bei der Erinnerung an ihn empfinden mußte, verbergen zu wollen, und zeigte offen die dankbare Rührung für ihren Retter. Dann bat sie ihn noch, sich wegen ihres Papagei's Mühe zu geben, und seinen Verlust in die Zeitung setzen zu lassen. Sie beschrieb ihn genau, und bemerkte, daß man ihn besonders an seiner Gelehrigkeit und daran erkennen könne, daß er bei dem Namen Jako stets mit dem Kopf eine nickende Bewegung mache. Herr Schröder versprach, sein Möglichstes zu thun, war überdies noch sehr unterhaltend, machte sich über den Mysticismus, der jetzt in Genf sein Hauptquartier aufgeschlagen zu haben scheine, lustig, und so verging ein Stündchen nach dem andern, bis der Fremde sich empfahl.

Bin ich nicht ein gutmüthiges Kind? sagte Konstanze: Gebe aus Gefälligkeit für Dich, durch meine Aufträge Deinem Ritter Gelegenheit, morgen schon wieder zu kommen.

Wenn Dir diese Aufträge nur nicht selbst so sehr am Herzen lägen, erwiderte Auguste.

Liebe Freundin, sagte Konstanze ernst: statt zu witzeln, glaub' ich, thun wir besser, unsere Herzen auch hier wie sonst gegenseitig aufzuschließen, Dir mißfällt der junge Kaufmann aus Straßburg nicht, und Du scheinst ihm zu gefallen. Auf mich hat der Mann, welcher mich rettete, einen mir selbst unerklärbaren Eindruck gemacht. Ich weiß nicht, wie ich Dir meine Empfindungen beschreiben soll; Dankbarkeit ist es nicht, wenigstens nicht allein, warum ich mich für ihn interessire. Liebe — Du weißt — war mir bis jetzt fremd. Auf Bitten meiner verstorbenen Mutter, der meine Erziehung und Erhaltung so schwer wurde, heirathete ich Lord Morton, und wenn mich auch sein edles Gemüth zur Achtung zwang, so konnten mir doch weder sein Aeußeres, noch seine Sonderbarkeiten Liebe einflößen. Während der kurzen Jahre seines Lebens hielt ich es für Pflicht, auch nicht den leisesten Eindruck in mich aufzunehmen, und seit dem Jahre seines Todes war ich immer auf meiner Hut, denn ich wußte wohl, daß man sich nach dem Entbehrten so unaussprechlich sehnt, und eine Wittwe, deren glänzende Verhältnisse eine Menge Anbeter um sie versammeln, sich oft übereilt, um an der Hand der Liebe, wie sie wähnt, eine Verbindung zu knüpfen, da sie doch nur an der Hand des Eigennutzes an den Altar tritt. Und doch kann ich Dir nicht sagen, welch' sonderbares Gefühl mich ergriff, als er mich die Treppen hinauf in das Zimmer trug, mich dort auf das Sopha setzte, einen Augenblick, ja wahrlich nur einen kurzen Augenblick, mit seinen schwermüthigen Augen mich ansah, und auf meine Bitte, Euch zu Hülfe zu eilen, sich schnell entfernte. Es lag Etwas in dem Ausdruck dieses Mannes, das Ehrfurcht und zugleich Mitleid in mir

erweckte. Irr' ich nicht, so ist er ein Unglücklicher. — Gott! rief sie dann aufgeregt: vielleicht ist er in Noth, und mir würde es so leicht, ihm zu helfen; vielleicht ist es Einer jener Unglücklichen, die mit Muth ihr Schicksal ertragen, aber zu stolz sind, sich irgend Jemand anzuvertrauen.

Du kannst Recht haben, Konstanze, unterbrach sie Auguste. Nach Deiner Beschreibung bin ich selbst neugierig, den Mann zu sehen, welcher, nachdem er Dich in seinen Armen hielt, und in Deine Augen, wenn auch nur kurze Augenblicke sah, sich, ohne den Dank von Deinen wunderlieblichen Lippen zu vernehmen, entfernte. Entweder ist er ein Narr, oder ein sehr edler Mann.

Laß mich lieber das Letzte glauben, sagte Konstanze gerührt. In meinem Herzen spricht Alles für ihn.

Ich deklarire ihn für einen Narren, unterbrach die Tante, welche unbemerkt herein geschlichen war, das Gespräch; sie glaubte, das eben Gesagte betreffe den Straßburger Kaufmann. Fast sollt' ich meinen, er hätte Euch angesteckt, denn wahrlich, durch eine solche Begebenheit so ganz aus dem Gleichgewicht zu fallen, und so wenig die Dehors und Formen zu beobachten, daß man mit einem jungen Manne, den man nur einmal gesehen, und der überdies nicht von Adel ist, ohne die Tante den Nachmittag und den ganzen Abend zubringt, ist unerhört, und ich kann es nicht verantworten.

Gute Tante, sagte Konstanze freundlich, aber doch in einem Tone, der ihr Uebergewicht fühlen ließ; Sie wissen, daß ich seit dem Augenblicke, wo ich meine gute Mutter verließ und mir selbst überlassen war, immer so gehandelt habe, wie ich es vor mir selbst verantworten konnte, und das hat mir bis jetzt genügt. Beruhigen Sie sich deshalb, Sie kennen den Vertrag, den wir Beide damals mündlich abgeschlossen, als Sie die Güte hatten, zu mir zu ziehen. Sie übernahmen vor der Welt die Stelle meiner verstorbenen Mutter, und schützen mich durch Ihren Stand und Ihre Würde vor Verläumdung; ich richte mich dagegen mit Freuden nach Ihren kleinen Launen, und — werden Sie nicht böse, Tantchen — bleibe Herr meines Willens, und bin so eitel und eigensinnig, mich von Niemand gern zurechtweisen zu lassen, als von dem Richter in mir, von meinem sittlich-weiblichen Gefühle. Aber lassen wir das! Sie ergriff die Hand der Tante und küßte sie. Diese, klug und gutmüthig genug, um nicht die Empfindliche zu spielen, berührte die Sache nicht weiter, und trieb ihre Bereitwilligkeit zum Frieden selbst so weit, daß sie Jako's freundlich erwähnte und seinen Verlust bedauerte.

Des andern Tages versäumte Herr Schröder nicht, zur nemlichen Zeit seine Aufwartung zu machen; aber die Nachrichten, welche er brachte, waren nicht befriedigend. Obgleich er ein Kaffeehaus nach dem andern

besucht, wo natürlich nichts als von der Geschichte des Elephanten gesprochen wurde, hatte er doch von dem jungen Manne und der Rettung der schönen Dame nichts vernommen, und nach der Beschreibung, welche sie ihm von ihrem Retter gemacht, war auch nicht zu hoffen, daß er sich seines Abenteuers öffentlich rühmen werde. Auch von dem guten Papagei war bis jetzt noch keine Nachricht eingegangen.

Die Gegenwart der Tante, welche nach der gestern erhaltenen Weisung heute nicht auf ihrem Zimmer geblieben, sondern Theil an der Gesellschaft genommen hatte, schien dem jungen Manne seinen Aufenthalt etwas unbehaglich zu machen; denn obgleich er bald die Schwäche der guten Frau entdeckt, und nicht unterlassen hatte, sich mit besonderer Höflichkeit gegen sie zu benehmen, so konnte sie es doch nicht über sich gewinnen, ihm ohne Anmaßung und Stolz zu begegnen, und er empfahl sich heute früher als es wahrscheinlich seine Absicht gewesen war.

Aber am andern Morgen war er schon in aller Frühe wieder da, und verkündete mit großer Freude, daß der Papagei wieder gefunden sei, und er wahrscheinlich durch ihn auch den verborgenen Retter entdecken würde. Es hatte nemlich in der heutigen Zeitung, als Antwort auf die Aufforderung wegen des Verlorenen, gestanden, daß der beschriebene Papagei aufgefangen und bei der Polizeibehörde um drei Uhr des Nachmittags abzuholen sei. Der Kaufmann versprach nun, sich vor drei Uhr dort einzustellen, um den Ueberbringer genau zu beobachten.

Er hielt Wort. Schon nach zwei Uhr machte er sich auf dem Bureau der Polizei einen Bewerb, wo er auch kurz darauf einen jungen Mann mit einem Papagei, in welchem er sogleich den Unbekannten erkennen mußte, eintreten sah. Sein großes schwermüthiges Auge, der ernste düstre Blick, mit welchem er den zahmen Vogel, nachdem er ihn noch einmal geliebkos't, übergab, ließ ihn nicht einen Augenblick zweifeln, daß es der Rechte sei. Er folgte ihm, und redete ihn auf dem Platz St. Antoine, wo er ihn einholte, an.

Mein Herr, sagte er, Sie waren so glücklich, einen Papagei zu fangen, der schönen Händen entflohen ist. Kennen Sie die Dame, welcher er angehört?

Nein! erwiderte der Fremde.

Und wären auch nicht neugierig, sie kennen zu lernen?

Nein! sagte der Wortkarge.

Wissen Sie, daß es dieselbe Dame ist, welche Sie vor dem Elephanten retteten? fuhr der Kaufmann fort.

Wahrscheinlich hat der letzte Dienst mehr Werth für sie als der erste, sagte der Fremde bitter.

Die Dame ist Lady Morton, Wittwe —

Das thut mir leid! unterbrach er den Gesprächigen.

Und weshalb? fragte dieser.

Weil ich die Engländer hasse. Ich empfehle mich! Dies sagend, bog er in eine Seitengasse. Schröder folgte ihm; der Fremde trat in ein Haus; auch hierher begleitete ihn der Kaufmann.

Mein Herr! wandte sich der junge Mann plötzlich mit finsterm Blicke nach ihm: Sie scheinen mein Schatten sein zu wollen, das beginnt mir lästig zu werden, und ich muß Sie ersuchen, mich zu verlassen; führte Sie aber der Zufall mit mir gleichen Weg, so bitte ich um Entschuldigung.

Dies Alles hatte er zwar höflich, jedoch in so bestimmtem, abschreckendem Tone gesagt, daß Schröder, Unannehmlichkeiten zu vermeiden, es für räthlich hielt, seine ferneren Nachforschungen für jetzt einzustellen. Wußte er doch nun Straße und Hausnummer.

Nach einiger Zeit kehrte er in das nemliche Haus zurück, erkundigte sich bei dem Eigenthümer nach dem jungen Manne, war aber nicht wenig erstaunt, als kein Solcher sich unter den Hausbewohnern befand, auch Keiner von diesen ihn kennen wollte.

Mit dieser eben nicht tröstlichen Nachricht kam er am Abend zu Lady Morton, und berichtete, was ihm begegnet war.

Der wieder auf Konstanzens weißem Arm sitzende Jako war heute, trotz seinem zuthulichen Schmeicheln nicht im Stande, seine Gebieterin aufzuheitern, und selbst der Zofe lebendiges Wesen war mehr lästig als aufmunternd. Auguste, ganz mit sich und ihrem Herzen beschäftigt, schwebte zwischen Hoffen und Furcht, und nahm weniger Theil an der Stimmung ihrer Freundin, als sie wohl sonst zu thun pflegte, und Konstanze selbst saß sinnend, die Stickerei in der Hand, auf dem Sopha. Alles vereinte sich aber auch, ihr Gemüth zu beunruhigen und sie zu spannen. Ihr Retter mußte ihr werth sein, theurer noch, da es ein schöner Mann war. — Sein Verschwinden, dieser Stolz oder dieser Gleichmuth war ihr, da die Männer sie bisher nur, wie die zudringlichen Motten das Licht, umflattert hatten, an einem Manne neu, und eben deshalb desto interessanter; selbst wenn es Geringschätzung gewesen wäre, so machte dies ihre Eitelkeit rege und forderte sie zum Kampfe auf. Sein Benehmen gegen den Straßburger Kaufmann schien ihr so männlich, so kraftvoll, das Entziehen jedes Dankes so edel, ihre Phantasie fand in diesem Allen einen so weiten Spielraum, und dieser Mann stand dem so oft geträumten Ideale so nahe, daß der Gedanke an ihn ihre ganze Seele erfüllte.

Aber mehr als alles dies, mehr als die Bilder einer aufgeregten, bis jetzt unterdrückten Phantasie, beschäftigte und betrübte sie der Gedanke: Es ist ein Unglücklicher, und vielleicht könntest du ihm helfen, ihn retten. Des Mannes abschreckende Gleichgültigkeit, welche doch nicht in jenem Blicke lag, mit dem er sie auf dem Sopha angesehen, ließ sich glauben, er müsse mit der Welt zerfallen, müsse der Verzweiflung nahe sein, und außer

Herrn Schröder, der sich täglich einstellte und meist unwichtige Nachrichten brachte, wurde noch Marie, und selbst Jean, Erkundigung, einzuziehen beauftragt. Letzterer ergriff vielleicht die besten Mittel: er wandte sich zuerst an die Polizei; aber auch sie, sonst ziemlich aufmerksam, konnte ihm keine Auskunft über den Mann geben, welcher den Papagei gebracht; dann versuchte es Jean auf anderm Wege; er führte alle Lohnbedienten nach der Reihe ins Gasthaus, und hoffte durch eine Flasche Neufchateller ihre ohnehin geläufige Zunge noch mehr zu lösen.

Hier traf er endlich, nach manchem vergeblichen Versuche, einen armen Schlucker, dessen Aussage ziemlich auf den Unsichtbaren anzuwenden war. In einem der unbedeutendsten Gasthöfe, so berichtete ihm dieser, hatte ein junger Deutscher in einem Hinterstübchen still und sehr ökonomisch mehrere Wochen gewohnt. Eines Tages sei er mit einem Papagei nach Hause gekommen, der immer Konstanze gerufen, und mit dem sich der junge, sonst so stille Mann den ganzen Tag beschäftigt habe. Am dritten Tage sei er mit dem Papagei wieder ausgegangen, ohne ihn zurückgekehrt, den andern Morgen abgereist, und, so viel er vermuthen könne, dem Chamounythal zugewandert.

Dies ließ nun keinen Zweifel mehr übrig, daß der Verborgene aufgefunden, aber auch wieder verschwunden sei, und Konstanze fand in diesem Berichte ihre Vermuthung bestätigt, daß der junge Mann ein Unglücklicher sei, der ihrer Hülfe bedürfe. Doch war sie offen genug, ihre Theilnahme nicht ganz auf Rechnung des Mitleids zu setzen, sondern der Neigung auch ihren Antheil zu lassen. Uebrigens verwickelte sich die Sache zu schön, sie war zu romantisch, und gab den Schwingen der Phantasie zu viel Freiheit, um nicht auch das Herz zu beschäftigen; selbst Augustens immer inniger werdendes Verhältniß mit dem jungen Kaufmann regte die Sehnsucht in Konstanzen auf, und zum ersten Mal fühlte die junge Wittwe eine gewisse Unruhe und Unbehaglichkeit, die ihr bisher fremd geblieben war.

Nach manchem ernsten Kampfe, nach manchem Ueberlegen mit Augusten, wurde Jean, ohne jedoch in das Geheimniß gezogen zu sein, nach dem Chamounythal geschickt, den Verlorenen unter dem Vorwand aufzusuchen, die Schuld des Dankes an ihn abtragen zu müssen.

Bis zu dessen Rückkehr ging alles in Genf den gewohnten Gang. Immer enger schloß sich das Band Augustens und des jungen Straßburgers, immer nachdenkender und ernster gestimmt wurde Konstanze, und die Tante blieb gleich feindselig gegen den Nichtadeligen gesinnt, der anfangs Alles gethan hatte, die Gunst der alten Dame zu gewinnen; da es ihm aber nicht im Mindesten gelingen wollte, und er das untergeordnete Verhältniß, in welchem eigentlich die gute Dame in dem Hause ihrer Nichte stand, kennen lernte, kümmerte er sich wenig mehr um sie, und war mit der Gewißheit zufrieden, Augustenz Herz gewonnen und die Ueberzeugung erlangt zu haben, daß die junge Lady seinen Wünschen nicht entgegen sei.

Er sprach nun, als die Zeit seiner Abreise nahte, gegen Auguste seine Wünsche deutlich aus, und diese, gar nicht die aristokratischen Ansichten der Tante theilend, sagte nicht Nein, und da er von seinen Eltern nicht die mindeste Weigerung zu erwarten hatte, so reiste er, mit dem Versprechen, bald wieder zurückzukehren, nach Straßburg. Die Tante, vor welcher man nun kein Geheimniß mehr daraus machte, war außer sich; sie beschwor Himmel und Hölle, rief sogar ihren Beichtvater zu Hülfe auf, versuchte alle Mittel, welche ihr zu Gebote standen, das sündhafte Herz des Mädchens zu rühren; aber Auguste kümmerte sich wenig darum; ohne alle Verbindlichkeit gegen die Baronesse, war ihr deren Meinung ziemlich gleichgültig, die noch mehr aufgebracht wurde, als sie nach Jean's Zurückkunft erfuhr, daß ihre Nichte Genf verlassen und ein Landhaus in dem schönen Chamounythal beziehen werde.

Jean war es nemlich geglückt, nach manchem vergeblichen Umherirren, in einem einsamen Seitenthale in der Hütte eines dortigen Bergbewohners den Verborgenen aufzufinden. Die Nachricht, die er über ihn eingezogen hatte, ließ ihn keinen Augenblick zweifeln, daß er der Rechte sei. Er lebte dort in einem kleine Stübchen einsam, und seine Zeit bloß den Wissenschaften weihend, sehr eingeschränkt, ohne alle Bedienung, aß mit seinem Wirthe die ärmliche Kost eines Landmanns, trank von der kühlen, aus einem Felsen sprudelnden Quelle, und da er sich einige Meubles von Genf und eine Menge Bücher und Zeichnungen von fern her hatte kommen lassen, so ließ dies auf einen längern Aufenthalt schließen. Auch hatte er sich die Liebe der Familie, bei welcher er wohnte, ganz zu erwerben gewußt.

Jean suchte sich ihm unter der Maske eines reisenden Deutschen zu nahen, war höflich, jedoch kalt empfangen und, nach einigen vergeblichen Versuchen, sich noch mehr zu nähern, kurz abgewiesen. Der listige Diener mochte wohl einen tiefern Blick in das Herz seiner Gebieterin gethan haben als sie vermuthete und es ihr lieb sein konnte, und er wollte deshalb seinen Auftrag nicht halb ausrichten. Ein in dem Chamounythal, ungefähr eine halbe Stunde von der Hütte des Unbekannten entferntes, angenehmes Landhaus, welches so eben leer stand, hatte ihn auf den Gedanken gebracht, daß es wohl der Lady nicht unangenehm sein könnte, einige Monate hier zuzubringen; etwas voreilig sprach er vor der Hand mit dem Eigenthümer deshalb das Nöthige ab, und konnte nicht umhin, dies Alles mit einer gewissen Selbstzufriedenheit, bei der Rückkehr nach Genf, seiner Dame zu berichten. Sie beschenkte und entließ ihn, doch ohne sich über das Landhaus weiter zu bestimmen, fuhr jedoch nach einigen Tagen selbst in das Thal, um sich die Wohnung zu besehen. Sie fand die Lage reizend, das Haus bequem, der Preis war ihr gleichgültig, und so wurde dieses stille Plätzchen gewählt, einen Theil des Sommers, statt in Genf, dort zuzubringen.

Diese Nachricht und der Gedanke, daß sie mehre Stunden von ihrem

geliebten Genf und ihrem Seelsorger entfernt sein sollte, setzte die Tante in Verzweiflung. Hätte sie die Ursache gewußt, weshalb diese Veränderung stattfinde, sie wär' es noch mehr gewesen; so mußte sie sich aber fügen, und das Geschenk eines neuen Ringes schien sie auch bald darüber zu trösten. Das Nöthige wurde hinausgeschafft, und nach wenigen Tagen schmückte eine neue liebliche Blume das Chamounythal.

Zwischen Auguste und ihrer Freundin war jetzt oftmals eine lange Berathung, wie man sich dem Unbekannten nähern und auf schickliche Weise seine weitere Bekanntschaft machen wollte; doch immer fanden sie kein passendes Mittel dazu. Um keinen Preis wollte Konstanze irgend einen Schritt thun, der ihr Zartgefühl verletzt hätte; so sehr auch ihr Herz sie trieb, so wollte sie doch nichts übereilen, und ihre Eitelkeit war nicht stark genug, die Furcht ganz zu unterdrücken, ob sie auch das Herz des Mannes, zu dem das ihre sie zog, gewinnen könne, und selbst der Gedanke, ob er nicht schon verheirathet sei, ließ sie nur ängstlich jeden Versuch wagen, sich ihm zu nähern.

Aber während sie mit ihrer Freundin berathschlagte, die Tante betete, sang und dem Befehl ihres Seelsorgers zu Folge in ihren von Salbung strotzenden Büchern las, war der vorwitzige Jean auf weitere Kundschaft ausgezogen. Leicht möglich, daß sein Verhältniß zu der rothwangigen Marie von der Art war, daß sie gegenseitig keine Geheimnisse hatten, leicht möglich, daß die Zofe einen noch tiefern Blick in das Herz ihrer Gebieterin gethan und dies ihrem Freunde mitgetheilt hatte. Beide glaubten, sich der Lady gefällig zu zeigen, wenn sie, selbst gegen ihren Willen den Unbekannten ihr näher brächten. Jean hatte deshalb seine Wanderung nach dem Hüttchen wieder angetreten, hatte von Genf allerlei Kleinigkeiten mitgebracht, wodurch er hoffte, sich wenigstens den weiblichen Bewohnern gefällig zu machen, traf nun so ausgerüstet in der Hütte ein, und verfehlte seinen Zweck nicht; denn er wußte durch Geschenke und Versprechungen die gute Frau und ihre Tochter, die sich allein zu Hause befanden, selbst dahin zu vermögen, daß sie ihm das Zimmerchen zeigten, welches der Fremde bewohnte. Er ward beim Eintreten durch Mehres überrascht. Erstens hatte er nicht die Reinlichkeit und Ordnung, welche er hier fand, erwartet; zweitens fiel ihm auf, daß ein Bette in dem kleinen Zimmer stand, und er doch noch ein anderes daneben in dem offen stehenden Kämmerchen sah, wo weibliche Kleidungsstücke hingen, die unmöglich dem armen Schweizermädchen gehören konnten, sondern, wenn sie auch nicht prachtvoll waren, das Eigenthum einer Dame von Stande sein mußten. Als er sich eben mit einer Frage deshalb an die Mutter wenden wollte, that die Tochter einen lauten Schrei. Um Gotteswillen kommt! rief sie, dort sehe ich den Vater und die Fremden den Fußsteig heraufkommen.

Träfen sie uns hier, wir wären unglücklich! Schnell zog sie Jean, der noch einen lüsternen Blick auf einen angefangenen, auf dem Tische liegenden Brief warf, mich sich fort, und schob ihn zum Hause hinaus. Er konnte dem Blicke des alten Schweizers, der seinen Gruß nur finster erwiderte, nicht mehr entgehen, hatte aber dennoch so viel gewonnen, an der Seite des Fremden eine junge, ganz hübsche, wohlgebildete Dame zu sehen, welche ihren Arm traulich um seinen Nacken geschlungen hatte. Dies war genug, um seine Schritte zu beflügeln. Er eilte in vollem Lauf mit dieser Nachricht nach Hause, war jedoch so vorsichtig, sie erst Marien zu vertrauen, die sie dann auch sogleich dem Fräulein mittheilte.

Auguste war hierüber nicht wenig erschrocken. Sie bedauerte die Freundin, welche zum ersten Mal Liebe fühlte um sich getäuscht sehen sollte. Seit zwei Monden schon hatte das Bild des jungen Mannes Konstanze nicht verlassen, der Blick seines dunkeln, schwermüthigen Auges hatte lebhaft vor ihr geschwebt, süße Träume einer glücklichen Zukunft hatten sie umgaukelt, und das erste Lächeln der Liebe sollte so bitter sein? Auguste empfand dies doppelt, da sie sich selbst so glücklich fühlte. Nach langer Ungewißheit hielt sie es doch für das Beste, Konstanze von diesem Vorfall zu benachrichtigen. Sie trug es ihr mit aller nur möglichen Schonung vor, und war erstaunt, sie so beruhigt zu finden. Konstanze hatte sich von früher Jugend an gewöhnt, ernst über das Leben nachzudenken; während ihrer Ehe hatte sie, obgleich lebhaft, doch mehr ihrem Verstande als ihrem Herzen folgen müssen, und so war sie gewöhnt, Herr über sich und ihre Empfindungen zu werden. Sie freute sich, daß sie keinen weiteren Schritt gethan und dem Unbekannten ihre Neigung zu ihm ganz verborgen geblieben war. Auch zürnte sie ihm nicht; was konnte der Arme für eine frühere Neigung, was konnte er dafür, des er schon verehelicht war? Sie dachte nun auf Mittel, wie sie seine drückenden Verhältnisse erleichtern, ihn unterstützen und sich ihm dankbar beweisen könne. Sie glaubte hierzu den sichersten Weg einzuschlagen, wenn sie, ohne ihren Namen zu nennen oder den Beweggrund zu berühren, ihm eine bedeutende Summe von Genf aus, wohin sie nun zurückzukehren beschloß, überschickte. Ohne ihre Wohnung in dem Landhause aufzugeben, kehrte sie nun, zur großen Freude der Tante, obwohl mit kummervollem Herzen nach der Stadt zurück.

Die Hauptschwierigkeit, welche sie bei der Ausführung ihres Vorsatzes fand, war wie die Art und Weise, wie sie das für ihn bestimmte Geld in seine Hände bringen könne. Durch die Post ging es nicht, da sie seinen Namen nicht kannte, und der Name Fischer, den er sich gegeben und den Jean ausgekundschaftet hatte, schien ihr ein angenommener zu sein. Sie wollte sich keinem Fremden anvertrauen, und obgleich sie auf die Ehrlichkeit ihres Jean's rechnen konnte, so scheuete sie sich doch, ihn zum Vertrauten ihres Geheimnisses zu machen. Auguste schlug ihr endlich vor, sich lieber der Tante anzuvertrauen, und sie zu bewegen, den alten ehrlichen Michel

zu ihm zu senden, da Jean durch seine Voreiligkeit die Sache leicht verrathen und der Unbekannte ihn erkennen könne.

Die Tante, froh, daß diese für sie so beunruhigende Begebenheit durch eine Summe Geldes abgemacht werden sollte, übernahm gern die Sache, gab ihrem alten Diener die 500 Napolions, mit dem Befehl, sie, ohne zu sagen von wem, dem jungen Manne, welchen sie ihm so wie die Hütte deutlich beschrieb, zu bringen. Um das Zartgefühl ihrer Nichte zu schonen, stellte sie sich als ob sie das Geld aus eigenen Mitteln und aus Dankbarkeit dem Retter Konstanzens zuschickte, wobei der Diener, der ihre Vermögenumstände nur zu gut kannte, ungläubig den Kopf schüttelte. Der Michel ging nun in das Chamounythal nach der bezeichneten Hütte, in welcher Herr Fischer, der junge Deutsche, wohnen sollte.

Er fand ihn nicht zu Hause, wohl aber die Dame, und übergab ihr den Brief und das Geld, mit der Bitte, es ihrem Gemahl einzuhändigen. Die Dame schien bei diesen Worten betroffen, nahm zwar das Geld an, doch bat sie ihn, zu verweilen, da Herr Fischer bald zurückkehren müsse, welches der gutmüthige aber nicht listige Alte auch that. Sie mochte ihm nun wohl so Manches abfragen, wodurch er mehr verrieth, als er sollte, und da der Unbekannte noch immer ausblieb und es schon zu dämmern begann, entließ sie ihn, da sie über das Geld und den Brief keinen Zweifel mehr hatte.

Michel kehrte, froh, sein Geschäft so vorzüglich ausgerichtet zu haben, nach Hause, wo man jedoch über Zweierlei nicht ganz mit ihm zufrieden war. Erstens, daß er das Geld nicht in die Hände des Unbekannten selbst gegeben, und zweitens, daß er sich so lange dort aufgehalten und sich wahrscheinlich habe ausfragen lassen. Michel leugnete zwar, daß er nur das Mindeste verrathen habe, jedoch zeigte sich schon am andern Tage, daß er zu dergleichen Gesandtschaften eben nicht sehr tauglich sei, denn ein Postbote brachte einen an Lady Morton adressirten Brief, mit 500 Napoleonsd'ors beschwert. Des Briefes Inhalt war kurz und folgender:

„Geld hat in meinen Augen zu wenig Werth, als daß es nur den kleinsten Dienst bezahlen könnte. Ueberdies hätte ich, was ich für Lady Morton gethan, jedem Bedrängten, auch dem Aermsten, erwiesen.“

Der Brief war ohne Unterschrift.

Beschämt legte ihn Konstanze bei Seite; doppelt fühlte sie in diesem Augenblicke das Grausamme ihres Schicksals, denn selbst durch dieses stolze Verweigern war ihr der Unbekannte noch werther geworden. Ihr heiterer Sinn war getrübt, still, in sich verschlossen, nahm sie wenig Theil mehr an dem Glück ihrer Freundin, deren Mitgefühl so wenig als die Trostgründe der bigotten Tante, ihr die verlorne Ruhe wieder zu geben vermochte; sie war mit sich selbst unzufrieden, sah ihre Thorheit ein und war doch nicht ganz Herr über sie.

Um sich vor der Welt keine Blöße zu geben, welcher das plötzliche

Verlassen, nach so kurzer Bewohnung auffallend sein mußte, besuchte sie zuweilen das Landhaus im Chamounythal, blieb, von der Tante und Auguste begleitete, einige Tage dort, verließ aber dann ihre Wohnung nie. In dieser Stimmung traf sie der junge Kaufmann, der wieder von Straßburg zurückgekehrt war, und mit ihm für Auguste die Bestätigung ihres Glückes. Dieser, nachdem er Alles, was seitdem vorgefallen war, erfahren und erwägt hatte, faßte zuerst die Möglichkeit auf, daß die, den Unbekannten begleitende Dame vielleicht nicht seine Gattin, sondern seine Schwester sei, oder vielleicht ein, durch eine thörige, leichtsinnige Liebe, ihm zugeführtes Mädchen. Er beschloß, der Sache nachzuforschen, jedoch sollte dies Constanzen verborgen bleiben.

Ein Zufall leitete aber Schröders Bemühung ganz anders als er es gewollt. Er war eines Tages von einem seiner Handelsfreunde zu Tische geladen, und am Nachmittag mit diesem nach einem öffentlichen Lustort gefahren, wo eine Gesellschaft von Spielern sich im Geheim zu versammeln pflegte. Auch die beiden Freunde betraten das geheime, abgelegene Gemach, und nahmen, um nicht ganz müßig zu sein, Antheil an dem Spiele. Neben ihnen saß ein schon bejahrter Mann, der sehr bedeutende Summen setzte. Sein düsteres bleiches Gesicht verrieth keine der Leidenschaften, welche in ihm rege sein mochten, es war kalt, und doch schien diese Kälte mehr der Verzweiflung als der Ruhe anzugehören; sein Auge war starr auf die Hand des Banquiers geheftet, und nur, wenn eine seiner Karten gewann oder verlor, wurde sein Gesicht lebhaft und drückte Freude oder Verdruß aus; er spielte mit Glück. Den jungen Mann zog diese Gestalt an, er beobachtete den Alten genau und nahm mehr Theil an dessen als an dem eigenen, nur unbedeutenden Spiele. Plötzlich aber wendete sich das Glück. Der Haufen Goldes, den der Spieler anfangs vor sich gehabt, war nach beendeter Taille ziemlich geschmolzen; auch die neue war ihm nicht günstig, er verlor drei Mal kurz hinter einander das Aß. und sein Auge wurde immer stierer, sein Gesicht immer blässer. Da hielt er in seinem Spiele ein, zog eine Karte nach der andern, nahm jedoch keine, sah starr vor sich hin, und schien ungewiß, ob er das Spiel fortsetzen sollte oder nicht. In diesem Augenblick gewann das Aß. Ein höhnisches Lächeln umzog seinen Mund; sein Auge funkelte, er zog den Buben, setzte das letzte Rouleaux von 100 Louisd'or darauf, stand auf, und in diesem Augenblicke schien sein ganzes Gesicht verändert, kalte Ruhe und Gleichgültigkeit standen deutlich darauf geschrieben. Schröder, welchem er zur Linken stand, beobachtete ihn immer aufmerksamer, da der Bube lange ausblieb, aber trotz des langen Harrens, trotz der Qual gespannter Hoffnung und Furcht blieb das Gesicht des Alten unverändert. Die linke Hand auf den Tisch gestützt, die rechte in der Tasche seines Oberrocks, stand er, dem Glück nicht Vertrauen schenkend, aber dennoch muthig da. Nur noch wenige Karten lagen in der Hand des Banquirs, nur noch

Eine konnte gewinnen, da fiel der entscheidende Bube, er hatte verloren. Lächelnd schob der Alte dem Banquier seine Rolle zu, zog die Rechte schnell aus seiner Tasche, und der aufmerksame Nachbar sah ein Terzerol in selbiger. Rasch faßt' er zu, entwand es ihm, und ehe noch die hierdurch aufmerksamen Mitspieler sich von dem Vorgefallenen unterrichten konnten, riß er ihn, von seinem Freunde unterstützt, fast mit Gewalt aus dem Zimmer, hob ihn in den für sie bereit stehenden Wagen und fuhr mit ihm seiner Wohnung zu.

Der Alte hatte von dem Augenblick an, wo das Pistol seiner zitternden Hand entwunden war, kein Wort gesprochen, war mechanisch in den Wagen gestiegen und auf Schröders Einladung ihm die Treppe hinauf in seine Wohnung gefolgt. Hier schritt er einige Mal auf und ab, dachte über Etwas nach, das jedoch seine Seele nicht sehr zu beunruhigen schien, dann trat er auf Schröder zu. Junger Mann, sprach er: Sie haben mich vom Selbstmorde zurückgehalten. Glauben Sie mir eine Wohlthat dadurch erzeigt zu haben? Sie haben mich dem Leben wiedergegeben, das heißt, dem Elend: steht es denn in Ihrer Macht, mir das, was Sie mir erhielten, wünschenswerth zu machen? Steht es in Ihrer Macht, das zu ersetzen, was Sie mir entzogen? Nur im Grab' ist Ruhe für mich, hier nicht mehr.

Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht, erwiderte Schröder: und weiß daher nicht, in wiefern Ihnen der Tod wünschenswerth und das Leben verhaßt sein kann; nur das weiß ich, daß ich Sie von einem Verbrechen abgehalten habe, für das Sie in jener Welt Rechenschaft geben mußten. Glaube ich auch selbst kaum, Etwas zur Verbesserung Ihrer Lage thun zu können, — denn, verzeihen Sie mir einem Manne, der, wie Sie, Tausende in Einem Tage verspielt, ist schwer zu helfen — so bin ich doch erbötig, da der Zufall mich nun einmal zu Ihnen geführt hat, Sie nach Kräften zu unterstützen. Haben Sie Vertrauen zu mir, und entdecken Sie mir ganz Ihre Lage.

Mir ist nicht mehr zu helfen, erwiderte er. Tausend Louisd'or waren noch vor einer Stunde in meiner Hand, ihr Besitz schien mir nur ein erbärmliches Loos, und wo fände sich ein Mensch, der mir mehr bieten würde?

Nein, wahrlich! erwiderte Schröder unmuthig: einen solchen Thoren würden Sie schwerlich finden, und ich muß Ihnen auch jetzt offen gestehen, daß ich nicht im Stande bin, ein Glück, wie Sie es wahrscheinlich verlangen, wieder herzustellen; doch hat mein Rath, meine Theilnahme vielleicht noch Werth für Sie, so würde es mich freuen, wenn Sie mir Gelegenheit gäben, wenigstens durch Trost zu ihrer Beruhigung beitragen zu können.

Der Alte sah bei diesen Worten freundlich auf den jungen Mann, dessen Offenheit und die Wärme, mit welcher er sprach, ihn zu rühren schien. Wären wir allein, sagte er: so könnte ich vielleicht das Vertrauen

zu Ihnen fassen, mich Ihnen zu entdecken. Schröders Freund verstand den Wink und entfernte sich.

Ich muß damit beginnen, sprach nun der Alte: Ihnen zu sagen, daß ich Ihrer Theilnahme nicht werth bin. Ich bin der eigene Mörder meines Glücks, das Schicksal trägt keinen Theil meiner Schuld. Ich war ein reicher Mann; was der thörige Mensch für des Lebens Annehmlichkeiten hält, Stand und Rang ward mir zu Theil, Güter, in den schönsten Gegenden Deutschlands gelegen, waren mein, mich beglückte ein treues, gutes Weib, Kinder, die ich voll Hoffnung emporwachsen sah, die Liebe der Meinen, die Liebe der mir Untergebenen, Alles trug zu meinem Glücke bei. Da führte mich mein Schicksal, einer leichten Krankeit wegen, nach Pyrmont. Aus Langweil setzte ich mich an den Pharotisch, spielte ein kleines unbedeutendes Spiel und gewann. Ich versuchte es am andern Tage noch einmal, spielte höher, gewann wieder, und kehrte mit 100 Louisd'or Gewinn nach Hause. Die Sache fing an, mich zu intressiren; ich steckte, mit dem festen Vorsatz, auch nicht einen Groschen des Meinigen zu verlieren, das gewonnene Geld in die Tasche und ging am andern Morgen wieder nach dem Spielsaale; mein böser Genius ließ mich auch heute gewinnen, ich benutzte mein Glück, spielte höher und sprengte die Bank. Mit 2000 gewonnenen Louisd'or setzte ich mich, obgleich von einer inneren Stimme wieder nach dem Pharotisch gelockt, in meinem Wagen und fuhr heim.

Schon lange hatte ich den Plan gehabt, die alte baufällige Kirche auf dem Rittersitz, den ich selbst bewohnte, neu aufzubauen; allein der damalige, meine Einkünfte sehr schmälernde Krieg ließ mich die bedeutende Ausgabe scheuen, und ich sah jetzt diesen Gewinn als eine Schickung des Himmels an, meinen Lieblingplan auszuführen. Noch in dem nemlichen Jahre wurden die nothwendigen Materialien herbeigeschafft, und ohne meiner Frau oder sonst Jemand von meinem Gewinne nur ein Wort zu sagen, der Bau in kommendem Frühjahre begonnen.

Schon stand ein bedeutender Theil des Gotteshauses, als mich mein Arzt wieder in das Bad nach Pyrmont schickte; ich reiste mit Widerwillen hin, und obgleich ich zur Vollendung meines Baues noch einer bedeutenden Summe bedurfte, und mir wohl zuweilen der frevelhafte Gedanke in den Sinn kam, Gott müsse mir zu dem frommen Werke noch einmal ein gleiches Glück schenken wie im vergangenen Jahre, hatte ich mir doch fest vorgenommen, nicht zu spielen, und das Geld, welches ich mitnahm, war nur für meine Bedürfnisse berechnet. Als ich aber in Pyrmont einfuhr, überlief mich eine Art von Schauer, es hielt mich schon den nemlichen Tag nicht mehr in meiner Wohnung, immer trieb es mich nach dem Spielsaale, und es kostete mir große Ueberwindung, mich der Versuchung zu entziehen. Endlich bestimmte mich der falsche Stolz, noch einmal dem Glücke zu vertrauen. Mehrere Badegäste, deren Bekanntschaft ich im vorigen Jahre ge-

macht, äußerten sich spöttisch, daß ich nicht den Muth habe, von neuem mein Glück zu versuchen, und das gewonnene Geld so fest in meiner Tasche verschlossen hielt. Nur zu willig folgte ich den Einflüsterungen eines falschen Stolzes, begann zu spielen, und in gleichem Maße, wie mich im vorigen Jahre das Glück begleitete, verfolgte mich in diesem das Unglück. Was ich am ersten Tage verloren, wollte ich am zweiten wieder gewinnen und, einer Schneelavine gleich, wurde mein Verlust immer größer; an Kredit fehlte es mir nicht, und ich reiste mit einer Schuldenlast von 15000 Thalern von Pyrmont nach Hause.

Ich hätte des ungeachtet, wie ich auch wirklich that, die Kirche ausbauen, meine Schulden bezahlen können, ohne das dieser Verlust nur im Mindesten meine Vermögensumstände zerrüttet hätte. Aber das Samenkorn des Bösen hatte Wurzel geschlagen, das Spiel war zur Leidenschaft in mir geworden, und als ich in dem neuerbauten Gotteshause das erste Mal mein Gebet erheben wollte, fühlte ich den Frieden meines Herzens, die Achtung meiner selbst verloren; der Anblick meiner betenden Gattin erweckte nicht die Andacht in meiner Brust, und war mir mehr ein stiller Vorwurf. Die Rückkehr meines geliebten Sohnes von der Universität machte mir keine Freude, ich fürchtete, in ihm einen strengen Tadler meiner Handlungen zu finden. Ich reiste in fremde Lande, Zerstreuung und mein Geld wieder zu gewinnen, suchte den immer mehr durch das Spiel herbeigeführten Verfall meiner Glücksumstände vor den Meinigen und der Welt zu verbergen, und ergriff eben deshalb hierzu die kostspieligsten, verderblichsten Mittel. Ich fiel in die Hände der Wucherer, sank immer mehr, und endlich traten meine Gläubiger hervor, Wechsel verfolgten mich, ich floh, meine Güter fielen in die Hände der Gläubiger.

Dieses Unglück, sagte er ernst: erlebte meine Gattin nicht, die Verhältnisse ahnend, starb sie kurze Zeit vorher. Mein Sohn, welcher auf Reisen war und von dem Allen nichts wußte, hatte Neigung für die Tochter eines reichen Engländers gefaßt, der trotz seines Nationalstolzes, sich es doch zur Ehre schätzte, sein Kind als eine reiche deutsche Gräfin zu sehen. Er sagte sie meinem Sohne zu, das Mädchen schien ganz in seiner Liebe zu leben, und, als mein Otto die Nachricht von der Zertrümmerung seiner Glücksumstände erfuhr und seiner Geliebten und ihrem Vater dies bekannt machte, traten Beide zurück, und mit zerrissenem Herzen kam er in seine Heimath, sah die Burg seiner Väter in fremden Händen und verließ Deutschland. Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Seit diesem Augenblicke hatte ich nur einen Gedanken, nur einen Willen, den, ganz unterzugehen oder meinen Vermögenumständen den alten Glanz wieder zu geben; dies glaubte ich meinen Kindern schuldig zu sein. Was ich an Pretiosen und Juwelen noch hatte, verkaufte ich, zog unter fremden Namen von Bad zu Bad, von Residenz zu Residenz, spielte mit abwechselndem Glücke, und lebte so ein Jahr, ohne daß die Hoffnung

mich ganz verließ. Da erfuhr ich in Lyon, daß mein Sohn sich in Genf aufhalte; das Vatergefühl erwachte, freudiger hatte mich seit langer Zeit keine Nachricht ergriffen, denn ich hatte ihn schon todt geglaubt. Zwölfhundert Napoleon in der Tasche eilte ich hierher. Der Zufall führte mich in jenes Haus, ich verliere die Hälfte meines Geldes, der Gedanke an meinen Sohn macht mir den Verlust doppelt fühlbar, Verzweiflung ergreift mich, und ich fasse den festen Vorsatz, die Bank zu sprengen oder Alles zu verlieren, und, um nicht als ein Bettler vor meinen Sohn zu treten, mir das Hirn zu zerschmettern. Das Weitere wissen Sie.

Haben Sie hier nähere Nachricht von Ihrem Sohn erhalten? fragte Schröder, ihn von der Erinnerung an die traurige Begebenheit abzulenken.

Nein! erwiderte der Alte.

Ist Ihr Sohn verheirathet? fragte Jener weiter.

So viel ich weiß, nicht.

Welche Nachricht ließ Sie vermuthen, daß er hier sei?

Ein alter Bekannter von mir wollte ihn in dem Gasthause zur Sonne gesehen haben, und wissen, daß er von da in das Chamounythal gegangen sei.

Mein Herr, sagte der junge Mann plötzlich; fassen Sie Muth. Eine sonderbare Verkettung von Begebenheiten kann wohlthätig auf das Schicksal Ihres Sohnes, auf Sie wirken. Geben sie mir als Mann von Ehre und als Christ das Versprechen, keinen unüberlegten Schritt zu thun, vertrauen Sie mir Ihren Namen, und versprechen Sie mir, meine Wohnung vor der Hand nicht zu verlassen.

Ihre Theilnahme zwingt mich zur Offenheit, sagte jetzt der Unglückliche. Nehmen Sie die Hand des Grafen Bernstein, und die Versicherung, daß ich das, was Sie eben von mir verlangten, erfüllen werde. Habe ich so lange mein Schicksal ertragen, so machen ja ein paar Tage mehr nur wenig für dieses elende Leben aus. Er reichte dem jungen Kaufmann die Hand, und dieser, ohne noch irgend einen Plan gefaßt zu haben, eilte nun zu seiner Geliebten.

Diese war über die Nachricht hoch erfreut; sie theilte ganz seine Vermuthung, daß der Unbekannte der Sohn des Grafen sei, und nach langem Ueberlegen wurde beschlossen, Konstanzen noch Alles zu verschweigen, bis man mehr Licht in der Sache erhielt. Vorerst suchte Schröder nun die Gewißheit zu erlangen, ob er sich nicht in der Person des jungen Grafen irre. Er ergriff hierzu das einfachste Mittel, und begab sich zu ihm, wo er ihn auf einem einsamen Spaziergange allein fand. Mein Herr, redete er ihn an: schon einmal hat mich der Zufall in Ihre Nähe gebracht, wo Sie mich auf eine nicht freundliche Art wieder von sich entfernten. Ich konnte es

Ihnen damals nicht verdenken, daß Sie mich für einen Zudringlichen hielten, bitte aber, mich wenigstens jetzt nicht für einen Solchen zu halten, sondern mich ruhig anzuhören. Sie leben hier incognito unter dem Namen Fischer, und sind der Graf Bernstein.

Der Unbekannte schien von dieser Anrede betroffen. Wer ich auch sei, sprach er, seine Empfindlichkeit nicht ganz unterdrückend: so hat wohl Niemand ein Recht, sich um meine Verhältnisse zu kümmern. Er wollte sich entfernen, allein Schröder hielt ihn zurück.

Verkennen Sie mich nicht, sprach er mit Wärme: mich führt die wohlmeinendste Absicht zu Ihnen. Der Zufall hat mich nun zwei Mal aufgefordert, mich Ihnen mit Herzlichkeit zu nahen, weisen Sie mich zum zweiten Male nicht wieder zurück.

Wer sind Sie? fragte der Fremde; und was bewegt Sie, so vielen Antheil an mir zu nehmen?

Ich bin der Kaufmann Schröder aus Straßburg, erwiderte er freundlich: und kannte weder Sie noch Ihre Familie. Der Zufall wollte, daß ich mit Ihren Verhältnissen genau bekannt wurde, und doch nicht so genau, um Sie nicht fragen zu müssen: Sind Sie verheirathet?

Nein! erwiderte der Andere.

Und wer ist die junge Dame, die mit Ihnen zusammen in einer Hütte wohnt? — Ehe Sie antworten, nehmen Sie die Versicherung, daß nicht die mindeste Neugierde, nur eine gute Absicht mich zu dieser Frage bestimmt.

Der Fremde sah ihn lange und zweifelhaft an. Ich weiß von Ihnen nichts als Ihren Namen, sagte er endlich: kenne Ihre Denkweise nicht, und Sie verlangen von mir, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen? — Sie sagen zwar, meine ganzen Verhältnisse, meinen Stand und Namen zu kennen; dies soll ich Ihnen glauben, und soll Sie dennoch von meiner Lage näher unterrichten? — Sie verlangen ein sonderbares Zutrauen von mir.

Ich bin von Allem unterrichtet, antwortete der Kaufmann: weiß, daß Sie der Graf Otto von Bernstein sind, und durch die Schuld Ihres Vaters Ihre ganzen Vermögenumstände zerrüttet wurden; weiß, daß Sie nicht allein in dieser Art eine traurige Lebenserfahrung gemacht haben, sondern auch Ihr Herz tief verwundet ward. Auch ist es mir jetzt klar, warum Sie in Genf gegen mich äußerten, daß Sie die Engländer hassen. — Bei diesen Worten erröthete der Fremde. — Ich weiß noch mehr, fuhr Schröder fort: mehr, als ich Ihnen jetzt sagen darf. Deshalb verzeihen Sie, wenn ich Sie nochmals ersuche, mir meine Frage zu beantworten.

Nun wohl, erwiderte der junge Graf nicht ohne inneren Kampf. Ich bin der, für den Sie mich halten. Die Dame, welche bei mir wohnt, ist meine Schwester. Nun aber, mein Herr, da es unmöglich ist, daß Ihre Theilnahme absichtlos sein kann, bitte ich Sie, mich ferner nicht mehr zu

belästigen oder mir frei und offen zu sagen, welchen Beweggrund Sie haben, so warmen Antheil an mir zu nehmen. Ich glaube wohl, daß manchem Unglücklichen Mitgefühl, selbst Mitleid wohl thut, mir aber nicht; ich habe zu traurige Erfahrungen gemacht, um nicht zu wissen, daß Egoismus allein die Handlungen der Menschen bestimmt. Wer mir etwas Gutes erzeigt, hofft gewiß auf irgend eine Weise doppelten Ersatz.

Herr Graf! nahm Schröder das Wort: kein größeres Unglück kann dem Menschen begegnen, als wenn er das Zutrauen an die Menschheit verliert. So jung, und so weit ich Sie kenne mit so edlem, gefühlvollem Herzen — wie ist es möglich, daß die Welt und die Menschen Ihnen in einem so düstern Lichte erscheinen können!

Lassen Sie das! unterbrach ihn der Graf: und freuen Sie sich, keine Erfahrung gemacht zu haben, welche diesen Grundsatz in Ihnen befestigte. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Sie sehen, ich bin nicht gefühllos; aber dennoch muß ich bitten, mich zu verlassen. Er reichte ihm die Hand, drückte sie herzlich und schritt seiner Hütte zu.

Schröder, welcher den Hauptzweck, zu erfahren wer die Dame sei, erreicht hatte, versuchte nicht, ihn länger aufzuhalten, und kehrte nach Genf zurück, wo Auguste sogleich einen Plan entwarf. Während sich ihr Geliebter zu dem alten Grafen begab, und ihm die Aussicht, seinen Sohn aufzufinden, eröffnete, ward es dem Fräulein leicht, ihre Freundin zu bereden, auf einige Tage nach dem Chamounythal zu ziehen, die, wollte sie es sich auch verbergen, doch von einer geheimen Macht stets dahin gezogen wurde.

Schon am andern Tage dort angelangt, wurde dieses Mal Marie als Botin gesandt, und ihr ein Briefchen an die junge Gräfin mitgegeben, wozu sie auch bald, ihr es einzuhändigen Gelegenheit fand. Der Brief enthielt nichts als die Bitte zu einer geheimen Unterredung auf einem bestimmten schattigen Plätzchen, welches ziemlich auf halbem Wege zwischen der Hütte und dem Landhause lag. Auguste kannte das weibliche Herz zu gut; auf einem einsamen Plätzchen eine geheime Unterredung mit einer Fremden hat zu viel Reiz für ein junges Herz, um widerstehen zu können; die Gräfin versprach auch, zu kommen, da ihr Bruder überdies eben heute nach Genf gegangen war, dort Mittel zu seiner Abrbeise aufzufinden. Schröder's offene Erklärung, welche ihm zeigte, daß sein Stand und seine Verhältnisse bekannt waren, hatte ihn dazu bestimmt.

Der jungen Gräfin, welche wohl in keiner Art so traurige Erfahrungen gemacht hatte als ihr Bruder, und wahrscheinlich nicht von solchem stoischen Sinn, war die Annäherung des Fräuleins willkommen, sie stellte sich zur bestimmten Zeit ein, und fand Auguste schon dort. Die Herzen ein paar junger Mädchen öffnen sich gegenseitig leicht, und da das Fräulein es überhaupt für das Rathsamste hielt, offen in dieser Sache zu verfahren, der Gräfin geradezu gestand, daß sie ihre ganzen Verhältnisse, selbst das

Drückende derselben kenne, so hatte sie leicht das Herz des jungen Mädchens gewonnen. Auch ließ sie die Gräfin ahnen, daß sie den Aufenthalt ihres Vaters kenne, verschwieg ihn aber, trotz der Gräfin inständigsten Bitten, aus wohlmeinender Absicht, machte sie mit der Begebenheit von Konstanzens Rettung, welche ihr Bruder ihr verschwiegen hatte, bekannt, und gab ihr zugleich nicht undeutlich zu verstehen, daß Lady Morton die Absicht und wohl auch die Mittel habe, ihrem Bruder aus Dankbarkeit für den geleisteten großen Dienst zu helfen. Alles dies konnte der Gräfin nur freundliche Botschaft sein, da sie sich in der kleinen Hütte dieses einsamen Thales, alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehrend, an der Seite ihres finstern schwermüthigen Bruders wohl nicht glücklich fühlen konnte. Sie versprach nun, ihren Bruder wo möglich von der plötzlichen Abreise zurückzuhalten, und im Fall der Noth ihr durch die Tochter des Hauswirths von Allem Nachricht zu geben. Für den morgenden Tag wurde wieder eine Zusammenkunft an dem nemlichen Ort in der Frühstunde verabredet.

Als sie sich nach mehren angenehm verbrachten Stunden trennten, war eine wirkliche Zuneigung unter ihnen entstanden. Beide waren liebe, gefühlvolle Wesen, die Eine eine Unglückliche, die Andere eine zur Rettung Erbötige.

Auch war es der Gräfin nicht entgangen, so wenig auch Auguste darauf hingedeutet hatte, daß wohl mehr als Dankbarkeit die Lady zu dieser Theilnahme an ihrem Bruder vermöge; ihr war es jetzt klar, daß die von Otto, wider ihren Willen zurückgeschickte Summe aus dieser Quelle geflossen sei, und wie die Phantasie der Frauen leicht aufgeregt und beweglich ist, so sah sie für sich und ihren geliebten Bruder manche freundliche Hoffnung für die Zukunft aufblühen. Sie war nun auch begierig, die Lady zu sehen, und hatte nicht umhin gekonnt, ihre neue Freundin zu fragen, ob sie schön sei, welches diese bejahend beantwortet hatte. In diesen Gedanken verfolgte sie, statt nach ihrer Hütte zurückzugehen, den Weg, welchen das Fräulein nach dem Landhause genommen hatte, und war schon bis unfern des Gartens gekommen, als sie in der Ferne ihren Bruder erblickte. Er bemerkte sie nicht. Das Auge schwermüthig zur Erde gesenkt, kam er ihr entgegen, blieb einige Mal stehen, wandte sich nach dem Landhause und setzte nur langsam den Weg nach seiner Wohnung fort. Er war nicht wenig überrascht als ihn ein freundliches: Guten Abend, lieber Bruder! aus seinen Träumereien weckte; verlegen dankte er der Schwester.

Warst Du schon lange hier, liebe Cäcilie? fragte er. Hat Dich vielleicht auch der liebliche Gesang hierher gelockt?

Nein! Ich saß auf einem fernen Rasensitze, erwiderte sie lächelnd, und ihre Schlauheit errieth gleich das Geschehene.

Konstanze hatte nemlich, als der Graf, von Genf kommend vorüber ging, unter einem Ahorn an dem äußersten Ende ihres Gartens gesessen, und während ihr Papagei, trotz seinem goldenen Kettchen, gravitätisch

neben ihr einherschritt, einige Lieder gesungen und sie mit der Guitarre begleitet Doch nach Kurzem ließ sie das Instrument in ihren Armen ruhn, ward nachdenkend, lockte dann ihren kleinen Liebling zu sich, und nahm ihn auf den Arm. Singe du mir, lieber Jako! sprach sie zu ihm. So eintönig dein Gesang auch ist, so lieb ist er mir geworden.

Konstanze! rief der Papagei, hüpfte auf ihren Arm und streckte seinen Schnabel nach ihrem lieblichen Munde.

Du weißt ja, Kleiner, fuhr Konstanze fort: daß du für diesen Namen keinen Kuß von mir erhältst; und als ob der Vogel es verstände, was seine Herrin wolle und warum sie ihm ihre Lippen entzöge, rief er, sich schmeichelnd hin und her wiegend, mehre Mal den Namen Otto. Konstanze küßte ihn bei diesen Worten, streichelte das Thierchen, daß, seines süßen Lohnes erfreut, den Namen, den sie so gern zu hören schien, freundlich und oft wiederholte. Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust, sie nahm noch einmal ihre Guitarre, griff mit Heftigkeit einige Akkorde, sprang dann auf und sagte unmuthig: Es soll ja nicht sein! und ging dem Landhause zu.

Hätte sie gewußt, daß von den süßen Tönen ihrer Stimme herbeigezogen, eben dieser Otto hinter einem Strauch von wilden Rosen gelauscht, jedes schmelzende Wort ihres Liedes vernommen, die Küsse gesehen, die sich der dankbare Papagei errungen, der seines Lehrers gedenkend, den Namen Otto ihr zuraunte, hätte sie ahnen können, daß dieser Moment die so lange vergebens unterdrückte Flamme seines Herzens von neuem angefacht, sie würde nicht mit Unmuth ausgerufen haben: Es soll ja nicht sein!

Am andern Morgen bedurfte es nur einer leisen Andeutung der Schwester, daß sie sich nicht ganz wohl befände, um ihren Bruder sogleich zu bestimmen, für jetzt die Reise aufzugeben. Ihn selbst hielt ja ein Zauber gebannt, der seine Gewalt schon seit jenem Tage, wo er Konstanze vor dem Elephanten gerettet, an ihm ausgeübt hatte. Aber das weibliche Geschlecht, seit jener unglücklichen Erfahrung nur für treulos haltend, war er vor ihrem Anblick nur um so mehr geflohen, da er sie für eine Brittin hielt und die Gefahr für sein Herz erkannte. Er hatte nemlich gegen seine Leidenschaft gekämpft, aber dennoch begleitete das Bild der reizenden Frau jeden seiner Schritte; ununterbrochen waren Herz und Gedanken nur bei ihr, nurdas von Konstanzen mit so inniger Theilnahme überschickte Geld störte für einen Augenblick den Eindruck, den sie auf ihn gemacht. Sein Stolz erwachte, es that ihm weh, daß da, wo seine Sehnsucht einen andern Lohn erwartete, ihm nur Gold werden sollte. Auch jetzt, wo ihm fast die Ueberzeugung ward, sie liebe ihn, wo er sich selbst sagen mußte, er liebe sie, war der Kampf in seinem Innern nicht beendet.

Konnte er, arm und hülflos, sein Glück auf diesem Wege suchen? Er fühlte wohl, daß, wäre er noch des reichen Grafen Bernstein Sohn, er muthig um die Hand der schönen Wittwe werben würde: so aber trieb ihn auch jetzt sein Stolz von hier, und dennoch freute er sich, daß der Wunsch und die Gesundheit seiner Schwester ihn gegen seinen Willen in ihrer Nähe zurückhielt.

Auch Konstanzens Gemüth war heute ganz anders, und man hätte glauben sollen, beruhigter als früher. Aber nein! Ihr Blut wallte stärker, ihre Unruhe war größer. Auguste hatte ihr, jedoch ohne sie von dem Andern zu unterrichten, vertraut, daß die junge Dame die Schwester des Unbekannten und nicht seine Gattin sei. Mit dieser Nachricht war die Hoffnung wieder bei ihr eingekehrt, stärker brach die so lang unterdrückte Sehnsucht hervor, und mit ihr eine peinliche Unruhe, die sie nicht im Hause hielt. Sie schwärmte wider ihre Gewohnheit heute, wohl in der stillen Hoffnung ihm zu begegnen, in der Gegend umher, doch war sie sich dieser Sehnsucht selbst nicht klar bewußt.

Schon begann die Sonne sich zu senken, als sie mit Augusten nach dem herrlichen Arpennas-Wasserfall wanderte, der sonst um diese Tagzeit von Fremden häufig besucht wurde; allein heute fand sie die reizende Stelle menschenleer. Das herrliche Schauspiel erregte, trotz der Stimmung ihres Gemüthes, ihre ganze Bewunderung. Sie sah, wie der Strahl der Abendsonne sich in dem herabströmenden Wasser brach, und mit den schönsten Farben die Strahlen des Regenbogens bildete. Der ferne Montblanc, von der Sonnenglut mit dunklen Farbentönen umzogen, ragte über die andern Berge wie ein König über seine Basallen empor, die rauschende Arve schlängelte sich zu ihren Füßen, und zu dem Brausen des Wasserfalls lispelte der Abendwind durch die Zweige der Ahorne. Auguste! sagte die Lady, von diesem Schauspiel ergriffen: gleicht dieser Wasserfall nicht dem Leben des Menschen? Unaufhaltsam muß er, wohin sein Geschick ihn führt, kühn stürzt er sich von der Höhe in eine unbekannte Tiefe hinab, wo die goldenen Strahlen der sinkenden Sonne sich in seinen Fluten brechen und seine Tropfen ihn mit den schönsten Farben schmücken; er glaubt, die Sonne leuchte ihm für immer, die Farben wären sein Eigenthum; aber unten rauscht er wieder farbenlos im engen Bette dahin und windet sich beengt durch Klippen und Felsen. Es war ein kurzer Augenblick des Entzückens, ein kurzer Traum von Glück; schnell ist das Erwachen und lang sind dann die Tage der Enttäuschung.

Dein Gleichniß paßt nicht ganz, liebe Schwester, sagte Auguste lächelnd. Der Mensch stürzt sich nur in Verzweiflung von seiner Höhe hinab, und dann sind ihm die Strahlen der Sonne, ist ihm der Farbenton, den sie ihm geben, gleichgültig; er sucht das Dunkel und das Grab. Des Menschen Geist strebt aufwärts, und das ist es eben, was ihn über

jedes Wesen der Erde so hoch erhebt. In die Tiefe hinunter vermag Alles sich zu stürzen, selbst der todte Stein, von eines Knaben Hand berührt, rollt in das Unermeßliche hinab. Die brausenden Wellen, die Alles zu zerstören drohen, ziehen immer abwärts in das weite Becken des Meeres; nur der Vogel mit seinen breiten Flügeln schwingt sich in den Lüften empor, und des Menschen Geist, von seinem Genius getragen, schwebt auf den Schwingen seiner Phantasie himmelwärts.

Konstanze lächelte. Dich scheint die Liebe begeistert zu haben, Auguste, sagte sie scherzend. Du, sonst immer so gleichmäßig auf der Erde wandelnd, schwingst Dich jetzt so kühn in höhere Sphären!

Ja, Freundin, sagte Auguste bewegt: der Liebe ward die Zaubermacht, den ruhigsten Geist so überschwenglich zu beglücken und ihn so hoch zu heben, daß der große Raum für seine Sehnsucht zu eng wird, und sie ihn immer nach oben zieht. Glaub' es mir, Konstanze, die Liebe allein ist der Sonnenstrahl, welcher die Millionen Augenblicke unsres Lebens, wie diese Tropfen des Wasserfalls, mit lieblichen Farben verschönt, und wenn auch diese Augenblicke in dem Strom der Zeit ruhig dahin fließen, den Fluthen, sie durch die Klippen des Lebens freundlich leitend, die Bahn ebnet. Ach, wärest Du nur auch so glücklich wie ich. Dies sagend sank sie an Konstanzens Brust, und als ob eine zuversichtliche Ahnung sie in diesem Augenblick erfasse, rief sie begeistert: Auch Du wirst es sein, meine Freundin; denn an einem Herzen, wie das Deine, übt die Liebe ihr Recht und wird es beglücken. Ein tiefer Seufzer, aus Konstanzens Brust sich windend, war die einzige Antwort; sie drückte der Freundin schweigend die Hand, und kehrte, das Herz von Sehnsucht, den Geist von Hoffnung bewegt, nach dem Landhause zurück.

Hier empfing sie, als ob er das Geheimniß ihres Herzens errathen habe, ihr kleiner Liebling wieder mit dem freundlichen Zuruf, den sie ihm sonst immer mit einem Kuß zu lohnen pflegte. Heut aber ward ihm dieser Lohn nicht. Sie ließ ihn auch ohne sein Kettchen auf ihre Hand hüpfen, nahm die Guitarre, und ging nach ihrem Lieblingplätzchen im Garten, dem nemlichen, wo Otto sie gestern belauscht hatte. Ohne sich um ihren Papagei zu kümmern, der ruhig auf ihrer Schulter saß und mit seinem Schnabel die Fülle ihrer Locken durchwühlte, blickte sie hinaus in die ferne Gegend, ergriff dann die Guitarre, und hauchte ihre Empfindungen in wehmüthigen Liedern aus. Ganz in ihren Gefühlen versunken, wußte sie selbst nicht, was sie sang, ihr Inneres sprach so laut und die Worte ihres Liedes waren nur ein leises Echo von diesem. Selbst ihres Lieblinges Geschrei störte sie nicht, sie hörte nicht, daß er bald Konstanze, bald Otto rief, und nur erst, als er plötzlich davon und über die Hainbuchenhecke flog, erwachte sie aus ihren Träumereien, sah auf und erblickte hinter dem wilden Rosenstrauch den Unbekannten, zu welchem Jako geflogen war.

Beide waren verlegen. Der Graf glaubte sich verborgen, und konnte

nicht vermuthen, daß das dankbare Thier ihn verrathen würde. Konstanze ahnete nicht, daß eben dieser Mann ihr Lied, ihre Seufzer belauscht habe. Doch faßte sie sich schnell, als er mit dem Papagei sich nahte, ihn ihr über die Hecke herüber zu geben; aber die Hecke war zu breit, der kleine Graben, der sie umzog, trennte sie noch mehr, und Jako schien nicht Lust zu haben, die Hand seines alten Bekannten freiwillig zu verlassen. Konstanze sah sich genöthigt, ihn einzuladen, in den Garten zu treten. Sie ging ihm entgegen, dankte, daß er ihr zum zweiten Mal den Liebling wiedergebracht, und als sie ihn nicht ohne leises Zittern aus seinen Händen zurück nahm, flog das schelmische Thier auf ihre Schulter, bog Hals und Köpfchen herum, und indem er Otto! rief, küßte er ihren Mund. Konstanze erröthete, der Graf bat um Verzeihung, machte eine ernste Verbeugung und empfahl sich; aber der Ausdruck, mit welchem sein Auge hierbei auf ihr ruhte, sagte deutlich, daß es ihm schwer würde, sich zu entfernen, und Konstanze mochte ihn verstehen. Sie lud ihn ein, in das Haus zu treten, und als der junge Mann Schicklichkeit halber es nicht verweigern konnte und sie dahin begleitete, ward ihr der Muth, diesen Augenblick zur Abtragung ihres schuldigen Dankes zu benutzen.

Mein Herr, sprach sie leise, erröthend: Sie haben mir bis jetzt jede Gelegenheit entzogen, Ihnen Dank für meine Rettung zu sagen. Ich freue mich, daß sie mir endlich ward, und ergreife sie mit gerührtem Herzen. Sie mochten Ihre Gründe haben, warum Sie sich vor mir verbargen; allein mögen sie auch gewesen sein, welche sie wollen, so muß ich Ihnen gestehen, daß Sie mir dadurch wehe gethan haben.

Das war meine Absicht nicht, erwiderte er. Ich weiß nur, daß es eben so drückend ist, Dank zu sagen als Dank zu empfangen; deshalb wollte ich Ihnen und auch mir einen vielleicht peinlichen Augenblick ersparen, und konnte nicht ahnen, daß es Ihnen schmerzlich sein würde. Was ich gethan, war übrigens zu wenig, als daß es noch eines Dankes bedarf.

Konstanze erwiderte nichts hierauf, auch er schwieg, und so waren sie bis an den Gartensaal gekommen, ohne daß Beide es gewagt hätten, das Gespräch fortzusetzen. Sie traten ein und fanden den übrigen Theil der Familie versammelt. Lächelnd empfing sie das Brautpaar, stolz begrüßte ihn die Baronesse, welche ihn sogleich wieder erkannte; doch als der junge Schröder ihn den Damen als den Grafen Bernstein vorstellte, ward das Gesicht der Baronesse plötzlich heiter und das frühere kaum bemerkbare Kopfnicken zu einer tiefen Verbeugung.

Der Graf blieb nur einige Augenblicke, empfahl sich, versprach jedoch, auf die Bitte der Tante, morgen seine Aufwartung zu machen. Schröder begleitete ihn.

Als er in einer sonderbaren Stimmung, wozu die Unterhaltung mit dem jungen Kaufmann wohl auch noch das Ihrige beigetragen haben mochte, und welche seiner Schwester nicht entging, nach Hause kam, diese ihn ziemlich genau ausfragte, wo er gewesen sei und was ihn so aufgeregt habe, konnte er ihr die Wahrheit nicht verbergen, und sie, mit Scharfsinn und weiblicher List begabt, wußte leicht dem Gespräch eine solche Wendung zu geben, mit so vieler Theilnahme nach Allem zu forschen, daß er endlich offen mit ihr über das ganze Verhältniß zu Kanstanzen sprach und ihr gestand, daß er schon von dem ersten Augenblick an nur mit Mühe seine Neigung für die Lady habe bekämpfen können.

Und warum hast Du sie denn bekämpft? fragte die Schwester: war es blos, weil Du glaubtest, sie sei eine Engländerin, da Dich ein Mädchen dieser Nation einmal betrogen hatte? Für eine Treulose, glaub' es mir, Otto, findest Du hundert Treue; in des Weibes Brust ruht die Liebe reiner, sicherer als in der Eurigen.

Cäcilie, erwiderte er freundlich: da ich Dir nun einmal mein Herz aufgeschlossen habe, so will ich Dir auch seine geheimste Empfindung nicht mehr verbergen. Was Du glaubst, war es nicht allein. Ich entzog mich ihr schon, ehe ich noch wußte, wer sie war. Aber wehe dem Manne, der arm an Allem, was dem Leben wünschenswerth erscheint, vor ein reiches Mädchen tritt und um ihre Hand wirbt; nur die Leidenschaft kann sie bewegen, seine Liebe zu erwidern; denn wäre sie schön wie eine Himmlische, und eitel wie die Eitelste ihres Geschlechtes, müßte ihr doch eine innere Stimme zurufen: Es ist dein Gold, nicht dein Herz, um das er wirbt! Und nun noch überdies ein Mann in meiner Lage, der alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens entbehrt; mußte sie von mir nicht glauben, ich wolle mit ihr wieder gewinnen, was das Schicksal mir nahm? Nein, Cäcilie, dies erlaubt mein Stolz nicht. Oder sollt' ich vielleicht, wie es wirklich geschah, statt ein Herz zu gewinnen, mich mit Gold bezahlen lassen? Diesem konnte, diesem wollte ich mich nicht aussetzen. — Und doch hab' ich meinem Schicksal nicht entgehen können!

Und hast Du jetzt noch nicht die Ueberzeugung, daß die Lady Dich liebt? fragte die Schwester.

Diese Ueberzeugung, daß sie Liebe für mich fühlt, hab' ich wohl, erwiderte er: wenn man das Liebe nennen darf, wenn Schwärmerei und der Reiz des Neuen die Sinne und mit ihnen das Herz verlocken. Wahre, unwandelbare Liebe, welche aus der innersten Tiefe des Herzens nach außen, nicht durch das Auge in das Herz drang, sie, die allein den Menschen beglückt und ihn nicht flatterhaft treulos verläßt, diese Liebe kann sie für mich nicht fühlen, sie kennt mich ja nicht.

Glaubst Du nicht, Otto, nahm die Schwester das Wort, und ihr freundliches Antlitz wurde ernst: glaubst Du nicht, daß ein Etwas aus

des Menschen Auge, von seinen Lippen strömt, das mit magnetischer Kraft uns unwiderstehlich anzieht oder abstößt? Glaubst Du nicht, daß dies das feste Band ist, welches Herz an Herzen kettet? Diese unsichtbare Zaubergewalt, die, ohne daß wir wissen woher sie kam, uns wider Willen bannt, sie ist es, welche dem Auge der Liebenden in dem ersten Augenblick Herz und Gemüth des Geliebten frei und offen zeigt. Diese Kraft — Du weißt, wie sehr ich ihr, trotz dem daß Du so oft meinen Glauben an sie wankend zu machen suchtest, vertraue — diese Kraft hat Euch Beide an einander gekettet, und wenn sich auch Dein Stolz dagegen sträubt, er muß unterliegen und Ihr werdet vereint.

Otto schüttelte zweifelnd den Kopf. Schwester, sprach er bewegt: Du warest von früher Kindheit an zur Schwärmerei geneigt; wenn ich in einer dunklen Höhle den müden Pilger von des Tages Last und Hitze ernst und sinnend sah, dann blicktest Du in eine rosenfarbene Zukunft, wo nur bunte, freundliche Liebesgötter Dich umflatterten. Mir fehlt Dein froher Sinn, und es wäre vielleicht gut, wenn wir Beide theilen könnten.

Ich danke für Deine Hälfte! erwiderte sie freundlich: und was Du von mir zu haben wünschest, Otto, den heitern Blick in das Leben, den wird Dir Konstanze schon reichen.

Wochen vergingen, und eigentlich hätte die Liebe nur Augenblicke gebraucht, den Knoten zu lösen, das Band zu schürzen — bis Otto Konstanzen seine Liebe frei gestand; vergebens hatte der Stolz in ihm gekämpft, er mußte unterliegen.

Der Schwester freundliches, zutrauliches Wort, mehr aber noch das eigene Herz hatte ihn bestimmt, nicht im stolzen Uebermuth ein Glück von sich zu weisen, das zugleich das Glück seines Herzens war, und Konstanzen das zu sagen, was er schon so lange für sie fühlte. Nach diesem ersten offenen Schritt machte er sie nun mit allen seinen unglücklichen Verhältnissen bekannt, wobei er jedoch nur mit Schonung der Schuld des Vaters gedachte. Er erwähnte seiner dabei so zart, hob die guten Seiten des Vaters so gern hervor, erzählte, welch ein liebender Gatte, welch zärtlich sorglicher Vater er gewesen sei, und wie er selbst, seit ihn diese unglückliche Leidenschaft ergriffen, noch mit wahrer Liebe an seinen Kindern gehangen und mit tiefgebeugtem Herzen an dem Sterbebett seiner Gattin gestanden habe.

Dieser Beweis von kindlicher Liebe rührte Konstanze tief. Sie haben mich mit Ihren Verhältnissen bekannt gemacht, ich halte es nun auch für Pflicht, Sie von den meinigen zu unterrichten, und Sie über Ihren Verlust zu trösten, unterbrach sie ihn. Ich bin reich, für Deutschland sehr reich, so daß an meiner Seite Ihre Umstände glänzender sein werden als sie es früher hätten sein können. Ich habe genug, auch für Ihre Familie zu

sorgen. Vergessen Sie was geschehen, laden Sie Ihren Vater ein, zu uns zu kommen, und er wird an mir eine liebende Tochter finden, die, so viel sie es vermag ihm die verlorene Ruhe wiederzugeben bereit ist.

Bei diesen Worten drang eine Thräne in Otto's Auge. Ihre Güte thut meinem Herzen unaussprechlich wohl! sagte er. Aber wo der arme alte Mann umherirren mag, weiß nur der barmherzige Gott; ich habe vergebens nach ihm geforscht, hätte gern mit meiner Hände Arbeit ihm sein Leben gefristet, aber er ist verschollen; seit einem Jahre habe ich keine Nachricht mehr von ihm, und muß fürchten, er ist nicht mehr unter den Lebenden und hat sich selbst die dunkle Pforte geöffnet. Auf das Glück, ihn wieder zu sehen, seine Thränen zu trocknen, muß ich verzichten.

Als er dies sagte, öffnete sich die Thür, und Auguste trat, an der Hand eines bleichen, abgehärmten Greises ein, welcher, die Arme nach Otto streckend, ohnmächtig vor ihm niedersank. Kaum vermochte des Sohnes Stimme, ihn zum Leben zu wecken, kaum der Schwester Sorgfalt seinem starren, verzweiflungsvollen Gesichte ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Ich stehe vor meinem Richter! sprach er, mit starrem Auge den Sohn anblickend, der bei diesen Worten vor ihm niedersank, seine Hand an die Lippen drückte, und aus der Tiefe seines Herzens rief: Und ich kniee vor meinem herzgeliebten Vater! Der Alte beugte sich nach ihm nieder, der Sohn ruhte in seinen Armen, und, wie eine Heilige, die das reuige Herz eines Sünders vor den Thron des Allmächtigen trägt und um Erbarmen fleht, stand Konstanze vor Vater und Sohn und freute sich ihres Glücks.

In der Kirche seiner Heimath, deren Bau mit dem unheilbringenden Golde begonnen wurde, sprach der Priester den Segen über die beiden glücklichen Paare. Der Gattin Reichthum ließ Otto die vergeudeten Besitzungen seiner Väter wieder gewinnen, und ihre kindliche Liebe erheiterte die letzten Tage des alten Vaters. Auch Cäcilie fand ihren Glauben bestätigt; denn auch sie wurde bald durch magnetische Kraft, von der sie glaubte, daß sie mit so gewaltigem Zauber Herzen an Herzen kettete, an die Brust eines edlen Mannes gezogen. Der Elephant der Madame Garnier wurde noch oft gepriesen, und als nach langen Jahren, eines Morgens der gute Jako nicht mehr mit seinem freundlichen Guten Morgen, Konstanze! Guten Morgen, Otto! die Glücklichen begrüßte und todt in seinem vergoldeten Bauer lag, wurde er, zur Erinnerung an jenen Tag, unter einem Ahorn begraben, und Constanzens Kinder pflanzten Blumen um den kleinen Hügel des traulichen Schwätzers.

Wie selten sind doch ein Elephant und ein Papagei die Boten der Liebe!

Scenen

aus dem Kriegleben in Spanien,

aus dem Tagebuche eines deutschen Officiers.



Die Kapelle des heiligen Bruno.

Wer hat die Sehnsucht nach seinem Vaterlande nicht schon gefühlt, wenn ihn das Schicksal weit davon entfernt hatte? Wem ist nicht der Anblick der heimathlichen Berge schon einmal ein herzerhebender, freudebringender Anblick gewesen? Um wie viel mehr mußte diese Sehnsucht einen Kriegsmann ergreifen, der schon seit Jahren, fern von den Seinen, in dem ungeselligen Spanien herumzog, wo ihm überall der Tod mit seinem verborgenen Geschoß tückisch entgegen grinzte, kein freundlicher Gruß ihn empfing, kein treuherziger Händedruck ihm sagte: Du bist willkommen! So war es auch mir, der ich nun schon seit Jahren unter diesen unglücklichen Menschen gelebt und ihnen oft wider Willen hatte wehe thun müssen. Ich war dies Leben müde, wo man, wie der Vogel im Käfig, in seiner Kantonirung eingesperrt war und nicht ohne hinlängliche Bedeckung zum Thore hinausjagen und die freie Luft einathmen konnte. Willkommen war mir daher der Befehl, den ich in Madrid erhielt, nach Deutschland zurück zu gehen, wenn ich auch nur die traurige Perspective vor mir sah, die duftenden Berge Hispaniens mit den Steppen Polens und Rußlands zu vertauschen.

Ich schloß mich einem kleinen Convoi an, der in Burgos erst gehörig organisirt werden sollte, traf glücklich, ohne von den Guerillas angehalten zu werden, dort ein und setzte nach einigen Tagen, jedoch mit weniger Zuversicht, meinen Marsch nach Vittoria fort; denn statt der französischen Truppen hatten wir in Burgos ein polnisches Infanterieregiment zur Bedeckung erhalten, das, wenn auch eben so brav wie die Franzosen, doch nicht so kriegerfahren und in mancher Art leichter zu Excessen geneigt war.

Ein solcher Convoi ist ein interessanter Anblick. Alles, was die Armee verlassen, in seine Heimath, oder seine Depots zurückkehren soll, Weiber, Troß und Gepäck versammelt sich an einem dazu bestimmten Orte, zieht in kleinen Märschen unter hinlänglicher Bedeckung der Grenze zu, und so vergrößert sich der Haufe von Garnison zu Garnison immer mehr.

Selten sieht man hier ein trauriges Gesicht; Jeder freuet sich, das Land des Knoblauchs und des Pfeffers zu verlassen, wo der Wein, statt aus Tonnen und Flaschen rein, golden oder purpurn zu perlen, aus einem schmutzigen, ausgepichten Schlauche von Bockhaut trüb und unrein läuft, wo die Butter von Eselmilch, in Därmen aufbewahrt, die Kartoffel, diese Lieblingsspeise der Nordländer, nach Pfunden gewogen wird und ein krähender Hahn so selten ist, daß der Franzose bei diesen unmelodischen Tönen ausrufen möchte: o süße Musik vom Ufer der Garonne!

Aber freilich ist die Freude auf dem Heimwege nicht ganz ungetrübt. Solch ein Marsch ist höchst beschwerlich; denn der Weg führt häufig durch ein enges, von beiden Seiten mit hohen Felsen umgebenes Thal, wo öfters Halt gemacht werden muß, um den Voltigeurs, die auf beiden Seiten des Zuges zur Deckung marschiren, Zeit zu lassen, die hohen Felsen zu erklimmen, in die Schluchten hinab und die Höhe wieder hinaufzusteigen, so daß man bei einem Marsche von vier Stunden zuweilen den ganzen Tag gebraucht, ehe man in's Quartier kommt, wo Offizier und Soldat seine Portion empfängt, sie sich aber dann erst selbst zubereiten muß. Wie viel besser marschirt sich's da in unserm lieben Deutschland, wo man den gedeckten Tisch und wenn auch nicht immer einen freundlichen Wirth, doch gemeinhin einen artigen findet! Ueberdies ist der Marsch selbst beschwerlich, jeder hat seinen Posten, den er nicht verlassen darf, die berittenen Offiziere bilden die Pelotons der Cavallerie, und oft befehligt ein Divisionsgeneral solch' ein Peloton. Was zu Fuß ist, Offizier und Unteroffizier, marschirt bewaffnet in Reih und Glied, das Niemand verlassen darf. Der ganze Convoi, und wenn ein Marschall sich dabei befände, steht unter dem die Bedeckungstruppen befehligenden Offizier, dem Jedermann gehorchen muß.

In dieser Ordnung kamen wir glücklich bis Vittoria. Hier aber murmelte man von der Nähe Minas, der mit seiner bedeutenden Guerilla in der Nähe stehen sollte und warnte uns, ja auf unserer Hut zu sein. Wir zogen am andern Morgen nicht ganz ohne Sorgen von Vittoria aus, um den langen Marsch bis Mondragon zu thun, und obgleich ich unsere Bedeckung schon vor dem Abmarsche etwas lebendiger wie gewöhnlich fand und es mir schien, als ob Wein oder Spiritus zum Frühstücke wohl schon zu viel genossen sei, so ritt ich doch an den Wagen einer französischen Dame, die mit ihrem Manne, dem Secretair des damaligen Königs Joseph, nach Paris zurückreisete und tröstete die Zaghafte so gut ich konnte. Mich dauerte die junge niedliche Frau, die, kaum ein Jahr verheirathet, Madrid mit Paris hatte vertauschen müssen und nun unter Angst und Freude dem Anblick der Bidassoa entgegen sah.

Die Straße von Vittoria bis zu den Höhen von Salinas läuft durch eine Ebene, welche sich allmählig hebt; ehe man aber noch Salinas erreicht hat, zieht sie sich durch hohe, von tiefen Schluchten häufig durchschnittene

Felsenmassen hin. Da, wo zwei dieser aufeinander stoßenden Schluchten ein ziemlich weites Thal bilden, sprudelt eine Quelle aus dem Felsen und wird, wie man es häufig an den spanischen Landstraßen findet, in einem mit Kastanienbäumen umpflanzten Becken aufgefaßt, um den vor der brennenden Sonne ermatteten Wanderer zu erquicken.

In diesem Thale beschloß der Kommandant der Bedeckung Halt zu machen und zu rasten. Bei solcher Gelegenheit gleicht der Convoi einer Karavane; die Glieder werden verlassen, Jeder sucht seinen Bekannten auf, um mit ihm seinen Vorrath zu theilen; man lagert sich, der grüne Rasen ist der Tisch, auf dem man seinen Vorrath bereitet, man ißt, plaudert und scherzt ein Stündchen. Die eine Hälfte der Pferde bekommt den Futterbeutel vorgehangen, die andere steht gezäumt, an der Hand ihres Reiters, zu jedem Vorfalle bereit. Während dem nimmt Vor- und Nachhut Posten ein, von denen sie die Gegend übersehen kann, die Seiten-Patrouillen werden verstärkt, weiter vorgeschoben und ihnen ist besonders die Deckung der Schluchten anvertrauet. So gesichert, überläßt sich Jeder ruhig der kurzen Erholung; aber ein einziger Schuß ist hinreichend, Jeden auf seinen Posten zurück zu führen, alle Pferde zu zäumen, die Gewehre zu spannen und die ganze in Gruppen gelagerte Menge in Reihe und Glied zu bringen.

Ich saß, mein Pferd am Zügel, neben der französischen Dame und ließ mir ein Stück kalte Pastete gar trefflich schmecken, plauderte mit ihr von Paris und trank eben ein Glas Madeira auf glückliche Reise, als wir plötzlich ein wildes Geschrei und mehrere Schüsse hinter uns vernahmen. Ich sprang auf, schwang mich auf mein Pferd und sprengte, Dame, Pastete und Madeira im Stiche lassend, zu meinem Peloton, was zur Deckung der Bagage den Zug schloß. Bald waren wir unter beständigem Kugelregen geordnet und sahen zu unserm Schrecken unsere Bedeckung, die sich hatte überfallen lassen, von allen Seiten von dem Feinde verfolgt, nach den Wagen zu fliehen, sahen, daß die Spanier schon in die Spitze des Convois eingedrungen waren, hörten des jammervolle Geschrei der Weiber und der Verwundeten und erblicken alles aufgelöst und in Flucht. Die im Thale aufgefahrenen Wagen wollten umwenden, warfen zum Theil um und versperrten uns den Weg; die aber, denen es geglückt war, kamen in vollem Jagen auf uns zu und drängten sich in den Felsweg, der nach Vittoria führt, aber da die Pferde bald, von den Kugeln der über die Felsen hervorbrechenden Feinde getroffen, sanken, war auch dieser Weg versperrt.

Noch hielten wir geschlossen und hofften, daß die zwei Grenadier-Compagnien, welche die Nachhut bildeten, zu uns stoßen und wir irgend etwas retten, oder uns mit ihnen nach Salinas durchschlagen könnten; aber sie erschienen nicht. Schon war Mancher unter uns verwundet und wir in einer schlimmen Stellung in der Schlucht, da, wo das Thal beginnt, eingesperrt und dem feindlichen Feuer von der Höhe ausgesetzt. Der Brigade-General, der uns befehligte, faßte nun den verzweifelten

Entschluß, einzeln zwischen den Wagen vorzubringen und da, wo das Thal sich erweitert, uns zu formiren, auf die Plündernden loszubrechen und so vielleicht die Straße nach Mondragon zu gewinnen; denn auf der Straße von Vittoria uns zu retten, schien unmöglich.

Es glückte uns auch, uns in dem Thale zu formiren und uns auf die Feinde zu stürzen. Anfangs gelang das Unternehmen; zerstreut und nur mit Plündern beschäftigt, überraschte der Angriff einiger dreißig Pferde die Spanier, sie flohen, klimmten auf allen Seiten die Felsen hinauf und ließen uns ungehindert, von den Kugeln begleitet, vorwärts dringen. Aber bald mußten wir unsre Glieder trennen; denn das Thal verengte sich und jeder suchte sich nun zwischen Karren und Bagagewagen über Kasten und Verwundete hinweg einen Weg zu bahnen. So gelangte ich zu dem Platze, wo ich gefrühstückt hatte. Hier ward mir ein grausenvoller Anblick; ich fand die Kutsche des königlichen Sekretairs abgespannt und geplündert, nicht fern davon lag seine Gattin, die mir nur ohnmächtig, aber nicht verwundet zu sein schien. Er selbst aber lag an den andern Seite schon blutend und ein Spanier stieß eben seinen Dolch ihm ins Herz. Ich sprengte auf ihn zu, er schoß sein Pistol auf mich ab, fehlte und floh. Aber so schmerzhaft mir auch der Anblick dieser Unglücklichen war, so konnte ich ihnen doch keine Hülfe leisten; denn die Selbsterhaltung trieb mich zurück. Ein Haufen feindlicher Reiterei rückte auf uns an, das Fußvolk feuerte unaufhörlich aus den Schluchten und von den Felsen herab; retten konnte keiner etwas als sich selbst. Der Weg nach Mondragon war uns versperrt, wir mußten umkehren, drangen nun einzeln durch das Chaos hierdurch und von der feindlichen Reiterei verfolgt, die im Verfolgen die nemlichen Hindernisse fand, wie wir auf der Flucht, suchte sich jeder, so gut er konnte, für seine eigene Person zu retten.

Wie ich so eigentlich über die todten Menschen und Pferde hinweg und durch die Bagage und umgestürzten Wagen neben so manchem plündernden Spanier vorbei und von keiner der tausend Kugeln, die mir nachgeschickt wurden, getroffen, durchgekommen bin, weiß ich nicht zu sagen. Ich gab meinem Pferde die Sporen, ließ ihm den Willen und gebrauchte meinen Säbel mehr als den Zügel, ergab mich in mein Schicksal und kam von meinem Glücke geführt endlich ins Freie.

Es ist ein herrliches Gefühl, sich aus einer augenscheinlichen Gefahr wie durch ein Wunder gerettet zu sehen, wieder frei aufathmen zu können und die drückende Last los zu sein, die uns die Brust beengt hatte. Auch ich empfand es, als ich und fünf meiner Cameraden, die sich zu mir gesellt hatten, uns nun auf der offenen Landstraße befanden und die 2 Grenadier-Compagnieen in der Ferne erblicken, an die wir uns bald anschlossen und so zurück nach Vittoria zogen. Die Freude uns gerettet zu sehen, war jedoch kurz und schwieg bald, als wir uns die furchtbaren Scenen, das grausenhafte Gemetzel zurückriefen, besonders war mir die Erinnerung an

die ohnmächtig daliegende Frau und an ihren sterbenden Gatten, mit dem ich noch so eben gefrühstückt hatte, schaudererregend; vorzüglich aber stand das Bild des Spaniers lebhaft vor mir, wie er dem Unglücklichen den Dolch ins Herz stieß; fest hatten sich mir seine wilden Züge eingeprägt, ich hätte ihn unter Tausenden wieder erkannt. Sobald ich die Thürme Vittoria's gewahrte, gab ich meinen müden Gaule die Sporen, und jagte nach der Stadt, wo sich das Hauptquartier der französischen Nordarmee befand und wo ich den Vorfall dem Chef derselben, dem General Casarelli meldete, der auch sogleich Maßregeln traf, um zu retten, was noch zu retten möglich sei und Truppen wurden entsandt, denen Wagen folgten, die Verwundeten einzubringen. Sie fanden den Wahlplatz von den Feinden verlassen und nichts als Trümmer, Leichen und selbst nur wenig Verwundete; denn der Feind hatte sie meist alle getödtet.

Ich hatte den General auch mit dem Schicksale des königlichen Sekretairs bekannt gemacht und genau die Stelle bezeichnet, wo der Wagen gestanden und ich sie wiedergefunden hatte. Der General, ein freundlicher alter Soldat, der den jungen Mann persönlich kannte, auch wohl aus Rücksicht für den König, gab wegen ihm besondere Befehle. Man fand auch die zertrümmerte Kutsche und den mit eilf Stichen durchbohrten Leichnam des Unglücklichen, den man in diesem Zustand zurückbrachte; seine Gattin aber hatte man nicht gefunden, die Spanier mußten sie mit fortgeschleppt haben.

Der General interessirte sich für sie, ließ mich am andern Tage rufen und fragte mich, ob ich mich wohl entschließen wollte, Mina aufzusuchen und mich bei ihm nach dem Schicksale der Dame zu erkundigen. So gefährlich dies Unternehmen auch war, zeigte ich mich doch dazu bereitwillig und erhielt nun von den General meine desfalsige Instruction. Ein vor wenig Tagen eingebrachter Gefangener von Minas Guerilla's ward freigegeben und zu meinem Führer ernannt und so trat ich, von Niemandem begleitet, mit dem Spanier meine Reise an, nachdem zwei Priester sich für mich als Geißel hatten stellen müssen.

Ich mußte mich ganz der Leitung meines Führers, eines jungen feurigen Basken, anvertrauen, mit dem ich, da das Baskische vom Spanischen sehr abweichend ist, mich nur schwer verständigen konnte; so viel machte er mir endlich doch begreiflich, daß er sich freue, daß ich ein Deutscher und kein Pole oder Franzose sei; denn uns haßten sie lange nicht so, wie die andern Nationen. Auf meine Frage, wo wir Mina treffen würden, gestand er mir ganz offen, das er es nicht wüßte, er glaubte ihn in der Rioxa an dem Ebro zu finden, jedoch werde er dies bald erfahren. Schon in dem nächsten Dorfe, wo er Erkundigung einzog, änderte er den Marsch und wir gingen mehr südlich, Navarra zu. Wo wir durchzogen, erregte meine Uniform Aufmerksamkeit und es bedurfte oft zu meinen Schutze des schnellen Eingreifens meines Führers, mit dem ich seines freund-

lichen Benehmens und seiner Aufmerksamkeit wegen wohl zufrieden sein konnte.

Am dritten Tag, als wir in bedeutenden Entfernung Salvatierra, wo französische Besatzung in einem Blockhause lag, vorbeigezogen waren, stießen wir auf ein paar Bauern, die hinter ihrem Pflug ihr Abendgebet murmelten. Mein Begleiter hatte, nachdem sie ihr Gebet beendet, sich mit ihnen in ein Gespräch eingelassen und während dem betrachteten ich mir die Leutchen genauer und staunte nicht wenig, daß die vor den Pflug gespannten Maulthiere gesattelt und aufgezäumt und in den Pistolenhalstern Pistolen staken. Daß ein krummer Säbel unter dem weiten braunen Mantel, der den Spanier gegen Hitze und Kälte schützen muß, hervorsah, überraschte mich nicht; denn ich wußte recht gut, daß die Landleute selten ohne eine verborgene Waffe ausgehen. Ich fragte meinen jungen Begleiter, was dies zu bedeuten habe, und er sagte mir, daß diese Landleute zugleich ihr Feld bearbeiteten und Vedetten wären, die auf diesem Punkte die Garnison von Salvatierra beobachteten; auch erfuhr ich, daß Mina in der Nähe sei.

Schon sah ich in der Ferne einzelne Posten aufgestellt, bemerkte wohl eine ungewöhnlich starke Bevölkerung in dem Orte, durch welchen wir zogen, sah aber außer der Wache vor dem Dorfe keinen Soldaten. Im nächsten Dorfe sah es jedoch kriegerischer aus und hier begegnete ich einer Abtheilung Spanier, die einige hundert gefangene Polen eskortirten und erfuhr, daß Mina hier sein Quartier genommen habe.

Während des ganzen Weges hatte ich mir ein Bild dieses Mannes entworfen, der, einst ein armer Schäfer, übermüthigen Franzosen bei Nacht als Bote dienen mußte, von ihnen gemißhandelt wurde und deshalb den Entschluß faßte, sich an ihnen zu rächen. Mit zwei Cameraden paßte er im Dickig auf die Durchziehenden, ermordete Einige, setzte sich in den Besitz ihrer Waffen, warb mehrere Landleute zu seinem Unternehmen an und stand jetzt an der Spitze von beinahe 10,000 Mann, die er in Bataillone vertheilt hatte und welche zum großen Theil aus polnischen und italienischen, auch deutschen Ueberläufern bestanden. Ich hatte mir diesen Mann wild, rauh, ungesittet gedacht, jetzt, wo ich dem Original meines Bildes so nahe war, trug ich noch grellere Farben auf, und meine Erwartung war sehr gespannt, so wie die Furcht über das Schicksal der unglücklichen Frau immer größer wurde, je näher die Entscheidung kam.

Wir gelangten jetzt auf einen ziemlich großen Platz, auf welchem die Kirche stand. Hier bot sich mir ein sonderbares Schauspiel dar. Der ganze Platz glich einem Jahrmarkt, Soldaten waren die Verkäufer, Weiber und Landleute die Käufer; die Beute des vergangenen Tages war hier durch einander aufgehäuft, Kleidung, Waffen, Tschakos, Uniformen, Kreuze der Ehrenlegion, Frauenkleider, Wäsche und selbst silbernes Geräthe, daß ein Dieb dem andern abgenommen hatte, lagen durch einander, es war ein reges Leben, man jubelte, lärmte, kaufte und ver-

kaufte, erzählte bei dem Verkaufe seine Thaten und überall zeigte sich ein so lebendiger Freudetaumel, als ob bei Salinas Spanien gerettet worden sei.

Meine Ankunft fesselte für einen Augenblick die Aufmerksamkeit dieser Menge und mein Begleiter hatte voll auf zu thun, den Neugierigen über mich Auskunft zu geben, ehe wir vor das Haus gelangten, wo Mina sein Quatier hatte. Hier stiegen wir ab, mein Begleiter übergab mich und unsre Thiere der Wache, trat ins Haus und kam bald mit der Weisung zurück, daß mich der General erwarte.

Mir schlug das Herz, als ich die Treppe hinaufging, nicht vor Furcht, wohl aber vor Erwartung. Gewohnt, das ganze Wesen der Guerilla's, das ich hier so ganz in der Nähe sah, nur wie eine ephemere Erscheinung zu kennen, die kaum sich zeigend schon wieder verschwunden war, hatte es etwas Unheimliches für mich, mich so von diesen Menschen umgeben zu sehen und vor den Mann zu treten, von dem so fabelhafte Gerüchte verbreitet waren und der, trotz daß er unser Feind war, mir doch schon oft Bewunderung seines kühnen Unternehmunggeistes abgenöthigt hatte. Noch in diesen Gedanken vertieft kam mir ein Offizier entgegen, mich zu Mina zu führen. Ich trat ein und ward auf unangenehme Weise überrascht, unter seinen Umgebungen den Mörder des Mannes zu sehen, dessen Gattin die Ursache meines Hierseins war. Den General fand ich mit Einigen seiner Offiziere am Tische sitzen. Er stand auf, die Offiziere folgten seinem Beispiele, begrüßte mich und fragte mit verbindlichem Tone, was mein Begehr sei? Ich überreichte ihm den Brief meines Generals und während er ihn durchlas, hatte ich Zeit, den Mann zu betrachten, der jetzt seine Truppen eben so klug und vorsichtig leitete, wie vor wenigen Jahren seine Heerde. Er war ein langer hagrer Mann zwischen 40 — 50 Jahren, sein Gesicht nicht außergewöhnlich und fast nichtssagend, hätte nicht sein Auge feurig unter seinen dicken schwarzen Braunen hervorgeblitzt. Seine Haltung, wenn auch nicht edel, war doch anständig. Ich fand ihn zwar nicht meinem Bilde gleich, fand mithin das Inponirende nicht, das die Natur gewöhnlich ihren Schoskindern, die durch kühnen Geist sich aus niedrer Sphäre emporschwingen, aufdrückt, aber dennoch hätte dieser Mann bei einer großen Parade im Hofe der Tuilerien seinen Platz neben den Generalen Napoleons ausgefüllt; er trug die Uniform eines spanischen Generals und die rothe Feldbinde und das Ganze seines Aussehens war kriegerisch.

Als er den Brief gelesen hatte, gab er ihn dem neben ihm stehenden Offizier mit dem Zeichen, daß er ihn lesen möchte, dann wandte er sich zu mir. Es freuet mich, daß ich den Wunsch Ihres Generals erfüllen kann, — sagte er: — es freuet mich um so mehr; da die Art und Weise, wie der General diese Sache behandelt, mir angenehm ist. Sie sind der erste Parlementair, den man zu senden mich würdig hält, ich erkenne hierin die loyalen Gesinnungen des Generals und weiß sie zu schätzen; er wird mich

lichen Benehmens und seiner Aufmerksamkeit wegen wohl zufrieden sein konnte.

Am dritten Tag, als wir in bedeutenden Entfernung Salvatierra, wo französische Besatzung in einem Blockhause lag, vorbeigezogen waren, stießen wir auf ein paar Bauern, die hinter ihrem Pflug ihr Abendgebet murmelten. Mein Begleiter hatte, nachdem sie ihr Gebet beendet, sich mit ihnen in ein Gespräch eingelassen und während dem betrachteten ich mir die Leutchen genauer und staunte nicht wenig, daß die vor den Pflug gespannten Maulthiere gesattelt und aufgezäumt und in den Pistolenhalstern Pistolen staken. Daß ein krummer Säbel unter dem weiten braunen Mantel, der den Spanier gegen Hitze und Kälte schützen muß, hervorsah, überraschte mich nicht; denn ich wußte recht gut, daß die Landleute selten ohne eine verborgene Waffe ausgehen. Ich fragte meinen jungen Begleiter, was dies zu bedeuten habe, und er sagte mir, daß diese Landleute zugleich ihr Feld bearbeiteten und Vedetten wären, die auf diesem Punkte die Garnison von Salvatierra beobachteten; auch erfuhr ich, daß Mina in der Nähe sei.

Schon sah ich in der Ferne einzelne Posten aufgestellt, bemerkte wohl eine ungewöhnlich starke Bevölkerung in dem Orte, durch welchen wir zogen, sah aber außer der Wache vor dem Dorfe keinen Soldaten. Im nächsten Dorfe sah es jedoch kriegerischer aus und hier begegnete ich einer Abtheilung Spanier, die einige hundert gefangene Polen eskortirten und erfuhr, daß Mina hier sein Quartier genommen habe.

Während des ganzen Weges hatte ich mir ein Bild dieses Mannes entworfen, der, einst ein armer Schäfer, übermüthigen Franzosen bei Nacht als Bote dienen mußte, von ihnen gemißhandelt wurde und deshalb den Entschluß faßte, sich an ihnen zu rächen. Mit zwei Cameraden paßte er im Dickig auf die Durchziehenden, ermordete Einige, setzte sich in den Besitz ihrer Waffen, warb mehrere Landleute zu seinem Unternehmen an und stand jetzt an der Spitze von beinahe 10,000 Mann, die er in Bataillone vertheilt hatte und welche zum großen Theil aus polnischen und italienischen, auch deutschen Ueberläufern bestanden. Ich hatte mir diesen Mann wild, rauh, ungesittet gedacht, jetzt, wo ich dem Original meines Bildes so nahe war, trug ich noch grellere Farben auf, und meine Erwartung war sehr gespannt, so wie die Furcht über das Schicksal der unglücklichen Frau immer größer wurde, je näher die Entscheidung kam.

Wir gelangten jetzt auf einen ziemlich großen Platz, auf welchem die Kirche stand. Hier bot sich mir ein sonderbares Schauspiel dar. Der ganze Platz glich einem Jahrmarkt, Soldaten waren die Verkäufer, Weiber und Landleute die Käufer; die Beute des vergangenen Tages war hier durch einander aufgehäuft, Kleidung, Waffen, Tschakos, Uniformen, Kreuze der Ehrenlegion, Frauenkleider, Wäsche und selbst silbernes Geräthe, daß ein Dieb dem andern abgenommen hatte, lagen durch einander, es war ein reges Leben, man jubelte, lärmte, kaufte und ver-

kaufte, erzählte bei dem Verkaufe seine Thaten und überall zeigte sich ein so lebendiger Freudetaumel, als ob bei Salinas Spanien gerettet worden sei.

Meine Ankunft fesselte für einen Augenblick die Aufmerksamkeit dieser Menge und mein Begleiter hatte voll auf zu thun, den Neugierigen über mich Auskunft zu geben, ehe wir vor das Haus gelangten, wo Mina sein Quatier hatte. Hier stiegen wir ab, mein Begleiter übergab mich und unsre Thiere der Wache, trat ins Haus und kam bald mit der Weisung zurück, daß mich der General erwarte.

Mir schlug das Herz, als ich die Treppe hinaufging, nicht vor Furcht, wohl aber vor Erwartung. Gewohnt, das ganze Wesen der Guerilla's, das ich hier so ganz in der Nähe sah, nur wie eine ephemere Erscheinung zu kennen, die kaum sich zeigend schon wieder verschwunden war, hatte es etwas Unheimliches für mich, mich so von diesen Menschen umgeben zu sehen und vor den Mann zu treten, von dem so fabelhafte Gerüchte verbreitet waren und der, trotz daß er unser Feind war, mir doch schon oft Bewunderung seines kühnen Unternehmunggeistes abgenöthigt hatte. Noch in diesen Gedanken vertieft kam mir ein Offizier entgegen, mich zu Mina zu führen. Ich trat ein und ward auf unangenehme Weise überrascht, unter seinen Umgebungen den Mörder des Mannes zu sehen, dessen Gattin die Ursache meines Hierseins war. Den General fand ich mit Einigen seiner Offiziere am Tische sitzen. Er stand auf, die Offiziere folgten seinem Beispiele, begrüßte mich und fragte mit verbindlichem Tone, was mein Begehr sei? Ich überreichte ihm den Brief meines Generals und während er ihn durchlas, hatte ich Zeit, den Mann zu betrachten, der jetzt seine Truppen eben so klug und vorsichtig leitete, wie vor wenigen Jahren seine Heerde. Er war ein langer hagrer Mann zwischen 40 — 50 Jahren, sein Gesicht nicht außergewöhnlich und fast nichtssagend, hätte nicht sein Auge feurig unter seinen dicken schwarzen Braunen hervorgeblitzt. Seine Haltung, wenn auch nicht edel, war doch anständig. Ich fand ihn zwar nicht meinem Bilde gleich, fand mithin das Inponirende nicht, das die Natur gewöhnlich ihren Schoskindern, die durch kühnen Geist sich aus niedrer Sphäre emporschwingen, aufdrückt, aber dennoch hätte dieser Mann bei einer großen Parade im Hofe der Tuilerien seinen Platz neben den Generalen Napoleons ausgefüllt; er trug die Uniform eines spanischen Generals und die rothe Feldbinde und das Ganze seines Aussehens war kriegerisch.

Als er den Brief gelesen hatte, gab er ihn dem neben ihm stehenden Offizier mit dem Zeichen, daß er ihn lesen möchte, dann wandte er sich zu mir. Es freuet mich, daß ich den Wunsch Ihres Generals erfüllen kann, — sagte er: — es freuet mich um so mehr; da die Art und Weise, wie der General diese Sache behandelt, mir angenehm ist. Sie sind der erste Parlementair, den man zu senden mich würdig hält, ich erkenne hierin die loyalen Gesinnungen des Generals und weiß sie zu schätzen; er wird mich

bei jeder Gelegenheit zu gleichem Benehmen bereit finden. Ich bitte Sennor, sagen Sie ihm das! Ich machte eine dankende Verbeugung und er fuhr fort. Glauben Sie mir, hätten die französischen Heerführer uns mehr als Soldaten, weniger als Brigands betrachtet, so wäre dieser Krieg nicht so grausam geführt worden.

Warum verachten sie uns, die wir, unser Vaterland zu befreien, die Waffen freiwillig, ohne durch die Conscription dazu gezwungen zu sein, ergriffen? — Halten sie uns deswegen nicht für Soldaten, weil wir nicht geordnet fechten lernten? Mögen sie sich ihres Uebergewichts freuen, aber unsern Muth, unsere heiligen Zweck ehren! Während er sprach, wurden seine Bewegungen immer lebhafter, sein Auge leuchtete, jeder Muskel seines Gesichts drückte die Regung seines Gemüths aus. Sie sind ein Deutscher? fragte er mich dann und als ich es bejahte, reichte er mir die Hand und schüttelte sie mir treuherzig, ich beklage ihre Nation, ihre Hände sind durch den französischen Tyrannen gefesselt, die unsern zum Theil noch frei. Gott möge ihnen und uns helfen! Dies Letztere sprach er mit tiefer Rührung. Das möge er! erwiderte ich mit gleichem Gefühle, die Stellung vergessend, in welcher ich ihm gegenüber stand und für welche diese Antwort wohl nicht passend war.

Er nickte mir hierauf feundlich zu, trat an einen Tisch, auf dem ein Kästchen stand, öffnete es, nahm eine mit seinem Namen und einem besondern Schriftzuge versehene kleine Karte heraus und gab sie mir. Meinen Namen habe ich während meiner Kriegführung zu schreiben gelernt, wie Sie sehen, sagte er lächelnd, nehmen Sie diese Karte und wo Sie in die Hände meiner Guerillas fallen — der Soldat kann oft nicht wissen, wie ihm das Schicksal mitspielt — so zeigen Sie sie vor und ich stehe ihnen dafür, daß Sie jeder frei ziehen läßt: selbst die Guerillas meiner Cameraden des Empecinado, des Marquesito und des el Pastors achten dieses Zeichen meiner Freundschaft. Er ließ mir dann einen Becher mit Wein reichen, es ist Bordeaux, sagte er, die Herren Franzosen sind so gütig, uns für den schlechten Wein, den sie bei uns trinken, auch zuweilen mit guten zu bewirthen. Ich werde Sie zu der Dame, wegen welcher General Cafarelli Sie hergesandt, führen lassen, fuhr er dann fort; ich hoffe, sie wird mit Ihrer Behandlung zufrieden sein. Wenn Sie mit ihr gesprochen haben, so bestimmen Sie, wann Sie abreisen wollen. Alles, was Sie zur Bequemlichkeit der Dame verlangen, soll Ihnen gereicht werden, auch werde ich Ihnen einen Brief an Ihren General mitgeben. Nun leben Sie wohl, noch heute ziehe ich von hier, Sie aber können sicher hier verweilen, Sie sind unter meinem Schutz. Er winkte einem Offizier, mich zu begleiten und ich verließ den Mann, der mir schon manche unruhige Nacht gemacht und mich jetzt auf so edle Weise empfangen hatte.

Ich fand die unglückliche Wittwe, die nicht wenig erstaunte, mich hier zu sehen, tief trauernd in einem kleinen Stübchen der Pfarrwohnung

ſitzen. Mein Gott! rief ſie, hat auch Sie das Unglück betroffen, gefangen zu ſein? Ich erklärte ihr ihren Irrthum, machte ſie mit allem bekannt und trotz dem tiefen Kummer, der die blühende Frau in den wenigen, aber ſo verhängnißvollen Tagen ſo ganz entſtellt hatte, blickte bei dieſer Nachricht die Freude hervor. Sie beruhigen mich über mein Schickſal, ſagte ſie bewegt; hat man mich auch mit einer Schonung behandelt, die ich von dieſem Volke nicht erwarten konnte, ſo mußte ich doch in jeder Minute fürchten, daß ein ſchreckliches Los mir werden könne. Wie bin ich Ihnen, wie dem General verpflichtet! Dann fragte ſie mit ängſtlicher Erwartung nach ihrem Manne und was ihr hiervon ſagen mußte, verſetzte ſie von neuem in tiefe Schwermuth und erſt nach langer Zeit hatte ſie ſich in ſo weit gefaßt, daß ich mit ihr über die Abreiſe ſprechen konnte, die dann auf morgen früh beſtimmt wurde.

Wir langten ohne alle Abenteur den zweiten Tag in Vittoria an: der Kutſcher welcher mich fuhr und der junge Baske, der mich wieder zurückbegleitete und mein Pferd ritt, mochten irgend ein äußeres Zeichen an ſich haben, woran ſie Jedermann für Leute von Mina erkannte, denn alle Landleute, ſelbſt die in den nächſten Dörfern von Vittoria grüßten freundlich und ließen uns ungehindert ziehen.

Als wir vor Vittoria ankamen, bat mich der Kutſcher auszuſteigen, der Baske gab mir mein Pferd, ſetzte ſich ſtatt unſrer in den Wagen und fuhr zurück. Ich aber zog, den Zügel meines Pferdes um meinen linken, die Dame an meinen rechten Arm in Vittoria ein und ging ohne Verweilen in daß Quatier des commandirenten Generals.

Dieſen hatten aber dringende Geſchäfte nach Burgos gerufen und da ich es für Pflicht hielt, ihm zu folgen und ihm von meiner Sendung Rapport abzuſtatten, ſo übergab ich die weitere Sorge der unglücklichen Frau einem Bekannten und benutzte die Escorte eines Kuriers, um noch in der nemlichen Nacht nach Burgos zu ziehen. So gefährlich auch dieſe Art zu reiſen war, ſo durfte ich es wohl, meine Karte in der Taſche, wagen. Der General, den ich noch in dieſer Stadt traf, war mit meiner Sendung zufrieden, beſonders ſchien ihn das was ich ihn über Minas Perſönlichkeit ſagen konnte, zu intereſſiren. Er befahl mir, in Burgos einen neuen Convoi abzuwarten und damit ich hier nicht ganz unthätig ſei, gab er mir das Komando der Reconvalescenten der verſchiedenen Regimenter, die hier geſammelt wurden.

So war ich denn wieder in Burgos, wo mir mein Geſchick das Haus eines Prieſters an der Kathedrale dieſer Stadt, eines ſtillen alten Mannes zum Quartier beſtimmte, der Ruhe über Alles liebte, die Pflichten ſeines Standes mit bewährter Treue übte, den Armen in der Stille Gutes that, ſo viel er vermochte, nur nicht gern über die Welthändel ſprach, am wenigſten wenn ſie ſein Vaterland betrafen. Ihm war Blutvergießen, ſelbſt das zur Ehre Gottes ein Greuel, und hätte er ſich ein anderes Loos wählen

können, als das, womit er so ganz zufrieden war, Priester an dem Dome zu Burgos zu sein, so hätte er gewiß seinen Schöpfer gebeten, ihn zum Friedenengel zu machen; denn den Frieden des Herzens, so wie den Frieden der Welt stellte er höher als Alles. Deshalb, so sehr er auch an seinem Vaterlande, diesem Paradiese der Erde wie er es nannte, hing, haßte er doch die Mittel, durch welche das unterjochte sich die Unabhängigkeit erkämpfen wollte, haßte er mit störrischem Eigensinne die Guerillas, die seiner Meinung nach dem Lande und der guten Sache nichts nützen, wohl aber dessen Untergang beförderten.

Von ganz andern Gesinnungen war Isabella, seine Nichte, die seit dem Tode ihrer Mutter seiner Wirthschaft vorstand. An Herzengüte ihm gleich, war sie doch in allem andern gerade das Gegentheil ihres Ohms. Lebhaft und unruhig, nie mit dem Augenblicke zufrieden, sondern nur mit steter Regsamkeit nach der Zukunft blickend, die sie sich nicht farbenreich genug ausschmücken konnte, hing das Mädchen mit Schwärmerei an ihrem Vaterlande und blickte mit bitterm Haß auf die Fremden, die es zu unterjochen betreten hatten. Ewig von Leidenschaften bewegt und somit oft von dem rechten Wege geleitet, kehrte sie jedoch bald reuhevoll auf ihn zurück. So war das Mädchen, die des alten Mannes Freude und doch auch sein einziger Kummer war, und welche die behagliche Ruhe störte, der er sich so gern ganz hingegeben hätte. Ueberdies war sie ein liebliches, grazienvolles Geschöpf, schlang und dennoch üppig, den schönsten Fuß, der sich mit dem kleinsten einer ächten Schönen von Sevilla messen konnte, gern zeigend. Ein paar Augen mehr Flammen als Sterne, blitzten zwischen langen dunklen Wimpern hervor, ein paar Lippen luden, wenn sie auch nicht Elfenbein verbargen, doch wie die aufgesprungene Kirsche den lüsternen Vogel zum Naschen, Jeden zum Küssen ein, und hätte zu diesem Allen der Frühling seinen Rosen- und Liliendust über das siebenzehnjährige Mädchen gehaucht, so wäre sie vollkommen schön zu nennen gewesen; so aber hatte der Süden ihr sein ins Dunkle fallende Kolorit gegeben, trotz dem sie auch für mich Nordländer ein reizender Anblick war, so daß ich gern und oft, vielleicht zu oft in das flammende Auge sah, das mich, der ich sonst nur das schmachtende Blau der Augen liebe, wider Willen anzog.

Bei meinem ersten Eintreten in das Haus, welches ohnfern der Stadtmauer, am Fuße des Berges, auf welchem der Dom liegt, mit seinem kleinen Gärtchen gar anmuthig lag, war ich von Isabella eben nicht freundlich empfangen worden; sie hatte mir durch eine alte Magd ein Zimmer mit einem Alkoven anweisen lassen und sich weiter nicht um mich bekümmert. Wenn ich zuweilen zu dem Priester ging, um ihn über dieses und jenes zu fragen, so verließ sie jedesmal das Zimmer, so daß ich sie fast gar nicht sah. Aber meine Einsamkeit langweilte mich und da ich an den rauschenden Vergnügungen meiner Kameraden keine Freude fand, so machte ich deshalb allerhand Plane, mich meiner schönen Hausgenossin zu nähern.

Ein Umstand erleichterte es mir. Ich war ein Deutscher und die Spanier hatten im Allgemeinen die gute Meinung von unserer Nation, daß wir nur gezwungen Napoleons Fahnen folgten, wie sie einst unter Romana für ihn nach Polen hatten ziehen müssen. Sie bemitleideten uns, hielten uns, und damals wohl mit Recht, für schon in das Joch gespannt, gegen das sie sich noch muthig sträubten, und so lag ihr Haß gegen Deutsche nicht so tief, wie der gegen die Franzosen, und ein freundliches Benehmen von unserer Seite verwischte ihn leicht. Dies hatte schon in den ersten Tagen das Feindliche Isabellens in etwas gemildert und war die Ursache, daß die alte grämliche Köchin meinem Diener unter etwas weniger Brummen Platz am Heerde machte, wenn er mein Mittagmahl bereiten mußte; denn mit seinem Wirthe konnte kein Soldat an einem Tische essen, so sehr ist die Kost dieses Landes von der des östlichen Europa's verschieden.

Mit jedem Tage wurde meine Hausgenossin freundlicher gegen mich, bald vermied sie mich nicht mehr, ließ sich in Gespräche mit mir ein und blieb sitzen, wenn ich in das Zimmer meines Hauswirthes trat, wo ich dann zuweilen sogar bemerkte, daß ihr feuriges Auge mich vom Kopfe bis zu den Zehen zu mustern schien. Dies betrachtete natürlich meine Eitelkeit als ein günstiges Zeichen und ich suchte nun, mich dem Mädchen immer mehr zu nähern.

Es waren auch kaum ein paar Wochen vergangen, als schon eine Art von Vertraulichkeit zwischen uns statt fand, die mich die Hoffnung nähren ließ, die unerträgliche Langeweile würde nun ein Ende haben. Sie saß ohne Scheu neben mir, erklärte mir die mir noch unverständlichen Stellen des Don Quixote, ward meine Schülerin in der französischen Sprache, die sie ziemlich verstand, und lachte ausgelassen, wenn ich ihr schwere deutsche Phrasen vorsagte, die ihr nachzusprechen fast unmöglich waren. Mit dem Alten war ich früher schon auf einem guten Fuße. — Ich politisirte nicht mit ihm, ließ mir von ihm die kirchliche Verfassung Spaniens erklären und ging fleißig mit ihm in den Dom, dieses herrliche Monument des Mittelalters, dessen Merkwürdigkeiten er mir zeigte und über Alles Bericht erstattete. Ich hörte ihm recht gern zu, obgleich er mit einer furchtbaren Weitläufigkeit mir Alles auseinander setzte. Nur zuweilen verging mir die Geduld, wenn wir in das Gewölbe traten, wo die Reliquien, die sich hier in großer Menge befanden, nach Rang und Würden aufgestellt waren. Er kannte die Legende einer jeden und wie mir die Schädel und Knochen das Uninteressanteste in der Kirche waren, so war es ihm das Wichtigste im ganzen Dome.

So vergingen mir die Tage ganz leidlich. Ich bewarb mich um Isabellens Gunst und um die Gunst des alten sonderbaren Priesters, dessen Herz ich durch die Geduld gewonnen hatte, mit der ich ihm zuhörte, und so schritt ich nun meinem vorgesteckten Ziele, das Mädchen in eine Intrigue mit mir zu verwickeln, entgegen, und mit jedem Tage schien es

mir, als ob ich ihm näher käme. Isabella vermied mich nicht mehr, und eben so sehr als ihr Oheim jedem politischen Gespräche ausweichend, suchte sie, sobald wir allein waren, unsere Unterredung auf diesen Gegenstand zu leiten. An die Unterdrückung meines Vaterlandes denkend, ward es mir nicht schwer, das ihrige zu beklagen und Grundsätze auszusprechen, die so ganz mit den ihrigen übereinstimmten, und ich glaube, diese Gleichheit der Meinungen brachte mich ihr näher, als alle meine schmachtenden Blicke und meine Galanterie es gethan haben würden.

Aber sagen Sie mir nur, fragte ich sie nach solch' einer Unterredung, weshalb Ihr Ohm, ein doch sonst so braver und verständiger Mann, so wenig Theil an dem Schicksale seines Vaterlandes nimmt, und weshalb er jedes Gespräch, das nur im entferntesten diesen Punkt betrifft, so sorgfältig vermeidet? Trauet er mir nicht, und hat er Zweifel an meinen redlichen Gesinnungen?

Das eben nicht, meinte Isabelle, obgleich ihm die Klugheit wohl zur Vorsicht räth; der Hauptgrund liegt wohl darin, daß der gute Ohm seine Ruhe höher stellt als Alles, nur nicht die Religion, und sich den Grundsatz zu eigen gemacht hat, daß ein Diener Gottes nur Friede, nicht Krieg predigen, nur Wunden heilen, sie aber nicht schlagen müsse. Er gehört zu den frommen, duldsamen, phlegmatischen Menschen, welche wähnen, Gott werde schon allein für das Beste der Welt sorgen und mit dem Schwerte in der Hand führe man kein ketzerisches Herz auf den rechten Weg zurück. Ueberdies glaubt er, dieser ganze Krieg werde nur der Religion wegen geführt und wir Spanier vertheidigten nur unsern Glauben, unsern Altar, nicht unsern Heerd und unsere Freiheit, und meint, man müsse es Gott überlassen. Die Guerillas, die wohl manchmal etwas grausam das Vergeltungrecht geübt haben, haßt er deshalb mehr, als man seinem sanften frommen Herzen hätte zutrauen sollen und glaubt, sie handelten aus Raubsucht, nicht aus wahrer Gottesfurcht so, und das Blut, das sie vergössen, fließe nicht als Sühnopfer auf den Altar des Herrn, sondern nur aus sträflichem Blutdurst. Hat er doch meiner Schwester alle Unterstützung entzogen, weil sie einen Offizier von Mina liebte.

Ich erwiderte hierauf nichts. Was sollte ich auch, hatte sie doch selbst dieses Thema erschöpft, aber sie schien damit nicht zufrieden zu sein. Und Sie sagen zu dem harten Benehmen meines Ohms kein Wort? Fühlen Sie denn nicht, daß es ungerecht von ihm ist, deshalb zweien Liebenden feindlich in den Weg zu treten?

Ich gab ihr vollkommen Recht und versprach, mit dem Onkel deshalb zu reden. Thun Sie es, sagte sie mit Lebhaftigkeit, aber ja nur im Allgemeinen, erwähnen Sie meine Schwester nicht dabei, er ist so aufgebracht auf sie, daß er nichs von ihr hören mag, Sie würden ihr nur schaden.

Ich versprach es zu thun, versuchte auch einigemale, dies Kapitel zu

berühren, fand aber den Alten so halsstarrig, daß ich erstaunte, wie ein so sanfter, friedliebender Mann eine so feindselige Idee so festhalten könne, die doch im Grunde seinem Charakter ganz entgegengesetzt war.

Mit Ungeduld wartete ich noch immer auf den Convoi, der diesmal sehr bedeutend werden mußte, da die Armee von Portugal alle unberittenen Kavalleristen nach ihren Depots schicken sollte; aber eben diese Maßregeln hielten den Abgang auf und noch immer hatten sich nicht Alle in Valladolid vereinigt und mir wurde die Aussicht, noch mehrere Wochen in Burgos zu bleiben. Ich nahm mir vor, meine Zeit gut anzuwenden, glücklicher als unsere Marschälle zu sein und wenigstens mit einer Eroberung Spanien zu verlassen. Ich suchte mich nun immer mehr in die Gunst Isabellens zu setzen und das wilde, lebendige Mädchen, das jeder Fessel zu trotzen schien, zu gewinnen, aber sie entschlüpfte mir, wenn ich sie erfaßt zu haben glaubte, und hatte sich schon losgerissen, ehe ich noch wußte wie.

Eines Abends saß ich mit ihr allein, sie war zerstreuter und unruhiger als gewöhnlich; in ihrem Blicke schien das Feuer gedämpft und doch glühete eine andere Flamme, wenn auch weniger aufflackernd, aber lebhaft in ihrem Auge, das oft verlangend an dem meinen hing. Ich konnte Anfangs nicht verstehen, was das sagen wollte; ich fühlte wohl, daß etwas in ihrem Innern sie so auffallend bewegen müsse und meine Eitelkeit raunte mir zu, daß der Augenblick gekommen sei, wo ihre Neigung zu mir die Schranken brechen wollte. Dies machte mir Muth, ich glaubte den Augenblick nicht ungenützt vorübergehen lassen zu müssen und gestand ihr in leidenschaftlichen Ausdrücken meine Neigung. Sie schien nicht verlegen, verfiel jedoch, statt mir gleich zu antworten, in ernstes Nachdenken und nur zuweilen milderte ein sonderbar lächelnder Zug ihres Mundes den Ernst. Endlich sagte sie, und ihre flammenden Augen blickten scheu auf mich: Sie haben mich überrascht; ehe ich Ihnen antworten kann, muß ich mich selbst prüfen. — Ich will Ihnen wohl — dies zu wissen möge Ihnen für heute genügen. — Die Hoffnung begleite sie bis morgen Abend um diese nemliche Stunde, wo ich Sie hier erwarte, dann, eher nicht, will ich Ihnen mein Herz öffnen; jetzt aber bitte ich Sie, lassen Sie mich allein. Dies sagend reichte sie mir die Hand, ich fühlte einen leisen Druck, als ich sie aber an mich ziehen, sie umarmen wollte, schob sie mich sanft zurück. Morgen! lispelte sie, schlüpfte in das Nebenzimmer und ließ mich allein.

Also morgen! — sagte ich, als ich in meiner Stube am offenen Fenster stand — Morgen also! — Ach! eine lange Nacht! ein noch längerer Tag liegt zwischen jetzt und der seligen Stunde! — Meine Eitelkeit ließ mich gar nicht an dieser Seligkeit zweifeln, ich setzte mich ans Fenster und wie ich oft zu thun pflege, träumte ich mir ein Glück, das mir die Wirklichkeit versagte, durchlebte schon im Voraus den kommenden Abend

und wahrlich! mein Glück hätte groß sein müssen, hätte es meinem Traume geglichen.

Die Nacht verging, den Morgen hielten mich Geschäfte außer dem Hause und als am Mittage bei meiner Zurückkehr Isabella mir begegnete, sah sie mich so schalkhaft an, grüßte mich so freundlich und ihr guten Tag, Sennor! war so zutraulich, daß ich mit neuen Hoffnungen mich zu Tische setzte, aber wenig oder nichts aß, denn ich war zu sehr mit meinem Glücke beschäftigt, um an Essen denken zu können.

Ich hatte meinen Bedienten hinausgeschickt, und während Weintrauben und Feigen und rothbäckige Pfirsichen, rothbäckig wie das liebliche Mädchen, in ihrer saftigen Fülle unangerührt vor mir standen, sah ich mechanisch über die Stadtmauer hinaus, nach der mit einzelnen Bäumen bewachsenen Höhe, und träumte, wie man wohl zu thun pflegt, wenn die Erwartung uns spannt und die Hoffnung uns belebt. Nur zuweilen leerte ich gedankenvoll mein Glas und leerte es gewiß auf das Wohl Isabellens, ohne daß mein Mund den Namen dieses holden, lebhaften, neckenden Mädchens aussprach; kein Laut sollte meine Phantasie stören.

Aber etwas Anderes störte sie. So sehr ich auch träumte, sah ich doch auf der Höhe des Berges Soldaten marschiren und als ich genauer hinsah, blieb mir kein Zweifel, daß es Spanier, daß es Guerillas waren. Als wenn der Wind einen Schmetterling mit sammt der Rose, auf der er sich behaglich schaukelte, mit sich fortführt und die Blätter nach allen Weltgegenden hintreibt, so waren auch meine Träume, meine Hoffnungen verweht. Alle meine Gedanken vereinigten sich auf dieser langen Reihe Pelotons, die mit geregelten Schritte die kleine Besatzung höhnisch herausfordernd um die Stadt zogen. Mir zeigte die Menge der Truppen und ihre Haltung, daß es Mina sei, den ich auch durch mein Fernrohr erkannt zu haben glaubte und an die Schwäche unserer Besatzung denkend, die erst heute früh durch ein Convoi, das der Armee von Portugal Artillerie, Munition und den General Tirelé zugeführt hatte, fast auf nichts gebracht, war ich nicht ohne Sorge. Ich befahl meinem Bedienten, zu packen, die Pferde satteln zu lassen und machte mich auf den Weg zu dem commandirenden General, um dort die nöthigen Befehle einzuholen. Als ich eben das Haus verlassen wollte, begegnete mir Isabelle. Heute Abend! lispelte sie mir zu, reichte mir traulich die Hand und so wenig ich mich auch aufhielt, konnte ich doch ihren schalkhaften Blick bemerken, und einen Zug von Ironie um ihre Lippen schweben sehen, so daß ich ganz irre an dem Mädchen wurde und zum erstenmale der Gedanke in mir aufstieg: sollte sie ihr Spiel mit dir treiben? —

Aber zu sehr mit ernsteren Dingen beschäftigt, vergaß ich bald Isabellen und das Rendezvous von heute Abend, war es ja doch nur Sache der Eitelkeit, die mich gespannt hatte, nicht meines Herzens, und eilte nach der Wohnung des Generals. Ich glaubte die Stadt in Bewe-

gung zu finden, glaubte die Trommelschläger Lärm schlagen zu hören, die Soldaten hin- und herlaufen zu sehen; nichts von allem dem. Die Einwohner, im Begriff ihre Siesta zu halten, hatten Häuser und Laden geschlossen, wie sie es um diese Zeit täglich zu thun pflegen, hier und da ging ein französischer Beamter in wohl etwas schnellerem Schritte, als gewöhnlich, über die Straßen, und nur selten sah man einen Soldaten mit Waffen nach dem Sammelplatze eilen. Mir fiel dies auf und erwartungvoll trat ich bei dem General ein, wo ich schon fast alle Stabsoffiziere versammelt fand. Gut, daß Sie kommen! — rief er mir zu — Ihnen wird heute ein besonderer und wohl kein angenehmer Auftrag. Nachdem er nun im Allgemeinen Ruhe und Fassung, und das man Alles vermeiden solle, was nur im mindesten Bestürzung oder Furcht wegen des freilich sehr ungelegenen Besuchs zeigen könne, anempfohlen hatte, gab er Jedem seinen besondern Auftrag, befahl, daß die an dem verpallisadirten Thore stehenden Wachen, aber nur nach und nach, verdoppelt werden sollten, daß alle Beamte, Bediente, kurz jeder waffenfähige Mann, sich in der Stille bewaffnen, jedoch nicht eher, als es dunkel würde, auf den Versammlungplatz kommen und dort seine Befehle erhalten sollte. Zu gleicher Zeit sollten alle in den Hospitälern befindliche Kranke, die nur im mindesten im Stande wären, etwas zu leisten, die Waffen ergreifen und auf den ersten Trommelschlag bereit sein. Sie aber, mit ihren 60 Reconvalescenten, — wandte er sich nun zu mir — sind für den Nothfall zur Verstärkung des Schlosses bestimmt, verhalten sich am Tage ganz ruhig in Ihrer Kaserne; wenn es dunkel wird, so rücken Sie vor das Rathhaus, nehmen alle Priester, die sich dem Befehl gemäß bei der kleinsten Unruhe dort versammeln müssen, in Empfang, führen sie nach dem Dome, bewachen sie dort genau, und sollte das Schicksal wollen, daß der Feind, der gewiß am Tage nicht wagt, uns anzugreifen, bei Nacht in die Stadt dringt, so befehle ich Ihnen hiermit, sie alle niederzustoßen und sich auf das Schloß zurück zu ziehen. Dies machen Sie den Priestern bekannt. Hier ist die Liste aller derer, die Sie dort finden müssen. Der General ließ dann die Offiziere abtreten, gab mir aber einen Wink, zu bleiben, und als wir allein waren, erhielt ich noch eine geheime Instruktion von ihm.

Ich verfügte mich nun für einen Augenblick nach Hause, um wegen meiner Sachen die nöthigen Anordnungen zu treffen und begegnete Isabellen wieder, die noch eben so freundlich und zuvorkommend war, aber auch noch eben so listig mich ansah, als vorher. Es ist ja Alles so ruhig auf den Straßen? fragte sie. Man hört ja kein Trommel, sind denn alle Tambours mit nach Torquemada gezogen? Haben Sie denn die Guerillas nicht auf der Höhe vorbei ziehen sehen?

Indem sie diese Fragen rasch nach einander that, donnerten ein paar Zwölfpfünder auf dem Schlosse, sie erbleichte, ich aber wollte eben ihre Fragen erwidern, als sie schnell in ihre Stube schlüpfte und da ich gleich

darauf wieder die Treppe herunter kam, sah ich sie das Haus verlassen und die Stufen hinauf dem Dome zu eilen.

Ich blieb, so lange es Tag war, in der Kaserne der Reconvalescenten; nichts störte die allgemeine Ruhe. Die paar Kanonenschüsse waren hinreichend gewesen, den pomphaften Zug der Guerillas hinter die Höhe zu verweisen, dort blieben sie, bis es finster wurde, und wagten nicht die Stadt anzugreifen, wo sie doch der Mehrzahl der Einwohner gewiß sein konnten. Als es aber zu dämmern begann, begab ich mich nach dem Rathhause, wo ich sämmtliche Priester in einem großen Saale versammelt fand. Ich verlas ihre Namen und zu meiner Verwunderung fehlte keiner. Der schon längst bestehende Befehl, daß, sobald die Glocke des Rathhausthurmes geläutet wurde, sämmtliche in der Stadt anwesende Priester sich dort versammeln mußten, war zur Sicherheit der Besatzung gegeben, um ein Pfand in den Händen zu haben, die Bürger in Ruhe zu erhalten. Jeder Priester, der diesem Befehl nicht nachgelebt hätte, wäre vor ein Kriegggericht gestellt worden.

Ich ersuchte nun die geistlichen Herren, mir nach dem Dome zu folgen; schweigend zogen sie paarweise, Gebete murmelnd, und von den Soldaten eskortirt, durch die öden Gassen, die jetzt nur von häufigen Patrouillen betreten wurden; denn kein Bürger durfte heute sein Haus verlassen. So stiegen wir die hohen Treppen hinauf, die zu dem prachtvollen gothischen Dome führten. Der ganze Zug hatte etwas Schauerliches. Um uns finstre, von keinem Sterne erhellte Nacht; nur auf den nahen Höhen flackerten die Wachtfeuer der Feinde und man sah dort die Menschen wie dunkle Schatten um die Feuer sich bewegen. Vor uns traten die ungeheuern dunkeln Steinmassen des Domes empor, dessen Schiff von vielen Kerzen erleuchtet war und über diesem herrlichem Denkmal der Vorzeit erhob sich auf dem höchsten Plateau des Berges, das alte Schloß der kastilianischen Könige, das, eine prachtvolle Ruine, von den Franzosen zur Citadelle umgeschaffen war. Der ganze Berg, an dessen Fuß die Stadt und auf dessen Mitte der Dom liegt, war verschanzt.

Als die Pforten des Portals sich hinter uns schlossen und ich meine Vorsichtmaßregeln getroffen hatte, versammelte ich die ehrwürdigen Priester um mich und machte sie, so schonend als es mir möglich war, mit dem Befehl des Generals bekannt, und verschwieg ihnen das Schicksal nicht, das ihrer warte, wenn der Feind in Burgos eindränge. Sie hörten mich mit Ergebung an und keiner murrte. Da das Schiff des Domes zu groß und weitläufig war, um die Gefangenen genau übersehen zu können, so hatte ich gleich anfangs beschlossen, sie in irgend einer der vielen Capellen zu verwahren, welche wie kleine Kirchen die Mutterkirche in bedeutender Anzahl umgaben und wählte dazu die Kapelle des heiligen Bruno, groß genug, um die Priester alle zu fassen. Als ich jedoch eben den Befehl dazu geben wollte, pochte es stark an dem Portale, vor welchem ich eine Wacht

gelassen hatte und ich erfuhr, daß mein Diener mir sprechen wolle. Ich nahm aus Vorsicht einige Mann Bedeckung mit mir, ging hinaus und fand meinen Bedienten, der mir zuraunte, daß nicht weit von hier Sennora Isabella stehe und dringend wünsche, mich zu sprechen. Ich schickte meine Begleitung zurück und folgte meinem Bedienten, nicht wenig erstaunt, was das Mädchen wolle; denn daß sie heute noch daran dächte, ihr Versprechen zu erfüllen, konnte selbst meine Eitelkeit mich nicht träumen lassen.

Mit raschen Schritten sah ich sie jetzt auf mich zukommen und ohne sich um die Gegenwart meines Dieners zu kümmern, der sich auch schnell entfernte, stürzte sie vor mir nieder. Sennor! rief sie, Verzeihung! — Erbarmen! Ich war überrascht, dies hatte ich nicht erwartet und kaum hatte ich so viel Gegenwart des Geistes, sie aufzuheben und sie zu fragen, was sie zu diesem leidenschaftlichen Benehmen veranlassen könnte.

Sennor! sagte sie, ihren Schleier zurückwerfend, ich habe ein grausames Spiel mit Ihnen getrieben, können Sie mir verzeihen?

Sprechen Sie deutlicher, Sennora! unterbrach ich sie. Ich verstehe Sie nur halb. —

Ich wollte Sie für meine Absicht gewinnen, deshalb nahm ich den Schein an, Ihnen wohl zu wollen, fuhr sie, oft innehaltend, fort; Sie wurden immer lebhafter, immer dringender — Ach! verzeihen Sie meiner Lebendigkeit, meinem Uebermuthe, es machte mir Vergnügen, mein Spiel mit Ihnen zu treiben. —

Sennora! fuhr ich auf.

Verzeihung! bat sie, Verzeihung einem thörigten, leichsinnigen, eiteln Mädchen, dessen Ehre, dessen Leben jetzt in ihrer Hand steht. Hören Sie Alles! Schon gestern wußte ich, daß Mina heute hier eintreffen würde, deshalb vertröstete ich Sie auf heute Abend, wo ich Sie schon fern von Burgos geflüchtet glaubte. Es war ein thörigter Uebermuth, der mich so handeln, der Ihnen Hoffnung werden ließ und der um so sträflicher ist, da mein Herz längst gewählt hatte, und meine Hand, zwar gegen den Willen meines Ohms, längst versagt ist.

Und warum machen Sie mir heute, eben heute diese Entdeckung? fragte ich, meine Empfindlichkeit vergebens verbergen wollend. Was führt Sie eigentlich hierher? Hatte dies nicht Zeit bis morgen, oder sind Sie so gewissenhaft, daß Sie glauben, das einmal gegebene Wort, mir heute Abend Ihr Herz zu öffnen, noch halten zu müssen? Es hatte wahrlich Zeit bis morgen! Ich wandte ihr den Rücken und ließ sie stehen.

Sennor! rief sie, mir nacheilend; hören Sie mich, um Alles, was Ihnen heilig ist, beschwöre ich Sie, hören Sie mich! — Ich hielt meine Schritte an, sie bedachte sich einen Augenblick, dann sagte sie gefaßt: mein Verlobter ist bei dem Corps Minas, deshalb und noch aus andern Gründen verweigerte der Ohm seine Einwilligung und nur ins Geheim konnten wir uns zuweilen sehen. Gestern in aller Früh kam er als Bauer ver-

kleidet hier an, wir sahen uns in der Wohnung des Kirchners — er ist noch hier — retten Sie ihn!

Eine sonderbare Zumuthung! unterbrach ich sie.

Sie sehen, Sennor, wie sehr ich Ihrem edlen Herzen vertraue! indem ich mein und sein Schicksal in Ihre Hände lege. Mein Geliebter ist in Ihrer Macht — ist in dem Dome — und würden Sie ihn dort auch nicht finden, so gebietet ihm seine Dienstpflicht, noch heute bei seinem General einzutreffen; dies zwingt mich, mich Ihnen anzuvertrauen und ich hoffe, der Mann von Ehre, der Soldat wird gegen ein unglückliches Mädchen edel handeln und eine kleinliche Rache verschmähen.

Ich war betroffen, was konnte ich für sie, was für den Menschen thun der vielleicht nicht allein der Liebe, auch des Spionirens wegen sich nach Burgos geschlichen hatte; überdies sah ich deutlich, daß die Wachtfeuer der Feinde schwächer wurden und das Geräusch, welches ich vernahm, zeigte mir, daß bei den Spaniern irgend eine Bewegung stattfinden sollte. Ich war noch unentschlossen, als das Mädchen meine Hand erfaßte, sie in der Verzweiflung an ihre Lippen preßte und mich von Neuem bat, ihr zu helfen; da fiel mir ein Ausweg ein. Sennora, sagte ich, wo kann ich Ihren Bräutigam finden? — Sie zögerte einen Augenblick, dann sagte sie leise: in der Kapelle des heiligen Bruno pflegt er sich zu verbergen, der Kirchner weiß es gewiß, wo er ist. —

Schon gut! tröstete ich sie. Gehen Sie nach Hause, mein Bedienter wird Sie begleiten; ich werde thun, was ich thun kann. Ich ging zurück, ohne den Dank zu empfangen, der mir hätte werden können, winkte, als ich wieder in den Dom getreten war, den Kirchner bei Seite und befahl ihm, St. Brunos Kapelle aufzuschließen. — Er zögerte — Oder ist der Verlobte der Nichte des Paters Dominico nicht da, sagte ich, so führt mich zu ihm hin, ich weiß, daß er hier ist, Euer Leugnen würde nichts helfen. — Euch und ihm soll nichts Uebels geschehen. Zitternd erfaßte er die Leuchte und schritt vor mir her der Kapelle zu, die er öffnete. Sennor! rief er, tretet hervor, Ihr seid verrathen, aber Euch soll kein Leid geschehen!

Auf diese Worte trat eine lange Gestalt keck auf uns zu. Wer verlangt nach mir? fragte er mit festem Tone.

Hier dieser Herr! antwortete der Kirchner, auf mich zeigend.

Was wollen Sie von mir, der ich hier im nächtlichen Dunkel an den Stufen dieses Altars ein Gelübde erfülle? fragte der Spanier, unbesorgt auf mich zutretend.

Bei seinem Anblick, fuhr ich zurück; denn vor mir stand der Mann, den ich bei Salinas als Mörder des königlichen Sekretairs erblickt hatte und dessen Gesicht mir noch so grausig lebhaft vor Augen gestanden hatte. Wache! rief ich und 3 Mann traten hervor, während der Mann, stolz auf mich blickend, mich unverwandt ansah; aber eben dieser Blick gab mir meine Besonnenheit wieder. Ich winkte der Wache zurückzutreten und

sagte zu ihm: ich sah Sie schon einmal bei Salinas. — Sie mordeten mit wahrer teuflischer Begier. —

Den Mörder der Unschuld meiner Schwester, unterbrach er mich kalt; ihm hauptsächlich galt der Ueberfall.

So wenig auch unsre erste Bekanntschaft sich dazu eignen konnte, als Freunde zu scheiden, fuhr ich fort, so will ich doch aus Menschlichkeit, mehr noch Ihrer Braut wegen, mild gegen Sie handeln. —

Sind Sie der deutsche Offizier, der in dem Hause des Priesters Dominico in Quartier liegt? fragte er rasch.

Der bin ich. — Seine Hand fuhr bei diesen Worten schnell unter den Mantel. Keine Uebereilung junger Mann! sagte ich ernst, sonst sind Sie unwiederbringlich verloren. Ich habe den Befehl, fuhr ich ruhig fort, da auch er sich gefaßt zu haben schien, sämmtliche Priester, die Sie im Dome versammelt sehen, niederstoßen zu lassen, sobald der erste Mann von Minas Guerilla Burgos betritt. Halten können Sie sich nicht in der Stadt, die, sobald die Truppen zurückkehren, wieder in unsre Hände fällt — die Kriegcasse ist auf der Citadelle, was kann Ihrem General die Eroberung der Stadt nützen, als daß Sie einige schon halb Todte in den Spitälern ermorden; und dafür bluten 123 Priester und die Stadt wird von der Citadelle aus in Brand geschossen. Stellen Sie das Ihrem General vor, den ich zu grüßen bitte. Ich werde Sie bis zum Thor begleiten lassen, diese vom General unterzeichnete Karte öffnet es Ihnen. Ich gab hierauf Einem meiner Leute den Auftrag, ihn zu begleiten. Eilen Sie, sagte ich, das Sie nicht zu spät kommen, meine Ordre lautet bestimmt; wider meinen Willen müßt' ich gehorchen. Er trat auf mich zu, drückte heftig meine Hand. Beruhigen Sie Isabella! bat er und schritt zwischen den Priestern hindurch, die erstaunten, einen Spanier um diese Zeit hier zu sehen. Meinen Bedienten schickte ich dann an Isabella mit ein paar tröstenden Zeilen.

Ich befahl nun, als ich wieder in den Dom getreten war, den Priestern, sich in die Kapelle des heiligen Bruno zu begeben und ihr Schicksal dort abzuwarten. Sie gehorchten und traten in die nun hell erleuchtete Kapelle ein, nur der fromme Dominico blieb zurück, faßte meine Hand und führte mich bei Seite. — Kannten Sie den Mann, der so eben die Kirche verließ? fragte er mich.

Ich kenne ihn, ehrwürdiger Herr! Er steht Ihnen, steht Isabella nahe, erwiderte ich.

Mir nicht! fuhr er heftig auf, er hat mir schon viele Sorge gemacht, aber heute hat er mein Herz tief, unheilbar verwundet. Also mein heiliges Gotteshaus war der Zufluchtort ihrer unseligen Liebe? Er schien bei diesem Gedanken ganz niedergebeugt. — Wissen Sie, wer der Mann ist? fragte er weiter.

Ein Offizier Minas, der vielleicht zu Ihrer Rettung beitragen wird.

Zu unsrer Rettung? fragte er, mich verwundernd anblickend. Wie

wäre das möglich? Herr! sagte er dann, mit Wehmuth meine Hand fassend, der Frömmste ist ein sündhafter Mensch, und wehe ihm, wenn ihn der Tod unvorbereitet findet. Sagen Sie mir offen, sein Sie wahr, haben Sie wirklich den grausamen Befehl erhalten, oder ist es blos Drohung? Noch einmal bitte ich Sie, reden Sie offen.

Ich war erschüttert, der ehrwürdige Alte stand so traurig lächelnd vor mir, mein Herz war bewegt. Ich habe den Befehl erhalten, sagte ich und diese Worte trafen den Mann, als ergriffe ihn die kalte Hand des Todes. So sind wir dem Tode geweiht, denn um Mitternacht geschieht der Angriff! — Nun wie Gott will! — Sennor! fuhr er nach einer Weile mit heiterm, ruhigem Blicke fort, Sie gönnen doch so vielen Schlachtopfern eine ruhige Stunde, sich zum Tode vorzubereiten? Auch Ihre Stunde wird schlagen und wohl Ihnen, wenn Sie bereit sind.

Gern, ehrwürdiger Herr, will ich Ihnen Ruhe zu Ihrer Andacht gönnen, Niemand soll Sie belästigen, kein Tritt Sie stören! erwiderte ich.

So vergebe Ihnen Gott, was Sie, ein schwacher Mensch, ein blindes Werkzeug in des Tyrannen Hand, aus sclavischem Gehorsam thun zu müssen glauben; unser Blut komme nicht über Sie! Er schritt ernst und ohne Wanken zu seinen Brüdern, versammelte sie um sich und sprach heimlich mit ihnen, dann befahl er dem Kirchner, die Sakristei zu öffnen, nahm mehrere Priestergewänder heraus und als acht unter ihnen sich mit dem priesterlichen Ornate bekleidet hatten, hörten sie der Andern Beichte und beichteten dann selbst unter einander, knieten nieder und hielten ein feierliches Todtenamt.

Ich hatte durch die Gitterthür dem Allen zugesehen und mich ergriff die feierliche Handlung wunderbar, mehr aber noch die ruhige Ergebung, mit welcher diese Menschen sich dem nahenden Tode weihten. Ich sah keinen, der gebebt hätte; nur als durch die feierliche Stille jetzt der Donner eines Geschützes über uns krachte und einzelne Flintenschüsse sich hören ließen, sah ich die Meisten erbleichen und die Todesfurcht sich auf ihren Gesichtern ausdrücken.

Ich konnte dies herzergreifende Schauspiel nicht mehr mit ansehen, trat in das Schiff der Kirche zurück und suchte mich von dem schauerlichen Eindrucke zu befreien. Aber Alles, was ich um mich sah, vermehrte nur noch meine Stimmung; alle Gegenstände in feierlichem Halbdunkel umflort, trieben ihr Spiel mit meiner aufgeregten Einbildungkraft, selbst die in ihre Mäntel gehüllten Soldaten, welche, ihre Gewehre vor sich, in finstern Gruppen auf den Stufen der Altäre umher saßen, belebten, trotz ihrer regunglosen Stille, das schauerliche Bild. Sie saßen, ernst vor sich hinblickend, und mochten wohl über ihr Schicksal nachdenken; denn ich sah manchen, der das Auge auf die Kapelle des heiligen Bruno gerichtet hatte, ein leises Gebet murmeln, aber keiner wagte die Stille, wagte das Gebet der Priester zu unterbrechen.

Ich ging indes allein in der Kirche umher und überließ mich meinen ernsten Gedanken. Meine lebhafte Einbildungkraft malte mir, was ich vor mir sah, düster und grausig und ich hatte Mühe, mich des Schauderns zu erwehren, wenn ich so allein in den nur schwach erleuchteten hohen Gewölben umherschritt. Ich war dieses Gefühls wegen mit mir unzufrieden, schalt mich einen träumenden Thoren und um mich zu bestrafen, auch wohl mich zu prüfen, trat ich in eine Kapelle ein, aus der ich ein mattes Licht schimmern sah; es war die Kapelle der Herzöge von Frias, der Connetable von Kastilien, die sie zum Begräbnißort ihrer Familie groß und prachtvoll erbaut hatten. Ich war schon einige Mal hier gewesen, deshalb hätte mir das, was ich sah, nicht überraschend sein sollen, und doch konnte ich meinen Blick nicht von der Madonna wenden, die ich über dem Altar bei dem Schimmer einer in der Mitte herabhängenden Ampel im Chor der Engel emporschwebend erblickte; mir war es, als lächelten mich die Engel an, als säh' ich sie die Himmelkönigin auf ihren Händchen tragen, als schwebten sie vor meinem Blick immer höher und höher himmelwärts. Ich senkte meinen Blick, um die Täuschung zu zerstören und mein Auge traf das Grabmal des Erbauers dieser Kapelle, wo er mit seiner Gattin schon lange sanft schlummert. In Marmor ausgehauen lag er in Lebengröße, das Schwert des Connetable in der Hand, auf seinem Grabe, als ob ihm der Tod nicht das Schwert entwunden hätte. Seine Gattin, ihren treuen Hund zu Füßen, mit dem Wittwenschleier halb ihr Gesicht verbergend, lag ihm zur Seite, im Tode vereint wie im Leben Ich sah starr auf den kalten Marmor, dachte des mächtigen Mannes, der mit kräftiger Faust sein Vaterland gegen die Mauren beschützt hatte und jetzt vermodert in seinem Grabe ruhte, gedachte der riesenhaften Männer, die, einst das Schrecken der Feinde Kastiliens, in Stein gehauen an der Mauer der Kapelle, in thatloser Ruhe standen und da war es mir, als ob der Geharnischte sich langsam erhebe, starr seine Augenhölen auf mich richte und mich frage — Fremdling, was störst Du hier unsere heilige Ruhe? Weiche von hier! — Schon hob er den Fuß, schon hob er den Arm mit dem Connetable-Schwert, schon sah ich, wie die steinernen Ritter auf mich zu schritten, da tönte die dumpfe Glocke über mir und weckte mich aus meinen Träumen; der Herzog und sein Weib lagen wieder ruhig auf ihrem kalten Lager, die steinernen Ritter hielten wieder die Wacht an ihren Gräbern und die Engel trugen die Madonna, ohne mit ihr aufzuschweben.

Die dumpfen zwölf Schläge mahnten mich an die vom Pater Dominico bezeichnete Stunde des Angriffs und lähmten die schwirrenden Flügel meiner Phantasie. Ich eilte nach der Pforte, ließ sie öffnen und trat hinaus. Die kalte Nachtluft verwehte schnell alle Täuschung und kühlte mein erhitztes Blut. Ich sah hinüber nach dem feindlichen Lager, wo ich die Wachtfeuer erloschen fand. — Also der Angriff findet doch statt? — dachte ich — und der bigotte Spanier setzt demnach das Leben

seiner Priester auf ein ungewisses Spiel? Nun ich habe das Meine gethan! — Ich kehrte in den Dom zurück und fand die Priester in einer feierlichen Stimmung. Wo im Leben die Zwietracht geherrscht, trat die Versöhnung ein, wo man sich noch vor Stunden getrennt hatte, da gab man sich den Bruderkuß. Ein Friedenfest wurde gefeiert, das dem Opfer des Todes vorangehen sollte; nur Einer der Priester, ein Greis, saß von allen entfernt, neben der Statue des heiligen Bruno, des Stifters der Karthäuser, und sah finster vor sich hin, nahm keinen Theil an dem, was seine Brüder thaten und warf, wenn er aufsah, verächtliche Blicke auf sie.

Ich nahte mich ihm. Sennor, fragte ich, warum sitzt Ihr hier so allein und scheint das Fest der Versöhnung nicht mit Euern Brüdern feiern zu wollen?

Mit den Schwachen? sagte er höhnisch lächelnd, — glaubt Ihr, was sie beginnen, geschehe aus Frömmigkeit? Die Todesangst läßt die Feigen beten, sie versöhnen sich heute, und morgen, wenn sie noch leben, hassen sie sich, eben weil sie sich versöhnten, noch bitterer. Es ist ein jämmerlich Volk!

Mich interessirte der finstere, menschenfeindliche Mann. Und seid Ihr so rein von Sünde, fragte ich ihn, daß Ihr in diesem entscheidenden Augenblicke keiner Vergebung bedürft?

Ich bin mit mir im Reinen! erwiderte er ernst; schon lange weiß ich, wie ich da oben stehe; denn mein Leben war nur der Ehre Gottes geweiht.

Seid Ihr ein weltlicher Priester?

Ich bin von dem Orden des heiligen Dominikus und stand vierzig Jahre meines Lebens bei dem hohen Tribunale der Inquisition. Da sieht man den Tod in allen Gestalten und die Furcht vor ihm verlischt; man verlernt, ein Menschenleben so hoch anzuschlagen, wie es die gewöhnlichen Menschen in ihrem eiteln Wahne thun, und gewinnt höhere Ansichten über Belohnung und Strafe jenseits, über Tugend und Laster hier!

Indem er dies sagte, dröhnten drei Kanonenschüsse von der Citadelle, die Soldaten sprangen mit Geräusch auf, die Priester warfen sich auf die Kniee und murmelten ihre Gebete; der Dominikaner blieb gleichgültig sitzen — Kennt Ihr den Befehl, den ich erhielt?

Ja! sagte er kalt.

Und bereitet Euch nicht zur langen Wallfahrt?

Sennor! sagte er heftig, wer sich nicht während seines ganzen Lebens dazu vorbereitet, dem wird dieses kurze Gebet nichts nützen. Die Opfer, die ich dem Himmel gebracht, gnügen, um mir die Pforte des Paradieses zu öffnen.

Ich schauderte bei diesen Worten, wollte schon in meinem Unmuthe den furchtbaren Greis verlassen, als ich an ihn wohl aus Neugier die Frage that, Ihr scheint unter den Priestern keine Freunde zu haben?

Viele, erwiderte er.

Und warum zieht Ihr Euch von ihnen zurück? — Er sah mich bei

diesen Worten scharf an — schien mit sich zu kämpfen, dann sagte er rasch, ich erkenne sie nicht mehr, die Todesgefahr hat sie zu Memmen gemacht.

Ich sehe doch in dieser ernsten Stunde auf vielen Gesichtern den Muth des Christen.

Ja! den duldenden Muth, der sich binden und auf die Schlachtbank führen läßt, nicht den Muth eines Mannes, der mit dem Tode noch um die Sekunde ringt. Wir konnten unsere Leben theuer verkaufen — doch sie beten und singen. —

Er sprach so heftig und laut, daß ich, aus Furcht, meine Leute möchten es hören, das Gespräch abbrach, durch ihn gewissermaßen gewarnt, die in der Kirche umher Gelagerten mehr versammelte und wieder hinausging, um zu sehen, was der Feind beginne. Die Wachtfeuer waren verloschen und alles still, die Stadt unter mir schien wie ausgestorben, nur das Qui vive? der Schildwachen unterbrach die Stille der Nacht. Ich schickte einen sichern Mann hinunter, um Erkundigung einzuziehen; denn mir schien es nun fast, Isabellens Verlobter sei nicht zu spät gekommen und meine Kriegslist sei gelungen. Der General hatte mir nemlich, als er mich zurückhielt, die Weisung gegeben, daß ich in keinem Fall den grausamen Befehl ausführen, mich, wenn die Spanier eindrängen, in die Citadelle ziehen, die Priester aber unangetastet zurücklassen sollte; auch könnte ich einigen Priestern Gelegenheit geben zu entwischen, die dann gewiß ihre traurige, verhängnißvolle Lage dem feindlichen Anführer kundthun und so den Angriff der Stadt abwenden würden; denn den Tod von 100 Priestern auf sich zu laden, thut kein Spanier.

Isabellens Verlobter gab mir das sicherste Mittel an die Hand, diesen Befehl auszuführen, ich freute mich, daß alles nach Wunsche gelungen sei und ging nach St. Bruno's Kapelle zurück, um dort die trauernden Gemüther mit Hoffnung zu beleben.

Indessen traf ein Adjutant des Generals mit der Nachricht bei mir ein, daß aller Wahrscheinlichkeit nach, Mina mit seinen Truppen abgezogen sei. Die aus dem Thore von Torquemada ausgesandten Kundschafter hatten dort nur die verlassenen Lagerplätze gefunden; Gewißheit, ob der Feind die Gegend ganz verlassen habe, konnten wir jedoch vor Anbruch des Tages nicht erhalten.

Endlich verbleichte das funkelnde Licht der Sterne immer mehr und die Morgenröthe stieg hinter den grauen Pyrenäen empor. Mit mehr Rührung ward sie wohl noch nie begrüßt, als von den frommen Priestern, denen sie heut ein Bote des Lebens war. Sie traten aus der Kapelle, warfen sich, dankbare Thränen im Auge, vor dem Altar nieder. Pater Dominico hielt hier ein feierliches Amt, die Pater Organisten ließen die beiden herrlichen Orgeln vereint ertönen und auch aus meiner Brust stieg eine feierliche Hymne zu dem Vater der Welten empor.

Als die Priester im andächtigen Gebete vor dem Altar auf ihren Knien

lagen, suchte mein Blick den Dominikaner; ich fand ihn hinter einer Säule knieend beten. Mehr als Dank und fromme Rührung sprach sein Blick aus, den er gen Himmel hob; eine wilde Glut, wie nur die Flamme des Fanatismus sie auflodern läßt, blitzte aus ihm. Mir war sein Gebet nicht herzerhebend, sein Anblick empörend, er schien nur Gott zu danken, daß er ihm das Leben friste, damit er ihm neue Opfer auf seinem Altare weihen könnte. Der Mann war mir schreckbar, meine Pflicht gebot mir, seinetwegen dem Generale Meldung zu machen, der ihn auch späterhin, als er sich eines Mordes verdächtig gemacht hatte, verhaften ließ. Er starb im Gefängnisse.

Als ich die Priester entlassen und meine Dienstgeschäfte beendet hatte, kehrte ich nach meiner Wohnung zurück. Indem ich vor Isabellens Zimmer vorbei ging, riß diese die Thür hastig auf, fiel mir um den Hals, statt Worte des Dankes drückte sie einen brennenden Kuß auf meine Lippen und eilte eben so schnell wieder in ihr Zimmer zurück. Dies Benehmen überraschte mich, noch mehr aber, als sie am Abende sich kalt und fremd gegen mich benahm und nie wieder das Vorgefallene, nie ihres Verlobten gegen mich erwähnte

Mein Hauswirth, der mit seiner Nichte noch kein Wort gesprochen hatte, dankte mir jedoch nicht auf eine so sonderbare Weise wie diese. Mit Herzlichkeit sprach er seinen Dank aus und schenkte mir einen kleinen silbernen Becher, den ich noch zu seinem Andenken aufbewahrt habe; dann fragte er mich, als Isabella hinausgegangen war, nach den nähern Umständen wegen des jungen, in der Kapelle des heiligen Bruno versteckten Mannes. — Ich erzählte ihm so viel ich wußte und weit entfernt, mich an Isabella rächen zu wollen, vielleicht auch schon des Kusses wegen that ich alles Mögliche, den Alten für die Liebenden mild zu stimmen; aber schwerlich würde es mir gelungen sein, hätte ich ihm nicht vertrauet, daß der junge Mann die Priester gerettet und Mina bewogen habe, die Stadt nicht anzugreifen, um das Leben so vieler frommen Diener Gottes nicht auf's Spiel zu setzen. Obgleich, wie ich späterhin erfuhr, Mina Burgos gar nicht hatte angreifen wollen und meine Kriegliſt ganz überflüssig gewesen war, so bestimmte dies doch den Alten, sich zu beruhigen, seiner Nichte zu vergeben und in der Zukunft weniger feindselig zwischen die Liebenden zu treten.

Isabellens Betragen änderte sich in Hinsicht meiner nicht. Sie vermied, mit mir allein zu sein, sprach nur mit mir, wenn sie es nicht umgehen konnte und so dankte sie mir meinen Dienst schlecht; denn sie machte mir den Aufenthalt in Burgos zum langweiligsten meines Lebens und um so mehr sah ich mit Freuden und Ungeduld dem von Valladolid kommenden Convoi entgegen. Er traf endlich ein, ich machte mich reisefertig, nahm am Vorabende meiner Abreise rührenden Abschied von dem alten Priester, sagte Isabella ein kaltes: Leben Sie wohl! und begab mich auf mein Zimmer, mit dem frohen Gedanken beschäftigt, morgen den Rückweg an-

zutreten und dies unglückliche Land verlassen zu können, wenn der Himmel mir nicht noch einmal Guerillas in den Weg sende.

Ich trat ans Fenster, sah hinaus in die helle Mainacht, blickte noch einmal nach den Sternen und es war mir, als ob ich Abschied von ihnen nehmen sollte, als wären sie nicht die nemlichen, die so oft in meinem Vaterlande mir freundlich entgegen gefunkelt hatten. Da klopfte es leise an die Thür, ich öffnete sie und Isabella trat mit ihrem Verlobten ein. Wir kommen, Lebewohl zu sagen, Sennor sprach er freundlich, und ich komme besonders, Ihnen die Versicherung zu geben, das Sie mit Gott reisen können, Niemand wird sie auf dem Marsche nach Bayonne beunruhigen, theils führt Ihr Convoi nur gemeine Soldaten aus unserm Lande, denen wir überall Glück wünschen, nur nicht bei uns und so haben Sie nichts bei sich, was unsre Mühe lohnen und uns lüstern machen könnte und dann geschieht es auch Ihretwegen. Undank ist nicht des Spaniers Fehler; wo er Edelmuth findet, vergilt er ihn mit Großmuth. Deshalb habe ich mich heute mit einigen mit Wein beladenen Maulthieren hier eingeschlichen, Sie wissen wie leicht dies ist, um Sie über jede Gefahr zu beruhigen; auch Isabella, die ihre Großmuth tief fühlt, steht hier vor Ihnen, um ihren Dank auszusprechen, den sie, wie sie mir gestanden, Ihnen bisher nur ausgedrückt hat. Mißdeuten Sie ihr Schweigen nicht, es kam aus lauterem Quell und ich trage wohl hierbei die meiste Schuld.

Aber auch heute war Isabellens Dank mehr stumm als beredt und so schieden wir bald. Ich zog heimwärts und gelangte ungestört in Bayonne an, auf diesem Marsche noch oft des Mädchens mit ihrem Flammenauge und ihrem lieblichen Munde gedenkend.

Als es Friede ward, Deutschland wie Spanien der Ruhe genoß, wendete ich mich an den Sekretair einer spanischen Gesandtschaft, um Erkundigung über Isabellens Schicksal einzuziehen. Nach einigen Monden erhielt ich durch ihn einen Brief des alten Priesters, welchen der leider bald hierauf von neuem getrübte Friede seines Landes verjüngt zu haben schien. Er schilderte mir mit den lebhaften Farben das Glück, das er jetzt in der Ruhe und in seinen Kindern fände, meldete mir, das Isabella ihren Verlobten geheirathet und dieser Major in der königlichen Armee, Mina's Adjutant und in diesem Augenblick bei ihm sei. Auch dankte er mir nochmals und bat, auf seine Gesundheit und einen langen Frieden recht fleißig den kleinen Becher zu leeren.

Unter dem Briefe standen von Isabellens Hand die Worte — Zürnen Sie nicht mehr auf mich — ich bin zu froh, zu glücklich, als daß Sie noch mit mir schmollen könnten!

Nach mehreren Jahren erfuhr ich, daß der junge Mann, in das Schicksal Mina's verwickelt, sein Vaterland habe verlassen müssen; ob Isabella ihm gefolgt, was ihr ferneres Schicksal gewesen sei, habe ich, trotz meiner Nachforschung, nicht erfahren können.

Der Pfarrer von Villarcajo.

Ich kam mit meinem Detaschement nach Villarcajo, um in der dortigen Gegend die Contribution an Geld und Lebenmitteln einzutreiben. Stumm und finster stand die Menge, die mit verhaltenem Grimm unsern Einmarsch ansah. Desto freundlicher empfing mich der Pfarrer, ein siebenzigjähriger Greis, von langer, majestätischer Gestalt, bei dem ich mein Quatier nahm. Nach einigen Worten, die sogleich herzlich wurden, da er erfuhr, daß ich ein Deutscher sei, trat der Alcalde in's Zimmer, um mit mir das Nöthige wegen meines Geschäfts zu verabreden. — Der Sennor Coronel ist kein Franzose! sagte der Pfarrer: er gehört einer Nation an, die schon das verloren hat, um welches wir noch kämpfen — die Freiheit! — die nächst Gott dem Menschen das höchste sein muß. Er wird gewiß nur fordern, was ihm aufgegeben wurde, und nicht vergessen, daß erpreßtes Gut keinen Segen bringt.

Sicher nicht mehr, als meine Ordre vorschreibt! fiel ich ihm in die Rede, zeigte ihm selbige, und in wenigen Minuten war das Geschäft beendigt; die Gelder wurden gezahlt und die Lebenmittel aufgepackt.

Wir setzten uns zu Tische. Es fiel mir auf, daß noch für einen Vierten gedeckt war, und ich wurde angenehm überrascht, als ein junges Mädchen in der National-Tracht in das Zimmer trat und neben mir am Tische Platz nahm. — Vittorina! sagte der Pfarrer, auf das Mädchen zeigend; meine Nichte und die Verlobte des Sohnes vom Sennor Alcalde. Sie pflegt mich mit kindlicher Liebe seit dem Tode ihrer guten Mutter, die mir als geliebte Schwester mein Alter versüßte, und der ich — der Wille des Höchsten geschehe! — nun wohl bald folgen werde. Froh will ich diese Welt verlassen, da ich das mir so innig anvertraute Pfand so gut versorgt weiß. — Er brach ab und das Gespräch wendete sich auf gleichgiltige Gegenstände.

Ich hatte nun Muße, daß Mädchen näher zu betrachten. Die schönen Formen ihres Körpers waren mir nicht neu, sie sind den meisten Spanierinnen eigen. Dieses Nymphenhafte und doch Grazlöse, diese feinen Um-

risse, und doch diese üppige Fülle, sah ich nur in diesem Lande. Aber die dunkelblonden Locken und ihr dunkelbaues Auge waren mir eine neue Erscheinung in dieser Zone; mehr aber noch als dies das Schwermüthige, Schwärmerische im Blick; nicht jenes Glühende, was unter dem Schleier der feurigen Spanierinnen hervor blitzt. Sie zog mich an, und erinnerte mich an mein Vaterland; sie zauberte mich an die Seite meiner Gattin und meine Phantasie schwärmte auf heimathlichen Fluren. Ich sprach mit ihr voll inniger Herzlichkeit; der Ton meiner Stimme wurde weich, und mir war es, als wenn dieses holde Wesen mir näher angehörte; doch sie blieb einsylbig, in sich gekehrt und still, und was sie sprach, zeigte mir deutlich, die Stimmung sei Wiederhall ihres Gemüths, nicht ihres Geistes. Wir hatten unsere Mahlzeit beinahe geendet, als die Thür sich mit einigem Ungestüm öffnete und ein junger Mann herein trat, den Pfarrer, den Alcalden grüßte und, indem er sich gegen mich verbeugte, mich ernst, und fast möchte ich sagen, feindlich betrachtete. Ich erfuhr bald, er sei der Sohn des Alcalde und Vittorinens Verlobter. Auch er war ein schöner junger Mann, hager, aber kraftvoll. In seinem Gesicht war Leidenschaft der Hauptzug, und ein gewisses Unbändiges sprach, vortretend, sich finster aus. Der Pfarrer machte ihn mit mir bekannt, lobte gegen ihn die Freundlichkeit, mit der ich mein Geschäft abgemacht habe, sagte ihm, daß ich ein Deutscher sei, und daß die blonden Locken Vittorinens und ihre blauen Augen mich schmerzlich an die daheim gelassene Gattin und an meine Kinder erinnerten. Bei dieser kurzen Erzählung, deren Absicht mir leicht klar werden mußte, erheiterte sich allmählig das Gesicht des jungen Mannes; er näherte sich mir und drückte mir innig die Hand, doch blieb das Wilde in seinem Gesicht und verlor sich nicht ganz.

Er nahm zwischen Vittorinen und seinem Vater Platz, tändelte mit ihren Locken, verglich ihr Auge mit dem azurnen Himmel und versicherte endlich, von dem inneren glühenden Gemüth fortgerissen: So selten als diese Locken, so selten dies Auge auf kastilianischem Boden glühe, so selten sei eine Liebe der seinen gleich. Dich, Vittoria! rief er, oder den Tod! und drückte das schmachtend an ihm aufblickende Mädchen an sein Herz.

Fernando! sagte lächelnd der Alcalde; Du hast Dich versprochen! Vittorina, wolltest Du sagen, und rufst Vittoria! — Auch dies! rief der Jüngling, und stürzte einen Becher Wein hinunter. Vittoria und Vittorina, nur durch euch Beide kann dieses stürmische Herz glücklich werden! — Sennor Coronel! — so unterbrach der alte Pfarrer die Rede; verzeihen Sie einem jungen Verliebten den Ausbruch der Leidenschaft, der hier wohl nicht am rechten Ort ist.

Ich fühlte, was er sagen wollte, beruhigte ihn über meine Grundsätze und bald sprach der Deutsche zum Spanier. Unsere Herzen öffneten sich, der junge Mann wurde innig, herzlich, und ich, unvorsichtig, äußerte: daß jedem rechtlichen Deutschen das Herz blute. Die Henkers-Befehle gegen ein edles Volk vollziehen zu müssen, das durch seinen Muth, seine

Standhaftigkeit unsere Bewunderung verdiente. Da ergriff er Vittorinens Hand, führte sie zu mir und sagte mit feierlichem Ernst: Mädchen, holde Geliebte! laß zum ersten Mal eines Andern, als Deines Fernando Lippen, Deinen holden Mund berühren; Du dankst im Namen des Vaterlandes! — Ich küßte ihre Stirn, drückte das holde Wesen sanft an mich und sie ging schweigend aus dem Zimmer.

Das Gespräch ward jetzt ein allgemeines. Plötzlich sah Fernando aufmerksam zum Fenster hinaus, winkte dem Pfarrer und Beide entfernten sich. Nach einiger Zeit kamen sie wieder; der junge Mann sah aus, wie Jemand, der mit sich nicht einig ist; der Greis lächelte wohlwollend.

Ihr Detaschement, — sagte endlich der Pfarrer, während der junge Mann mit seinem Vater leise sprach — Ihr Detaschement scheint meist aus Deutschen zu bestehen?

Es sind lauter deutsche Truppen, entgegnete ich.

Kennen Sie die Gegend genau? fuhr er fort, und haben Sie wohl besonders den Fußsteig dort am Olivenwäldchen gut besetzt?

Mir fiel die Frage auf, sie schien mir verdächtig; doch that der Pfarrer, als ob er meine Verwunderung nicht bemerkte. Ohne meine Antwort abzuwarten, ging er in's Nebenzimmer, und kam, mit einem Crucifix in der Hand, wieder heraus. Sennor! sagte er ernst und Fernando und der Alcalde näherten sich uns — ruhen wir Beide vielleicht auch nicht in dem Schooße e i n e r Kirche, so glauben wir doch an e i n e n Gott, und an ihn, der für uns am Kreuze starb. Hier auf dem Bilde des Erlösers fordere ich den Schwur von Ihnen, um das, was ich Ihnen sagen werde, kein Blut zu vergießen, Niemanden, er sei wer er wolle, deshalb unglücklich zu machen, und nie meiner hierbei zu erwähnen. — Auch Fernando trat jetzt hervor: Und bei dem Bilde Ihrer Gattin, das Ihnen heute Vittorinens Anblick so lebendig darstellte, schwören Sie auch mir denselben Schwur, und reichen Sie mir zur Bekräftigung Ihre deutsche ritterliche Rechte. — Ist es nicht gegen meine Ehre, gegen meine Pflicht, gern! erwiderte ich, reichte ihm die Hand und schwur.

Ein sonderbares Gefühl ergriff mich, da ich den alten feierlichen Mann vor mir stehen sah, da ich einen Schwur leistete, dessen Sinn mir noch dunkel war, und den mir meine aufgereizte Phantasie als etwas Hohes und Wichtiges malte. — Wie erstaunte ich aber, als der Alcalde mich ganz ruhig bei der Hand nahm, mir durch die Scheiben des Fensters eine gegenüber stehende Venta zeigte und zu mir sagte: Sennor, schicken Sie einige Ihrer Leute in jenes Haus; Sie werden darin einen Mann finden, der sich durch den Verlust eines Auges so auszeichnet, daß er nicht zu verkennen ist. Lassen Sie ihn, wo möglich in der Stille, arretiren, bewahren Sie ihn sorgfältig, und erst, wenn Sie morgen früh weiter ziehen, geben Sie ihn mir zu fernerem, scharfen Verwahrsam, der freilich

nur so lange dauern wird, bis ich Sie entfernt weiß! — Voll Verwunderung stand ich und der Pfarrer sagte nun: Ich will Ihnen das Räthsel lösen. — Als wir vorhin im Gespräch begriffen waren, sah Fernando diesen Menschen dort hinein gehen, und wir kennen ja unsere Leute! Er ist ein Spion unseres braven Mina, der gewiß in dieser Gegend angekommen ist; denn wie die Seemöwe uns den nahen Sturm ankündigt, so ist dieser Bote der Vorläufer eines Ueberfalls. Säumen Sie nicht, halten Sie ihn fest, bleiben Sie unter den Waffen; das Gewitter soll vorüber ziehen, und hoffentlich werden wir unsern Unglückgenossen, den braven Deutschen, auf diesem Zuge Ruhe verschaffen. Mögen unsere Landleute ihre Waffen gegen Jene wenden, die mit Freuden Sclaven sind, und freie Menschen in Sclavenketten legen möchten! — Doch, setzte er ernst hinzu, der Mann kehrt morgen unverletzt in unsere Hände zurück, und unsrer wird nie gedacht. — Noch einmal versprach ich es, und ging, Alles zu veranstalten. Der bezeichnete Mann wurde arretirt, und durch ausgeschickte Patrouillen erhielt ich die Nachricht, daß Mina wirklich in der Nähe sei.

Gegen Abend entfernte sich der Alcalde mit seinem Sohn, der, so oft ich ihn mit Vittorinen zusammen sah, ihr stilles Ergeben, ihre sanfte Liebe, mit der heißen Glut des Südens und mit der höchsten, gereizten Leidenschaft erwiderte.

Sie sehen — sagte in dieser Zeit der Greis, als wir uns allein im Zimmer befanden — wie wir Spanier sind; treu und bieder gegen die, die uns wohlwollen, aber fest und unerschütterlich gegen unsere Feinde. Der Kampf ist noch lange nicht beendet, und Millionen vielleicht werden noch geopfert werden müssen, bis der Tyrann aus unsern Leichnamen den Thron eines Korsen auf kastilianischem Boden errichten kann. O über die verblendeten Menschen, die glauben, daß Alles, was uns seit früher Jugend theuer, gleichsam innig mit uns verwebt ist, daß unsere heilige Religion und die festen Bande, die das Volk an seinen vaterländischen König ketten, daß alle die süßen Gewohnheiten, die wir mit unserer Muttermilch einsaugen, daß dies Alles durch den todten Buchstaben, durch ein Machtwort eines Tyrannen aufgelös't, zerrissen und vergessen sein soll. O zu fest hängt der Mensch an dem, was er von Kindheit an fühlte, verehrte, als daß er dies, und den Heerd seiner Väter, nicht willig mit seinem Blut vertheidigen sollte. Und auch Euch — fuhr er im prophetischen Geiste fort — auch Euch wird die Stunde der Erlösung schlagen, und Eure Ketten werdet Ihr zerbrechen, werdet frei sein, frei bleiben!

Mich ergriff die feurige Rede des Alten; ich mußte ihn fragen, woher es käme, daß bei diesen Grundsätzen und bei dem Geiste, der in seiner Umgebung zu wohnen schien, diese Gegend doch stets durch Ruhe, durch Gehorsam sich auszeichne, und hier noch nie irgend eine Insurrection ausgebrochen sei? — Ich habe Alles gethan, dies zu verhindern! ent-

gegnete er; meine Pflicht ist, Geduld, Ruhe und Eintracht, nicht Mord und Krieg zu predigen; und noch ist die Saat nicht reif, noch wäre das Blut unnütz vergeudet, noch hat zu mir der Herr nicht gesprochen. Will er aber durchaus die Geißel seines Zorns schwingen lassen, will er, daß dieses freundliche Thal ein Raub der Zerstörung werde, und daß unser Blut für die heilige Jungfrau und unsern König fließen soll, so wird er uns ein Zeichen geben, das wir als sicher erkennen, und dem wir, Alles opfernd, willig folgen werden. — Er stand bei diesen Worten auf und ging in's Nebenzimmer, wo ich ihn leise beten hörte.

Ernst, fast schweigend wurde der Abend verbracht. Vittorina sagte gute Nacht, der Pfarrer ging zur Ruhe und ich zu meinen Truppen, die auf dem Platze vor dem Pfarrhause bivouacquirten. — Es war ein kühler Abend, der Mond schien und die bewegte Luft führte einzelne Wolken an ihm vorüber und bedeckte sein Licht. In meinen Mantel gehüllt ging ich auf und ab, als mir aus einem Garten, den ich für den des Pfarrers hielt, Töne einer Guitarre entgegen klangen, und eine Stimme, die mir Vittorinens Stimme zu sein schien, Folgendes sang, was freilich in seiner Ursprache glühender sich bildete, als hier:

Schon in meinem Flügelkleide,
Schlich die Liebe in mein Herz,
Daß sie nimmer von mir scheide;
Doch mit ihrem süßen Sehnen
Gab mir Wehmuth stille Thränen,
Und den ewig neuen Schmerz.

Auf des Lebens wilde Wogen
Führte mich ihr lecker Kahn;
Abgestoßen, angezogen,
Immer nur ein Spiel der Wellen,
Immer fürchtend, zu zerschellen,
Konnt' er nicht dem Ufer nah'n.

Schwankend hin und her getrieben,
Nah't ich endlich meinem Ziel;
Ich war glücklich, ihn zu lieben,
Es ergriff mich neue Wonne,
Doch der Liebe Frühling-Sonne
Brannte heiß und drückte schwül.

Stößt mich ab sein finst'res Schweigen,
Zieht mich an sein holder Blick;
Will geschreckt die Lieb' entweichen,
Führet, wie durch Zaubermächte,
Schmeichelnd durch des Sturmes Nächte
Er die Flücht'ge schnell zurück.

Liebe, lind're dieses Sehnen,
Stille diesen ew'gen Schmerz;
Oder löscht ihr meine Thränen,
Löscht mit euren wilden Fluten
Meines Herzens Flammen-Gluten,
Tödtet, oder heilt dies Herz!

der Ton verhallte, und gewiß, die Thränen, welche flossen, heilten nicht das Herz. Vittorina stand jetzt lebhaft vor mir. Sie schien mir eine Blume, nicht in diesem Klima gereift; sie mußte bei den brennenden Strahlen dieser Sonne verwelken, ihr Herz brechen, da man es nicht verstand. Ihr stilles Gemüth beugte sich, sanft duldend, unter der Gewalt der wilden Leidenschaft, und Fernando's Liebe war eine verzehrende Flamme. Wehmüthig blickte ich nach der Stelle hin, wo die Töne verhallten, und meine Phantasie beschäftigte sich die lange Nacht hindurch mit dem holden Bilde des lieblichen Mädchens.

Als der Morgen graute, sagte ich meinem guten ehrwürdigen Pfarrer von Villarcajo ein herzliches Lebewohl, ergriff Vittorina's Hand, und der Wunsch trat aus meinem Innern laut hervor: daß, wenn ich je wieder nach Villarcajo käme, ich ihr Herz ruhig und sie glücklich an Fernando's Seite sehen möchte. — Der Himmel hat meine Wünsche erhört; als ich wieder nach Villarcajo kam, fand ich ihr Herz ruhig und sie gewiß glücklich an Fernando's Seite. O Schicksal, wie führst du den Menschen!

Ueber Berg und Thal, unter Freud' und Leid ging es auf dem düstern Berufswege vorwärts, in stetem Wechsel der Gegend und ihrer Bewohner, im ewigen Einerlei des Elends und seiner Klagen. Der frohen Menschen gab es wenige, der Trübgestimmten Tausende. Fluch erndtete ich, wo ich nicht gesäet hatte, und so trieb ich mich mehrere Wochen im Kreise herum, und dankte dem Himmel, daß meine Höllendienste bald beendet waren. Eines Abends saß ich unter einer grünen Eiche, die das letzte Haus eines Dorfes beschattete, im Kreis meiner Offiziere, als ein Landmann sich heran schlich und mir ein wohlbekanntes Zeichen gab. Ich entfernte mich unter irgend einem Vorwande von meinen Kameraden, und der Mann folgte mir in einiger Entfernung. Sich mir nähernd, gab er ein zweites Zeichen, und jetzt erst näherte ich mich ihm vertrauensvoll, da ich wohl wußte, daß ich nun von ihm, den ich als einen unserer Spione an seinem Zeichen erkannt hatte, nichts mehr zu befürchten hätte. Er reichte mir eine Cigarre und eilte in's Gebüsch. Bekannt mit dieser Post, rollte ich die Cigarre auseinander, nahm den darin eingewickelten Zettel heraus und las: „Die Gegend von Villarcajo ist in Insurrection, der dortige Pfarrer an ihrer Spitze; Sie müssen sogleich aufbrechen und den Ort erreichen, ehe Mina mit dem Empecinado sich da vereinigt. Der Pfarrer sei Ihr besonderes Augenmerk; bekommen Sie ihn lebendig, desto besser. Uebrigens handeln Sie in der dortigen Gegend nach denen Ihnen wohlbekannten allgemeinen Grundsätzen." — Vittorina! rief ich unwillkührlich aus und ging schweigend zurück.

Die Trompete rief, der Mond beleuchtete uns den Blutweg. Die ersten Strahlen der Morgensonne zeigten mir in weiter Ferne das Thal von Villarcajo und das vergoldete Kreuz seines Thurmes; noch wenige Schritte, und das Feuern der Avantgarde überzeugte mich, daß ich wirklich

feindlich gegen den stillen Ort des Friedens zog, den ich so wehmüthig, so segnend verließ. — Da tönte die Sturmglocke im Thal, die Feuer flackerten auf den Höhen, und meine Reiter trabten in wildem Jauchzen den steilen Berg hinab, das Fußvolk kletterte einen nähern Fußsteig hinunter. Immer ging es nach Villarcajo hin; das Feuer wurde heftiger, auch die Tirailleurs auf den Flügeln waren in den Olivenanpflanzungen engagirt. Ein Trupp Spanier brach hinter einem Meierhofe hervor, nahe genug, um das Gebrüll: „Viva la santa religio! Viva Ferdinando septimo!“ deutlich hören zu können. Die erste Escadron stürzt sich auf diese Masse, sprengt sie aus einander und Alles jagt in wilder Carriere nach.

Am Bilde des heiligen Stephan lag der Pfarrer, einen Lanzenstich durch die Brust, ein Crucifix in der Hand, den Blick nach oben. — Gott vergebe Dir! sagte er finster, als ich vom Pferde sprang und auf ihn zueilte. Gott vergebe Dir, Du hast mir blutig gelohnt! — Aber, setzte er heiterer hinzu, Sie sind unschuldig, ich vergebe Ihnen gern, und auch dem, dessen Lanze mich traf. — Ich rief einen Chirurgus, ihn zu verbinden; er wollte es nicht dulden. Gönnen Sie mir nicht den ehrenvollen Tod, der Ihrer nicht wartet, den Tod für das Vaterland? sprach er zürnend; wollen Sie mich lieber meinen Henkern überliefern, auf der Esplanade von Burgos mich als schimpfliche Trophäe aufgeknüpft sehen? Ich hielt Sie für menschlicher! — Er schwieg. Da der Chirurgus nun auch versicherte, die Wunde sei tödtlich, Rettung unmöglich, so drang ich mit meinen Bitten nicht weiter in ihn; wohl aber sprach ich: Mann des Friedens! Wie konnten Sie an die Spitze dieser Menschen sich stellen und zum Blutrichter werden?

Lassen Sie mich nur — so antwortete er, mild lächelnd — lassen Sie mich nur in meine Kirche tragen und dort sterben. Versagen Sie mir diese Bitte nicht, es ist ja die letzte für diese Welt — dort sollen Sie alles erfahren! — Ich ließ ihn auf einer Trage durch meine Leute fortbringen; sie thaten es willig, der ehrwürdige blutende Greis flößte allen Ehrfurcht ein.

Der Zug ging vorwärts; überall flohen die Spanier; Villarcajo war genommen und nur noch einzelne Schüsse fielen aus den Häusern, als wir einrückten. Schon brannte es an mehreren Orten, schon schlug die Flamme über der Wohnung des Pfarrers zusammen, als wir über den Platz zur Kirche kamen, und unwillkürlich rief ich: Vittorina!

Bald sind wir bei ihr! sprach der Greis, und zeigte nach der offenen Kirche dorthin, dorthin! vor den Altar, auf jenen frisch gesenkten Stein setzt mich nieder, meine Kinder! sagte er, da laßt mich ruhig sterben!

Ich trat vor den Altar, meine Blicke fielen auf den Stein zu seinen Füßen, und mit großer Schrift stand — o daß ich es lesen mußte! — Vittorina de Corrego y Fernando Almasas darauf gegraben.

Dahin, dahin! rief der Pfarrer, immer nach dem Stein zeigend, den seine Sehnsucht nicht rasch genug ereilen konnte, und: Gottlob! seufzte er, da man ihn hinsetzte, und ihn mit dem Rücken an den Altar lehnte; Gottlob! bald bin ich bei Dir!

Junger Mann! sagte er, indem er meine Hand feierlich ergriff; Gott gab mir ein Zeichen; durch die hier Ruhende sprach der Herr zu mir, ich habe seine Stimme gehört und seine Befehle treulich befolgt! — Setzen Sie sich neben mich — fuhr er fort — nur leise kann ich noch reden, und ich wünschte doch so gern, Sie möchten es wissen, warum ich starb; Ihre Thränen möchten auf dieses Grab, auf meine Leiche fließen!

Ich setzte mich, er hub mit schwacher Stimme an!

Acht Tage nach Ihrem Abmarsch kam ein Detaschement Franzosen in unser Dorf; auch zu mir kamen mehrere in's Quartier, sahen Vittorina, und, Hände und Füße dem Greise gebunden, Fernando gemißhandelt und geknebelt, entweihten vor unserm Angesicht den Engel der Unschuld und eilten triumphirend über ihre Schandthat davon. — Schweigend stieg Vittorina vom Lager ihrer Schande und entledigte mich meiner Fesseln, eilte zu Fernando, nahm einen Dolch, den er an seiner Brust verborgen hatte, stieß ihn in ihr Herz, noch ehe ich zu ihr eilen konnte, und unter dem Ausruf: Heilige Jungfrau, nimm mich Sündhafte gnädig auf! verschied sie. Fernando, seiner Bande entledigt, zog den blutigen Dolch aus dem Busen der Märtyrin, ich nahm das Crucifix in meine Rechte, so stürzten wir auf die Straße, Rache der heiligen Jungfrau schwörend. Dem ersten Franzosen, der uns begegnete, stieß Fernando den Dolch in's Herz. Die Sturmglocke tönte, meine Kinder versammelten sich um mich her. Viele fanden mit Fernando den Tod an meiner Seite, aber Gott triumphirte, wir siegten, und Gott sei gepriesen! — hier richtete er sich feierlich und furchtbar auf — Gott sei gepriesen, Siebenzehn hat diese Hand gemordet zum Sühnopfer für die —! Krampfhaft fuhr seine Hand nach dem Grabe und bleich und todt sank er auf den kalten Stein.

Ruhe und Friede seiner Asche! — Ruhe und Friede Vittorinen! — Gott aber die Vergeltung! —

Der Herzog von Buckingham.

Anekdote

aus dem Leben der Anna von Oesterreich, Gemahlin Ludwigs XIII.

Der Hof Ludwigs XIII. war in langer Zeit nicht so glänzend gewesen, als im Jahre 1622. Der Herzog von Buckingham, Liebling Karls I. von England, hatte mit einem glänzenden Gefolge in Paris einen feierlichen Einzug gehalten, im Namen seines Herrn sich Henrietten von Frankreich, Schwester des Königs, antrauen zu lassen. Maria von Medicis, des Königs Mutter, die in dieser Zeit Ludwig XIII. völlig beherrschte, hatte Alles, was Frankreich Schönes an Männer und Frauen aufweisen konnte, am Hofe versammelt; aber alle Frauen überstrahlte die Königin Anna von Oesterreich, alle Männer der Herzog von Buckingham.

Anna, damals in voller Blüthe ihrer Schönheit, (sie war 21 Jahre alt) hatte eine volle, schöne Gestalt; ihr sprechendes Auge, ihre frischen Farben, ihr volles kastanienbraunes lockiges Haar, der liebliche Mund, der selbst, wenn sie schwieg, etwas Freundliches zu sagen schien, die schön geformte blendend weiße Hand machten sie zur schönsten Frau ihres Hofes, ihre majestätische Haltung zur Königin der Frauen. Von ihrem Gemahle vernachläßigt, von ihrer Schwiegermutter, die dennoch ihren Einfluß auf den König fürchtete, gehaßt, lebte sie eingezogen und still, und der Hof der Königin Mutter war weit glänzender und leblustiger als der ihrige.

Die Schönheit der Königin hatte schon manches Herz entflammt, der Herzog von Montmorency, selbst der alte Marschall Bellegarde, dieser Liebling zweier Könige und Verehrer der Frauen, hatten ihr Herz nicht vor dem Eindrucke bewahren können, den diese jugendliche, schöne Königin unter ihren Umgebungen verbreitete. Allein weder des jungen feurigen Herzogs Bewerbung, noch die Courtoisie des alten erfahrenen Höflings, konnten Annas Herz so wenig als die ihrer anderen Anbeter aus seinem ruhigen Gleichgewichte bringen, sie wieß jeden mit kaltem Stolze auf seinen Platz zurück und lebte, trotz der Vernachläßigung des Königs, trotz seiner Galanterie gegen Eine ihrer Hoffräulein, Madame d'Hautefort, eingezogen und jeder Neigung fremd.

Dieses Fräulein, das wohl seiner Schönheit wegen mit der Königin in die Schranken treten konnte, war, ehe es an den Hof kam, mit ihrem Ohm einige Zeit in London gewesen, hatte dort den Herzog von Buckingham kennen gelernt, und der Ruf war ihm vorangegangen, daß er

ihr dort ausgezeichnet den Hof gemacht habe. Der Ruf hatte nicht gelogen. Dieser schöne aber eitele Mann, gewohnt, daß ihm kein Weiberherz widerstand, hatte sich um die Gunst des Fräuleins beworben, das zwar seine Bewerbung nicht ungünstig aufnahm, ihn aber immer mit Besonnenheit in solchen Schranken zurückhielt, die dem Wüstling zu beengt schienen. Zum erstenmal fand er hier einen unerwarteten Widerstand, und kurz vor ihrer Abreise von London zog er sich wirklich zurück. Als er aber jetzt, genau von den Verhältnissen des französischen Hofes unterrichtet, erfuhr, daß der König, sonst eben nicht gegen die Frauen galant, ihr den Hof mache, reizte dies seine Eitelkeit; mit dem Könige um solch schönen Preis zu werben, hatte viel zu viel Reiz für ihn und er beschloß, die schon einmal abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Er schrieb deshalb an die Dame Hautefort, versicherte, daß blos die Erinnerung an sie ihn bewogen habe, den lästigen Posten eines Abgesandten anzunehmen, und sie würde in ihm noch einen eben so würdigen Verehrer in Paris finden, als er es in London gewesen sei.

Das Fräulein von Hautefort, als Dame d'atour der Königin, jetzt Madame d'Hautefort genannt, zeigte diesen Brief der Königin, mit der sie, trotz der Auszeichnung, die ihr der König angedeihen ließ, auf einem sehr guten Fuße stand, und Anna befahl ihr in allgemeinen höflichen Ausdrücken zu antworten. Dies gab ihr Gelegenheit, oft mit der Königin von dem Herzoge von Buckingham zu sprechen und ihre Eitelkeit unterließ nicht, ihn ihrer Gebieterin als den schönsten Mann Englands zu schildern. Die Königin und ihre Favorite, die Herzogin von Chevreuse, wurden dadurch neugierig und gespannt, den Mann zu sehen, dem der Ruf vorausging, er sei unwiderstehlich.

Unter diesen Umständen hatte der Herzog seinen Einzug in Paris gehalten, der Alles übertraf, was man bis jetzt dort an Pracht und Aufwand gesehen hatte; König Karl von England selbst hätte nicht glänzender erscheinen können. Ein großer Theil des reichen englischen Adels befand sich in des Herzogs Gefolge; die Reiter, die zu seiner Wache ihn begleitet, waren in hell polirtem Stahl gepanzert, seine zahlreiche Bedienung in grünen Sammet mit goldenen Tressen gekleidet, sein Gefolge übertraf Alles, sogar das Reitzeug Vieler funkelte von Edelsteinen, so daß man hätte glauben sollen, dieser wohl eine Stunde lange Zug von Reitern, Carossen und Fußgängern sei ein Zug aus der Feenwelt, den mächtigen König der Franzosen zu begrüßen. In der Mitte alles dieses Glanzes strahlte wie der Mond unter den ihn umgebenden Sternen, Buckingham auf einem andalusischen Apfelschimmel, der, stolz auf seinen Reiter, laut wiehernd unter ihm courbettirte. Eine prächtige, mit Perlen gestickte, karmoisin sammetne Decke hing tief über des Hengstes Croupe herab, den sein Reiter mit leichter sicherer Hand führte. Er selbst war ein Bewunderung erregender Anblick. Der schöne, in männlicher Kraft stolz daher reitende Mann

mußte auf jedes Frauenherz Eindrücke machen. Sein Auge war feurig, die Nase gebogen, der Mund freundlich, dunkelblonde Locken rollten über seinen Nacken und unter dem karmoisin sammetnen Hute, den eine von funkelnden Diamanten festgehaltene Reiherfeder schmückte, üppig hervor, und deckten nur wenig die schön geformte Stirn. Ein reiches Schloß von Brillanten hielt den spanischen Mantel von gleicher Farbe fest, und sein weißes mit goldenen Sternen gesticktes Oberkleid funkelte von Edelsteinen; denn Karl von England hatte die Schwachheit gehabt, seinem Günstlinge die königliche Schatzkammer zu öffnen, und mit den Juwelen der Krone seiner Eitelkeit ein Opfer zu bringen.

Unter dieser Masse von Glanz und Pracht bemerkten die auf Alles aufmerksamen Höflinge eine verwelkte Rose, die unter der reichen Agraffe des Hutes steckte. Als der Zug den Louvre betrat und der Herzog sich später in den Saal begab, in welchem Ludwig und die Königinnen den Herzog unter einem Thronhimmel feierlich empfingen, bemerkte auch die Dame d'Hautefort die Rose und erröthete. Sie hatte dem Herzoge in einem Augenblicke des Vergessens in London eine Rose verehrt, und der Gedanke stieg in ihr auf, ob es wohl dieselbe sei, die er so sorgfältig aufbewahrt, oder ob er sich vielleicht, sie zu mystifiziren, erst kürzlich irgendwo gepflückt habe. Ihre Eitelkeit glaubte das Erstere und fand sich geschmeichelt.

Als Buckingham dem Könige das Schreiben Carls I. übergeben hatte, nahete er sich der Königin, und sein Auge suchte Adele d'Hautefort, aber es traf Anna von Oesterreich, die den überaus eitlen Mann, seiner Einbildung nach, vielleicht zu aufmerksam betrachtete. Ihr Anblick ergriff ihn. Eine schöne Frau auf dem Throne ist in dem Auge eines Eitlen, Ehrsüchtigen doppelt schön. Sein Auge ruhte nur auf ihr, der feste männliche Ton, mit dem er sie anredete, wurde stockend, er konnte eine Art Verlegenheit nicht verbergen, oder er wollte sie vielmehr zeigen. Der Königin entging dies nicht, die weibliche Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt; doch blieb ihr Herz bei dem Anblicke des schönen Mannes, wie immer, kalt, und als er seine Anrede beendet hatte, dankte sie ihm so gleichgültig freundlich, daß gewiß nur Buckingham allein in dieser Freundlichkeit etwas Ermunterndes finden konnte.

Als die Audienz geendet war und Buckingham sich entfernte, ereignete sich ein sonderbarer Vorfall, ob absichtlich oder zufällig, ward nicht bekannt.

Mehre der Perlen, mit welchem das Kleid des englischen Herzogs gestickt war, gingen los, rollten auf den Boden, und da anfangs einige königliche Pagen herzusprangen, sie auflasen und dem Herzoge einhändigen wollten, nahm er sie nicht an, schritt ruhig und unbekümmert um seinen Verlust durch den Saal und säete mit jedem Schritte neue Perlen. Jetzt vergaßen sich die Hofleute so sehr, daß sie sich bückten und hinter ihm die Perlen auflasen, was dem Bischof von Lauzun, dem nachherigen Cardinal Richelieu, zu der beißenden Bemerkung Anlaß gab, der Herzog vom

Buckingham habe zur Ehre der neuen Königin von England unter den Pöbel Perlen statt Scheidemünze gestreut.

Niemand verließ den Audienzsaal unbefriedigter als Adele d'Hautefort, welche, als der Herzog von Buckingham die Königin Anna verlassen hatte, um seine Anrede vor der Königin Mutter zu halten, die verwelkte Rose zu den Füßen Anna's erblickte. So wenig auch ihr Herz für den Herzog sprach, war dies ihr doch ein Dolchstich; sie ließ geschickt ihren Handschuh darauf fallen und hob sie unbemerkt auf.

Adele war eine jener stolzen Schönen, die ihre Tugend nur ihrer Kälte verdanken und deren Fehler hauptsächlich aus einer unbegrenzten Eitelkeit entsprangen. Diese Kälte war es wahrscheinlich, was den König an sie zog und alle Hofleute von ihr entfernte. Ludwig, keiner Leidenschaft fähig, hatte sich ihr wohl mehr aus Langweile als aus Neigung genähert. Sie war die Schönste in den Umgebungen der Königin, stand in dem Rufe der Sittsamkeit, hörte mit kalter Resignation die wenigen Schmeicheleien an, die er ihr sagte, und so verstrichen ihm die Stunden, die er der Etikette wegen in den Zimmern der Königin zubringen mußte, durch sie so leidlich. Eine innigere Annäherung, die auch die Dame d'Hautefort gewiß streng zurückgewiesen hätte, fand nicht statt. Deshalb entzog auch die Königin der dame d'atour ihre Gunst nicht; denn sie kannte ihren Gemahl zu gut, um für ihn zu fürchten. Adelens Stolz aber war es nicht gleichgültig, sich der Welt als die Dame zeigen zu können, die der abgemessene kalte Ludwig XIII. auf eine an ihm bisher ungewohnte Art auszeichnete. Ganz Frankreich sollte es wissen, daß der König ihr den Hof mache, aber auch die Würde und den Anstand sehen, womit sie diese Auszeichnung empfing. Bei diesem Charakter, dem die Eitelkeit Alles, das Herz nur Nebensache war, war es sehr leicht zu erklären, weshalb ihr Buckinghams Benehmen mit der Rose nicht gleichgültig sein konnte. Sie durchschauete den Mann nur zu leicht, dessen Hauptzug des Charakters dem ihrigen glich, vergab ihm diese Kränkung nicht, hob die Rose sorgfältig auf, und beschloß, sich zu rächen.

Die Herzogin von Chevreuse, die vertrauteste Freundin der Königin, mußte ihr, ohne es zu wollen, dazu behülflich sein. Froh und lebluftig, in der zartesten Jugend mit dem Connetable von Luines vermählt, gleich darauf Wittwe geworden, war sie zu einer Heirath mit dem Herzog von Chevreuse aus dem Hause Lothringen leichtsinnig geschritten, und lebte der Königin mehr als ihrem Gemahl. Ihr lebendiger Geist, ihr durchdringender Verstand, ihre seltene Schönheit und Anmuth machten sie zum Abgott der Männer, doch wußte sie sie immer in den gehörigen Schranken zu halten, ohne welches sie sich nicht in der Gunst der strengen Anna von Oesterreich erhalten haben würde, obgleich ihr Herz nicht immer unempfindlich blieb.

Am Abende der Audienzscene kam, wie wohl natürlich, in dem Kabinette der Königin, wo die Herzogin und die Dame d'Hautefort allein

zugegen waren, das Gespräch auf Buckingham. Die Herzogin von Chevreuse ließ ihrer muntern Laune freien Lauf und ging zuerst das Aeußere des Herzogs Zug für Zug durch, malte es mit schönen lebendigen Farben aus und verlockte am Ende die Königin zu dem Ausrufe: wahrlich der Herzog von Buckigham ist der schönste Mann, den ich noch gesehen habe!

Gelobt sei Gott! fiel ihr die Herzögin in die Rede, daß Eure Majestät endlich einmal einen Mann schön findet und es ausspricht! Anna lächelte, vermied jedoch ferner ein Urtheil über den Herzog zu fällen, für Adele war es aber hinreichend, auf diese leicht hingeworfenen Worte ihren Racheplan zu bauen. Sie beobachtete seit diesem Augenblicke den Herzog und die Königin genau. Das Betragen des Herzogs gab ihr und dem ganzen Hofe bald die Gewißheit, daß er die Königin verehre, er zeigte es zu deutlich, und es schien, als wünsche er es der Welt zu zeigen, daß er der Königin von Frankreich den Hof mache. Die Königin indessen blieb immer kalt und abgemessen gegen ihn, obgleich das scharfsehende Auge der Dame d'Hanefort bemerken wollte, daß der Blick der Königin, glaubte sie sich unbemerkt, zuweilen mit Theilnahme auf dem Herzoge ruhe, zuweilen seine schöne Gestalt mit Wohlgefallen mustere. Sie lenkte jedesmal, wenn sie mit der Königin und deren Vertrauten allein war, das Gespräch auf den Herzog und seine Vollkommenheiten, ertrug geduldig die oft verwundenden Näckereien der Herzogin von Chevreuse über ihre früheren Verhältnisse mit Buckingham in London, vermochte jedoch nicht, der Königin nur ein Wort der Theilnahme oder der Bewunderung über ihn zu entlocken, sie blieb sich dem Anscheine nach gleich, obschon Buckingham vielleicht der erste Mann war, bei dessen Anblick ihr Herz nicht gleichgültig schlug.

Der Herzog mußte entweder tiefer in das Herz der Königin zu blicken verstehen, oder seine Eitelkeit führte ihn diesmal zufällig den rechten Weg. Er trat bei allen Festspielen und Turnieren in der Farbe Anna's von Oesterreich auf, und so unlieb dies auch der Königin war, so gewiß sie auch täglich die Farbe ihrer Kleidung wechselte, so sah sie doch stets zu ihrem Verdrusse auch Buckingham beim Turniere oder am Abende beim Tanze in die nemlichen Farben gekleidet. Dem ganzen Hofe fiel dies auf, und es war beinahe nicht möglich, daß dies ohne Anna's Bewilligung geschah, und so sehr die Hofleute auch der strengen Sittlichkeit ihrer Königin vertrauten, so wurden sie doch durch diesen unerklärbaren Umstand fast irre an der Gebieterin. Auch der Königin Mutter war dies nicht entgangen, und sie, die keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ihrer Schwiegertochter wehe zu thun, machte den König darauf aufmerksam.

Eines Abends, als die königlichen Musiker eine große Musik in dem Saale der Tuilerien aufführen sollten, wozu der ganze Hof geladen war, schickte der König seiner Gemahlin, die eben ihre Toilette beendet hatte, den Befehl, statt des rosenfarbenen Kleides, welches sie schon angethan hatte, ein blaues anzuziehen. Die Königin, welche den Grund dieses Befehls

ahnete, gehorchte, und erschien etwas spät in dem Kreise der Hofleute; auch Buckingham erschien heute später als gewöhnlich und zur Verwunderung aller derer, die darum wußten, gleichfalls in Blau gekleidet.

Die Königin erröthete, als sie ihn eintreten sah; vielleicht war es gut, daß der König noch nicht gegenwärtig war; denn so wenig er sonst zur Eifersucht geneigt war und fest der Tugend Anna's vertraute, so würde er doch, wenn er dies Erröthen bemerkt hätte, wankend in seinem Vertrauen geworden sein. Adelen war es nicht entgangen, auch der Königin Mutter nicht, die sich gleich darauf Anna'n von Oesterreich näherte und leise zu ihr sprach: Wahrlich Madame, zwischen Euch und dem Herzoge von Buckingham muß eine sonderbare Sympathie statt finden; denn täglich, selbst heute, wo der König Euch in einem andern Kleide zu sehen wünschte, trägt er Eure Farbe.

Waret Ihr, Madame! von dem Wunsche des Königs unterrichtet? unterbrach Anna sie mit Ruhe, oder war es vielleicht gar Euer Wille?

Warum soll ich es läugnen, ja! erwiderte eben so gelassen Maria von Medicis. Ich war neugierig zu sehen, ob der unsichtbare Geist ein rascher Diener seiner Herrin sei. — Ich muß Euch warnen, meine Tochter, setzte sie mit geheuchelter Theilnahme hinzu. Ihr habt unter Euren Dienern entweder einen sehr Treuen, Gefälligen, oder einen sehr Kecken, Unbescheidenen. Seid auf Eurer Hut, der König faßt Verdacht.

Dies fürcht' ich nicht und werde nie es zu fürchten Ursache haben! erwiderte Anna stolz und brach kurz das Gespräch ab.

Die Worte Mariens von Medicis waren in doppelter Hinsicht wahr. Des Königs Blick traf bei seinem Eintritte den Herzog; von dem Augenblick an war er noch verstimmter als er sonst zu sein pflegte, und ließ durch einige hingeworfene bittere Worte der Königin seine Laune fühlen. Auch darin hatte die Königin Mutter recht, daß in der Umgebung Anna's ein treuer oder ein kecker Diener sein müsse.

Während eines Bankets war der Herzog bei einem spanischem Tanze der Tänzer der Dame d'Hautefort gewesen, wobei die Tanzenden sehr viel Ruhepunkte, mithin Zeit zur Unterhaltung, hatten. Diese benutzte Buckingham, um mit Adele, die sich bisher sehr freundlich gegen ihn benommen, und mit keinem Worte sein früheres Benehmen in London mit seinem jetzigen verglichen hatte, über die Königin zu sprechen. Er that es anfangs befangen und auf eine feine Weise, allmälich machte ihn aber die Theilnahme, mit welcher die Listige seine Gespräche anzuhören schien, treuherziger und verwickelte ihm immer tiefer. Er vergaß sich so weit, sich über sein jetziges Benehmen gegen Adelen entschuldigen zu wollen, und diese kam ihm mit den freundlich gesprochenen Worten zuvor: Keine Entschuldigung, Herzog von Buckingham! ohne Unmuth verbirgt sich der bescheidene Stern vor den glänzenden Strahlen der Sonne.

Ihr wäret nur ein Stern, fuhr der Herzog auf und wollte ihr eben

eine Galanterie sagen, als Adele ihn lächelnd unterbrach. Herr Herzog! ich war Euch nie ein Stern, habe Euch nie glänzend erscheinen wollen, und ihr wißt, wie sehr mein Herz, wenn auch Eure Aufmerksamkeit nicht ohne Werth für mich war, bei Euren Bewerbungen ruhig geblieben ist; deshalb fürchtet nicht, daß ich Euch zürne. Ich wollte Euch in London wohl und will es noch in Paris; laßt uns Freunde bleiben, und kann ich Euch nützlich sein, so will ich es gern.

Mit Freuden ergriff Buckingham die sich so schön darbietende Gelegenheit zur Aussöhnung, und so kamen sie sich immer näher, so daß noch am nemlichen Abende der Herzog die Bitte an sie zu thun wagte, ihm jedesmal wissen zu lassen, von welcher Farbe das Kleid sei, das die Königin bei den Festen tragen werde. Laßt mich es nur durch ein Paar Zeilen wissen, ich will den Boten königlich belohnen, bat er.

Mit nichten! erwiderte die Schlaue lächelnd. — Kein Mann, am wenigsten Ihr, sollt mit einem Briefe von mir prunken können. — Aber dennoch will ich Eure Wünsche erfüllen. Schickt täglich einen Eurer Diener meinem Fenster gegenüber; welche Farbe die Blume hat, die er vor demselben erblicken wird, die Farbe trägt an diesem Tage die Königin. Wollt Ihr nicht irren, so laßt ihn von früh bis Abend stehen, damit, wenn die Laune meiner Gebieterin sich ändern sollte, ich es Euch kund thun kann.

Durch diese Blumenpost erfuhr der Herzog die Farbe der Königin, und dadurch war es ihm auch an dem heutigen Tage möglich geworden, in gleicher Farbe mit ihr zu erscheinen.

Die vielen Feste, welche vor und nach der Vermählung der Prinzessin Henriette den Glanz des französischen Hofes den stolzen Engländern zeigen und sie verdunkeln sollten, waren nun zur Freude des Königs, den diese Hoffeste von Jagd und Vogelfang abhielten, beendet und die junge Königin von England schickte sich an, ihre neue verhängnißvolle Laufbahn zu beginnen. Oft hatte Buckingham bei diesen Festen Gelegenheit gehabt, seinen Reichthum sowohl als seine Geschicklichkeit zu zeigen, und fast aus jeder Rennbahn trat der Ritter der Königin, wie man ihn spottweis nannte, als Sieger, oft den Preis aus der Hand seiner Dame empfangend, hervor. Zuweilen hatte ihn das Glück wohlgewollt, daß er allein mit der Königin sprechen konnte, und Buckingham war nicht der Mann, solche Augenblicke unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Anna blieb jedoch auch hierbei sich immer gleich, hörte ihn mit Ernst und Ruhe an; oft verwieß ihm ein strenger Blick seine, vielleicht mit zu viel Wärme ausgesprochenen Worte; oft mochte aber auch ein beifälliger Blick im verrathen, daß das, was er eben gesagt, der Königin nicht unangenehm gewesen sei, und so setzte er seine Bewerbung immer fort, und die ihn genau kannten, waren der Meinung, daß es dem Herzoge weniger um die wirkliche Gunst der Königin, als darum zu thun sei, daß ganz Frankreich und England glauben

ahnete, gehorchte, und erschien etwas spät in dem Kreise der Hofleute; auch Buckingham erschien heute später als gewöhnlich und zur Verwunderung aller derer, die darum wußten, gleichfalls in Blau gekleidet.

Die Königin erröthete, als sie ihn eintreten sah; vielleicht war es gut, daß der König noch nicht gegenwärtig war; denn so wenig er sonst zur Eifersucht geneigt war und fest der Tugend Anna's vertraute, so würde er doch, wenn er dies Erröthen bemerkt hätte, wankend in seinem Vertrauen geworden sein. Adelen war es nicht entgangen, auch der Königin Mutter nicht, die sich gleich darauf Anna'n von Oesterreich näherte und leise zu ihr sprach: Wahrlich Madame, zwischen Euch und dem Herzoge von Buckingham muß eine sonderbare Sympathie statt finden; denn täglich, selbst heute, wo der König Euch in einem andern Kleide zu sehen wünschte, trägt er Eure Farbe.

Waret Ihr, Madame! von dem Wunsche des Königs unterrichtet? unterbrach Anna sie mit Ruhe, oder war es vielleicht gar Euer Wille?

Warum soll ich es läugnen, ja! erwiderte eben so gelassen Maria von Medicis. Ich war neugierig zu sehen, ob der unsichtbare Geist ein rascher Diener seiner Herrin sei. — Ich muß Euch warnen, meine Tochter, setzte sie mit geheuchelter Theilnahme hinzu. Ihr habt unter Euren Dienern entweder einen sehr Treuen, Gefälligen, oder einen sehr Kecken, Unbescheidenen. Seid auf Eurer Hut, der König faßt Verdacht.

Dies fürcht' ich nicht und werde nie es zu fürchten Ursache haben! erwiderte Anna stolz und brach kurz das Gespräch ab.

Die Worte Mariens von Medicis waren in doppelter Hinsicht wahr. Des Königs Blick traf bei seinem Eintritte den Herzog; von dem Augenblick an war er noch verstimmter als er sonst zu sein pflegte, und ließ durch einige hingeworfene bittere Worte der Königin seine Laune fühlen. Auch darin hatte die Königin Mutter recht, daß in der Umgebung Anna's ein treuer oder ein kecker Diener sein müsse.

Während eines Bankets war der Herzog bei einem spanischem Tanze der Tänzer der Dame d'Hautefort gewesen, wobei die Tanzenden sehr viel Ruhepunkte, mithin Zeit zur Unterhaltung, hatten. Diese benutzte Buckingham, um mit Adele, die sich bisher sehr freundlich gegen ihn benommen, und mit keinem Worte sein früheres Benehmen in London mit seinem jetzigen verglichen hatte, über die Königin zu sprechen. Er that es anfangs befangen und auf eine feine Weise, allmälich machte ihn aber die Theilnahme, mit welcher die Listige seine Gespräche anzuhören schien, treuherziger und verwickelte ihn immer tiefer. Er vergaß sich so weit, sich über sein jetziges Benehmen gegen Adelen entschuldigen zu wollen, und diese kam ihm mit den freundlich gesprochenen Worten zuvor: Keine Entschuldigung, Herzog von Buckingham! ohne Unmuth verbirgt sich der bescheidene Stern vor den glänzenden Strahlen der Sonne.

Ihr wäret nur ein Stern, fuhr der Herzog auf und wollte ihr eben

eine Galanterie sagen, als Adele ihn lächelnd unterbrach. Herr Herzog! ich war Euch nie ein Stern, habe Euch nie glänzend erscheinen wollen, und ihr wißt, wie sehr mein Herz, wenn auch Eure Aufmerksamkeit nicht ohne Werth für mich war, bei Euren Bewerbungen ruhig geblieben ist; deshalb fürchtet nicht, daß ich Euch zürne. Ich wollte Euch in London wohl und will es noch in Paris; laßt uns Freunde bleiben, und kann ich Euch nützlich sein, so will ich es gern.

Mit Freuden ergriff Buckingham die sich so schön darbietende Gelegenheit zur Aussöhnung, und so kamen sie sich immer näher, so daß noch am nemlichen Abende der Herzog die Bitte an sie zu thun wagte, ihm jedesmal wissen zu lassen, von welcher Farbe das Kleid sei, das die Königin bei den Festen tragen werde. Laßt mich es nur durch ein Paar Zeilen wissen, ich will den Boten königlich belohnen, bat er.

Mit nichten! erwiderte die Schlaue lächelnd. — Kein Mann, am wenigsten Ihr, sollt mit einem Briefe von mir prunken können. — Aber dennoch will ich Eure Wünsche erfüllen. Schickt täglich einen Eurer Diener meinem Fenster gegenüber; welche Farbe die Blume hat, die er vor demselben erblicken wird, die Farbe trägt an diesem Tage die Königin. Wollt Ihr nicht irren, so laßt ihn von früh bis Abend stehen, damit, wenn die Laune meiner Gebieterin sich ändern sollte, ich es Euch kund thun kann.

Durch diese Blumenpost erfuhr der Herzog die Farbe der Königin, und dadurch war es ihm auch an dem heutigen Tage möglich geworden, in gleicher Farbe mit ihr zu erscheinen.

Die vielen Feste, welche vor und nach der Vermählung der Prinzessin Henriette den Glanz des französischen Hofes den stolzen Engländern zeigen und sie verdunkeln sollten, waren nun zur Freude des Königs, den diese Hoffeste von Jagd und Vogelsang abhielten, beendet und die junge Königin von England schickte sich an, ihre neue verhängnißvolle Laufbahn zu beginnen. Oft hatte Buckingham bei diesen Festen Gelegenheit gehabt, seinen Reichthum sowohl als seine Geschicklichkeit zu zeigen, und fast aus jeder Rennbahn trat der Ritter der Königin, wie man ihn spottweis nannte, als Sieger, oft den Preis aus der Hand seiner Dame empfangend, hervor. Zuweilen hatte ihn das Glück wohlgewollt, daß er allein mit der Königin sprechen konnte, und Buckingham war nicht der Mann, solche Augenblicke unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Anna blieb jedoch auch hierbei sich immer gleich, hörte ihn mit Ernst und Ruhe an; oft verwieß ihm ein strenger Blick seine, vielleicht mit zu viel Wärme ausgesprochenen Worte; oft mochte aber auch ein beifälliger Blick im verrathen, daß das, was er eben gesagt, der Königin nicht unangenehm gewesen sei, und so setzte er seine Bewerbung immer fort, und die ihn genau kannten, waren der Meinung, daß es dem Herzoge weniger um die wirkliche Gunst der Königin, als darum zu thun sei, daß ganz Frankreich und England glauben

sollte, er wäre der Mann, der das stolze Herz der spanischen Anna überwunden habe.

Wahrscheinlich überredete er sich selbst, was er Andern glauben machen wollte, und Adele d'Hautefort trug nicht wenig dazu bei, ihn in diesem eiteln Glauben zu bestärken. Ohne eben die Pflichten gegen ihre Gebieterin zu verletzen, ohne sich deutlich aussprechend irgend eine Unwahrheit zu sagen, entschlüpfte ihr doch absichtlich manches Wort, das, seinen thörigen Wahn nährend, ihm trügerische Hoffnung geben konnte, und so ward mit mit jedem Tage seine Feindin mehr und mehr die Vertraute, der er die geheimsten Falten seines Herzens aufschloß.

Seine größte Hoffnung setzte Buckingham auf den kurzen Aufenthalt zu Amiens, bis wohin die beiden Königinnen die Gemahlin Karls I. begleiten wollten. Nur ein kleiner Hofstaat folgte; der König selbst reiste nach Fontainebleau, sich durch Fuchsjagd von der drückenden Last der Repräsentation zu erholen, und so versprach Adele dem Herzoge, dort eine schickliche Gelegenheit aufzusuchen, daß er die Königin in Geheim allein sprechen könne. Mit Ungeduld erwartete Buckingham den Tag der Abreise nach Boulogne, der denn endlich auch erschien. Mit großem Gepränge, den Staatswagen, der ihre junge reizende Königin dem Gemahl entgegenführte, in ihrer Mitte, zogen die Engländer nach Amiens voran; die beiden Königinnen folgten mit den Franzosen.

In dem Gefolge der Königin Anna befanden sich nur ihre Oberhofmeisterin, die alte Gräfin Lanoy, die Herzogin von Chevreuse und Adele d'Hautefort, nebst dem Stallmeister von Putange; dies waren die Einzigen ihres Hofstaates, die sie umgaben. Desto glänzender war der Hof der Königin Mutter; denn auch in Amiens fehlte es nicht an Festen, und nur der letzte Tag ihres dortigen Aufenthalts war dem Abschiede geweiht, wo die Königin Mutter an diesem Tage sich mit ihrer Tochter einschloß und ihr noch manche Lehre für ihr künftiges Leben mit über das Meer gab. Diesen Tag bestimmte der Herzog, nachdem er an den frühern vergeblich auf eine Gelegenheit gewartet hatte, zur Entscheidung. Durch Adele unterrichtet, daß die Königin täglich nach dem Mittagmahl in einem weitläufigen Garten zu lustwandeln pflegte, wählte er diesen Augenblick zur Ausführung.

Er hatte sich zwar schon am Morgen in feierlicher Audienz von beiden Königinnen beurlaubt, doch gestattete ihm die Hofsitte, bei jeder Königin noch einmal und insbesondere Abschied zu nehmen, um vielleicht Aufträge für seinen Monarchen von ihnen zu empfangen. Er wählte hierzu die Stunde, wo die Königin Anna im Garten zu lustwandeln pflegte. Mit der an ihm gewohnten Dreistigkeit folgte er dem anmeldenden Kämmerer auf dem Fuße. So sehr die Königin diese Kühnheit überraschen mußte, da ihr keine Zeit mehr blieb, ihn an einem andern schicklicheren Orte zu empfangen, so fand er sie doch nicht außer Fassung, da sie wahrscheinlich sein

Erscheinen geahnet hatte, und sie empfing ihn in gewöhnlich ernster Stimmung. Nur die Herzogin von Chevreuse und Adele wollten eine gewisse Aufregung in ihrem ganzen Benehmen schon seit dem Morgen und auch jetzt bemerken, was sie der Trennung von Buckingham zuschrieben. Sie möchten wohl nicht Unrecht haben; denn es kostete der Königin viel Gewalt, eine wehmüthige Empfindung zu unterdrücken, die sie bei dem Gedanken fühlte: er zieht von hier!

Nach der ersten Begrüßung und den allgemeinen, bei dergleichen Gelegenheiten üblichen Complimenten, hatten sich die beiden jungen Damen — die Oberhofmeisterin war nicht zugegen — unbemerkt zurückgezogen und der Königin folgte Niemand als ihr Stallmeister. Buckingham an ihrer Seite, ging sie, nichts ahnend, zwischen den Buchenhecken des Gartens und hörte auf das, was ihr der Herzog noch von seinem Könige zu sagen hatte. Jetzt, hob Buckingham den Ton seiner Stimme, und wandte sich, indem er sprach, so, daß der Stallmeister es hören mußte: jetzt habe ich Eure Majestät mit einem geheimen Auftrage meines Königs bekannt zu machen. Putange, zu sehr Hofmann, um diesen Wink nicht zu verstehen, blieb zurück und Anna, deren Gedanken, wenn auch nicht abwesend, doch gewiß nicht bei König Karl waren, bemerkte die Entfernung ihres Stallmeisters eben so wenig, wie sie die ihrer Damen bemerkt hatte, folgte in Gedanken Buckingham, der immer das Gespräch fortsetzend in einen Seitengang bog, wohin ihm die Königin in ihrer Zerstreuung folgte.

Der längst ersehnte Augenblick war erschienen, die hohen düstern Buchenhecken verbargen sie vor jedem spähendem Auge; der Blick der Königin, obgleich gedankenvoll zu Boden gesenkt, verrieth dennoch die Bewegung ihres aufgeregten Innern. Buckingham durchbrach mit Keckheit die Schranken und mit allem Feuer der Leidenschaft sprach sich sein von Liebe und Ehrgeiz erglühtes Herz aus. Anfangs hörte ihn die Königin, wie aus einem süßen Traume erwacht, staunend an, ihr Auge ruhte freundlich auf dem schönen Manne, der, vor ihr knieend, ihre Hand erfaßt und sie an seine Lippen gedrückt hatte. Plötzlich aber verschwand der trügerische Zauber. Steht auf, Herzog! rief sie, doch war der Ton ihrer Stimme mehr bittend als befehlend. Steht auf, Herzog von Buckingham!

Aber Buckingham hielt ihre schöne Hand nur noch fester und preßte sie mit Ungestüm an seine Lippen. Das ist zu viel! Ihr wollt mich verderben! sagte sie jetzt unmuthig, ihre Hand mit Heftigkeit aus der seinen ziehend. Putange! rief sie dann mit lauter Stimme ihren Stallmeister, der, kaum daß Buckingham aufgesprungen war, auch schon mit den beiden Damen aus der Allee herbei eilte.

Ich liebe nicht, so nachlässig bedient zu werden! sprach sie, ihre Verlegenheit hinter Zorn verbergend. Ein andermal bleibt um meine Person. Geht, Putange! zu der Königin Mutter, fuhr sie dann mit großer Geistes-

gegenwart fort: und meldet den Herzog von Buckingham an, der sich Ihrer Majestät vor seinem Abschiede noch einmal zu Füßen legen will.

Bei diesen Worten konnte sie sich eines zweideutigen Lächelns nicht enthalten, als ihr Auge den Herzog traf. Und nun, Herzog von Buckingham, wandte sie sich zu diesem, empfehlt mich Eurem Könige, reiset mit Gott, und wenn es Euch in Frankreich wohlgefallen hat, so kehret bald wieder dahin zurück. Sie zog den Handschuh von ihrer schönen Hand, die er vorher schon so feurig an seine Lippen gedrückt hatte und die er jetzt bescheiden und demuthvoll küßte. Schweigend und ohne ein Wort zu sagen, verbeugte und entfernte er sich, blieb jedoch nach einigen Schritten stehen, wandte sich noch einmal nach der Königin, sich ehrerbietig neigend, und hier traf ihn ein Blick, der ihm ein herzliches Lebewohl zu sagen schien, und ihm die bitter getäuschte Hoffnung versüßte. — Die Königin eilte gleich nach diesem Auftritte in ihr Kabinet und mochte sich wohl in ihrer Einsamkeit manchen Träumen überlassen.

Indes Anna von Oesterreich in ihrem entfernten Kabinette sich verschlossen hatte, saßen die Herzogin von Chevreuse und die Dame d'Hautefort im Vorzimmer und lachten in fröhlicher, ausgelassener Lust. Die Herzogin war von der Dame d'Atour in das Geheimniß Buckinghams gezogen worden und nun malte sich jede mit der grellsten burlesken Farbe die Augenblicke aus, wo der Herzog, wie sie nicht anders denken konnten, bei dem Rufe der Königin nach dem Stallmeister, in höchster Verlegenheit hätte sein müssen. Frauen, wovon die Eine von beleidigter Eitelkeit, die Andere von sprudelndem Witz und Schalkheit getrieben wird, ihrem Spotte freien Lauf zu lassen, sind unerschöpflich in ihrer witzigen Laune, und so gab ihnen der Herzog sattsamen Stoff, die einsame Stunde im Vorzimmer munter zu verplaudern, und sich über seine weitere Mystifikation zu berathen.

Während sie noch ungestört beisammen saßen, erhielt Adele d'Hautefort ein Billet; sie las es schnell durch und gab dem Diener, der es überbracht hatte, den Bescheid, dem Ueberbringer nur ein kurzes: Ja! statt Antwort zu sagen.

Was ist Euch, Adele? fragte die Herzogin, da jene mit einiger Heftigkeit von ihrem Sitze aufgestanden war. Was enthält das Billet?

Die Einladung zu einem Rendez-vous! erwiderte das Fräulein mit einer gewissen Unruhe.

Ist der König plötzlich eingetroffen? fragte die Herzogin rasch.

Ihr wißt, gnädige Frau, erwiderte die Dame d'Atour: daß über diesen Punkt jeder Scherz mich verwundet. Ich sah den König noch nie unter vier Augen.

Und wer wagt es, die strenge Vestalin zu einem Rendez-vous aufzufordern?

Könntet Ihr es nicht errathen?

Niemand als der kecke Herzog von Buckingham könnte es sein! erwiderte die Herzogin. Entweder er will das Lied von der alten Minne wiederholen, da er in dem von der neuen unterbrochen wurde, oder der Tollkühne hat noch nicht die Hoffnung verloren, und will noch einmal sein Glück bei der Königin versuchen. Ich fürchte fast, der Königin Worte waren ernster als ihre Blicke; sie sind oft beredter und man hat sie nicht immer in seiner Gewalt.

Ich fürchte dies auch! sagte Adele. — Ich habe ihm das Rendez-vous zugesagt, und ich bin gewiß, er sucht die Gelegenheit noch einmal, die Königin zu sehen. Müßte ich den Zorn der Königin nicht fürchten, so sollte sie ihm werden, auf eine ausgezeichnete Art werden!

Dafür laßt mich sorgen! unterbrach sie die Herzogin. Ich kenne Anna's Herz, es verzeiht leicht. Theilt mir nur Euren Plan mit; denn dieser eitle Narr, den sein Uebermuth glauben läßt, nur Königinnen seien eines Blickes von ihm werth, verdient die Züchtigung aller Frauen.

Adele theilte der Herzogin den Plan zu ihrer ausgezeichneten Rache mit, und als der Befehl der Königin sie zu ihrer Gebieterin rief, war er von der Herzogin genehmigt, und seine Ausführung beschlossen worden.

Am andern Tage, nachdem die Königin von England feierlich dem Herzoge von Buckingham übergeben worden war, nahm sie Abschied und reisete, nur von den Engländern begleitet, nach Boulogne ab, dort dem trauten Heimathlande Lebewohl zu sagen, und unter fremden Menschen einer ungewissen sorgenschweren Zukunft entgegen zu gehen. Ach hätte die Unglückliche diese Zukunft ahnen können, sie hätte nur zitternd den Fuß in das Fahrzeug gesetzt, das sie nach England tragen sollte!

Die beiden Königinnen von Frankreich waren in Amiens zurückgeblieben, wo sie noch zwei Tage verweilen, und dann nach Paris zurückkehren wollten; denn ihnen schienen diese beiden Tage der Ruhe zu ihrer Erholung nothwendig; sie verließen ihre Zimmer nicht.

Am andern Tage als die Königin Anna noch im Bette lag, doch längst erwacht war, hörte sie mehre Reiter im starken Galopp durch die Straße jagen. Was ist das für ein Lärm, wer ist das? fragte sie, den Vorhang ihres Bettes wegziehend, Adelen d'Hautefort, welche die Neugierde an das Fenster gelockt hatte.

Der Herzog von Buckingham! erwiderte diese, nur mit Mühe ein Lächeln verbergend.

Der Unsinnige! murmelte die Königin vor sich hin, besann sich einige Augenblicke und befahl dann, daß die Herzogin von Chevreuse zu ihr kommen sollte.

Denkt nur, Herzogin! rief sie der Eintretenden entgegen: denkt Euch die Frechheit Buckinghams; er hat Pflicht, Anstand, Alles vergessend, die Königin von England verlassen, und sprengt so eben durch die Straßen Amiens!

Wer weiß, welche wichtigen Geschäfte ihn herführen, sagte die Herzogin, die in der Sache nichts Freches zu finden schien.

Wichtige Geschäfte? wiederholte die Königin verdrüßlich. — Führten ihn diese her, so galt sein Hiersein nur der Königin Mutter, nicht mir.

Und woher weiß meine Königin, daß es Ihrer Person gilt? — Die Königin schwieg. — Und wäre er auch von Boulogne nach Amiens gekommen, Euch noch einmal zu sehen, so wäre es zwar eine Thorheit, die ihm aber Eure Majestät dennoch verzeihen würden und müßten. Der Herzog wagt viel, einen ernsten Blick von Euch sich zu gewinnen, und setzt die Gunst seines Königs, seine Stelle, seine Ehre, Gott weiß was Alles auf's Spiel.

Gewinnen wird er wenig, er setzt Alles auf's Spiel, um — eine Niete zu ziehen! unterbrach sie die Königin mit Heftigkeit: D'Hautefort! wandte sie sich dann zu dieser: gebt den Befehl, daß Niemand vorgelassen werde und schickt nach der Oberhofmeisterin.

Die Dame gehorchte, nicht ohne eine kleine Verlegenheit zu zeigen, die der Königin nicht entgangen war; denn sie wandte sich wieder zur Herzogin von Chevreuse und sagte mit einem Tone, der Mißtrauen verrieth: mir scheint Adele heute unruhiger als gewöhnlich, bei dem geringsten Geräusche trat sie an das Fenster und lauschte, als ob sie Jemanden erwarte. — Doch die Herzogin wußte durch manchen launigen Einfall die Königin zu zerstreuen und sie von diesem Gedanken abzulenken, und da sie beschlossen hatte, vor der Tafel das Bett nicht zu verlassen, so ließ sie ihre Kammerfrauen rufen, da sie ihre Toilette im Bette machen wollte. Dies zerstreute sie auch so, daß das Fräulein d'Hautefort Zeit hatte, der Herzogin von Chevreuse zuzuraunen: unser Plan ist gelungen; er ging in die Falle! — Auch bei der Toilette waren nun die Herzogin und die Dame d'Atour geschäftig, und als sie beendet und die Kammerfrauen das Zimmer verlassen hatten, konnte sich die Herzogin nicht enthalten, auszurufen: wahrhaftig! fast sollte ich wünschen, der Herzog stürmte herein und sähe Eure Majestät in diesem reizenden Negligé!

Aber statt des Herzogs trat die Oberhofmeisterin herein, verbeugte sich der Etikette nach dreimal und setzte sich dann auf den ihr gebührenden Platz am Haupte des Bettes, während die Herzogin und die Dame d'Atour, jede auf einer Seite des Bettes, jedoch zu den Füßen desselben standen. Wohl möglich, da trotz dem ernsten Verbote, Niemand einzulassen, im Herzen Anna von Oesterreich lieber den Herzog von Buckingham als die alte Gräfin von Lannoy an ihrem Bette hätte sitzen gesehen, die in abgemessenen Worten die Königin fragte, wie sie geschlafen habe, während die Herzogin von Chevreuse der Königin mancherlei in's Ohr raunte, was ihr zu hören nicht unlieb sein mochte; denn ihr lieblicher Mund verzog sich zu dem unwiderstehlichen Lächeln, daß sie stets so reizend machte.

Nach einem Auftrage der Königin hatte so eben die Dame d'Hautefort

das Zimmer verlassen, so daß nur noch auf der Seite nach der Thüre die Gräfin Lannoy saß, auf der anderen Seite aber die Herzogin stand, als sich ein lautes Geräusch und ein Wortwechsel im Vorzimmer vernehmen ließ. Die Gräfin Lannoy sprang auf, die Königin richtete sich in die Höhe, die Herzogin von Chevreuse aber konnte kaum vor Lachen der Königin zuraunen: ich wollte wetten, es ist Buckingham!

Kaum hatte sie dies gesagt, als der Herzog auch schon die Thür aufriß und mit Ungestüm in's Zimmer trat.

Verzeihen Eure Majestät! rief er: daß ich die Sitte vornehmer französischer Damen, in ihrem Schlafzimmer Fremde zu empfangen, benutze. Ein Auftrag meines Herrn führte mich zur Königin Mutter, mein Herz führt mich hierher! Bei diesen Worten warf er sich am Fuße des Bettes auf seine Knie, erfaßte die mit Lilien gestickte Decke, die zum Staate über das Bett der Königin geworfen war, und bedeckte sie mit Küssen, wobei er wie im Wahnsinn halb abgebrochene leidenschaftliche Worte ausstieß.

Für einen ruhigen Beobachter hätte es ein interessantes Schauspiel sein müssen, diese Gruppe zu sehen. Die Königin war mehr überrascht als erschrocken und konnte, gewiß wider ihren Willen, ihr Auge, in dem sich Theilnahme und Mitleid aussprach, nicht von dem Knieenden wenden, der ihr selbst in diesem Augenblicke, wo sich seine Leidenschaft so lebhaft ausdrückte, nicht gleichgültig war. — Auf der einen Seite des Bettes stand die Herzogin von Chevreuse, die alles Mögliche that, die Lust zum Lachen zu unterdrücken; denn der Herzog wie die Königin, am meisten aber die Gräfin Lannoy, gaben ihr hinreichenden Stoff. Diese stand anfangs von Schreck gelähmt hinter Buckingham, streckte die zitternden Hände nach ihm und schöpfte vergebens nach Odem, um ihren Zorn in Worten auszusprechen. Endlich gelang es ihr. Herzog von Buckingham! rief sie mit drohender Stimme: vergeßt Ihr ganz, was Sitte ist? Stehet auf und entfernt Euch!

Der Herzog aber, ohne auf sie zu hören, küßte die Decke immer glühender, schien selbst das jetzt sehr streng gesprochene: Entfernt Euch! der Königin nicht zu beachten, und sprach im Tone eines Ritters der Tafelrunde sein Herz vor der Königin in glühenden Worten aus.

Noch einmal versuchte die Oberhofmeisterin den Wüthenden zu vermögen, sich zu entfernen, aber es war auch diesmal vergebens; da übermannte sie die Angst, sie glaubte es ihrer Stelle schuldig zu sein, das Aeußerste zu wagen, und versuchte, den Herzog von dem Bette der Königin wegzuziehen. — Hier in Frankreich, Herzog von Buckingham! ist solch unziemlicher Ausbruch der Leidenschaft nicht Sitte! rief sie dabei: entfernt Euch, oder ich brauche Gewalt!

Ich bin Engländer, was kümmern mich Frankreichs Sitten! entgegnete ihr Buckingham, sich gegen sie sträubend. Ich weiche nicht von diesem Platze, bis die Königin ihrem Ritter ein Zeichen ihrer Gunst, ein Andenken

oder sonst ein Geschenk giebt, daß er auch im fernen Lande sie anbeten, und der Dame seines Herzens mit Freuden gedenken kann!

Seid ihr von Sinnen! rief die Oberhofmeisterin, nicht mehr ihres Zornes mächtig, während die Herzogin von Chevreuse der erschrockenen Königin etwas in das Ohr raunte. Wie könnt Ihr so frech sein, dergleichen von einer Königin von Frankreich zu begehren!

Und wäre es Eure heilige Maria, die Mutter des Heilandes, zu deren Füßen ich betend läge, ich wankte nicht, bis sie meine Bitte erfüllt und mir ein Zeichen ihrer Huld gegeben hätte!

Nun wohlan, es sei Euch gewährt! unterbrach die Königin plötzlich den Streit, ergriff die neben ihr stehende Klingel und schellte. Eure Majestät, ich bemerke, sagte die Gräfin Lanoy, sich verbeugend.

Bemerkt nur, gute Dame! fuhr die Königin fort: bemerkt nur, ich bitte Euch selbst darum. Adele! wandte sie sich nun zu der eintretenden Dame d'Atour, bringt dem Herzoge ein Andenken, er verlangt es, und will nicht eher von hier. — Das Fräulein verneigte und entfernte sich. — Geduldet Euch nur einen Augenblick, Herzog von Buckingham sagte jetzt die Herzogin: Ihr werdet sicher erhalten, was Ihr wünscht.

Während die Dame d'Atour etwas lange auf sich warten ließ, sah die Königin zweifelhaft bald auf die Herzogin, die ihr Muth zusprach, bald auf Buckingham, dessen Antlitz vor Freude und Hoffnung glänzte. Der Blick der Oberhofmeisterin schweifte von einem zum andern, während sie unmuthig den Kopf schüttelte; denn sie war mit allen Dreien unzufrieden.

Endlich trat Adele d'Hautefort ein, trug ein grünes Sammetkissen, über welches ein Tuch gebreitet war, und trat, während Alle still und gespannt waren, vor den Herzog von Buckingham. Da flisterte die Herzogin der Königin schnell noch etwas in's Ohr.

Empfangt zur bleibenden Erinnerung, was das Tuch verdeckt, Herzog von Buckingham! sprach jetzt die Königin. Adele reichte dem Herzog mit einer Verbeugung das Kissen, von dem er rasch das Tuch wegzog und nach einer verwelkten Rose griff, die es bedeckt hatte.

Nehmt zur Erinnerung, Herr Herzog! sagte Fräulein d'Hautefort: nehmt nur, sie ist dornenlos und wird Euch künftig nicht mehr lästig sein.

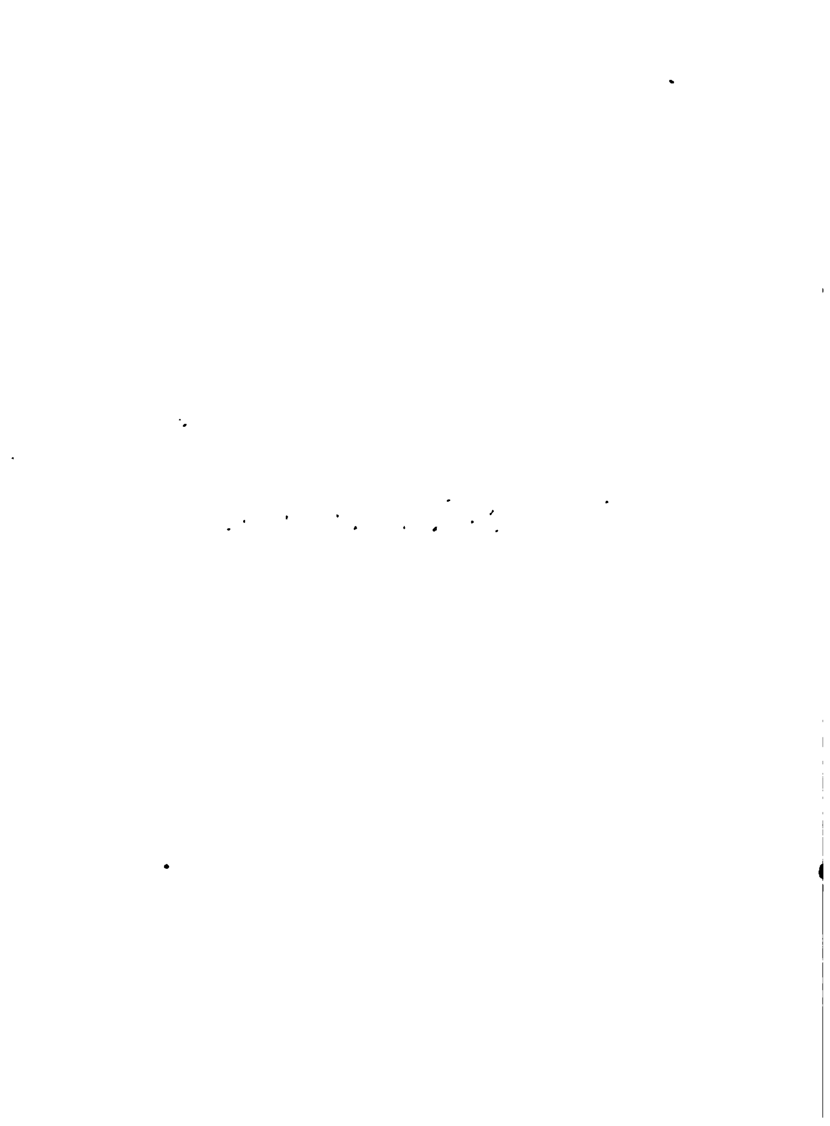
Wie vom Donner gerührt, stand der Herzog da. Ich bedaure Euch, gnädiger Herr! unterbrach die Herzogin von Chevreuse die Stille: und hoffe, nun werdet Ihr Euch doch entfernen. — Ihr seht — keine Rose ohne Dornen; auch diese verwelkte hat sie noch für Euch.

Buckingham warf einen Blick auf die Königin, der zu fragen schien: und dies konntest Du an mir thun? Die gutmüthige Anna von Oesterreich antwortete mit solch freundlich herzlichen Blicken, daß sein ganzes Gesicht sich plötzlich erheiterte. Er nahm die Rose vom Kissen. Keine Rose ohne Dornen, sprach er: dies beweist auch Ihr, Fräulein d'Hautefort, aber die Dornen stechen nur einen Augenblick, ich fand den Balsam, meinen

Schmerz bald zu heilen. Diese Rose kommt von meiner Gebieterin und so nehme ich sie mit Freuden. Er verbeugte und entfernte sich und sah Anna von Oesterreich nicht wieder.

Unter dem Vorwande eines unbedeutenden Geschäftes bei der Königin Mutter, war der Herzog durch das Versprechen der d'Hautefort bestimmt, die Königin in ihrem Kabinet allein zu finden, nach Amiens zurückgekehrt, und er fand sich bitter getäuscht. Aber dieser gewagte Scherz dieser beiden Damen blieb nicht ohne unangenehme Folgen. Der König mochte es späterhin erfahren haben, und Beide wurden vom Hofe verwiesen, selbst die Dame d'Hautefort, obgleich sie das Herz des Königs auf einen Augenblick gefesselt hatte, fiel in Ungnade. Buckingham versuchte es nach Jahren wieder, in Aufträgen seines Monarchen nach Paris zu kommen, Ludwig XIII. verbat sich aber seine Person in den bestimmtesten Ausdrücken. Das beleidigte den eiteln Mann so sehr, daß er König Karl I. zur Unterstützung der Rocheller vermochte. Er selbst übernahm das Kommando der Flotte, die Expedition mißglückte, er wurde geschlagen und verlor alles Zutrauen des englischen Volkes.

Reise-Abenteuer.



Der Graf von Wildensee hatte sich mit seinem Jugendfreunde, dem Baron von Liebenstein nach Pyrmont bestellt. Seit vielen Jahren waren die Freunde getrennt; aber dessen ungeachtet hatten sie das Project einer Heirath zwischen dem Sohne des Barons und der Tochter der Grafen das schon in früherer Zeit beschlossen war, nicht aufgegeben. Dieser Jugendplan war die Veranlassung ihrer Zusammenkunft im Bade; doch schien es, als ob der Himmel dieser Verbindung seine Einwilligung versagen wollte; denn Gräfin Clotilde mußte in Cassel bei einer Tante krank zurückbleiben, und der gute Baron fand am Abend vor der Abreise ein Billet auf seinem Nachttisch, worin ihm sein Wildfang meldete, daß er unumgänglich einen kleinen Abstecher zur Beendigung eines Abenteuers machen müsse, jedoch nicht lange ausbleiben werde, da seine Finanzen ihn bald wieder in die Arme seines gütigen Vaters nach Pyrmont führen würden.

Ohne Bräutigam kam der Baron, ohne Braut der Graf. Doch dieser führte seine junge Gattin und Fräulein Clementine von Seedorf mit sich, die als Jugendfreundin und Verwandte der Gräfin seit ihrer Verheirathung bei ihr war. Herzlich war das Wiedersehen der beiden Alten nach so langer Trennung, schmerzlich aber die Erfahrung, die sie dabei machten, sich als abgelebte Männchen wieder zu finden, da sie sich doch als rüstige Männer getrennt hatten.

Besonders war dies der Fall bei dem Baron. Mit dem Grafen in ziemlich gleichem Alter, hatte die Zeit bei ihm tiefere Furchen gegraben; es ging ihm, wie die Weintrauben des Archipelagus, die, an der Sonne getrocknet, zur Rosine schrumpfen, und nur die Süßigkeit aus früherer Zeit mit hinüber nehmen. So auch der gute Baron, der das Süßliche der Galanterie seiner Zeit treu mit sich hinüber genommen hatte.

Der Graf, zwar rüstiger und mehr mit dem Tone der Zeit fortgeschritten, hatte dafür aber auch die Thorheit begangen, sich im vorhergehenden Jahre mit einem jungen, zwanzigjährigen Mädchen zu verbinden, das eher Clotildens Zwillingschwester, als ihre Mutter sein konnte. Es war überdies noch ein sonderbarer Mann in seinem Hause; Despot gegen sein Kind und seine Untergebenen war er Sklave seiner jungen Frau. Aber diese Schwäche hielt ihn nicht ab, dem Tone der Residenz gemäß eine

Operntänzerin zu unterhalten, und Fräulein Natalien förmlich die Cour zu machen.

Viel humaner war der Baron. Schwach bis zum Lächerlichen gegen seinen Sohn, bei dessen Thorheiten er immer das Register seiner eigenen Jugendstreiche aufgeschlagen sah, konnte Ferdinand die tollsten Streiche machen. Sobald sie nur mit Genie ausgeführt wurden, waren sie dem Vater willkommen, so daß selbst die projectirte Heirath den sonderbaren Mann befürchten ließ, Ferdinand möchte in den Banden der Ehe ein vernünftiger Mann werden.

Die ersten Tage ihrer Zusammenkunft vergingen schnell. Die beiden Alten saßen bei der Flasche, nahmen ihr Jugendleben durch, und belogen sich weidlich, selbst bei Begebenheiten, wo sie Beide gegenwärtig gewesen waren. So etwas vergißt sich; die Lieblingsanekdoten der Jugend, so oft im Leben wieder erzählt, bekommen bei jeder Wiederholung eine kleine Mitgift; wie die Gletscher nehmen sie von Jahr zu Jahr zu, und die Erzähler können selbst nicht mehr Falsches vom Wahren unterscheiden. Dies gab nun freilich öfters Stoff zu kleinem Wortwechsel. Der Graf erzählte eine lustige Geschichte aus ihren Universitätsjahren, der Baron wollte sie berichtigen, der Graf behauptete, sie besser zu wissen; der Baron lächelte mitleidig, der Graf erhitzte sich, wurde heftig, laut und Clementine mußte die Fehde endigen. Der Baron erzählte von einem vier Ellen langen Schweine, das er in seinem Forste geschossen, der Graf behauptete, so lang sei kein Schwein, er habe sich versprochen, der Baron bestand auf seiner Sache, der Graf lachte ihn aus, der Wein erhitzte den armen Alten, er gerieth in Zorn, und die Gräfin mußte das Feuer löschen. Aber wehe, wenn die Damen auf der Promenade waren, oder die Kramläden besuchten, oder eine neue Bekanntschaft sie irgendwo festhielt; dann ward der Streit heftiger, die Versöhnung aber auch herzlicher.

So verstrichen drei Tage, während welcher die alten Herren nur sich und der Vergangenheit gelebt, die Frauen aber die Gelegenheit begierig aufgefaßt hatten; denn eine neue Bekanntschaft, ein Vergnügen folgte dem andern. Aber unter allen Bekannten waren ihnen Frau von Wallwitz und ihre Schwester die interessantesten. Die junge Wittwe, das sanfte, stille, siebzehnjährige Mädchen ketteten sich bald an sie, und die gute Tante, unter deren lahmen Flügel sie nach Pyrmont gekommen, war gar nicht geeignet, den jungen Leuten irgend eine Freude zu verderben. Frau von Wallwitz erwartete hier den Bruder ihres im vorigen Jahre verstorbenen Gatten, der, eben von einer langen Reise zurückkommend, ihnen und selbst der Tante gänzlich unbekannt war. Von ihm hofften sie erst das wahre Leben in ihrem kleinen Cirkel, und wer weiß was noch Alles, denn er sollte liebenswürdig und schön sein, und war ihnen als das Muster eines soliden jungen Mannes geschildert worden; überdies war er der Erbe der bedeutenden Majorate des älteren Bruders, und durch eine Heirath, meinte die

Tante, könnten alle die streitigen Verhältnisse, in welchen ihre Nichte als Wittwe zu ihm stand, ausgeglichen werden.

Die beiden Alten hatten sich ausgeplaudert und mischten sich nun in die Cirkel der Damen; doch kaum diesem Zauberkreise genaht, hatte auch schon der kleine, blinde Gott, der seine stumpfen Pfeile auch wohl zuweilen auf verwelkte Herzen abdrückt, die gute Vergangenheit verscheucht und den armen Baron zu den Füßen der lieblichsten Gegenwart, der schönen Frau von Wallwitz, geworfen. Ein Podagrist, den die Liebe, oder vielmehr die Galanterie zu den Füßen einer jungen Frau legt, ist sehr übel daran; das Aufstehen wird ihm sauer, und erscheint nicht bald eine hülfreiche Hand, so liegt der arme Coridon und weiß sich nicht zu helfen. Dies Unglück widerfuhr aber dem guten Baron nicht; denn kaum eine Stunde darauf, nachdem er die schöne Wittwe in zierlicher, wohlgesetzter Rede mit seinen Sentiments bekannt gemacht hatte, traf ein Brief seines Sohnes folgendes Inhalts ein:

Unangenehme Vorfälle, zu weitläuftig, sie Ihnen, bester Vater, im Detail zu berichten, haben mich genöthigt, nach Aachen zurückzukehren, wo ich ohne Geld, ohne Freund in unserm alten Quatiere hölflos liege. Ich hoffe, mein gütiger Vater wird mich nicht verlassen, und wenn ihn auch seine Liebe zu mir nicht nach Aachen zieht, so wird er mir doch so viel Geld schicken, als ich zu meiner Wiederherstellung nothwendig brauche.

Pyrmont, der Jugendfreund, die schöne Wittwe, Alles war durch diesen Brief vergessen. Ein böses Omen! sagte er zum Grafen, dem er sich empfahl. Deine Tochter muß in Kassel bei der Tante zurückbleiben, mein Ferdinand liegt in Aachen darnieder: es ist, als ob das Schicksal die beiden Leutchen nicht zusammenbringen wollte. Empfiehl mich den schönen Damen, aus der Wetteran. Lebe wohl! Deiner Frau Gemahlin meinen unterthänigen Respekt. Der Wagen hält schon vor der Thür. Gebe Gott, daß ich meinen Sohn nicht schlechter finde als ich hoffe. Der alte Mann warf sich in seine Chaise und nahm mit ängstlicher Sorge den Weg nach Aachen.

Die Damen waren höchst erstaunt, als sie den Abend von einer Partie zurückkamen und erfuhren, daß der Baron abgereist sei. Da sieht man! sagte die liebliche Helene: wie flatterhaft die Männer sind! Selbst die Zeit kann ihnen die Schmetterlingflügel nicht stutzen. Kaum zeigt mir der gute Baron, mir, der verlassenen Wittwe, einen Strahl von Hoffnung, kaum haucht er seine Liebe zu meinen Füßen aus, so flieht er mit der Liebe und der Hoffnnng davon; und was Wunder, wenn der Glaube an dieses treulose Geschlecht ihm folgt! Alle lachten herzlich über die Laune, mit welcher die Wittwe ihre sapphischen Klagen vortrug: doch freute sich eigentlich Niemand über seine Abreise. Der gutmüthige, galante Alte hatte ihnen in den paar Tagen, wo er sich ihnen angeschlossen, manche Stunde als Stichblatt ihres Witzes verkürzt.

Sie sollten jedoch nicht lange ohne Ersatz bleiben. Der Bediente, der sie in der Allee aufsuchte, brachte die Nachricht, daß so eben der Herr von Wallwitz angekommen sei, seine Visite gemacht habe, und wiederkommen würde.

Es wurde daher einstimmig der Rückweg beschlossen, und die Gräfin und Clementine eingeladen, heute Abend den Thee bei ihnen zu trinken. Sie erschienen und wollten eine kleine Veränderung an Helenens Toilette bemerkt haben; überhaupt war die Spannung unverkennbar, in welche die Ankunft des Herrn von Wallwitz die Damen versetzte.

Er erschien. Musternd schweiften Aller Augen nur flüchtig an ihm vorüber, und doch hatte dieses ihnen sattsam gezeigt, daß er ein schöner, sehr schöner Mann sei, und daß die Fama, sonst immer Alles mit ihrem Sprachrohre vergrößernd, hier viel zu wenig gesagt habe. Er nahm seinen Platz zwischen der Gräfin und der Tante, war gegen Beide sehr artig, vergaß jedoch nicht im mindesten die Frau vom Hause, die mit zierlicher Eleganz den Thee einschenkte und bei diesem häuslichen Geschäft mehr die graziöse Frau als die gute Wirthin zeigen zu wollen schien.

Noch war keine Stunde vergangen, so hatte er der Tante die Hände geküßt, der Gräfin etwas Schönes über die Fülle ihrer braunen Locken gesagt, den Thee köstlich gefunden, der aus den Händen einer Hebe zum Nektartrank werden mußte, wobei er freilich Helenens Wittwenstand vergaß, hatte ein förmliches Magazin von Butterschnitten vor sich aufgethürmt, die ihm Constanze präsentirte, und dabei nicht verschweichen können, daß, von so schönen Händen gereicht, die Ungenügsamkeit zur Tugend würde; auch hatte er Clementinens üppige Grazienfigur mit solch einem Kennerblick gemustert, der mehr und deutlicher sprach als alle schönen Worte, die er an die anderen Damen verschwendet hatte.

Das Gespräch wurde allgemeiner; von Wien, von seinen Reisen wollte man wissen, und er war nicht im mindesten karg mit seinen Erzählungen. Er sprach viel und gut; er wußte den geringfügigsten Dingen eine artige Wendung abzugewinnen, und in Wien und Paris, selbst in Constantinopel Stoff zu finden, mit dem er die dortigen Merkwürdigkeiten mit Feinheit an etwas knüpfte, das seinen schönen Zuhörerinnen interessant war; und als die Tante nach manchem vergeblichen Versuche endlich so glücklich war, das Wort zu erhalten und das Thema der lieben Familienangelegenheiten zu bearbeiten, wußte er mit äußerster Zartheit darüber hinwegzuschlüpfen, da es nicht allgemein interessant sein und selbst dem Theil, den es anging, unangenehme Eindrücke zurücklassen konnte. Kurz, als er sich wieder empfahl, war nur eine Stimme: daß er ein schöner, liebenswürdiger, unterhaltender Mann sei, der ihnen in Pyrmont willkommen sein könnte. Nur, meinte Clementine, die früher von

Helenen so gerühmte Bescheidenheit könne sie bis jetzt noch nicht an ihm finden, er scheine eher zu wenig als zu viel zu haben.

Diesen Vorwurf Clementine, rief lächelnd die junge Wittwe: hat er sich gewiß durch einen Blick verdient, mit welchem er Deine Nymphengestalt musterte. Erröthe nur nicht, Du stille Sentinale, ich habe seinen Blick und Deine Verlegenheit wohl belauscht.

Nur auf die liebe Familie wollte er sich gar nicht einlassen; meinte Tante Erdmuthe: darüber ging der junge Herr flüchtig hinweg.

Dazu hatte er vielleicht seine guten Gründe, entgegnete die Gräfin, während auf Constanzens Lippen ein ironisches Lächeln schwebte, die übrigens auch die Einzige war, welche in sein Lob nicht mit einstimmte.

Wenn ein junger Mann, dem die Natur die Gabe zu gefallen verliehen, in einen Damenzirkel tritt, so ist dieser gemeiniglich zerstört. Leise lösen sich die Glieder der Kette und das fest Vereinte geht aus einander. Diese sonst so allgemeine Erscheinung fand hier nicht statt, die Kette war aus so verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt, daß sie fester hielt als gewöhnlich, und fast könnte man sagen, sich inniger an einander reihte als sonst.

Frau von Wallwitz, ein frohes, leblustiges Wesen, in Dürftigkeit erzogen, von einem hektischen jungen Greis ihres blühenden Aeußeren und ihrer frohen Laune wegen zur Gattin gewählt, hatte an dem Siechbett ihrer Mutter, dann an dem Krankenlager ihres Gatten die Knospenzeit des Frühlings verlebt, und hoffte nun im Glanz der Wohlhabenheit und ihrer eigenen Sonne lustig und fröhlich sich entfalten zu können. Rein von Sitten und Gemüth, wollte sie nun aus dem Kelch des Genusses schlürfen, ohne sich zu berauschen, und mit freiem Herzen die verlornen Jugendstunden zurückrufen und genießen.

Nicht so die Gräfin Emilie. Durch Familienverhältnisse an einen alten Mann gekettet, fand sie in dem Reichthum, der sie umgab, auch nicht den kleinsten Ersatz; er war ja schon das Erbtheil ihrer Jugend. In der Gewalt über das Herz des schwachen Mannes fand sie gleichfalls keine Entschädigung, es war ihr gleichgültig, und ihr besseres, edleres Ich hätte viel lieber sich die Gewalt über das eigene Herz gewünscht, das mit seiner Ueberspannung sie in so manche Verwickelung hineinzog, aus welcher sie ihr reiner Sinn nur mit Mühe wieder herausriß. Von Jugend auf mit der großen Welt, ihren Thorheiten und ihren Schwächen bekannt, ließ sich ihr offenes Herz nur zu leicht von ihrem schwärmerischen Geist auf Wege leiten, wo der Ton der Gesellschaft Rosenblüthen über die Dornen gestreut hatte, und die Sehnsucht, die Romane zu spielen, welche sie so häufig gelesen, führte die schöne junge Frau an manchen Abgrund, wo jedoch Clementine als schützender Engel ihr die Hand der Freundschaft bot.

Diese, mit gleichem reizbaren Gemüth lebte im Reiche der Wirklichkeit, wenn Emilie, ihrer glühenden Phantasie folgend, in das Reich der Ideale

schwebte. Seit ihrer Kindheit an Entsagen gewöhnt, hatte sie vorsichtig sich und ihre Gefühle bewacht und eine Herrschaft über sich erlangt, die oft die glühendsten Empfindungen kalt und todt erscheinen ließ. Sie ward mit ihrem hellen Verstand der Schutzgeist ihrer Freundin, mit ihrem tadellosen Wandel ihr Vorbild.

Constanze, rein wie der frischgefallene Schnee, doch nicht kalt wie er, war eines jener glücklichen Geschöpfe, die von Allem nicht zu viel und nicht zu wenig von der Natur erhalten haben. Mit hinreichendem Verstand begabt, richtig über sich und ihre Verhältnisse urtheilen zu können, fehlte ihr Helenens leichter Sinn, Emiliens Schwärmerei und Clementinens tiefer Blick in das Herz; doch hatte sie Gefühl genug, einem jungen Manne, dessen Verhältnisse aber noch nicht völlig geordnet waren, ihr Herz zu schenken und war auch consequent genug, diese Verbindnng vor der Hand Jedem, selbst ihrer Schwester zu verbergen. Sie war daher die Einzige in diesem Kreis, die unbefangen und gefangen war.

Welch ein Feld für einen gewandten, jungen Mann, der mit Talenten und Aeußerem ausgestattet, sich in einem solchen Zauberkreise bewegen soll. Ihm standen drei Herzen offen; das vierte war ja verschlossen, und Niemand hinderte ihm den Eingang, nicht einmal Mißgunst oder Neid. Emilie und Clementine sahen ihn als Helenens Zugedachten an. Clementine war zu stolz, um unter diesen Umständen Auszeichnung zu wünschen; für Emilie schien er zu flüchtig, um sich mit ihr in höhere Regionen schwingen zu können, und Constanze führte den Namen mit Recht. Aber auch Helenen schien das fürchterliche: und er soll Dein Herr sein: noch in den Ohren zu klingen; sie pflanzte schon bei der ersten Tasse Thee, die sie ihm reichte, den Freiheitbaum vor ihr neugieriges Herz, um es vor den Strahlen der neuen Sonne zu schützen.

Herr von Wallwitz hatte mit seinem scharfen Augen schnell die Verhältnisse durchschaut und sah, daß er im Cirkel dieser Schönen nur den allgemein höflichen Mann spielen, unter vier Augen aber mit Helenen in seiner natürlichen Laune bleiben, bei der Gräfin den gemüthlichen Schwärmer, bei Constanzen den Gleichgültigen und bei Clementinen den soliden Mann machen müsse. Dies letztere wurde wohl ihm am schwersten, und deshalb schien es auch wohl den mehresten Reiz für ihn zu haben und ihn am meisten anzuziehen.

So drehte sich der junge Mann wie ein Kreisel in diesem Zirkel herum, überall angezogen, oft abgestoßen. Mit sich selbst uneins, heute zur blonden Helene, morgen zur braungelockten Emilie, jetzt zur graziösen Clementine, gleich darauf zur kalten Constanze hingezogen, faßte er nirgend festen Fuß; doch schien ihn seine Belesenheit in der neueren Literatur und seine lebendige Phantasie, ihn selbst täuschend und ihn auf ihren bunten Flügeln entführend, öfter zu der Gräfin hinzuziehen, und endlich schien er sich in diesen Träumereien so wohl zu gefallen, daß ihm dieses Streben und Ent-

behren anziehend genug wurde, um der schönen Frau in dem Maße seine Aufmerksamkeit zu schenken, als er sie den Andern entzog.

Der Geburttag eines deutschen Fürsten gab die Gelegenheit zu einem glänzenden Fest, welches die Bewohner seiner Staaten den Badegästen gaben; ein Ball sollte es beschließen.

Wallwitz war zu diesem mit allen vier Grazien eingeladen. Doch den Cotillon, diesen Barometer der Herzenstemperatur, sollte Gräfin Emilie an seiner Hand dahin schweben, so auch den ersten Walzer und die Française. Der dritte Walzer und die Quatrille ward Clementinen zu Theil, der zweite Walzer Helenen, und in dem Fall, daß ein Cotillon getanzt werden sollte, bat er Constanzen um die Ehre, ihn mit ihr tanzen zu dürfen. Diese Tanzkarte hätte für den spähenden Beobachter wohl das Repertoir seines Herzens sein können, und dem erfahrnen Grafen entging es nicht, daß seine Hausgenossien oben an, die liebe Familie aber nur unten stand. Doch ein galanter Mann ist schon zufrieden, wenn er nur unter zwei Uebeln das kleinste wählen darf, und so sah er lieber die Gattin als Clementine den ersten Platz einnehmen, und hoffte, daß in der kurzen Bade-Saison nicht recht viel zu fürchten sei.

Der Ball begann. Die Damen erschienen, und es war nicht zu läugnen, daß ihr Eintritt imponirend war. So mancher Witzling bedauerte, daß Viere waren, und deshalb weder mit den Grazien, noch mit den Göttinen verglichen werden konnten, die der glückliche Paris als Anatomiker belauschen und mit seinem befangenen Ausspruch sich zur Freundin oder zur Feindin machen müßte.

Halt! rief ein vorlauter Jüngling, der mit seiner Lorgnete diese Holden beäugelte: ich weiß Hülfe! Vergleichen Sie sie nur immer mit den Göttinnen. Dort die Große und Ernste, die jetzt etwas zurücksteht, sei unsere Minerva, die mit Brillanten geschmückte Blauäugige unsere Juno, die einfach mit einem leichten Bouquet Gezierte, welche eben mit ihrem Tänzer dahin schwebt, sei — nein, sie ist die Venus — und ich, als Paris, greife nach der Vierten und führe die Helena zum Tanz; denn mir gehört sie als Preis meines witzigen Einfalls.

Paris forderte Helene auf und schwebte, sonderbar genug, da Frau von Wallwitz wirklich Helene hieß, mit ihr durch den Saal.

Sehen Sie nur, Herr von Wallwitz! sagte die Gräfin zu ihrem Tänzer: wie unsere junge Wittwe leicht dahin fliegt; tanzt sie nicht wunderniedlich, als wäre sie die jüngste Hore?

Und vermochte doch nicht, mir den Freuden so viel zu reichen, antwortete der junge Mann: als ihre ernste Schwester, die ich in meiner Hand festhalten möchte, damit sie mir nie entfliehen könnte. War es nicht natürlich daß bei dem Gedanken an das Festhalten ein leiser Druck seiner

Hand ihr verständigte, daß sie die ernstere sei? Sie verstand, sie erwiderte ihn.

Die Reihe des Walzens kam an den Jüngling und seine Hore; sie schwebten dahin und als sie Paris und Helene vorbeieilten, rief diese unwillkürlich: Ein schönes Paar!

Kennen Sie die Tänzerin? fragte der Hirt von Ilion.

Es ist die Gräfin Wildensee.

Und der Tänzer?

Ist Herr von Wallwitz!

Herr von Wallwitz? fragte nochmals der Trojaner verwundert: O, wissen Sie nicht, woher, meine Gnädige?

Aus dem Hause Sonnenberg! antwortete Helene, die rasch vorwärts schritt, da die Reihe an ihnen war, sich en parade im Kreis zu drehen. Die Musik endete, sie verbeugte sich, hing sich an Clementinens Arm und ging mit ihr durch den langen Saal auf und ab.

Hast Du unsern Ritter gesehen, Clementine, fragte sie jetzt: er tanzt ganz allerliebst, und ich freue mich recht auf den dritten Walzer? Nur glaub' ich, meine kleine Figur paßt nicht so gut zu seiner herkulischen, als die Figur der Gräfin. Es war ein reizendes Paar!

Clementine schwieg.

So stumm und auf einem Balle? Mit wem hast Du denn getanzt?

Mit einem Fremden, den ich nicht kenne?

Und mein Tänzer, wer war dies? Kanntest Du ihn nicht?

Mir ist er völlig unbekannt. Doch, dort spricht er mit Constanzen, von der können wir es leicht erfahren.

Helene winkte ihr. Sie verbeugte sich vor dem Herrn und kam auf sie zu. Es ist der Graf von Blankenberg; antwortete sie der Fragenden: ein junger Mann mit liebenswürdigen Talenten — Dichter, Maler, Componist!

Großer Gott, schweig! unterbrach sie Helene: denn ich müßte diesem Talentregister noch zusetzen: vortrefflicher Tänzer! — Aber woher kennst Du ihn denn?

Mein Tänzer —

Apropos! wer war denn dieser ernste, bescheidene Seladon, der Dich kaum mit seinen Fingerspitzen zu berühren wagte?

Constanze erröthete. Nur frisch heraus! rief hastig Helene.

Der Assessor von Bergen! antwortete sie stotternd, und hinter ihr bat eine weiche Stimme Clementine um die Ehre, die Française mit ihr tanzen zu können — und der Assessor stand neben der glühenden Constanze.

Schwester! Schwester! rief drohend die Muthwillige. Dein Gleichmuth wird mir jetzt verständlich. — Schon wieder? sagte sie zu ihrem Schwager und hob drohend den Finger, als dieser die Gräfin vor ihr vorbeiführte. Schon wieder, daß ist doch ein wenig zu arg! Der Graf schien

auch die nemliche Bemerkung gemacht zu haben, er stand ihr gerade gegenüber und seine Blicke verfolgten bald die Gräfin, bald Clementine. Da trat ein junger Mann zu ihm und fragte mit dem höflichsten Ton: Mein Herr! Sie scheinen das Paar dort genau zu kennen, darf ich Sie wohl fragen, wer die Dame in dem Spitzenkleide ist?

Meine Frau! antwortete der alte Herr halb verdrießlich.

Und der junge Mann, der mit ihr tanzt?

Ein Herr von Wallwitz, der Schwager jener hübschen Blondine, die dort eben mit dem Husarenofficier antrat.

Herr von Wallwitz? sagte der Graf Blankenberg; denn dieser war der Fragende: Sonderbar! — Er bat um Entschuldigung und ging.

Der Graf war froh, daß er ihn los wurde, denn die peinlichste Unruhe trieb ihn. Er wollte bei den Touren einen leisen Handdruck der Gräfin und im nemlichen Moment einen Blick Clementinens bemerkt haben, der den glücklichen Wallwitz traf, und der ihn noch mehr aus seiner Fassung brachte.

Der zweite Walzer begann, welchen Helene mit ihrem Schwager tanzte. Wie gefällt Ihnen heute die Gräfin Wildensee, fragte sie ihn neckend: nicht wahr, sie tanzt allerliebst?

Reizend, reizend! meine Gnädige! antwortete ihr Wallwitz sehr zerstreut, sah auf Clementine, die eben vorbei walzte, und drückte seiner Schwägerin die Hand. Sie zog sie aus der seinigen. Ja, fuhr er fort, ohne dies bemerkt zu haben: sie ist sehr reizend, und das einfache weiße Kleid, dies schlichte Bouquet —

Von was reden Sie denn? unterbracht ihn Helene unter Lachen. Das schöne Spitzenkleid der Gräfin ein einfaches, und die Guirlande in ihrem Haar ein schlichtes Bouquet zu nennen!

Verzeihen Sie! sagte Wallwitz einlenkend: ich meinte, das Kleid und das Bouquet, welches das Fräulein Clementine ziert, werde die schöne Frau gewiß so lieblich kleiden als der gewählte Pariser Anzug. Staunend sah ihn Helene an; er umschlang sie und schwebte rasch mit dieser verwittweten Sylphide dahin.

Er fühlte, daß er zerstreut, sehr zerstreut gewesen war und glaubte es nur durch die höchste Artigkeit wieder gut machen und sich vor Rückfällen bewahren zu können. Er war daher während des ganzen übrigen Theils des Walzers höchst galant gegen die liebliche Frau; doch suchte sein Blick — das entging der Feinen nicht — ein paar Augen, von denen er nicht gern jetzt bemerkt zu werden wünschte. Helene ward irre an ihm: wem galt es, Clementinen oder der Gräfin?

Der Walzer endete; der Cotillon sollte beginnen. Wallwitz, der in ein Nebenzimmer getreten war, kam eben in den Saal zurück, um die Gräfin aufzusuchen, als der Graf Blankenberg sich ihm näherte und ihm mit barschem, unfeinem Ton sagte: mein Herr! ich wünschte einige Worte

mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen; ich ersuche Sie deshalb, mir auf die Allee zu folgen. Wallwitz sah ihn verwundert an; der Ton mißfiel ihm, er kannte den jungen Mann gar nicht.

In diesem Augenblick habe ich keine Zeit, ich muß den Cotillon tanzen, nachher stehe ich zu Befehl; denn ich darf wohl voraussetzen, das die Geschäfte, die wir abzumachen haben, keiner Eile bedürfen. Er ließ ihn stehen, näherte sich der Gräfin und trat mit ihr in den Kreis, der sich bildete.

Ihm gegenüber setzte sich Helene, die nicht tanzen zu wollen schien. Der alte Graf trat neben sie, doch kaum begann der Tanz, so nahm der neue Paris den Platz auf der andern Seite neben ihr ein. Helene, der es nicht entgangen war, wie sehr der Graf Clementine auszeichnete, machte sich den Scherz, ihn auf die Blicke des Herrn von Wallwitz aufmerksam zu machen, mit welchem er diese verfolgte. Ob sie dies, um ihn zu necken, that, oder ob sie die gute Absicht hatte, den Grafen von der Beobachtung abzuziehen, bleibt unentschieden. Kurz, sie erreichte auf jeden Fall ihren Zweck. Der Graf wurde nachdenkend und seine Augen verließen Clementine keinen Moment.

Doch bald nahm ihr Gespräch eine andere Wendung. Der Graf Blankenberg suchte die Unterredung auf etwas Anderes zu ziehen und von gleichgiltigen Dingen, die einen gewandten Mann immer zu seinem Ziele führen, ging er zu Artigkeiten über, die er der schönen Wittwe bescheiden, aber herzlich vortrug, und am Ende kam er auch auf ihren Tänzer vom vorigen Walzer. Er fragte, ob sie ihn kenne; Helene entgegnete ihm, daß er der Bruder ihres verstorbenen Mann es sei, und indem der Graf eine neue Frage thun wollte, stand Wallwitz selbst vor ihnen und holte Helene zu einer Tour.

Das Gespräch war abgebrochen. Der Graf Wildensee fing, als Helene ihren Platz wieder eingenommen hatte, mit ihr wieder an, von Wallwitz zu sprechen; Paris aber entwand dem alten Herrn nach viertelstündigem Kampfe sehr geschickt den Faden der Unterhaltung, und als er eben die Frage von vorhin: kannten Sie den Herrn von Wallwitz schon früher? an Helene thun wollte, stand der Störenfried wieder vor ihnen und holte die Schöne ab. Ungeduldig drehte sich der junge Mann auf dem Stuhle hin und her, während dem alten Herrn diese Attention gegen die Schwägerin ganz wohl zu gefallen schien. Noch einmal wiederholte sich das Spiel. Helene entschlüpfte an Wallwitzens Hand dem Frager schon wieder, doch konnte sie dem zu artigen Schwager nicht unbemerkt lassen, daß seine ihr bewiesene Aufmerksamkeit wohl auch die Aufmerksamkeit der Gesellschaft erregen würde.

Wider Vermuthen endete der Cotillon früher als gewöhnlich, und als der Graf Blankenberg eben noch einmal die Frage wagen wollte, stand Wallwitzt vor ihm und sagte mit der größten Unbefangenheit: Sie wünschten mich zu sprechen mein Herr; ich stehe zu Diensten.

Verzeihung, meine Gnädigste! sagte dieser, der sich schon wieder gestört sah, verneigte sich und folgte.

Was steht zu Ihren Diensten? fragte Wallwitz, als sie in die Allee kamen.

Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?

Ich bin der Baron von Wallwitz — und Sie?

Der Graf Blankenberg!

Na, so weit wären wir — und weiter?

Sind Sie der Bruder des verstorbenen Herrn von Wallwitz?

Nun ja!

Des verstorbenen Herrn von Wallwitz, dessen Wittwe hier im Bade ist?

Zu dienen!

Mein Herr, diesen Herrn von Wallwitz habe ich die Ehre zu kennen.

Er hat aber nicht die Ehre, Sie zu kennen; und die Bekanntschaft eines Inquisitors, die er eben durch Sie macht, ist nicht geeignet, daß er ihre Fortsetzung wünscht. Er wollte gehen.

Nein, mein Herr! rief der Graf. So wohlfeilen Kaufes kommen Sie nicht fort — ich muß —

Sie bitten, mir nicht länger beschwerlich zu fallen! unterbrach ihn Wallwitz schnell. Ich bin zum nächsten Tanz engagirt und habe Eile. Morgen früh um zehn Uhr stehe ich im Wäldchen zu Ihrem Dienste, auf Pistolen oder Degen, wie Sie wollen; denn Ihre unbescheidenen Fragen lassen mich voraussetzen, daß ich durch diese Einladung Ihren Wünschen entgegengekommen bin.

Punkt zehn Uhr werde ich mich einstellen! entgegnete der Graf. Sie schieden.

Schon im Hereintreten kam Helene Wallwitz entgegen und fragte ihn mit ängstlichem Ton: Sie haben doch keine Unannehmlichkeit gehabt?

Für wen zittert die schöne Helene? fragte er lachend: für ihren Paris oder ihren Menelaus?

Ich habe keinen Menelaus! entgegnete sie gereizt: und danke für den Paris, wie für die unfeine Vergleichung. Doch, fuhr sie schnell einlenkend fort: der Walzer hat schon eine geraume Zeit begonnen, und dort sitzt eine verlassene Schöne, die ihren Schäfer, so wie es schien, sehnsuchtvoll erwartet. — Sie zeigte auf Clementine, die, nach ihnen Beiden blickend, jetzt die Augen niederschlug.

Wallwitz eilte schnell, den Fehler wieder gut zu machen und schwebte mit Clementinen, zum großen Aergerniß des Grafen dahin, der jetzt zwischen seiner Gemahlin und Frau von Wallwitz saß, die ihn Beide, als hätten sie sich verabredet, auf das schöne Paar aufmerksam zu machen suchten. Die Quadrille that auch noch das Ihrige, den guten Herrn völlig zu verstimmen und alle Artigkeiten, die Wallwitz später Helenen und der Gräfin darbrachte, vermochten nicht, ihm den Gleichmuth wieder zu geben.

Ein alter Verliebter ist ein lächerliches Geschöpf. Ohne sich gestehen zu wollen, daß blos das Gefühl seiner Nichtigkeit in ihm Mißtrauen und Eifersucht erregt, schreibt er dies peinigende Gefühl auf seine Erfahrung und die Kenntniß des weiblichen Geschlechts, daß nach seiner Meinung nur treulos mit den heiligsten Gefühlen spielt; er vergißt hierüber ganz, daß nie von Treue die Rede sein kann, wo nie Liebe war. So auch der gute Graf, der, ohne nur die leiseste Ahnung haben zu können, daß ihn Clementine liebe, das arme Mädchen mit seinen Süßigkeiten und seinen Prätensionen verfolgte.

Um zehn Uhr waren Wallwitz und der Graf Blankenberg auf dem bestimmten Platze.

Sie geben sich hier für den Herrn von Wallwitz aus? sagte dieser: und doch —

Bester Graf! unterbrach ihn Wallwitz schnell: auf jedem Stellort halte ich mehr vom Handeln als vom Sprechen. Sie haben sich, ohne daß ich Sie kenne, ohne je in Berührung mit Ihnen gekommen zu sein, unanständig gegen mich benommen; dies fordert Genugthuung. Bestimmen Sie — Degen oder Pistolen.

Pistolen! rief der Graf in Wuth. Die Secundanten schritten ab, die Barrière wurde gesteckt. Der Graf schoß zuerst; er fehlte. Man sah ihm an, daß er nicht bei kaltem Blute war. Wallwitz blieb stehen. Schießen Sie! rief der Graf ungeduldig.

Ich habe Zeit! antwortete Jener ganz ruhig.

Schießen Sie, oder bei Gott! Wallwitz blieb in seiner ruhigen Stellung stehen. Blankenberg drückte ab und fehlte wieder. Lächelnd setzte Wallwitz seine Pistolen in Ruhe und legte sich auf den Rasen.

Ich bitte, mich künftig nicht mehr auf diese Art zu incommodiren! sagte er höflich, jedoch ohne Bitterkeit zu dem Grafen, der staunend vor ihm stand, empfahl sich freundlich und kehrte mit seinem Secundanten nach Pyrmont zurück.

Die Frauen saßen vor der Wohnung des Grafen, als Wallwitz ganz ruhig die Allee herunter geritten kam. Die Nachricht des Duells hatte sich schnell verbreitet, so geheim es auch beide Theile gehalten hatten. Die Erscheinung des Herrn von Wallwitz machte daher Aufsehen, am meisten aber unter dem kleinen Cirkel, bei dem sich bis jetzt noch der Graf aufgehalten, den aber nun die Neugierde trieb, weshalb er den Herrn von Wallwitz, zum Frühstück einladend, abzusteigen bat.

Ruhig, als ob nichts vorgefallen, folgte Wallwitz dieser Einladung. Man ging mit der gespanntesten Erwartung in das Haus, setzte sich um den runden Tisch, und forschend schaute der junge Mann auf die verschiedenen Gesichter der Frauen, in denen sich ganze widersprechende Em-

pfindungen ausdrückten. Die Augen der Gräfin glühten vor Entzücken. Frau von Wallwitz schien in peinlicher Unruhe zu sein; Constanze gleichfalls; wußte sie doch, daß der Assessor den Grafen Blankenberg hatte secundiren sollen; sie blieb jedoch mehr Herr ihrer Empfindungen als ihre Schwester. Nur auf Clementinens Gesicht schwebte eine heitere Ruhe. Der Graf, von Neugierde geplagt, vielleicht auch von seiner Gemahlin angespornt, that nun Kreuz- und Querfragen; es half ihm nichts; Wallwitz antwortete unbefangen, und des Vorfalls von heute früh gedachte er mit keiner Sylbe. Da ergriff die Neugierde, vielleicht, auch die Angst, die schöne Wittwe, sie preßte ihr die Frage aus: Haben Sie sich denn nicht, so wie es allgemein heißt, mit dem Grafen Blankenberg geschlagen?

Mit dem Grafen, der hier auf dem Schimmel courbettirend durch die Allee reitet? fragte er erstaunt.

Alles flog an's Fenster. Der Graf und der Assessor ritten wohl und munter vorbei, grüßten ehrerbietig, während Wallwitz eine Tasse Chokolade schlürfte und endlich ausrief: Vielleicht weiß der gute Mann mehr als ich. Befehlen Sie, meine Damen, so will ich ihn herauf nöthigen! Doch die Damen verbaten dies, und als Wallwitz sich ihnen empfohlen hatte, stimmten sie das gewöhnliche Klagelied an: daß man doch in einem Bade nie etwas glauben müsse.

Während der gute Wallwitz sich im Kreise der Schönen in Pyrmont so wohl befand und immer noch zweifelhaft schien, welcher der Glücklichen er den Apfel zuwerfen solle, und der alte Baron Liebenstein seinem todtkranken Sohn angstvoll entgegeneilte, hatte die sorgsame Pflege der guten Tante in Cassel die Rosen auf Clotildens Wangen wieder zurückgerufen. Sie hatte sich sehr bald wieder erholt, so daß die Tante alle Tage von der Reise nach Pyrmont sprach, Clotilde aber nach jeder solchen Unterredung sich unwohler fühlte. Der Gedanke, daß Baron Liebenstein der Mann sei, den sie lieben solle, war schon hinreichend, ihr einen Widerwillen gegen diese Verbindung einzuflößen; seit aber auch die geschäftliche Fama mit ihrer Posaune ihr so manches Anekdötchen von des jungen Barons genialen Streichen zu Ohren gebracht hatte, war er ihr unausstehlich. Von ihrer verstorbenen Mutter einfach und still erzogen, hatte sich ein ruhiger Ernst über ihr Jugendleben gebreitet, der für die große Welt und zu den Umgebungen ihres Vaters nicht paßte und welcher durch die ihr nicht ganz unbekannt gebliebene Lebweise ihres Vaters noch vermehrt wurde. Konnte daher eine Verbindung, die nicht aus gegenseitiger Neigung, nur aus der Jugendfreundschaft und aus dem Interesse ihres Vaters entstanden war, konnte wohl eine solche Verbindung mit einem Wüstling, der schon das Leben bis auf seine Hefen geleert hatte, die stille, einfache und doch tief fühlende Clotilde beglücken? Sie sah mit Schaudern der Zusammenkunft

in Pyrmont entgegen, und wer weiß, ob nicht, bei aller Reinheit und Wahrheit des Gemüths, die Krankheit, die sie in Cassel bei der gütigen Schwester ihrer Mutter zurückgehalten, ein wenig Verstellung war.

In die Brust dieser würdigen Frau schüttete sie ihr Herz aus und fand innige Theilnahme. Beide erschraken daher nicht wenig, als sie eines Abends bei ihrer Nachhausekunft von einer Spazierfahrt, eine Karte und die Nachricht fanden, daß der junge Baron Liebenstein dagewesen und seine Aufwartung habe machen wollen; er werde morgen wieder kommen.

Wie ein unerwarteter Donnerschlag scheuchte die Nachricht die Tante und Nichte aus ihrer geträumten Ruhe, und Rath wurde geflogen, was nun zu thun sei. Clotilde brachte Unwohlsein in Vorschlag; die klügere Tante meinte aber, daß sie doch einer Zusammenkunft früh oder spät nicht entgehen könne, und daß es daher am besten sei, den Unausstehlichen hier zu empfangen, wo sie unbeobachtet und ohne Leitung ihres Vaters in ihr Betragen gegen den Baron so viel Abstoßendes legen könne als sie nur wolle. Als er sich daher am andern Morgen melden ließ, nahm ihn die Tante an, ließ Clotilde rufen und konnte ein kleines Lächeln nicht unterdrücken, als sie diese, dem weiblichen Charakter getreu, im gewähltesten Morgenanzug eintreten sah. Der Baron erschien. Er war ein sehr schöner Mann, der mit Bescheidenheit, fast könnte man sagen, mit Aengstlichkeit sich den Damen näherte, auch während der ganzen Unterhaltung in dem nemlichen Tone blieb. Von den Familienverhältnissen, von dem Project, was ihm gewissermaßen ein Recht gab, sich Clotilden mehr zu nähren, sprach er kein Wort und nach einem kurzen Aufenthalt empfahl er sich und bat um die Erlaubniß, ferner seine Aufwartung machen zu dürfen. Die gutmüthige Tante, von der Bescheidenheit des jungen Mannes überrascht, noch mehr aber von der Aufmerksamkeit eingenommen, welche er ihr in den wenigen Augenblicken, in denen er um sie war, selbst mit Vernachlässigung Clotildens gezeigt hatte, bat ihn für den Abend zum Thee, worüber Clotilde nicht wenig erschrak.

Als er sich entfernt hatte, wollte diese mit der Tante schmollen. Aber die alten Frauen sind gar gutmüthige Seelen; mit Achtung und Aufmerksamkeit gewinnt man sie sehr leicht, und Bescheidenheit verfehlt selten den Eingang zum Herzen. Nun! sagt sie ganz freundlich: so hatten wir uns den Baron nicht vorgestellt. Die böse Welt vergrößert doch Alles; hat ein stiller, bescheidener, junger Mann nun auch vielleicht einige Geniestreiche gemacht, gleich schreit man und erklärt ihn für einen Wüstling; und diesem jungen Manne, setzte sie zuversichtlich hinzu: dem thut man gewiß Unrecht.

Wer weiß, entgegnete Clotilde: ob das nicht Maske ist; die Männer sind falsch!

Großer Gott! rief die Tante lächelnd: woher willst Du das wissen, da Du ohne alle Erfahrung in diesem Punkte bist! Nein, mein gutes Kind,

falsch ist der Baron nicht; das war keine Verstellung; ich möchte fast sagen, seine Bescheidenheit war Aengstlichkeit.

Clotilde bekämpfte noch einige Zeit die Meinung der Tante, doch ehe der Abend und mit ihm Baron Liebenstein kam, der ihr eigentlich gar nicht mißfallen hatte, schien sie durch den unterbrochenen Sermon der Tante überzeugt.

Der Freier war, wo möglich, am Abend noch bescheidener als am Morgen; kein Wort von seinen Hoffnungen und seinen Wünschen, aber desto mehr Blicke, die sein Inneres verriethen. Fast ausschließend mit der Tante beschäftigt, die auch die Unterhaltung recht fest hielt, blieben ihm kaum Augenblicke für Clotilde übrig. Das Gespräch drehte sich um die allgemeinen Begebenheiten des Tages; seiu Urtheil war bestimmt, aber bescheiden. Die Tante rückte näher, sie sprach von seinem Vater — eine hohe Röthe überzog sein Gesicht, er schien die Folge dieser Frage zu fürchten und vermied mit vieler Zartheit Alles, was auf die ängstlichen Verhältnisse zwischen ihm und der Gräfin führen konnte.

Er will nur durch sich allein, nicht durch das Gebot der Eltern, meine Hand gewinnen; er schweigt bescheiden und übt das Recht nicht aus, was ihm das Project meines Vaters eingeräumt — dachte Clotilde, und der schöne, bescheidene, unterrichtete Mann war ihr schon jetzt nicht mehr unwillkommen.

Wie thörig ist doch der Mensch mit seinen Wünschen! sagte Abends beim Schlafengehen die Tante: fürchteten wir uns nicht gestern noch vor dem wüsten Bräutgam, als wäre er der Böse? Wollte sich nicht die ängstliche Braut sogar krank stellen und das Bett hüten? Wünschten wir ihn nicht auf den Blocksberg? Und ein lieber, artiger Mann tritt auf, der an einem Tage alle die bösen Eindrücke verwischt, die wir schon seit lange aufgefaßt hatten, und der, wie es mir scheint, sich schnell in dem Herzen meiner guten Clotilde ein Hüttchen gebaut hatte.

Und die gute Tante hatte Recht. Eine stille Neigung blühte in Clotildens Herzen auf, die jeder neue Tag immer mehr und mehr entfaltete. Die Musik, dieses Zauberband gefühlvoller Seelen, kettete sie noch mehr, und kaum waren einige Wochen vergangen, so gestand der Mund, was die Augen schon längst verrathen hatten.

In Pyrmont schienen die Verhältnisse sich auch ordnen zu wollen. Herr von Wallwitz huldigte faßt ausschließend der Gräfin Wildensee, Natalien ward wohl hier und da, führte sie der Zufall allein zusammen, ein inniges Wort, was der Tiefe des Herzens entquollen zu sein schien. Helenen mußten die gewöhnlichen Artigkeiten genügen, doch der Graf Blankenberg wußte sie hinreichend für diesen Verlust zu trösten. Constanze wurde, so wie die Taute, ganz übersehen.

Niemand schien sich hierbei besser zu befinden als die Gräfin, welcher die Eitelkeit sagen mußte, sie habe diesen Wildfang zum schmachtenden Adonis umgeschaffen; denn still, melancholisch irrte jetzt der arme Wallwitz in den einsamen Promenaden umher, und sein Humor, blickte er auch einmal mit seinem Feuerstrahl durch die düsteren Nebel, schien doch ganz verschwunden zu sein Er seufzte mit der Gräfin, las mit ihr das Vergißmeinnicht und Mimili, Werther's Leiden und die Wahlverwandtschaften, und sein großes, blaues Auge sah oft düster vor sich hin, wenn er an ihrer Seite saß und ihre süßen Zauberworte ihn umstrickten.

Daß er liebe, war gewiß; denn nur dieser allgewaltige Gott konnte den leichten Sinn dieses Wildfangs gezügelt haben; und wer verdammt eine junge, schwärmerische Frau, welche an die Seite eines alten, geckenhaften Mannes geschmiedet ist, daß sie sich dem süßen Gedanken hingab, diese Umwandlung in dem Jüngling hervorgebracht zu haben, der gute Genius zu sein, der den Verirrten auf die reinen Pfade des Lebens zurückführt. Ach! die Eitelkeit ist eine mächtige Fee, sie zaubert Alles um uns her, wie die Phantasie es malt, und nirgend ist sie verführerischer, als wenn sie an der Hand der Liebe den Verirrten in das ideale Land der reinen, heiligen Gefühle zurückführt. Was Wunder, daß die Gräfin, indem sie mit mütterlicher Hand dem jungen Manne diese Pforten öffnete, das eigene Herz der Liebe zu verschließen vergaß?

Aber eben dieser Gedanke, von Eitelkeit erzeugt, mit Liebe ausgeführt, gab auch diesem, sonst strafbaren Gefühle eine Reinheit, die in ähnlichen Verhältnissen nur zu selten ist und deren Schnee so leicht, an der Gluth der Sinnlichkeit geschmolzen, vergeht. Ein reines, überspanntes Gemüth vertraut sich selbst mit Heldenmuth, es eilt mit ritterlichem Sinn dem Kampfe entgegen und ist dann oft das Opfer seiner Schwärmerei.

Schon sehnte sie sich nach der Einsamkeit, schon betrog sie sich selbst, wenn sie die Gelegenheit benutzte, die der Zufall gab; noch erröthete sie, wenn ein unvorsichtiges Wort die Gelegenheit andeutete, ihn allein zu sehen, zu sprechen. Aber wie das Gute nur langsam und schwerfällig in unser oft verschlossenes Herz den Eingang findet, so schleicht sich, zwar auch nur leise aber um desto sicherer, das Sündhafte in das geöffnete ein und spät oder früh hat es uns ergriffen. Bald suchte sie schon die Gelegenheit, sich unter vier Augen das was man empfinde, sagen zu können; bald vereinten sich Beide, diese Gelegenheit aufzusuchen, und eine treue, gewandte Kammerzofe bot ihre hülfreiche Hand.

Für Wallwitz hatte diese Situation den Reiz der Neuheit und war ihm um so anziehender. Im Flug zu erobern oder bei ernstem Widerstand sich schnell in guter Ordnung zurückzuziehen, dies war die Maxime, durch welche er im Kreise der Frauen so manchen Sieg errungen und nach so mancher Niederlage sich unverspottet zurückgezogen hatte. Hier that sich eine neue Welt vor ihm auf. Er wurde geliebt, und obgleich Sieger,

schmückten ihn doch keine Trophäen — er mußte an der Himmelspforte dürstend schmachten, und die Arme, die ihn sehnsuchtvoll umfaßten, stießen ihn auch ernst wieder zurück. Ob dies Spiel ihm auf die Dauer genügt, ob er nicht, des ewigen Abstoßens und Anziehens müde, sich endlich auch in guter Ordnung zurückgezogen hätte, ist sehr wahrscheinlich, da es dem strengen Beobachter nicht entgehen konnte, daß er sich auf diesen Schmetterlingsflügen nur emporschwang, um den Flügeln der ernsteren Psyche zu entgehen, die ihm an Amors Hand in Clementinens Gestalt entgegen trat. Er wollte dem ernsteren, wahren Gefühl entfliehen und gab sich dem sentimentalen, frivolen hin.

Mit dem Grafen Blankenberg schien er jetzt auch auf dem vertrautesten Fuße zu sein. An dem Nachmittage des Duells war er zu ihm gekommen, und hatte ihm mit der größten Artigkeit gesagt, das er jetzt sehr gern erbötig sei, ihm seine Fragen zu beantworten, wobei ihm nur der Ton unangenehm gewesen wäre. Daß ich mit Recht als Herr von Wallwitz auftrete, kann Ihnen dieser Brief beweisen, der für Sie ein sicheres Document sein wird. Der Graf las, bat ihn inständig um Verzeihung wegen seiner unbescheidenen Zudringlichkeit, und da Wallwitz wohl die wahre Ursache von des Grafen Benehmen ahnete, gab er ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß er seinen Wünschen nicht im geringsten in den Weg treten würde. Schon am nemlichen Abend erschienen Beide Arm in Arm auf der Allee, und Wallwitz führte seinen neuen Freund in den Zirkel seiner Familie und des Grafen Wildensee ein, und nicht lange, so schien es als habe Paris Helene, wenigstens ihr Herz entführt.

Der Assessor, der durch den Grafen nun auch Zutritt im Hause bekommen hatte, gefiel der Tante vorzüglich, obgleich er Constanze nur ausschließend unterhielt, während Wallwitz mit der Gräfin in höheren Regionen schwärmte. So blieb der armen Clementine entweder die Tante oder ihr Fortepiano, im schlimmsten Fall der Graf übrig, der sich über diese Anordnungen nicht wenig freute und seiner Gattin gern die ästhetische Unterhaltung des Herrn von Wallwitz gönnte.

So verstrichen Tage, Wochen. Da kam ein Brief des alten Barons, folgenden Inhalts:

Mon cher frère!

Mit der schrecklichsten Angst im Herzen verließ ich Dich und Deine liebenswürdige Frau Gemahlin, welcher ich mich unterthänigst zu empfehlen bitte, und reis'te nach Aachen, meinen Wildfang aufzusuchen, sein Schiff mit meinem Golde wieder flott zu machen, und wäre er wirklich krank, ihn zu pflegen. Ich komme an; statt seiner find ich einen Brief. Er ist nur einen Augenblick in Aachen gewesen, denn er hat schnell nach Frankfurt abreisen müssen. Ein Freund von ihm, der mir diesen Brief übergibt

hat ihm hundert Louisd'or geliehen, die er mich zurück zu zahlen und ihm nach Frankfurt zu folgen bittet, wo meine Gegenwart von der äußersten Wichtigkeit für ihn sei.

Ich bin im Begriff, ihm zu folgen. Doch entre nous soit dit: ich fürchte, lieber Bruder, aus unserer projectirten Heirath wird nichts. Sein Freund, der nemliche, dem ich das Geld ausgezahlt habe, hat mir zu verstehen gegeben, daß meinen Sohn eine Herzensangelegenheit nach Frankfurt getrieben hätte, und ich ja eilen möchte, ihm dahin zu folgen. Du weißt, besteht mein Sohn auf seinem Kopf, so wird es mir schwer, ihn anders zu stimmen; ich verzweifl' aber noch nicht ganz. Hat er doch Gräfin Clotilde noch nicht gesehen, die ihrem Portrait nach ein wahrer Engel sein muß. Ich halte es aber dennoch für meine Schuldigkeit, Dich in Zeiten zu präveniren, damit Du Deine Arrangements darnach machen kannst.

Morgen reise ich ab. Ich hoffe auf einen Brief von Dir im Schwan zu Frankfurt. Sehnsuchtvoll erwarte ich den Augenblick, wo ich Dich wieder sehe; Du mußt mich daher nur wissen lassen, wann du Pyrmont verläßt und wo wir uns dann treffen können.

Den schönen Damen, besonders Deiner Frau Gemahlin, meine Devotion.

Liebenstein.

Der Graf säumte keinen Augenblick, ihm Folgendes zu antworten:

„Hätte ich doch nie geglaubt, daß Du ein so schwacher Mann sein und Dich so ganz von den Thorheiten Deines Sohnes leiten lassen könntest. Wir Väter müssen befehlen, die Kinder müssen gehorchen. Ich für meinen Theil würde auf den Willen meiner Tochter nicht im mindesten achten, wenn es ihr etwa einfallen sollte, gegen die Heirath mit Deinem Sohne Einwendungen zu machen. Thue mit Deinem jungen Liederlich ein Gleiches. Sei kein Thor, und bezahle ewig seine Schulden, und documentire dadurch Deine Schwäche. Ohne Geld werden diese Herrchen so kirre, wie die Vögel ohne Futter. Merke Dir diese wohlgemeinte Lehre, beherzige sie, und vergiß nicht, daß Graf Wildensee ein Lieblingsproject, welches er seit seiner Jugend sich freundlich ausschmückte, nicht so leicht wieder aufgibt.

Ich hoffe, Dich und Deinen Sohn spätestens in der Residenz bei mir zu sehen, wohin ich in acht Tagen von hier abgehe. Wahrscheinlich wird uns Frau von Wallwitz mit ihrer Schwester begleiten — meine Frau will es so, und Du weißt, wie schwer es mir wird, ihrem Willen entgegen zu sein — obgleich es mir der Zugabe wegen nicht angenehm sein kann. Da ist nemlich ihr Schwager in Deiner Abwesenheit angekommen; ein unausstehlicher, arroganter Mensch, der allen Weibern und Mädchen die Cour macht und allen die Köpfe zu verdrehen scheint — der wird nun natürlich seiner lieben Schwägerin folgen, die mit einem Grafen von Blankenberg, einem Landsmann von mir, sich engagirt zu haben scheint.

Meine Frau hat es zwar jetzt übernommen, den jungen Sausewind zu bilden; ich hoffe auch, es wird ihr gelingen; denn was vermöchte nicht eine so liebenswürdige Frau! — doch ist und bleibt mir der Mensch unausstehlich. Bei dieser Gelegenheit hat unsere Clementine von neuem ihren schönen Charakter gezeigt; mit Würde und Anstand wies sie den Zudringlichen ab, und zeigt immer mehr und mehr, daß eine solide Unterhaltung sie weit mehr anspricht als das fade Geschwätz unserer Modeherrchen.

In Cassel treffen wir heute über acht Tage ein. Hoffentlich hast Du bis dahin Deinem jungen Herrn den Kopf zurecht gesetzt, und so würde es uns und der Tante gewiß recht viel Freude machen, Dich dort zu finden; wo nicht, so erwarte ich Dich doch bestimmt in der Residenz. Auch Clotilde wird und muß sich freuen, ihren Bräutigam kennen zu lernen. Komme ja nach Cassel; diese Attention wird uns Alle verpflichten. Der Deinige.

Wildensee."

Die letzten Tage in Pyrmont wurden köstlich benutzt und die Neige der Badezeit bis auf den letzten Tropfen geleert. Zwischen dem Grafen Blankenberg und der Wittwe schien eine Erklärung nahe, Constanze und der Assessor waren ja längst im Reinen, und diese Viere hatten daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als vereint zu lustwandeln und sich recht bald, der eine Theil hierhin, der andere dorthin unter irgend einem Vorwande zu trennen. Herr von Wallwitz und die Gräfin suchten die einsamsten Partien auf; dort saßen sie, sprachen über den Magnetismus der Seele, über die unwiderstehliche Kraft, welche die reinen Herzen so mächtig anzieht, und für die Ewigkeit verbindet, während Clementine, die arme Verlassene, an dem Arm des alten Herrn, durch die Alleen schleichen und seine faden Schmeicheleien aus dem Wörterbuch des Hoftons von Anno 70 anhören mußte. — Glücklich für sie, wenn die Tante für würdig gehalten wurde, sie zu begleiten!

Diese hatte nun die Hoffnung aufgegeben, durch eine Heirath die streitigen Punkte, welche der Erbschaft wegen zwischen ihrer Nichte und dem Herrn von Wallwitz obwalteten, auszugleichen, und glaubte nun zu einem andern Mittel schreiten zu müssen. Sie bearbeitete die Gräfin, und erhielt auch das Versprechen — jedoch nach mancher Versicherung, daß sie gar keinen Einfluß auf den Herrn von Wallwitz habe — ihn zu einem günstigen Vergleich mit seiner Schwägerin zu bereden, und besonders das, was ihr als Wittwe ausgesetzt war, zu einer Leibrente auf Lebenzeit, selbst auf den Fall, daß sie wieder heirathen würde, umzuschreiben.

Die Sache war kitzlich, das Object nicht unbedeutend — die Gräfin aber sah hierin für ihren Geliebten die Gelegenheit, eine edle Handlung auszuüben; sie machte es sich daher zur Pflicht und ging, jedoch mit Zagen ans Werk.

Es war kurz vor der Abreise, die Gesellschaft hatte eine Landpartie gemacht und wollte dann im Mondschein wieder nach Hause fahren. Alles

hatte sich zerstreut, der Eine hier-, der Andere dorthin, und diesmal war die Tante bei der Gräfin geblieben; doch da auch der Graf Clementine bat, ihn zu begleiten, und die Arme keinen schicklichen Vorwand mehr auffinden konnte, es abzuschlagen, schlich die kluge Tante mit ihnen fort, nachdem ein bedeutsam bittender Blick der Gräfin als Erinnerung ihres Versprechens gedient hatte. Sie ließ sie in der Rosenlaube mit Wallwitz allein.

Das Bewußtsein einer edlen Handlung entgegen zu gehen, gibt Muth. Die Gräfin trug nach mancher zärtlichen Einleitung ihre Bitte vor, doch wie erstaunte sie, als Wallwitz stockend und zagend unter tausend Ausflüchten die Sache abzulehnen, und endlich, da sie ihn zu dringend bat, nur Aufschub zu gewinnen suchte — doch Alles vergebens. — Ein weiblich Herz, interessirt es sich für etwas, geht mit eiserner Beharrlichkeit seinem Ziele entgegen, und achtet der Hindernisse nicht, auf die es stößt. Inniger, herzlicher wurden daher nun die Bitten der Gräfin, ernster, gewichtiger ihre Vorstellungen, gründlicher ihre Beweise und hingerissen von der guten Sache, von ihrem Willen und ihrem Eigensinn, wurde sie immer lebhafter, vergaß sich, ihre Verhältnisse, und sank, den Dank voraus zahlend, in die Arme des Geliebten; der erste Kuß lohnte dem Glücklichen, der jetzt nicht länger widerstehen konnte, und nun Alles mit einer Leichtigkeit und Eilfertigkeit zugestand, welche nur durch die Wonne des Augenblicks begreiflich wurde. Die Gräfin jedoch, durch ihr Gefühl überrascht, die Schranken überschritten hatte, trat schnell in sie zurück. Ihr Mund dankte herzlich, innig — aber nicht wieder süß; und freundlich, doch nicht ganz mit sich zufrieden, trat sie aus der Laube, suchte die andere Gesellschaft auf, und bat während des den ganz verwunderten Wallwitz, doch ja morgen seinem Versprechen die gerichtliche Bestätigung geben zu lassen.

Aber dieser fand jetzt tausend Ausflüchte, dies bis zur Ankunft in der Residenz zu verschieben, nnd war durch nichts zu bewegen seinen Willen zu ändern. Die Gräfin wurde lebendiger, sie wollte es durchsetzen. Es schien sogar, als schmiege sich ihr Körper inniger an ihn, als senke sich der Lockenkopf, als verhießen die Purpurlippen noch einmal den süßesten Lohn — vergebens, er blieb standhaft! Jedoch gab er sein Ehrenwort, in nichts den Forderungen und Wünschen der jungen Wittwe entgegen zu sein.

Die ganze Gesellschaft fuhr zu gleicher Zeit von Pyrmont ab. In der Residenz wollten sie sich wieder finden: doch Wallwitz konnte nicht gleich folgen, da er noch vorher nach Franken reisen mußte; Alles trennte sich mit der süßen Hoffnung des baldigen Wiedersehens; nur der arme Assessor war trostlos, ihn rief sein Beruf nach dem Rhein.

Amor konnte mit seinen Geschäften zufrieden sein, als er die Vereinten den Badeort, diesen Tummelplatz des kleinen Gottes, verlassen sah. Hatte er doch ein Paar Verliebte hier vereint — einer jungen Wittwe das

Verlorne reichlich wieder ersetzt — einen alten Narren in seiner Thorheit bestärkt, und seinen eifrigsten, nimmersatten Priester mit einem sentimentalen Kusse abgespeis't.

Der gute Baron Liebenstein kehrte bestelltermaßen in dem Schwan zu Frankfurt ein und erkundigte sich gleich nach seinem Sohne — Niemand wußte von ihm. Er musterte an der Tafel alle jungen Leute, die in dem nemlichen Hotel wohnten — umsonst! Sein Sohn, sein verlorner Sohn, war nicht unter ihnen. Keinen Brief, nichts, gar nichts fand er, was ihm nur den kleinsten Fingerzeig hätte geben können. Er durchlief die ganze Stadt, der goldene, der rothe Schwan, selbst der bis zur Kneipe gesunkene, gerupfte wurden durchkrochen, überall tönte ihm der Schwangesang! Er ist nicht da! Endlich fiel es ihm ein, zu seinem Banquir zu gehen, welchen Ferdinand recht gut kannte und den er schon manchmal heimgesucht hatte; war er da nicht gewesen, so hatte sein irrer Fuß gewiß nicht in Frankfurt verweilt. Aber auch dort war sein Suchen vergebens, und hoffnunglos kehrte er in den weißen Schwan zurück, dem Schiffer gleich, der nach mühevoller Fahrt seinen Compaß verloren, ungewiß auf dem Meere herumirrt, ohne die Straße zu kennen, auf welche er sein Schiff führen soll.

Vielleicht kommt er noch! Diese Hoffnung gab ihm während einiger Tage leidliche Ruhe. Aber auch sie schwand, und er sah sich genöthigt, der Einladung des Grafen zu folgen und nachdem er noch ein Brief an seinen Sohn, für den Fall, das er nach ihm, ankommen sollte, bestellt hatte, nach Cassel abzureisen.

Von Pyrmont nach Aachen; von da über Frankfurt nach Cassel, hatte ihn seines Sohnes Thorheit getrieben; und wenn die Angst und Sorge um ihn nicht noch stärker gewesen wäre, als sein Verdruß, hätte er diesmal ernstlich auf ihn zürnen können; so aber war seine Bekümmerniß, und die Furcht, daß ihn irgend ein unglückliches Abenteuer in Unannehmlichkeiten verwickelt haben könnte, zu groß, als daß er seinen Verdruß anders als in Klagen hätte auslassen können.

Kaum in Cassel angekommen, eilte er zur Frau von Kolb, der Schwester von Clotildens Mutter. Mit wahrer Herzlichkeit wurde er dort aufgenommen, und gleich nach den ersten Höflichkeitbezeugungen erhob die gute Tante auch schon das Lob seines Sohnes, der sie vor wenigen Minuten verlassen hatte.

Mein Sohn! mein Ferdinand ist hier? — rief der alte Herr in Extase aus Verzeihung, meine Gnädige! daß ich forteile, ihn aufsuche und ausschelte. — Doch halt, nein. Da thät ich ihm Unrecht, wo könnte ich ihn lieber finden als hier, eben hier!

Ueberdies, unterbrach ihn die Tante: wird er nicht lange ausbleiben; er trinkt den Thee bei uns und jetzt ist es schon fünf Uhr; spätestens in

einer Stunde ist er wieder hier. Sie finden ihn wahrscheinlich nicht zu Hause denn er wollte vor das Thor spazieren gehen.

Der alte Baron ließ sich bereden, legte Hut und Stock wieder hin und führte mit galantem Anstand die Tante in ein Fenster. Nun, meine Gnädige, fragte er mit Selbstzufriedenheit: wie hat Ihnen denn mein Sohn gefallen!

Ganz vortrefflich!

Nicht wahr, meine Gnädigste? unterbrach der überglückliche Vater die gute Dame und präsentirte ihr eine Prise.

Sittlicher, artiger, fuhr sie fort; habe ich noch keinen jungen Mann gesehen. So viel hübsche, gründliche Kenntnisse mit so viel Bescheidenheit —

Bescheidenheit? unterbrach sie der Alte wieder.

Nun ja, bester Herr von Liebenstein! Nie sah ich einen solideren, ernsteren, gebildeteren Mann —

Sprechen Sie von meinem Sohne, meine Gnädige?

Von wem sonst?

O dann sind Sie zu gütig in Ihrem Urtheil.

Man sieht, mein bester Baron, daß Ihr Sohn dem Muster Ihrer Bescheidenheit gefolgt ist.

Und wie lange hat er das Vergnügen, von Ihnen gekannt zu sein?

Seit vierzehn Tagen!

Und in dieser Zeit hat er sich Ihnen immer als ein stiller, ernster, bescheidener, anspruchloser junger Mann gezeigt?

Immer!

Boquin! rief der alte Herr. Freude strahlte auf seinem Gesicht über die Geniestreiche seines Ferdinands. Die ganze Spazierfahrt von Aachen Cassel war ihm verziehen.

Auch wird es Sie, als Vater gewiß freuen, sagte Frau Kolb: daß meine Nichte, die sie dort so süß verschämt mit ihrer Arbeit sitzen sehen, dieses Urtheil mit mir theilt, und daß sie Ihren Wünschen gewiß kein Hinderniß in den Weg legen wird.

O charmant! charmant! rief der alte Herr und trippelte auf Clotilden zu: ich freue mich, schöne Gräfin! hob er galant an: daß, wie mir ihre Frau Tante gesagt hat, mein Sohn Ihnen nicht mißfällt. Wenn dem so ist woran ich auch nicht zweifle, setzte er mit Selbstbewußtsein hinzu: so kommen Sie meinem heißesten Wunsche entgegen, und ich trete vor sie mit der herzlichsten Bitte, an der Hand meines Sohnes mir alten Mann die wenigen Tage die ich noch zu leben habe, zu versüßen. Er hatte hierbei ihre Hand ergriffen, und, vom Gefühl übermannt, war er ganz aus dem Tone der Galanterie gefallen und die schön gesetzte Rede war ganz vergessen, auf die er von Frankfurt bis Cassel studirt hatte.

Clotilde küßte seine Hand, schlug die Augen nieder und stand mit tiefer Rührung vor dem alten Manne, dem auch die Thränen in die Augen ge-

treten waren. Doch nur kurz war der Moment der Rührung. Embrassez moi, Comtesse! rief er jetzt pathetisch aus, streckte seine dürren Arme ihr entgegen, drückte einen ehrbaren Kuß auf ihre Stirn und sprach galant: ich übernehme das Geschäft meines Sohnes und reiche Ihnen, meine Gnädigste, diesen Ring als Zeichen der Vereinigung; möge es für uns Alle Heil und Segen bringen!

In diesem Augenblick schellte es im Vorsaal. Er kommt! rief Clotilde, sprang der Thüre zu und der alte Herr wie ein steifes Böcklein in das Nebenzimmer, indem er bat, ihn ja nicht zu verrathen.

Mon fils, petit coquin! rufend, stürzte er bald wieder heraus, da er seine Ungeduld nicht länger mäßigen konnte und streckte seine Arme einem jungen Manne entgegen, der eher einem Kellner, als dem Baron Liebenstein ähnlich sah, und der demüthig der Frau von Kolb einen Brief einhändigte. Der alte Herr prallte zurück. Verdammt rief er aus, und still für sich murmelte er zwischen den Zähnen; Hol' Dich der Henker! als Frau von Kolb dem Demüthigen ein Trinkgeld gab und dieser sich entfernte.

Mein lieber Baron! hob diese jetzt an: Eine sonderbare Begebenheit stört unsere Freude. Mit einem Mißverständniß das mir unerklärbar ist, macht mich dieser Brief bekannt. Er ist von Ihrem Sohne, der mir schreibt, daß er zu Hause die traurige Nachricht gefunden: Sie lägen in Frankfurt sehr krank darnieder. Er sei deshalb in größter Eile dahin abgereis't, und bedaure sehr, daß er sich nicht habe empfehlen können; doch hoffe er bald wieder hier zu sein.

Da muß ich suchen, ihn noch einzuholen! rief der alte Herr, nahm Hut und Stock, empfahl sich und eilte nach Hause. Sein Kammerdiener mußte gleich Postpferde bestellen, und der gute Baron lief unterdes wohl hundertmal die Stube auf und ab. Was das nun wieder zu bedeuten haben muß! brummte er. Eben jetzt, da er wissen kann, daß der Graf hier eintreffen wird, so sans façon davon zu laufen! Nein, was zu arg ist, bleib zu arg! Als er eben diesen Monolog geendet hatte, trat sein Kammerdiener ein und meldete ihm mit der größten Ruhe: er habe keine Postpferde bestellt; denn die Mühe, den jungen Herrn einzuholen, würde wohl vergebens sein, indem dieser vor zwei Stunden schon mit Courierpferden nicht nach Frankfurt, sondern nach Eisenach abgereis't sei. In Frankfurt würden sie nur wieder sämmtlichen Schwänen einen vergeblichen Besuch machen. Dies war dem Baron einleuchtend. Aber was wollte der tolle Mensch in Eisenach? — Von da vielleicht nach Leipzig? — Aber was dort? Die Messe ging ja lange noch nicht an. — Halt! rief er endlich aus: könnte er nicht von da nach der Residenz gegangen sein? Er wußte ja, das die Braut in einigen Tagen dahin käme. — Aber wozu der Brief und die schnelle Abreise, ohne sich hier zu empfehlen, und die Lüge von meiner Krankheit? — Geniestreiche! wieder einmal Geniestreiche! weiter nichts. — Ich komme nach der Residenz, setzte er beruhigter hinzu: finde dort meinen

Jungen, freue mich des genialen Streichs mit dem er mir entgegen kommt, und —

Finden ihn am Ende doch nicht da! brummte der Kammerdiener.

Na, na, Jean! Diesmal hab' ich recht. Doch es ist gut, daß Du keine Pferde bestellt hast. Wir bleiben vor der Hand ruhig hier.

Er ging wieder zu Frau von Kolb und benachrichtigte diese, das er eine Stafete nach Frankfurt an seinen Sohn geschickt habe, um ihm den Irrthum über seine Krankheit zu benehmen, in den ihn wahrscheinlich ein unnützer Spaßvogel gesetzt habe.

Am andern Tage kamen die Reisenden von Pyrmont in Cassel an. Ma foi! bester Bruder! rief der alte Baron dem Grafen Wildensee entgegen: wie glücklich bist Du, in Vergleich gegen mich. Ich armer Teufel reise von Pyrmont nach Aachen, Frankfurt, bis hierher ganz allein, nur die Angst um meinen Wildfang in mir, und meines Kammerdieners Kalmuckenphysiognomie vor mir. Du kommst hingegen, wie Ali Pascha, mit vier Circassierinnen angefahren, ohne noch die Kammerzofen zu rechnen, die wahrlich auch als Damen passiren können.

Wo ist Dein Sohn? unterbrach ihn der Graf.

Er war hier, hat die schönste, die brillanteste Eroberung gemacht. Er hat im Fluge das Herz der Comtesse Clotilde errungen.

Desto besser! meinte der Graf und freute sich nicht wenig, als die Tante ihm dies gleichfalls bestätigte und hinzufügte, daß er sich zu seinem soliden, verständigen, interessanten Schwiegersohne gratuliren könne.

Ich glaube wahrhaftig, Bruder! sagte der Graf lächelnd: die Alte heirathet ihn selbst noch, so scheint sie von ihm eingenommen.

Und was das spaßhafteste ist, unterbrach in der Baron: so irrt sie sich verteufelt in den Jungen. Liebenswürdig, interessant, das ist er; er müßte ja auch mein Sohn nicht sein! — Aber seine Solidität, sein verständiges Benehmen muß Maske gewesen sein, nichts als Maske, womit der Wolf im Schafpelz die Tante düpirt hat.

Nun? fragte der Graf verwundert.

Komm ich hier an, erzählt mir die Frau von Kolb Wunderdinge von meinem Jungen, wie solid, verständig, bescheiden — höre nur, bescheiden! — er sich benommen, wie schüchtern er sich Clotilden genährt — enfin wie das Teufelskind mit Beiden eine complete Komödie gespielt hat. Na, mag er sie meinetwegen bis zur Hochzeit fortspielen; dann will ihn aber bitten, die Larve abzulegen und dem alten Ton wieder anzustimmen.

Nun, alter Freund, da bin ich doch nicht ganz Deiner Meinung! sagte Graf Wildensee: Solidität ist im Ehestande recht gut, nützlich und anständig.

Höre, alter Jesuit! unterbrach ihn der Baron: wenn Du mir das sagst, dann muß ich lachen. Eine junge Frau, eine Operntänzerin, und außerdem noch eine Liebschaft! wenn das solid, gut, nützlich und anständig ist, dann vergeb' es mir Gott, dann könnte ich auch noch auf meine alten Tage solide werden.

Der Graf schwieg, er schien empfindlich geworden zu sein.

Die Reiseanstalten waren gemacht, und die zwei alten Herren theilten sich brüderlich in die Damen. Der Graf fuhr mit Helenen, Clementinen und Constanzen; der Baron mit der Gräfin, der Frau von Kolb und Clotilden; die Tante war von Pyrmont aus allein nach Hause gereist: so fuhren sie wohlbehaglich zum Thor hinaus, jeder der beiden Alten mit seinem Lose zufrieden.

Ohne Abenteuer kamen sie in Gotha an und stiegen im Mohren ab. Aus Langweile durchblätterte der Graf das Fremdenbuch, und — sonderbarer Zufall! — Graf Blankenberg, Baron Liebenstein, Herr von Wallwitz paratirten hier im schönsten Verein — kommend von Cassel — gehend nach — Diese Rubrik war nicht ausgefüllt.

In Naumburg desgleichen. Alle drei hatten hier im blauen Hecht gewohnt. In Leipzig — ja, wo so viele Hotels sind — hier mußte der arme Jean vom Hôtel de Bavière nach dem Hôtel de France, nach dem Hôtel de Russie, de Saxe, de Prusse, kurz, in ganz Europa herumlaufen; nirgend fand der Arme eine Spur von ihnen. Hier theilte sich überdies die Straße, und hier entstand die große Frage: ist das Kleeblatt nach Dresden, ist es nach Berlin gereist? Aber mehr als dies setzte sie es in Erstaunen, wie der Baron Liebenstein, der doch nach Frankfurt gereist sein sollte, zu den beiden Andern gekommen war, wovon der Eine nach Mecklenburg auf seine Güter, der Andere zu einem Onkel nach Franken reisen wollte. Niemand zerbrach sich mehr den Kopf hierüber als Frau von Kolb; Niemand war ernster als Clotilde; Niemand verdrießlicher als der Graf und Niemand vergnügter als die Gräfin und Frau von Wallwitz. Clementine schien, wie immer, gleichmüthig.

Die Frau von Kolb fing nun an, an der gerühmten Solidität des Freiers etwas zu zweifeln. Der Baron, statt seinen Sohn zu entschuldigen, gab ihr vollkommen recht und meinte, die Karthäusermiene seines Ferdinands wäre auch nur eine Maske gewesen und wenn er erst in seiner wahren Gestalt sich zeige, würde er der Comtesse zehnmal besser gefallen. Clotildens trübes Auge schien dem zu widersprechen.

Auf den andern Stationen fanden sie nirgend eine Spur der irrenden Ritter, und mit ganz entgegengesetzten Empfindungen stieg die holde Gesellschaft vor der Wohnung des Grafen aus.

Tage vergingen — kein Ritter erschien. Endlich ließ Graf Blankenberg sich melden. Man empfing ihn mit der größten Spannung; er wurde der Frau von Kolb und Gräfin Clotilde vorgestellt, und kaum daß er Platz genommen hatte, that der Graf die verfängliche Frage an ihn: ob er Alles auf seinen Gütern in Ordnung gefunden habe.

Alles! entgegnete er unbefangen. Zwar habe ich mich nur kurze Zeit dort aufhalten können; ich eilte zu sehr hierher, und habe deshalb Alles nur flüchtig beobachtet.

Und wo haben Sie den Herrn von Wallwitz gelassen? fuhr der Graf fort.

Wir trennten uns bald.

Und meinen Sohn? platzte der Baron heraus, und verdarb damit das ganze Protokoll des Inquisitors: meinen Sohn, der mit Ihnen und dem Herrn von Wallwitz bis Naumburg gereist ist? O, wir haben Sie alle drei im Fremdenbuche eingeschrieben gefunden!

Für den Grafen Blankenberg blieb dieser Fingerzeig nicht ungenutzt. Der Herr von Wallwitz ging nach Franken und Ihr Herr Sohn — directe hierher! antwortete er.

Hierher? und hätte er noch nicht seine Aufwartung gemacht? rief der Baron aus: das wäre étonnant!

Ich wundere mich selbst ihn hier nicht gefunden zu haben. Er versprach so gewiß, mich gleich zu besuchen, wenn er hier ankäme; denn so kurz unsere Bekanntschaft in den zwei Tagen, die wir zusammen reisten, auch war, so ist er doch ein zu interessanter junger Mann —

Nicht wahr, mon ami? unterbrach ihn der Baron: interessant, sehr interessant, voll Feuer und Leben! Hört Ihr's, hören Sie's, gnädige Frau?

Aber, mein werther Herr Graf, hob diese an: der junge Baron von Liebenstein hatte mir doch geschrieben, daß er seinen kranken Vater, den Sie hier, Gottlob! ganz gesund sehen, in Frankfurt besuchen müsse. Wissen Sie nicht, wie es kam, daß er seine Reiseroute veränderte?

Der Graf wurde verlegen; doch schnell ermannte er sich. Ich glaube, wenn ich nicht irre, von ihm gehört zu haben, das er unterwegs eine Stafette bekam, die ihn von irgend einem Irrthum unterrichtete. Er kehrte um, traf zufällig mit uns in Cassel ein, am nemlichen Tage, da sie abgereist waren, und weil wir die erste Nacht durchfuhren, so haben wir Sie wahrscheinlich überholt.

So, so! sagte die Tante kopfschüttelnd.

Es ist erlogen! lispelte ihr Clotilde ins Ohr.

Der Graf Blankenberg war froh, sich so gut herausgezogen und nun freies Feld zu haben, sich Helenen nähern zu können. Man sah ihn in der ganzen Gesellschaft als den zukünftigen Eheherrn der jungen Wittwe an, und Jedermann war gefällig genug, dieses liebende Paar nicht zu stören. Blankenberg suchte den Faden wieder anzuknüpfen, wo ihn die Ab-

reise von Pyrmont zerrissen hatte; es wollte ihm aber nicht recht glücken. Hatte die Abwesenheit, hatte die Zeit ihr mehr Stoff zum Nachdenken gegeben, sie schien kälter, zurückhaltender geworden zu sein. Wenig mit seinem Glücke zufrieden, empfahl er sich, und mehrere Tage vergingen, ehe er wieder erschien.

Ein alter Jugendfreund des Barons hatte in dieser Zeit an ihn geschrieben und ihn auf sein, mehrere Meilen von der Residenz gelegenes Gut eingeladen Dem ewig Reisefertigen war jetzt diese Einladung nicht unwillkommen, da ihm die Unruhe über seinen Sohn den Aufenthalt in der Residenz verleidete und Alles sich seit seinem Hiersein trübe gestimmt hatte. — Die Gräfin wurde mißlaunig — Clementine immer ernster — Helene schien mit sich selbst uneins — Constanze ruhig und einsylbig, wie immer — Clotilde schwermüthig — die Tante bitter. Ein solcher Frauenzirkel ist nicht lockend, wenn ihn auch die Grazien bildeten. Er hatte deshalb die Einladung angenommen; der Wagen fuhr vor, er empfahl sich auf einige Tage und bat, ihn ja gleich zu benachrichtigen, wenn der verlorne Sohn einpassire.

Doch im Buche des Schicksals stand geschrieben, daß er diesmal nicht reisen solle; denn als er eben in den Wagen steigen wollte, zupfte ihn der alte Bediente der Frau von Kolb am Rock und sagte ihm leise ins Ohr: Gnädiger Herr, der junge Herr ist hier, ich habe ihn gesehen.

Wo? wo? rief der Baron und zog den steifen Fuß zurück, den er eben mühsam in den Wagen gehoben hatte. —

Ich weiß das Hotel wo er wohnt — in — in — ja, hab' ich den Namen rein vergessen; doch finden thu' ich es gewiß.

So führe mich hin! rief der alte Herr, stieg wieder in den Wagen, und durch die langen Straßen der Residenz über Plätze und Märkte ging es hindurch, bis sie an's Hôtel de Brandebourg kamen.

Hier sind wir! rief Jakob und öffnete den Schlag. —

Wohnt hier ein Baron Liebenstein? fragte der Baron.

Zu dienen! sagte der Thürsteher: in Nr. 6 und 7. So schnell das Fußwerk es dem Baron erlaubte, lief er die Treppe hinauf. Doch Jakob, schneller als er, eilte vorauf, öffnete die Thür, um seiner Sache gewiß zu sein, und rief nun dem freudetrunkenen Vater entgegen: hier ist er!

Mein Ferdinand! mein Wildfang! rief der alte Mann, streckte beide Arme aus, und ein ganz fremder, junger Mann stand, sich ehrerbietig neigend, vor ihm.

Mein Herr! stammelte der erschrockene Baron: ich muß um Entschuldigung bitten; ich glaubte meinen Sohn, den Baron Liebenstein hier zu finden.

Mein Gott! der kennt seinen leiblichen Sohn nicht mehr! brummte der alte Jakob, während der Fremde in höchster Verlegenheit schweigend vor ihnen stand.

I Du mein Gott, gnädiger Herr! rief Jakob: das ist ja der junge Herr Baron, der bei meiner gnädigen Frau und der jungen Comtesse täglich war! Erkennen Sie ihn denn nicht?

Lieber Johann, sei Er so gut, sagte nun der Fremde: entfern' Er sich einen Augenblick und laß Er mich mit dem Herrn da allein.

Jakob zögerte. Der Baron winkte; er ging.

Darf ich bitten, Platz zu nehmen? hob nun der Fremde an, als sie allein waren: ich habe die Ehre, den Herrn Baron von Liebenstein vor mir zu sehen?

Zu dienen! sagte der Baron verdrießlich.

Ich heiße von Wallwitz, fuhr dieser fort: bin ein Freund Ihres Sohnes, und stehe beschämt hier vor Ihnen. Durch meinen Freund, durch mein Herz ließ ich mich zu einer Thorheit verleiten, die von bittern Folgen für mich sein kann.

Der Baron rückte näher. Reden Sie! sagte er ängstlich.

Im vorigen Winter sah ich hier bei verschiedenen Gelegenheiten die Gräfin Clotilde von Wildensee. Sie kennen vielleicht aus früheren Zeiten die Macht, die ein Augenblick oft auf unser Herz ausübt. Ich sah nur Gräfin Clotilde, und mußte, ohne sie gesprochen zu haben, ohne ihr näher gekommen zu sein, ihr Bild mit mir nehmen; denn nur wenige Tage konnt' ich noch hier bleiben. Meine Vernunft hoffte zu siegen; ihr Bild schwebte nur noch als eine freundliche Erinnerung um mich, ohne mich doch schmerzvoll zu berühren. In dieser Stimmung traf ich Ihren Sohn in Aachen, in der nemlichen Zeit als ich nach Pyrmont reisen wollte, um mit der Gattin meines verstorbenen Bruders dort zusammenzutreffen, Familienverhältnisse zu ordnen, und vielleicht, ich gestehe es frei, die Wünsche meiner Familie zu erfüllen und um ihre Hand zu werben. Daß mir diese Verbindung nicht wünschenswerth sein konnte, da Clotildens Bild mich immer noch umschwebte, können Sie leicht denken und ich vertraute mich Ihrem Sohne und machte ihn mit meiner Lage bekannt.

Aha! unterbrach ihn der Baron, rückte immer näher und sein Gesicht heiterte sich auf: nun wird Ferdinand zum Succurs anrücken, ich merke es schon!

Ich erstaunte nicht wenig, fuhr Herr von Wallwitz fort: als er mir laut lachend versicherte, daß eben diese Gräfin Wildensee die Braut sei, welche die beiderseitigen Eltern ihm bestimmt hätten, und da die ganze Heirath ihm zuwider wäre, er noch gar keine Lust habe, sich ins Ehestandsjoch zu spannen, besonders wenn man ihm nicht einmal die freie Wahl lasse, so machte er mir den Vorschlag, die Rollen zu vertauschen. Ich als Baron Liebenstein sollte um die Gräfin Clotilde, er als Herr von Wallwitz wolle um die junge Wittwe freien.

Bravo! rief der Baron aus: daran erkenn' ich meinen Sohn. Doch fahren Sie fort, die Sache wird interessant.

Er schrieb deshalb, fuhr er fort: den ersten Brief an Sie; doch statt nach Frankfurt zu reisen, blieb er bei mir; ein zweiter Brief lockte Sie nach Frankfurt. Wir trafen zur nemlichen Zeit in Pyrmont ein, das Feld war rein; aber die Gräfin Clotilde war nicht da. Ich eilte nach Cassel; dort unter dem Namen Ihres Sohnes habe ich Clotildens Liebe errungen, die glücklichsten Tage meines Lebens genossen.

Und mein Sohn?

Fand, so wie es scheint, keinen Ersatz in meiner Schwägerin; daß er aber mit ganz freiem Herzen von Pyrmont zurückgekehrt ist, daran zweifl' ich.

Ich auch, und glaube wenigstens die Gewißheit zu haben, daß er ein Herz erobert hat, und er müßte mein Sohn nicht sein, wenn er nicht dankbar dafür wäre. Aber wo ist er jetzt?

Von Ihrer Abreise unterrichtet, ist er wahrscheinlich in dem nemlichen Augenblick, wo Sie abfuhren, unter meinem Namen bei dem Grafen Wildensee eingetroffen. Ich kenne seine Pläne nicht, doch schwört er hoch und theuer, mich glücklich zu machen. Ich aber fürchte, wir haben uns compromittirt und ich habe mein Glück für immer verscherzt.

Der Baron erhob sich, ging einige Mal nachdenkend auf und ab; endlich sagte er zu Wallwitz: was Ihnen mein Sohn versprochen hat, das wird er auch gewiß halten — da verlassen Sie sich nur auf ihn. Spielen Sie nur noch einige Zeit seine Rolle, und in diesem Augenblick selbst müssen Sie mein Sohn sein. Jakob! rief er, und der alte Bediente der Frau von Kolb trat herein. Ich habe meine Gründe, warum mein Sohn einige Tage noch unerkannt bleiben muß. Hier, er gab ihm Geld: nehm' Er das und schweig' Er. Verrath' Er seiner gnädigen Frau nicht, daß mein Sohn hier ist. Sie weiß doch noch nichts?

Nicht das Mindeste!

Nun, so schweig' Er, der Kutscher mag umwenden — meine Reise ist aufgeschoben — ich fahre nach der Wohnung des Grafen zurück. Lebe wohl, mein Sohn! a revoir!

Ehe der Baron an die Wohnung des Grafen kam, ließ er halten, stieg aus und befahl dem Kutscher, nach einem Weilchen ihm langsam zu folgen. Er schlich in das Haus, die Treppe hinauf und stand plötzlich im Zimmer, wo er seinen Sohn neben Clementinen in Gesellschaft der Uebrigen um den Arbeittisch fand. Alle sprangen auf, erstaunt, den kaum Abgereis'ten wieder hier zu sehen; am meisten aber war Ferdinand erschrocken, der für dieses Mal wenigstens die Fassung verloren zu haben schien. Der Baron ging seinem Sohn entgegen. Wahrscheinlich, Herr von — —

Herr von Wallwitz! Baron von Liebenstein! sagte der Graf, sie gegenseitig vorstellend.

Viel Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Herr von Wallwitz! wendete sich der Baron zu seinem Sohne, der ihn sprachlos anstaunte; ich habe hier von meinem Freunde und von diesen Damen so viel Schönes und Gutes von Ihnen gehört, daß ich wahrlich sehr erfreut bin, endlich einmal Ihre Bekanntschaft zu machen und in Ihrer Nähe mich zu befinden. Lassen Sie sich nicht stören, meine schönen Damen; wenn Sie erlauben, setze ich mich zu Ihnen. Er nahm einen Stuhl, setzte sich zwischen Clementine und Clotilde, und als ihn Ferdinand fragend anblickte, hätte auch der feinste Beobachter nicht die kleinste Antwort auf seinem Gesichte lesen können.

Aber in aller Welt, was führt Dich denn wieder hierher? fragte ihn der Graf.

Laune, Unbeständigkeit — vielleicht gar die Ahnung, hier den Herrn von Wallwitz zu finden. Der Kutscher war gefällig, er hielt, kehrte um, und hier bin ich.

Aber, wie ich sehe, nur allein! sagte Frau von Kolb. Ihr Herr Sohn erzeigt uns immer noch nicht die Ehre, aus seinem Incognito hervorzutreten; er muß wichtige, geheime Dinge hier zu verhandeln haben.

O, meine Gnädigste! unterbrach der Baron den Fluß ihrer Rede: ich bin diesmal auch nicht wenig aufgebracht auf ihn. Er ist ein Vaurien, der einen so nachsichtigen Vater als ich bin, gar nicht verdient, vielweniger eine so liebenswürdige Braut, wie hier unsere schöne Comtesse. Finden Sie es nicht auch sehr indiscret von ihm, Herr von Wallwitz? sagte er nun, sich zu Ferdinanden wendend: daß der Unverschämte nun schon seit acht Tagen hier ist, ohne seine Aufwartung in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters zu machen? Reden Sie frei, sagen Sie Ihre Meinung unverholen, geniren Sie sich nicht!

Es ist abscheulich, unverzeihlich! antwortete Ferdinand, ohne die mindeste Verlegenheit zu zeigen: er verdient Ihren ganzen Zorn.

Und welche Strafe dictiren Sie ihm?

Daß er das Körbchen, welches seine liebliche Braut ihm gewiß reichen wird, demüthig annehme und damit vor fremde Thüren betteln gehe.

Sie hören es, meine schönen Damen! rief der Baron, dem die Begebenheit immer pikanter wurde: und würde Eine von Ihnen diesem verstoßenen Bettler wohl die kleinste Gabe reichen?

Gewiß keine! sagte Helene.

Und Sie, Frau Gräfin?

Ich gäb' ihm nicht einmal ein Helfgott!

Und Fräulein Clementine?

Ich gäb' ihm einen Zehrpfennig zur weiteren Reise!

Und er würde diesen Zehrpfennig als Amulet an seinem Herzen

tragen! rief Ferdinand sich vergessend. Alle sahen ihn verwundert an. Ja, meine Gnädige, das würde der Arme! fuhr er einlenkend fort: Alles verstieß ihn, seine Braut gab ihm den Korb, Niemand, selbst nicht meine liebe, gutmüthige Schwägerin reichte ihm eine Gabe; nur Fräulein Clementine giebt dem armen Verlassenen einen tröstenden Zehrpfennig, der ihm zu der weiten Reise des Lebens wohlthun soll; muß er diese Gabe nicht hochschätzen, nicht an seinem Herzen bewahren?

Bravo! Bravissimo! rief der Baron aus. Gesprochen, als hört' ich meinen Sohn, mein Ebenbild! — Und was würden Sie sagen, fragte er nun die hocherröthende Clementine: wenn er oder der Herr von Wallwitz nun hier diese Gabe an sein Herz drückte und Ihnen in das große, schöne, himmelblaue Muttergottesauge sähe?

Hebe Dich weg, Satan, und plage mich nimmermehr! rief sie scherzend aus und belachte ihren eigenen Einfall. Sie wollte aber wohl nur ihre Verlegenheit weglachen, in die sie des Pseudo-Wallwitz Feuerworte versetzt hatten.

Das Gespräch drehte sich nun hin und her. Ferdinand fand Gelegenheit, sich Clementinen zu nähern. Ich danke Ihnen nochmals im Namen meines Freundes für ihr Mitleid; vielleicht ist ihm der Zehrpfennig tausendfacher Ersatz für den Korb — und noch ehe sie eine Antwort auf diese sonderbare Rede finden konnte, entfernte er sich. Doch so schnell als möglich folgte ihm der durch diesen Aufbruch sonderbar beunruhigte Baron, und kaum sah er sich mit ihm auf der Treppe allein, so rief er hinter ihm: he! holla! Bursche! Nicht so geschwind! Nur nicht noch einmal echappirt! — Hier herein vor Gericht! Er öffnete sein Zimmer, nöthigte höflichst Ferdinand hinein und schloß die Thüre ab.

Nun, Windbeutel? sagte der Vater, wollte einen barschen, ernsten Ton annehmen, und sah so kalt und verdrießlich als es ihm nur möglich war den lächelnd dastehenden Ferdinand an: nun, was soll die Maskerade wieder sagen?

Daß ich Ihr würdiger Sohn bin! entgegnete dieser gelassen.

Mein würdiger Sohn?

Ja, lieber Vater! Könnt' ich wohl ritterlicher, galanter, mithin mehr in Ihrem Geiste handeln, als indem ich meiner aufgedrungenen Braut einen Mann zusende, der sie liebt, da ich auch nicht das Mindeste für sie fühle? Kann ich wohl zarter gegen die Erwählte meines Herzens handeln, als wenn ich mich ihr incognito nahe? Denn schon der Name Ihres Sohnes ist eine Anweisung, die jede Dame honorirt.

Und meine Promenaden nach Aachen und Frankfurt?

Waren zu meinem Plan nothwendig und für ihre Gesundheit nützlich. Das Sitzen in Pyrmont wäre für Ihren Körper lange nicht so zuträglich

gewesen als die Reisen, und ich gestehe, da ich Ihnen noch nie Kummer und Sorgen gemacht hatte, wollt' ich Sie auch einmal ein wenig ängstigen.

Charmant! charmant! rief der Baron heftig, dem doch diesmal die Kühnheit des geliebten Sohnes etwas zu stark zu sein schien: Nun, fahre fort! fahre fort! —

Ich bin zu Ende und bitte nur noch meinen gütigen Vater, nicht böse auf mich zu sein. Der Sklave sucht seine Ketten abzuschütteln, kann man ihm dies verdenken? und der Jüngling schüttelt die Ehestandsketten ab, die man ihm anlegen will; kann man es ihm verargen, daß er es thut, wenn es noch Zeit ist?

Aber, sagte nun der Baron in gemäßigterem Tone: die Gräfin ist doch liebenswürdig, schön und die reichste Partie im Lande.

Alles wahr, lieber Vater; aber ich sollte sie heirathen, dies war schon genug, um sie nicht zu wollen; und ist meine Ahnung nicht gegründet gewesen, daß wir nicht für einander passen würden? Sehen Sie, wie sie den ernsten, bescheidenen, soliden Wallwitz liebt, und der ist doch so ganz das Gegenbild von mir. Nie wäre aus unserer Ehe etwas Kluges geworden. Was hätten Sie nun lieber gesehen, mein bester, gütigster Vater, daß ich mir vielleicht einen anständigen Korb geholt hätte, oder daß ich einen galanten ausgetheilt und mit einem genialen Streich den Knoten gelös't habe?

Na! sagte der Alte und reichte ihm die Hand zum Zeichen der Versöhnung: genial war der Anfang, aber wie soll es enden?

Als Lustspiel, um Gottes willen nicht ernst; Wallwitz heirathet Clotilde, Constanze den Assessor, Blankenberg Helene, und ich —

Wohl gar die Gräfin Emilie; denn dieser scheinest Du sehr die Cour zu machen!

Mit nichten; denn es wäre ja unmöglich — ich? — ich heirathe gar nicht!

So? sagte der Baron lächelnd: mein guter Sohn, Du kannst Deinen nur allzu zärtlichen Vater wohl nach Pyrmont, nach Aachen und Frankfurt schicken; aber blind wirst Du ihn schwerlich machen.

Blind? unterbrach ihn Ferdinand verwundert.

Ja, blind und taub! fuhr der Vater fort: glaubst Du, ich wäre taub für Deine unvorsichtigen Exclamationen gewesen, die Dich verrathen mußten? Glaubst Du, ich habe die Röthe nicht gesehen, die Clementinens Gesicht überzog, als Du ihren Zehrpfennig als Amulet an Dein Herz drücken wolltest?

Mein Vater! sagte Ferdinand gerührt.

Na, Friede und Versöhnung! Ich habe gegen das Mädel nichts. Es ist hübsch, hat Anstand, Tournüre, den feinen Ton, den man jetzt so oft vermißt. Daß es kein Vermögen hat, schadet nichts — hast Du doch genug.

Gütigster, bester Vater! rief Ferdinand und fiel ihm um den Hals.

Halt! halt! schrie dieser laut auf: so weit sind wir noch nicht. Mit dem Vater wärest Du fertig. Wie stehst Du aber mit Clementinen?

Ich hoffe, gut.

Die Hoffnung trügt bisweilen die eitlen Herrchen. Hast Du mit ihr darüber gesprochen?

Ihr Blick, der Ton ihrer Stimme —

Da haben wir es! als ob noch kein eitler Narr an diesem Köder gefangen worden wäre. Da weiß ich es besser. Clementine ist mit ihrem Cousin, dem Herrn von Thalheim versprochen. Familienverhältnisse nöthigen bis jetzt noch, die Verbindung geheim zu halten. Ich hoffe auch, Du wirst mich nicht compromittiren, und Dir nichts davon merken lassen, da es dem Grafen sehr unangenehm sein würde, weil er mir dies unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat. Ich glaubte aber, Dich von diesen Verhältnissen unterrichten zu müssen, damit Du Deine unnützen Bewerbungen einstellst, da ich sicher weiß, daß Clementine ihren Cousin unaussprechlich liebt.

Ich! rief Ferdinand aus: ich sollte mich von einem solchen Hinderniß abhalten lassen, den Kampf zu wagen? Nein, Vater, dann wär' ich Ihr Sohn nicht! Der Alte lächelte. Doch als Ferdinand sich nach einigem Nachdenken plötzlich entfernen wollte, hielt er ihn auf. Höre! sagte er ganz gelassen: keine Uebereilung — vielleicht — ich habe einen Plan. Geh' zu dem Herrn von Wallwitz und suche ihn zu bereden, daß er nur auf zwei Tage noch seine Rolle fortspiele. Er muß noch als mein Sohn und Du als Herr von Wallwitz auftreten. — Adieu! morgen früh erwarte ich Dich bei den Damen! — Ferdinand ging, Unruhe und Eifersucht im Herzen; der alte Herr aber freute sich innig, an seinem Sohne eine kleine Revange genommen und ihn in wohlverdiente Unruhe gesetzt zu haben.

Der Baron trat wieder zur Gesellschaft, wo das verlegene Betragen des Pseudo-Wallwitz, als der Baron vorhin plötzlich erschienen, allgemein aufgefallen war. Er mußte jetzt ein scharfes Examen aushalten; doch spielte er den Unbefangenen meisterhaft und versicherte, den jungen Mann früher gar nicht gekannt zu haben. Der Graf befreite ihn aber bald aus den Händen der Inquisitoren; er bat, ihm auf sein Zimmer zu folgen, wo er ihn allein zu sprechen wünsche. Kaum dort angelangt, so hob er leise auftretend an, das Verhältniß des Herrn von Wallwitz und seiner Gemahlin zu berühren, doch immer nur so, daß der Baron wohl sah, es sei dies nicht das Hauptziel der Unterredung. Er fühlte recht gut, daß die langen Pausen, welche hier und da eintraten, Aufforderungen waren, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben; doch er rührte sich nicht und überließ es schadenfroh dem Grafen. Endlich war dieser doch ge-

zwungen, den Namen Clementine auszusprechen und sich über den Herrn von Wallwitz zu beschweren, welcher diesem reizenden, unschuldvollen, liebenswürdigen Mädchen auf eine Art den Hof mache, die deutlich zeige, daß er es blos thue, um sich die Zeit zu vertreiben; denn wenn er solide Absichten hegte —

So hättest Du gewiß nichts dawider? fiel ihm der Baron in die Rede.

Nein, nein! sagte der Graf verlegen: obgleich —

Nun, ich wüßte doch nicht, unterbrach ihn nochmals der Baron: was Du dagegen einwenden könntest. Rang, Reichthum, äußere Vorzüge sind sein Erbtheil, und ich würde an Deiner Stelle mit Freuden die Gelegenheit zur Versorgung des armen Mädchens ergreifen. — Der Graf wurde verdrießlich. Er hatte von seinem Freunde einen Rath, der in seine frivolen Ansichten einging, erwartet und er fand gerade das Gegentheil. Ja, sagte er endlich nach einer langen Pause, während welcher ihn der Baron triumphirend anblickte: wenn er sie wirklich liebte.

Liebt ihn denn das Mädchen? fragte der Baron.

Das ist es eben, was mir Sorge macht. Ich glaube, ja! — Ich muß es Dir nur gestehen — sie liebt ihn — ich habe sie beobachtet — es ist ja meine Pflicht — sie liebt ihn von Herzen; deshalb sucht sie ihr Gefühl zu verbergen, nnd es tritt doch bei jeder Gelegenheit offen hervor. Du weißt, welchen Tact ich für dergleichen habe, und wie oft mein Scharfblick richtiger sieht als der Deinige.

Hm! meinte der Baron: nur dieses Mal bist Du blind.

Ich blind? rief der Graf. Wollte Gott, Du hättest Recht!

So? sagte der Baron, und dehnte diese kurze Sylbe, bedeutsam lächelnd: nun erst seh ich klar. Armer alter Herr, Du bist verliebt! Die Liebe macht blind, ergo —

Hör' auf mit Deinem Witz! unterbrach ihn der Graf sehr verdrießlich: wo ich mich irre, triffst Du den Weg sicher nicht.

Du irrst! rief pathetisch der Baron. Ein spöttisches Lächeln, ein mitleidiges Achselzucken war die Antwort: Du glaubst, Herr von Wallwitz liebe Clementine? — fehlgeschossen. Sag' mir nur, alter Freund, wo hast Du Deine Augen? Da hab' ich einen sicherern Faden in meiner Hand, da sieht mein Auge schärfer. Nun freilich meine Erfahrung in diesem Punkt! Der Irrthum ist Dir zu verzeihen!

Das hieß den armen Grafen auf seinem empfindlichsten Fleck verwunden. Wie? rief er heftig: meine Erfahrungen, mein Savoir faire, die Routine auf dem Tummelplatz der Coquetterie, die unzähligen Abenteuer, welche ich ehrenvoll bestand — Alles dies sollte die Paar Jahre nicht aufwiegen, welche Du älter bist als ich!

Nun, prahle so viel Du willst, unterbrach ihn der Baron: diesmal übertrifft der Schüler seinen Meister. Herr von Wallwitz liebt Deine Tochter!

Bist Du rasend? rief der Graf: während des Augenblicks, daß sie sich vorhin sahen, haben sie kein Wort zusammen gesprochen; immer saß der Unausstehliche neben Clementinen.

Und ich, entgegnete der Baron mit anmaßender Zuversicht: habe in dem kurzen Augenblick genug gesehen, um meinen Satz zu behaupten.

Höre, Brüderchen! sagte nun der Graf und fühlte an des Barons Stirn: ich fürchte, hier ist es nicht richtig.

Laß meinen Kopf in Ruh und sorge nur für Dein Herz, antwortete dieser. Bist Du aber Deiner Sache so gewiß, wie ich der meinigen, so wird unser Disputiren nichts entscheiden. Laß uns wetten!

So hoch Du willst!

Aber in aller Form; denn Du hast meine Eitelkeit zu sehr gereizt, um nicht eine glänzende Genugthuung verlangen zu können. Darum höre! Ich behaupte: der Herr von Wallwitz, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Sonnenburg, Schwager der schönen Wittwe Helene von Wallwitz, liebt Fräulein Clementine nicht im Geringsten, und macht ihr so wenig die Cour, wie Deiner Frau Gemahlin, sondern liebt Deine Tochter —

Daran ist kein Wort wahr! unterbrach ihn der Graf.

Gut! fuhr der Baron fort: ist dem nicht so, so verliere ich 1000 Louisd'or, die ich deponiren werde.

Ich setze die gleiche Summe dagegen! rief der Graf hitzig.

Mit nichten! unterbrach ihn der Baron; Du zahlst, im Fall daß Du verlierst, nur die Hälfte, verweigerst aber dem Herrn von Wallwitz die ersehnte Hand Deiner Tochter nicht.

Höre, mein guter Liebenstein, Deine Wette wird mir bedenklich! sagte nun der Graf nach einigem Sinnen: ehe ich einschlage, muß ich mir ein Stündchen Bedenkzeit ausbitten; beträf' es blos Geld, würd' ich keinen Augenblick zaudern, so aber betrifft es mein Kind, und mir fällt es auf, daß Du Dich so für den Herrn von Wallwitz interessirst. Verzeihe daher, daß ich Dich einen Augenblick allein lasse.

Den ich benutzen werde, den Notarius holen zu lassen; denn in gehöriger Form muß unsere Wette abgefaßt werden; 1000 Louisd'or sind keine Kleinigkeit. Doch, mein guter Bruder, Dein Zögern zeigt mir, wie wenig Vertrauen Dein Savoir faire, Deine Routine und Deine unzähligen Abenteuer Dir geben. Du würdest sonst —

Der Graf eilte, ohne das Ende dieser Rede abzuwarten, hinaus. Der Baron schellte und schickte nach einem Notar.

Der Graf war schlauer Natur. In früherer Zeit hatte er schon zu oft den gutmüthigen Baron überlistet und immer ein gewisses Uebergewicht über ihn ausgeübt. Seine Eitelkeit war daher äußerst gereizt, da der Baron so bestimmt und fast höhnisch jetzt widersprach und zur Wette aufforderte. Aber bei alledem war das Object so bedeutend, welches auf dem

Spiele stand, und so sehr er auch zu verlieren wünschte, so war ihm doch das Opfer, welches er dafür bringen sollte, zu groß und er sah sich fast in der peinlichen Lage, auf jeden Fall verlieren zu müssen. Deshalb wollte er ganz sicher gehen, und eilte zur Tante, um von dieser noch bestimmtere Nachrichten einzuholen. Diese versicherte ihm aber, daß seine Tochter den Baron Liebenstein liebe, daß sie selbst gestern noch einen Brief von ihm erhalten habe, und so weit sie die Nichte kenne, hätte diese zu viel Charactersestigkeit, um von der einmal gefaßten Neigung sich abbringen zu lassen. Nun war der Graf beruhigt; er kehrte zurück und fügte nur noch die Bedingung hinzu, daß seine Tochter freiwillig in die Verbindung mit Herrn von Wallwitz einwilligen müsse. Der Baron war dies zufrieden; der Notar erschien und in bester Form wurde die Schrift aufgesetzt, unterschrieben und vidimirt.

In einer Weinlaube, welche die kleine englische Partie des Gartens schloß, saßen Gräfin Emilie und Clementine schweigend neben einander. Clementinens Arbeit ruhte in ihrem Schoß, Emiliens Buch lag aufgeschlagen an ihrer Seite. Beide hatten sich etwas zu sagen, keine wollte beginnen; auf Emiliens Gesicht drückte sich Schmerz, auf Clementinens die Hoffnung aus. Endlich, nachdem die Gräfin ihre Freundin lange und schweigend angesehen hattte, und diese, es wohl bemerkend, nicht aufzublicken wagte, sagte Emilie rasch, doch traurig: Du liebst, Clementine! Diese schwieg, nicht ein Seufzer, nicht ein lautes Athmen unterbrach die schwüle Stille. Clementine, warum willst Du mir, Deiner Freundin, verbergen, daß Du ihn liebst? Clementine drückte ihr die Hand. Warum, fuhr die Gräfin stockend fort: warum es verbergen wollen? Glaubst Du, Du träfest mein Herz mit dieser Kunde? Gute Seele, das hat am Traualtar seine Wünsche und Sehnsucht niedergelegt und sie seiner Pflicht geopfert. Sprich, sei wahr! Clementine fiel ihr um den Hals und weinte laut schluchzend. — Nicht so, mein gutes Mädchen! rief sie nun: trübe den Himmel Deiner Liebe nicht mit Deinem Schmerz um mich; der Funke, den Du mir stahlst, wäre für mich nur zum Blitz geworden, der in meinem Herzen gezündet und es zermalmet hätte.

Emilie! begann nun Clementine und trat wehmuthvoll vor sie: ich habe gekämpft, aber vergebens; die erste Liebe ist zu mächtig, um nicht gegen die Vernunft, gegen die Schwesterliebe den Sieg zu gewinnen. — Vergieb! — da öffnete sich mein Herz seinem Bilde.

Und fürchtest Du seinen Wankelmuth nicht? unterbrach sie die Gräfin schnell.

Die Liebe fürchtet nicht, meine Emilie, sie hofft nur.

Und weiß er es, daß Du ihn liebst?

Mein Mund schwieg, mein Auge verrieth das Herz.

Und bist Du seiner Gegenliebe gewiß?

Trügt die Ahnung nicht, erwiderte Clementine: lügt nicht die innere Stimme —

Sie lügt nicht! rief der hervorstürzende Ferdinand, den die Unruhe über des Vaters Nachricht schon früh nach dem Garten getrieben und in die Laube geführt hatte. Sie lügt nicht, die Ahnung! rief er, zu Clementinens Füßen sinkend.

Clementine und die Gräfin standen erschrocken vor ihm.

Und Ihnen, holde, englische Frau, fuhr er fort, sich zur Gräfin wendend: wie kann ich Ihnen genug danken? Sie lös'ten die Bande, welche die Lippe der Jungfrau schlossen, Sie reichten mir die Hoffnung, der ich nur zagend entgegen sah.

Und reiche Ihnen das Bessere noch, als die trügerische Göttin! erwiderte die Gräfin, Clementinens Hand ergreifend und sie in die seine legend: ich reiche Ihnen die Liebe!

Und meine Clementine? bat nun Ferdinand, dem des Vaters Worte in diesem Augenblick vorschwebten. Sie liebt mich wirklich und der Cousin Thalheim?

Cousin Thalheim? fragte die Gräfin verwundert: den Vetter kenn' ich nicht, was soll der? In diesem Augenblick trat der alte Baron in die Laube und brachte die frohe Nachricht, daß endlich sein Sohn angekommen sei, und wünsche, das Glück zu haben, der Frau vom Hause seine Aufwartung zu machen. Sie sollten ihn nur sehen, fuhr er fort: einen so bescheidenen, liebenswürdigen, aber kecken Jüngling sahen Sie noch nie; ich glaube, er hat in diesem Augenblick schon ein Herz erobert. Sie können mir gratuliren!

Nun, da müssen wir wohl ins Haus zurück, um dies Wunder der Natur zu sehen, sagte die Gräfin mit einem Lächeln, daß ihre Verlegenheit verbergen mußte. Sie bot dem Baron den Arm, Ferdinand und Clementine folgten von fern. Bei diesem kurzen Gange kam der Cousin Thalheim wieder zur Sprache und Ferdinand merkte nun wohl, daß der alte Herr ihn dieses Mal auch ein wenig auf Reisen geschickt hatte.

Herr von Wallwitz wurde der Gräfin als Baron Liebenstein vorgestellt. Es war wohl ganz natürlich, daß die Verhältnisse den bescheidenen Mann zum verlegenen machen mußten; er nahte sich Clotilden nur zagend, die ihn jedoch herzlich und offen empfing und von ihrer Neigung kein Geheimniß machen zu wollen schien. Auch war der Pseudo-Wallwitz von Clementinen unzertrennlich, und in ihren Augen las man nun deutlich, was in ihrem Herzen vorging, so daß der Graf nun wohl mit innerem Unmuth sehen konnte: er habe seine Wette gewonnen, Clementine aber verloren. Noch kämpften die 1000 Louisd'or gegen die Eitelkeit, als man zur Tafel ging, wobei sich denn Alles freundlich paarte. Der Baron führte die Gräfin, der Graf die Tante, Wallwitz Clotilde, Ferdinand

Clementine, der Graf Blankenberg Helene; nur die arme Constanze ging schweigend, doch mit ihrem Lose zufrieden, allein hinter den Gepaarten; denn ein Bedienter hatte ihr eben einen Brief des Assessors überbracht, der ihr die frohe Nachricht gab, daß ihr Geliebter zum Rath ernannt und nun kein Hinderniß ihrer Verbindung im Wege sei. Helenen wurde der Brief heimlich mitgetheilt, und als am Ende der Mahlzeit der alte Baron, ein Glas mit Champagner in der Hand, ein lautes: Was wir lieben! ausbrachte, konnte Helene ihre Freude nicht länger in sich verschließen, und sie trank die Gesundheit des glücklichen Brautpaares. Was wohl bei dieser Gesundheit Clotilde und Wallwitz, Ferdinand und Clementine und selbst Helene und der Graf Blankenberg empfinden mußten? — Als die Gläser geleert waren, wollte der Graf Wildensee noch eine Flasche öffnen lassen; doch der Baron rief: Halt! diese versparen wir bis hernach; Du wirst erlauben, lieber Bruder, daß sie mit neun Gläsern in das Wohnzimmer gesetzt, mir zur Disposition überlassen wird. Der Graf sah ihn verwundert an. Es betrifft die Wette!

Nun dann, sagte der Graf: für 1000 Louisd'or eine Bouteille Champagner, das kann ich mir wohl gefallen lassen.

Man stand auf. Der Caffee wurde getrunken, die Gesellschaft ging in den Garten, Alles gruppirte sich, wie bei Tafel. Der Graf machte seine Gemahlin mit der sonderbaren Wette bekannt, die ihm aber die zweideutige Frage that: ob er sie zu gewinnen oder zu verlieren wünsche? Der Graf wurde verlegen. Sie werden auf jeden Fall bei dieser Wette gewinnen, sagte sie endlich: beruhigen Sie sich nur. Aber dies: Beruhigen Sie sich nur und der sarkastische Ton, mit dem sie dies sagte, beunruhigte ihn nur noch mehr. Wie auf der Folter stand er daher am Abend, als der Baron einen kleinen Tisch mit den Flaschen und Gläsern zum Theetisch rückte und die Gläser vollschenkte. Möge auch der Wein verrauchen, sagte er ernst: verraucht nur die Liebe nicht, auf deren Gesundheit diese Gläser geleert werden sollen! Nehmen Sie, meine Herren und Damen! setzte er freundlich hinzu und bot Jedem ein Glas. Alle Einwendungen halfen nichts, nicht der Einwurf der Damen, daß es ja nicht schicklich sei, während des Thee's Wein zu trinken; sie mußten ihr Glas nehmen und er hob nun an: Mit diesem einem Glas Champagner wollen wir die Gesundheit zwei so glücklicher Paare, vielleicht auch des dritten, trinken, wenn nemlich unsere schöne Helene es erlaubt. Ich bitte daher, die Gläser in die Hand zu nehmen. Alle thaten es zitternd und erwartungvoll; nur der Baron und Constanze ergriffen es mit sicherer Hand. — Die Gesundheit der Gräfin Clotilde und ihres geliebten Bräutigams, des Herrn von Wallwitz!

Halt! rief der Graf. —

Ich muß bitten! sagte Gräfin Clotilde ernst.

Und ich! hob nun der Graf mit Stentorstimme an: muß bitten, mich ausreden zu lassen. Also die Gesundheit der Gräfin Clotilde und des Herrn von Wallwitz! Die Gesundheit des Fräulein Clementine von Seedorf und ihres geliebten Bräutigams, Ferdinand von Liebenstein!

Herr Baron! sagte Clementine, mit Würde ihm entgegentretend: Ihr Herr Sohn —

Bitte ganz gehorsamst, unterbrach sie der überglückliche alte Herr: ich habe noch nicht geendet. Also Gräfin Clotilde und Herr von Wallwitz! Fräulein Clementine und mein Taugenichts! Und wenn es die schöne Helene erlaubt, Frau von Wallwitz und Graf Blankenberg! — Helene schlug die Augen nieder und schwieg. — Sonderbar! rief der alte Baron: hier allein unterbricht mich kein Einwurf? Alle sahen sich staunend an. Endlich trat Clotilde aus dem Kreise, und sagte mit Ernst, doch nicht ohne Verlegenheit: Sie wollen vielleicht durch diesen Scherz ein Verhältniß ordnen, dessen Gestaltung Sie als Vater wünschen; ich glaube nicht kindlicher Ihren Wünschen entgegen kommen zu können, als wenn ich Ihre väterliche Hand küsse!

Danke für die Ehre! rief der Baron: sie gebührt mir nicht.

Die 1000 Louisd'or sind verloren, mein guter Baron! sagte die Gräfin. Mein Mann bestimmt sie zu Clotildens Aussteuer.

Muß mir dies unterthänigst verbitten! unterbrach sie der Baron: ich brauche mein Geld für meines Sohnes Einrichtung und für Fräulein Clementine.

Herr Baron! sagte diese empfindlich: Sie erzeigen mir viel Ehre; doch muß ich, um Mißverständnisse zu heben, Ihnen allerseits declariren, daß ich seit heute früh die Braut des Herrn von Wallwitz bin!

Und ich, sagte Clotilde: mit Erlaubniß meines Vaters die Braut des Baron Liebenstein! Hoffentlich werden Sie nichts dagegen einzuwenden haben, Herr Baron.

O viel, sehr viel! sagte der alte Herr im vollen Lachen: wollen Sie denn wirklich meinem Sohne die Hand reichen?

Nur ihm! sagte Clotilde fest und bestimmt.

Und Sie, mein Fräulein, sagte er, sich zu Clementinen wendend: wollen Sie meinen Sohn Ihrer Freundin abtreten und dafür den Herrn von Wallwitz von mir annehmen? —

Sehr gern? erwiderte diese.

Nun, meine Herren, so bitte ich, die Plätze zu wechseln! sagte er lächelnd, indem er seinen Sohn zu Clotilden, den Herrn von Wallwitz zu Clementinen führte.

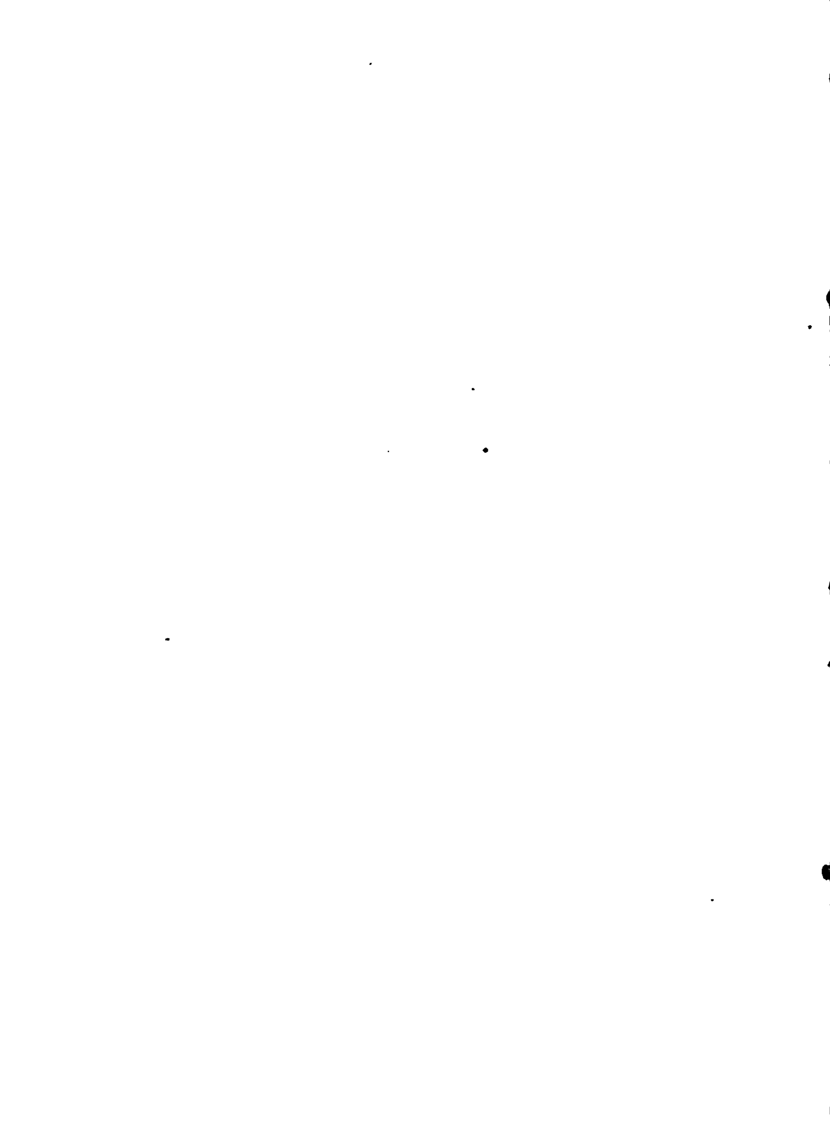
Was ist das nun einmal wieder für eine Thorheit! rief der Graf, den Clementinens Erklärung schon zu heftigem Ausbruch gereizt haben würde, hätten ihn die ernsten Worte seiner Gemahlin nicht zurückgehalten.

Dies, fuhr der Baron ganz kaltblütig fort, auf Ferdinand zeigend: ist mein wohlgerathener Sohn, und dies — der Herr von Wallwitz. Die Damen haben nun zu wählen. Aber die Herren warteten die Wahl nicht ab; ein jeder trat auf den vorigen Platz, und flehte mit einer reuigen Armensündermiene die Geliebte um Vergebung.

Die Namen thun wohl nichts zur Sache, fuhr der Baron fort: deshalb ertheilen Sie nur Pardon, meine schönen Damen, und auch Sie, Frau von Wallwitz, beglücken Sie Ihren Gefangenen, der zagend, jedoch nicht hoffnunglos, an ihrer Seite steht. Uebrigens, sagte er, sich zu dem Grafen wendend: habe ich meine Wette gewonnen. Dies Papier gibt der Gräfin Clotilde freie Disposition über ihre Hand und mir über die verlornen 500 Louisd'or, die ich hiermit zu einem brillanteu Hochzeitfest bestimme.

Der Graf verbiß seinen dreifachen Aerger, denn die Gräfin und die Tante nahmen den Herrn von Wallwitz in Schutz, und über Clementinens Hand hatte er nicht zu gebieten, und da die Damen ihren Geliebten Verzeihung angedeihen ließen und selbst Helene ihrem Paris die niedliche Hand reichte, so war Alles glücklich geordnet. — Mon ami! sagte nun der Baron zum Grafen, ihn bei Seite führend: das Savoir faire, die Routine auf dem Tummelplatze der Coquetterie, die eigene Erfahrung nützen zu nichts; sobald man selbst eine Rolle im Stücke spielt, kann man nur schlecht die Schauspieler beurtheilen. Merke Dir das, schlage Chamade, und bekenne, daß diesmal der Schüler seinen Meister übertraf.

Biondina.



Am 16. Junius des 1550sten Jahres hallten die Glocken feierlich von den Thürmen Neapels, die Frommen zum Feste der Madonna di Monte Carmelo zu rufen. Alt und Jung strömte festlich geschmückt durch die Gassen, wo alle Balkone mit köstlichen Teppichen behangen waren, und unzählige Blumengewinde, vom sanften Westwinde geschaukelt, die süßesten Düfte verbreiteten. Man hätte glauben sollen, die Königin des Landes ziehe heute in Neapels Mauern ein; aber Neapel sah seine Königin nicht. Im finstern Madrid, von der Etikette in den Palast des Prado verschlossen, hatte sie das schöne Land noch nicht begrüßt. Einer größeren Königin, der Königin des Himmels galt das Fest.

In keinem Lande wurden die Feste der Heiligen mit so vieler sinnlichen Pracht gefeiert als in jener Zeit zu Neapel; nicht allein religiöser Pomp verherrlichte sie, auch was der frohe, lebenslustige, so gern die Freude in Alles verflechtende Sinn der Neapolitaner erdenken konnte, das Fest anziehender, sinnlicher zu machen, führte er aus. Es schien, als ob hier die alten heidnischen Gebräuche in dem Kultus der christlichen Religion nicht ganz untergegangen wären, denn Alles, was unmittelbaren Theil an der Ceremonie nahm, so wie alle Jünglinge und Mädchen, welche in dichten Reihen folgten oder zuschauend sich drängten, waren in weiße Gewänder gekleidet, und durch ihre Locken flochten sich Kränze von manchfaltigen Blumen.

In und vor der Kirche Santa Maria del Carmine versammelten sich Vornehme und Geringe, der Herzog wie die Lazaroni, um der Prozession durch die Straßen zu folgen. Die Geistlichkeit, in prachtvollem Ornate, erwartete am Thore die Ankunft des Vicekönigs, der trotz der unumschränkten Macht, welche er hier gleich einem souverainen Fürsten übte, es nicht hätte wagen dürfen, sich diesem Feste zu entziehen. Die Gesandten einiger Höfe, eben mit ihrem glänzenden Gefolge in Neapel versammelt, waren schon in der Kapelle gegenwärtig, und hinter dem Hochaltare standen die Jünglinge aus den ersten Häusern in ihren weißen Gewändern, mit Blumenkränzen das Haar geziert und erwarteten mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo sie die mit Juwelen und Stoffen herrlich geschmückte Madonna, welche ein Thronhimmel gegen Sturm und Wetter schützte, auf ihre Schultern

nehmen, und so mit der heiligen Bürde durch die Straßen Neapels ziehen könnten.

Der Vicekönig Don Pedro de Toledo ließ lange auf sich warten, und der jugendliche Herzog von Nemours, dieser Liebling der Frauen, sagte spöttelnd zu dem französischen Gesandten, dem Marschall von Bouillon, dessen Gefolge er sich angeschlossen hatte: Wahrlich, ich finde den Vicekönig sehr ungalant, eine Dame so lange auf sich warten zu lassen. Dieser Schuld bin ich mir noch nie bewußt.

Ich glaube es wohl, antwortete ihm der Marschall: doch Eure Ungeduld wird nicht länger auf die Probe gestellt werden, ich höre schon die Trommeln rasseln, der Erzbischof bereitet sich zum Empfange; seht, da ziehen sie in schönster Ordnung einher.

Aber den Herzog kümmerten die geistlichen Herren wenig. Er blickte in der Kirche umher, und wo er ein freundliches bekränztes Mädchen sah, und Neapel hatte deren nicht wenige, da war sein Auge, doch nur auf Augenblicke gefesselt, denn immer zog ihn eine neue Schönheit wieder ab.

Jetzt, nachdem der Vicekönig vor dem Altare der heiligen Mutter ein kurzes Gebet verrichtet, begann der Gesang der Chorknaben, die, paarweise geordnet, dem Zuge mit ihren brennenden Wachskerzen voranleuchteten, als ob die herrliche unbewölkte Sonne, welche ihre glühenden Strahlen über die belebte Stadt sandte, dieser erbärmlichen Funken bedurft hätte, den Tag zu erleuchten. Den Knaben folgten die braunbekutteten Bettelmönche, und ihre geistlichen Feinde, die Dominikaner; dann der Erzbischof mit seinem Klerus, und endlich die Mutter Gottes, welche Tausende aus der Ferne begrüßten und bei ihrem Namen, die Blumen zu ihren Füßen streuend, anbetend niederknieten. Sie schien von ihrem Throne freundlich herabzulächeln und mit der Würde einer Königin die ihr schuldige Anbetung anzunehmen. Die jugendlichen Träger, nicht wenig eitel über die Ehre, die ihnen heute ward, suchten ihren Stolz unter Andacht und Demuth zu verbergen, und obschon sie deshalb die Augen niedergeschlagen hatten, lugten sie doch verstohlen nach den holden knieenden Mädchen, die oft die Blumen, welche den Weg der Madonna zieren sollten, unter lautem Gebete und Bekreuzen einem der Träger zuwarfen.

Der Madonna und ihren Dienern folgten die schwarzbekutteten Augustiner und Benediktiner, diese wohlgenährten, wohl dotirten Söhne der Armuth; dann schritt der Vicekönig, von seinem Gefolge und den riesenhaften Hellebardieren umgeben, mit spanischer Grandezza einher, die fremden Gesandten schlossen sich nach Rang und Stand dicht an ihn an; die Edlen des Landes folgten, selbst edle Frauen mischten sich, in ihre Schleier gehüllt, unter den Zug, und Alt und Jung folgte mit Gesang und Gebet in ungeordneten Haufen.

Schöner aber als alle verschleierte Damen und die rosenbekränzten Mädchen mit ihren gefüllten Blumenkörben, die sie mit Inbrunst der Ma-

donna entgegenstreckten, glänzten die Frauen Neapels, welche mit allen Reizen der Schönheit und mit Juwelen geschmückt auf den Balkonen oder in den Fenstern standen, die Madonna an dem Feste ihrer Geburt anbetend zu begrüßen. Viele waren verschleiert, doch waren die Schleier nicht so dicht, die Schönheiten ganz zu verbergen, sie sollten vielmehr der Phantasie einen weiten Spielraum geben, das Schöne noch schöner sich auszumalen. Nur wenige hatten, wie es damals zur Erhaltung der Frische der Haut Sitte war, Masken vor, von denen der immer muntere Herzog von Nemours gegen seinen Nachbar behauptete, dies müßten nur Häßliche sein; die meisten zeigten der Madonna, oder vielmehr den Vorüberziehenden ihr Engelantlitz unverhüllt und warfen Letztere zuweilen neckend mit Blumen.

Als der Zug jetzt die prächtige Straße Toledo verlassen und über den Platz San Spirito, rechts nach dem Platze delle Pigne einbog, bemerkte der Herzog von Nemours schon aus der Ferne auf dem kleinen Balkon eines unansehnlichen Hauses eine weibliche Gestalt im einfachen, knapp anliegenden Frauengewande, deren Gesicht eine Maske verbarg. Sieh, Lignerolles, raunte er seinem Nachbar zu: dort links die herrliche Gestalt, sieh diesen schön geformten, blendend weißen Arm, diese niedliche Hand, welche jetzt den Blumenkranz erfaßt; bei Gott! fände auch hier meine Behauptung statt und verbärge jene neidische Maske ein häßliches Gesicht, so könnte mit Recht der herrliche Körper mit der Natur deshalb zürnen. Während er dies sagte, waren sie dem Balkon genaht, und indem er hinaufschaute, warf die Dame so geschickt einen Kranz von Rosen ihm zu, daß er ihn erfassen und an sein Herz drücken konnte. Als er jetzt dankend zu ihr hinaufsah, lüftete sie die Maske, zwar nur auf einen Augenblick, der jedoch hinreichend war, ihm die schönsten Augen, den lieblichsten Mund zu zeigen.

Fast hätte ihn dieser Anblick aus der Fassung gebracht, und hätte der Begleiter nicht, leise erinnernd, ihn mit sich fortgezogen, er wäre nach der Dame blickend vor dem Balkone stehen geblieben, so aber mußte er dem Zuge folgen, hatte aber noch Gegenwart des Geistes genug, sich das Haus und die Straße genau zu merken.

Als er den Blumenstrauß, so viel es der Ort und die heilige Handlung erlaubte, genauer betrachtete, sah er in dem Kelche einer duftenden Rose ein Zettelchen stecken; er nahm es sorgfältig heraus, legte es in das kleine Gebetbuch, in welches er zuweilen zu blicken schien, und statt zu beten, las er: Den Kranz duftender Rosen dem reizendsten der Männer, dem Herzoge von Nemours.

Den Herzog, diesen allgemein anerkannten Besieger weiblicher Herzen, diesen auf dem Felde der Ehre wie der Liebe so ausgezeichneten Ritter, dem ein Liebesabenteuer etwas Alltägliches war, reizte doch die Neuheit der Lage, das Kecke der Dame; zwar wollte es ihm anfangs dünken, eine lustige Dirne hätte sich hinter der Maske versteckt, ihn in ihr Garn zu locken, bald aber beruhigte ihn seine Eitelkeit hierüber, und nur die einfache Tracht der

Schönen, das kleine Häuschen, auf dessen Balkon er sie sah, ließ ihn ahnen, daß er kein glänzendes, wenn auch vielleicht ein köstliches Abenteuer zu erwarten habe.

Wie langsam schlich nun für ihn der Zug, wie viel ruhiger schaute jetzt sein Auge von Balkon zu Balkon, und als die Feierlichkeit beendet war, die Kinder der Lazaroni die gestreuten Blumen von der Straße wieder aufsuchten, sie aufzufrischen und morgen in Sträuße gebunden zu verkaufen, eilte er, jeder Einladung entsagend, das Engelbild der holden Kranzspenderin noch stets vor Augen, nach Hause.

Schon bei seinem Eintreten bemerkte der schlaue Rouvois, sein Kammerdiener, daß seinem Herrn ein neuer Stern aufgegangen sei, denn die Ungeduld malte sich auf jedem seiner Züge, und die Hast, mit welcher er ein anderes Kleid verlangte, die Eile, mit welcher er sich ankleidete und Rouvois ihm zu folgen befahl, bestätigte den Listigen in seiner Vermuthung. Als der Herzog nun ohne Gefolge, selbst ohne Diener, um sich nicht durch seine Livree zu verrathen, nur von Rouvois begleitet durch die Straßen fuhr, erzählte er dem Kammerdiener, was ihm begegnet sei, und trug ihm auf, sich genau das Haus zu merken, welches er ihm jetzt bezeichnen werde. Rouvois betrachtete es im Vorbeifahren mit einem Falkenblicke, und fest war es in sein Gedächtniß geprägt.

Schon am andern Morgen, als der Herzog aus dem Palaste Caraccioli zurückkehrte, wo er seit einiger Zeit der Dame des Hauses den Hof gemacht, brachte ihm sein treuer Kundschafter die Nachricht, daß jenes Haus von der Wittwe eines Prokurators und ihrer Tochter bewohnt werde, sie sei in ärmlichen Vermögensumständen, und lebe von einer kleinen Rente und ihrem Fleiße. — Das wäre Alles gut und in der Ordnung, fuhr er fort: und stimmte zu den Wünschen meines gnädigen Herrn, denn wo Armuth ist, sind die Thüren selten verschlossen; was Ihr mir aber von der Schönheit der Signora gesagt, muß ich, nach dem was ich gehört, fast bezweifeln. Die Tochter der Wittwe, die sich Biondina nennt, soll zwar eine schöne Gestalt und die nemliche sein, welche Euch, wie die Nachbarn es wohl bemerkt, mit Blumen geworfen hat, aber die Schönheit des Gesichts nicht zur Mitgift bekommen haben. Sie ist, wie mir allgemein versichert wurde, bleich wie der Tod, schielend, ihr Mund aufgeworfen, die Nase zu groß, und so von Blatternarben entstellt, daß jeder, der sie sieht, den herrlichen Hals bedauern muß, der solch häßlichen Kopf trägt. Für diesmal, gnädiger Herr, hat Euch Euer Kennerblick betrogen.

Der Herzog schüttelte ungläubig den Kopf. In solchen Fällen, Rouvois, sagte er lächelnd: irre ich sonst nie; sollte mich gestern mein Auge getäuscht haben? — Es war zwar nur ein flüchtiger Augenblick, während dem sie die Maske abnahm, aber hinreichend, mir ein Paar schöne Augen zu zeigen, die wahrlich nicht schielten. — Ich muß mich überzeugen.

Wie Ihr befehlt, erwiderte Rouvois. Nichts ist leichter als dies. Ver-

kleidet Euch, geht zu der alten Signora, bestellt einen Spitzenkragen oder dergleichen Arbeit, und Ihr werdet Euch bald überzeugen, daß ich Recht habe.

Schon am andern Morgen stand der Herzog vor dem Spiegel und lachte hell auf, als er sich sah. Ein Pflaster auf dem rechten Auge, ein großer herabhängender Bart, wie ihn in Italien die alten Soldaten zu tragen pflegten, ein schlichtes Reiterwams, ein langer Stoßdegen mit seinem großen eisernen Korbe, an einem breiten ledernen Gehenke, und die rothe Feder auf dem spitzen Hute mit der schmalen Krempe, gaben ihm ganz das Ansehen eines Küraßreiters von den Kriegern des nicht längst verstorbenen Marquis von Pescara, die noch jetzt den Namen des edlen Feldherrn führten. So ausgestattet, daß wohl nicht leicht Jemand den schönen Herzog von Nemours in ihm erkennen konnte, ging er nach dem Platze delle Vigne. Mit der fröhlichsten Laune trat er in das Haus der Wittwe, nachdem er vorher noch nach dem leeren Balkon geblickt und sich die liebliche Erscheinung am Madonnenfeste wieder zurückgerufen hatte. Eine alte Dienerin empfing ihn, fragte nach seinem Begehr und führte ihn bei der Wittwe ein.

Ich wünsche, Signora, begann er mit barschem Tone, und sein Auge suchte vergebens die liebliche Gestalt des Mädchens: daß Ihr einem alten Krieger einen Kragen sticken möchtet, weit, groß, mit schönen Spitzen besetzt, so daß mein Hauptmann sich dessen nicht schämen könnte, und dies Alles hübsch bald und recht wohlfeil.

Die Alte betrachtete ihn genau, als ob sie nach seinem Werthe den Werth des Kragens bestimmen wollte, dann machte sie ihn mit dem Preise bekannt, den er nach vergeblichem Handeln endlich einging. Nur Eins habe ich noch zu bedingen; sagte er: ich habe vernommen, Eure Tochter, Signora, übertreffe Euch noch an Geschicklichkeit, s i e muß mir die Arbeit machen, sonst nehme ich sie nicht.

Mir gleich! antwortete die Alte lächelnd: obwohl ich fast zürnen sollte, daß Ihr die Tochter der Mutter vorzieht. Doch es sei! Kommt morgen und überzeugt Euch selbst, daß Biondina die Arbeit für Euch fertigt.

Und könnte sie nicht gleich beginnen? fragte der Herzog, aus seiner Rolle fallend.

Herr Kürassier! drohte die Alte: Wäre mein Kind schön, so möchte ich fast glauben, es wäre Euch mehr um sie als um die Arbeit zu thun, so müßt Ihr Euch bis morgen gedulden, denn sie ist nicht zu Hause; aber morgen um diese Stunde werdet Ihr sie schon in voller Arbeit finden. — Nicht sehr mit dem Abenteuer zufrieden, kehrte der Herzog in seine Wohnung zurück.

Euer Gesicht, gnädiger Herr, sagt mir, empfing ihn Rouvois: daß ich recht berichtet worden bin; sonst kehrt Ihr von jedem Abenteuer immer

triumphirend zurück, heute kommt Ihr weder mit Lorbeer noch Myrthe gekränzt.

Ich glaube fast, Du hast mit der Dame Recht, erwiderte der Herzog, und erzählte nun dem Kammerdiener, was ihm die Mutter von der Tochter Schönheit gesagt hatte. Er war dadurch unschlüssig geworden, ob er morgen hingehen oder mit einer Dublone die Mühe der Alten bezahlen sollte. Aber einmal auf dem Wege zum Abenteuerlichen war es ihm unmöglich wieder umzukehren, ohne das Ziel erreicht zu haben. Er beschloß am andern Morgen die Wanderung von Neuem zu beginnen, und meinte, es verlohne sich schon der Mühe, die Launen der Natur zu belauschen, die oft das Schöne mit dem Häßlichen so sonderbar vereint.

Der andere Morgen fand ihn wieder in dem Hause der Wittwe. Die alte Dienerin empfing ihn wie gestern, führte ihn wieder in das nemliche Zimmer, wo er auch heute nur die Matrone fand, jedoch mit raschem Blicke ein zweites Tischchen am Fenster bemerkte, auf welchem allerlei Arbeit ausgebreitet lag.

Seht, Herr Kürassier, sagte die Alte, nachdem sie ihn freundlich begrüßt hatte: wie fleißig mein Kind schon gewesen ist. Euer Wunsch, nur von ihrer Hand die Arbeit zu haben, hat ihre Eitelkeit gespornt, sie wird Euch gewiß etwas Treffliches liefern, seht nur. — Sie zeigte nach dem Tische mit der Arbeit, er beachtete sie kaum, und fragte, über das Geschwätz der Alten ungeduldig geworden, fast zudringend: Und wo ist Eure Tochter?

Biondina! rief jetzt die Mutter zu einer Seitenthüre hinein: So komm doch, den Kriegsmann, der Deine Arbeit so hoch schätzt, zu begrüßen. — Während sie der Tochter zurief, heftete der Herzog neugierig den Blick auf die halbgeöffnete Thüre; der lieblichen Erscheinung auf dem Balkon gedenkend, sah er erwartungsvoll ihrem Eintritte entgegen. — Zög're nicht so lange! rief die Mutter noch einmal: mache den Herrn nicht ungeduldig, Dein Haar ist gut genug geordnet; komm nur, mein Kind! Dies sagend, öffnete sie die Thüre, Biondina trat herein.

Bei Gott und allen Heiligen, Rouvois ist ein Thor! rief der Herzog, das Engelgesicht des Mädchens mit Staunen betrachtend; Dies Eure Tochter, Signora?

Zu dienen, Herr! erwiderte diese: Aber was soll der Ausruf, was soll der fremde Name Rouvois, den Mann kenne ich nicht?

Glaub' es wohl, Signora, sagte der Herzog einlenkend: es ist eine üble Gewohnheit von mir, wenn mich etwas überrascht, so zu fluchen. — Verzeiht, Ihr selbst habt die Schuld. Schildert mir Euer Kind als nicht schön, und bei Gott! — er wandte sich nach dem Mädchen, das, vor dem Tischchen sitzend ihn mit durchdringendem Blicke betrachtete, schnell aber, da der seine sie traf, das Auge niederschlug. — Bei Gott, Signora, nennt Ihr Biondina nicht schön, so hat Italien Euch seinen Schönheitsinn versagt, und Ihr verdient nicht, daß der Himmel Euer Leben mit solcher

Tochter schmücke. — Die Alte lächelte; auf des Mädchens Antlitz wurden die Lilien zu Rosen, die Rosen der Wangen zu Purpur.

Betrachtet sie, fuhr der Herzog fort; seht dieses gesenkte Auge, von den langen dunklen Wimpern beschattet, wehe dem, den es zürnend, dreimal wehe dem, den es liebend anblickt, denn er verginge vor Wonne. Seht diesen Mund, schwellend die Lippen und purpurn, freundlich lächelnd und klein, so daß man nicht glauben könnte, der Liebesgott hätte Raum, sich auf diesem schwellenden Pfühle zu wiegen. Seht die Grübchen, in jedem hat sich Amor ein Hüttchen gebaut, und entladet von hier seinen Köcher. Die Locken, wie rollend in dunkler Fülle über Nacken und Schulter. — Seht —

Herr Soldat, unterbrach ihn die Alte: mir scheint, Ihr seid mehr in Meister Petrarca's als in des Marquis Pescara's Schule gegangen: mit Eurem einen Auge seht Ihr mehr als ich mit meinen beiden. Macht das Kind nicht verlegen, sie wird sonst unruhig, die Stiche werden nicht gleich, und da Ihr Euch nun überzeugt habt, daß sie die Arbeit für Euch verfertigt, so dächte ich, Ihr störtet sie nicht mehr.

Nicht im mindesten! sagte der Herzog, nahm aber ihr gegenüber Platz.

Daß das Kriegsvolk doch gleich, wo es eintritt, sich in Besitz setzt! sagte die Alte brummend: Nun, wenn Ihr fein still sein und mit Euren Schmeicheleien mein Kind nicht mehr belästigen wollt, so gönne ich Euch wohl einen Augenblick die Freude. — Sie setzte sich jetzt an ihre Arbeit, und da der Herzog im Anschauen vertieft war, herrschte eine große Stille in dem kleinen Zimmer, die jedoch bald von der alten Dienerin, welche die Signora herausrief, unterbrochen wurde.

Der Herzog war nun mit dem schönen Mädchen allein. Ihr Anblick hatte ihn so hingerissen, daß er an seine Verkleidung nicht dachte, aufsprang, ihre Hand erfaßte und sie an seine Lippen drücken wollte. Sie entzog ihm die Hand, stand auf und sagte mit Stolz: Wenn der Herzog von Nemours einem edlen Mädchen nahen will, so zeige er sich in seinem Glanze; die Natur hat ihn so ausgestattet, daß er einer Mummerei nicht bedarf.

Der Herzog, von diesen Worten überrascht, wußte im ersten Augenblicke nichts zu erwidern, doch zu gewandt, dauerte seine Verlegenheit nicht lange. Dame, sagte er scherzend: Ihr scheint einen so durchdringenden Blick zu haben als ich: ich erkannte, trotz der Maske, Eure Schönheit, und Ihr, trotz diesem Barte und der Binde über dem Auge den Herzog von Nemours, dem meine schöne Kranzspenderin wohl erlauben wird, morgen ohne Mummerei wiederzukommen, ihr meinen Dank für die Blumen zu sagen, welche mir als schwaches Vorbild der Rosen erscheinen, die ich jetzt mit immer steigender Gluth auf Euren Wangen erblicke.

Gnädiger Herr, erwiderte das Mädchen: Ihr erinnert mich jetzt an meine Thorheit, die ein neckender Dämon mir in einem Augenblicke ein-

gab, wo ich mein Herz wohl zu ernsteren Dingen hätte wenden sollen. Darf ich Euch offen gestehen, was mich zu der Unüberlegtheit vermochte, Euch mit jenem Kranze zu werfen? Ich bemerkte, daß Ihr schon aus der Ferne Euren Blick auf mich heftetet; mich machte dies verlegen, denn ich sah, wie die Nachbarn deshalb nach mir gafften; hierüber unmuthig geworden, wahrlich im Unmuthe, warf ich den Kranz nach Euch. —

Und der Zettel, den ich daran befestigt fand? unterbrach sie der Herzog lächelnd.

Welcher Zettel? fragte Biondina unbefangen.

Dieser, der mir wohl Schmeichelhafteres sagt als ich verdiene, erwiderte Nemours, ihr den Zettel reichend, den er wie ein Amulet bei sich trug.

Ah! rief sie, und der Zorn glühte auf ihrem lieblichen Angesichte: Hast Du mir den Streich gespielt, Jazintha! — Daß ich den Zettel nicht geschrieben habe, wandte sie sich zum Herzoge: will ich Euch beweisen. Sie holte Feder, Dinte und Papier, setzte sich, schrieb, und überreichte noch in heftiger Bewegung das Geschriebene dem Herzoge. — Er las, und verglich die Züge, welche nicht die mindeste Aehnlichkeit mit denen des Zettels hatten, jedoch schienen ihm die geschriebenen Worte: Liebte ich, so würde ich es besser zu verbergen wissen! nicht ohne Bedeutung.

Des Herzogs Eitelkeit war durch diese Erklärung verwundet, sie konnte es nicht zugeben, daß Biondina nur aus Neckerei ihm den Kranz zugeworfen, und der Zettel, den er für ein Siegeszeichen gehalten, nur eine scherzhafte Mystification gewesen sei. Warum aber, schöne Biondina, fragte er, um sie von Neuem verlegen zu machen: warum zoget Ihr, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Maske ab?

Herr Herzog! sagte das Mädchen, sich von dem Sessel erhebend, und der liebliche Zug um ihren Mund ward ernst: des Menschen Brust wird von manchen Leidenschaften erschüttert. Die Eine verwundet der Liebe Pfeil, in der Andern bettet sich die Eitelkeit auf bequemen Lager, und doch stören unbefriedigte Wünsche ewig ihre Ruhe; auch der Stolz breitet seine kühne Schwingen in so manchen aus, und nach dem Höchsten strebend, verwundet er die mächtig klopfende. — Der Liebe Pfeil hat mich noch nicht getroffen, möglich, daß ich jetzt schon sein Schwirren vernehme, die Eitelkeit hat mich nie beunruhigt, und nur der Stolz hat in meiner Brust seine Schwingen gebreitet. Er war es, der mir gebot, mein Antlitz dem Manne zu zeigen, der jedes Herz eines Weibes für seine Beute hält, ihn zu mir zu locken, ihn aufzufordern, mit mir, dem unbeachteten italischen Mädchen, den Kampf zu beginnen. — Und widerstand ihm noch kein Weib, so widerstehe ihm Biondina. — Daß ich, nach diesem offenen Geständnisse nicht den Zettel mit der schalen Schmeichelei an Euch schreiben konnte, wird Euch wohl einleuchtend sein.

Dem Herzoge war diese Wendung der Sache neu, aber auch um desto anziehender. Noch nie hatte ihn ein weibliches Wesen so kühn zum

Kampfe gefordert, noch nie hatte er den Gedanken gefaßt, daß das Herz eines armen anspruchlosen Mädchens ihm und seinem Golde widerstehen könne. — Signora, sagte er lächelnd: bei unserm Kampfe kann nur ich gewinnen. Gelegenheit müßt Ihr mir geben, den Kampf zu beginnen, und in jedem Augenblicke, wo ich Euch sehe, ernte ich schon die Früchte, denn in dieses Himmelsantlitz schauen, macht mich glücklicher als tausend Siege.

Gnädiger Herr, antwortete Biondina, und das holde Lächeln umzog von Neuem ihren rosigen Mund, und bildete die reizenden Grübchen: Ihr wißt ja, der Eitelkeit habe ich kein Plätzchen gegönnt, auf diesem Wege macht Ihr mir den Sieg leicht. Ueberhaupt rathe ich Euch, fuhr sie scherzend fort: verschiebt den Angriff bis morgen, den wahrlich, in der Maske, in der Ihr vor mir steht, möchtet Ihr Euer Spiel verderben; der Blick eines Auges und wäre er noch so feurig, bringt nie zum Herzen, die Liebe bedarf ihrer zwei. In diesem wilden Barte verschweben die lockenden Schmeichelworte Eures Mundes, und dieses breite Gehenk mit dem furchtbaren spanischen Degen deckt Euer Herz zu sehr, um dessen Klopfen zu bemerken. Kehrt morgen zurück, erscheint mir in Eurem vollen Glanze, wie einst Jupiter der Semele, und Ihr werdet sehen, die arme Biondina, die für den Kürassier von Pescara's Regimente einen Spitzenkragen sticken sollte, ist stolz und kalt genug, daß Eure Blitze in ihrem Herzen nicht zünden. — Verlaßt mich heute und kehrt morgen zurück, denn wahrlich, ich möchte Euer Bild, so wie es jetzt vor mir steht, nicht gern in mir auffassen..

Die Mutter trat bei diesen Worten ein; der Herzog, der wohl fühlte, daß er in diesem Aufzuge nichts zu gewinnen hoffen konnte, entfernte sich bald.

Mein kluger Ambassadeur, sagte er zu Rouvois, als dieser ihm neugierig in das Kabinet folgte: von wem hast Du denn die treuen Berichte über die Wittwe und ihre Tochter eingezogen?

Gnädiger Herr! erwiderte der Kammerdiener: die Nachricht erhielt ich erstens von der alten Megäre im Hause selbst, sie kostet mir ein freundliches Wort und einen Scudo, zweitens von dem Limonienhändler dem Hause gegenüber, dem ich ein Dutzend Früchte abkaufte, drittens von dem Makaroniverkäufer an der Ecke, der nur einen Bajocho für seine Nachricht verlangte, weil das Gesicht roth wie Kupfer sei. Viertens —

Schweig mit der Aufzählung Deiner Narren, geh nach dem Platze delle Pigne, tritt in das Haus, öffne mit Ehrfurcht die Thür zu dem kleinen Stübchen, und Du wirst am Fenster ein Mädchen sitzen sehen, das alle Huld, allen Liebreiz, den die Phantasie der Dichter und Maler geschaffen, in sich vereint, die mit dem Stolze einer Fürstin die Grazie der Liebenswürdigkeit verbindet — die —

In diesem Augenblicke die Erwählte ist, fiel ihm der dreiste Rouvois in's Wort: denn wahrlich, Eure Laune, gnädiger Herr, fesselt Euch stets nur an die Schönste der Schönen und Eure Meinung, so flüchtig sie ist, besitzt Merlins Zauberkunst, das Gewöhnliche zum Außordentlichen umzuschaffen; jedoch mit Eurem befriedigten Sehnen schwindet Schönheit und Liebreiz, und es geht den armen Verlassenen wie den Blumen; hat der West sie schaukelnd entblättert, rauscht er, die Blätterlosen nicht mehr beachtend, zu einer andern.

Der Herzog, der nach damaliger Sitte mit seinem ersten Diener besonders in diesem Punkte auf einem vertrauten Fuße stand, wurde über die treffenden Bemerkungen Rouvois nicht ungehalten. Diesmal, Henriot, sagte er ernst: bist Du im Irrthum; was ich sagte ist Wahrheit, und wahrlich! meine Eitelkeit findet bei dieser sonderbaren Bekanntschaft so wenig Nahrung, daß sie eben keine Ursache hat, sich die neue Amazone zu idealisiren. Er erzählte nun Rouvois die ganze Unterredung mit dem lieblichen Mädchen, und während er den stolzen Ernst schilderte, der sich so wunderbar mit der unwiderstehlichen Lieblichkeit vereine, lachte der schlaue Henriot. —

Nun, was soll Dein Lächeln, fragte der junge Herzog fast empfindlich: Zweifelst Du auch hier?

Nicht im mindesten, erwiderte Rouvois: nur glaube ich, nach alle dem was Ihr von dem seltsamen, engelschönen Mädchen, welches den sieggewohnten Herzog fast zu keck herausgefortert, erzählt, es habe, ehe noch der Kampf beginnt, schon beschlossen, Euch als Sieger mit Lorbeer und Myrthe zu kränzen. — Verzeiht, mir scheint die Signora seiner Art zu sein, sie kennt die Schwingen meines gnädigen Herrn, kennt seinen Flattersinn, und möchte, ehe sie sich ihm hingibt, seine goldenen wie seine Schwungfedern ihm ausrupfen, und da muß man freilich, Euch zum Stillhalten zu bewegen, ein neues Liedchen singen, dessen Weise Ihr noch nicht kennt. Hütet Euch vor der Wittwe und ihrer Tochter.

Du, sonst so listig, unterbrach ihn der Herzog: scheinst in dieser Angelegenheit verdammt zu sein, immer zu irren. Geh unter irgend einem Vorwande zu ihr, sieh das Mädchen, beobachte sie, und Du wirst Dich überzeugen, daß sie selten an Schönheit, seltener noch an Gesinnung ist. —

Rouvois ließ sich das nicht zweimal sagen. Er wanderte nach dem Platze delle Pigne, trat zuerst zu dem Makaronihändler und fragte ihn noch einmal nach der Signora, die in jenem Hause wohne. Herr, erwiderte lächelnd der feiste Makaronikoch: wäre ich nicht ein so armer Schlucker, müßt ich Euch wohl den Bajocho, womit Ihr vorgestern meine Nachricht lohntet, wiedergeben, ich hatte Euch auf Befehl der Signora, und wer kann ihren Worten widerstehen, belügen müssen, denn sie befahl, jeden, der sich bei mir nach ihr erkundigte, zu belügen und zu sagen, daß sie

häßlich sei. Bei Gott! dachte ich, ein seltener Fall, das habe ich wohl schon erlebt, daß eine Häßliche sich für schön ausgibt, aber umgekehrt noch nie.

Rouvois ließ den Bajocho in Stich, und trat in den Laden des Limonienhändlers, der ihn lachend begrüßte. Ihr kommt gewiß her, mit mir zu zürnen, lieber Herr! rief ihm dieser entgegen: aber beim heiligen Januar, wenn solch ein Engel bittet, kann ein Mensch nicht widerstehen. — Schön ist die Signora, ihre Haut weich und glatt wie Sammet, der Blick ihres Auges das Herz treffend, so gerade, daß es wahrhaft Sünde wäre, zu behaupten, solche Augen schielten, und der Mund — ach wenn sie hier steht und eine Orange mit ihren lieblichen Händchen geschält hat, und sie nun die saftige zu dem küßlichen Munde führt, wahrhaftig, Herr, schon hundertmal ist der Wunsch in mir rege geworden, statt eines Limonienhändlers die Limonie selbst zu sein.

Nun bei Gott, brummte Rouvois für sich, als er in die Straße nach dem Hause der Signora schritt: muß doch wohl dieses Mädchen etwas ganz Außerordentliches sein, daß sie einen feisten Makaroniverkäufer und den Pickelhäring von Limonienhändler so in Entzückung zu setzen vermag. — Nun, wir wollen sehen. — Er trat in das Haus.

Die alte brummige Dienerin kam ihm aus ihrer dunkeln Küche entgegen, und ein schadenfrohes Lächeln machte bei ihrem Anblicke ihr tückisches Gesicht noch widriger. Wollt Ihr vielleicht zu der Signora, meiner würdigen Frau und deren Tochter. Im letzten Falle bitte ich Euch um zwei Scudi, denn habt Ihr mir für die Häßliche Einen bezahlt, ist die Schöne wohl zwei werth.

Laßt mich auch ohne Scudi ein, hemmte er die geläufige Zunge der Alten: ich komme von meinem Herrn, dem Herzoge von Nemours, und habe einen Auftrag an Eure Dame.

Ei, seht doch! unterbrach ihn die Alte staunend: Ihr seid nur ein Diener meines Gleichen, und geht einher stolz wie ein Pfau, geputzt wie ein französischer Kavalier, habt einen Degen an der Seite und ein seidenes Wams auch am Werktage an; nun hätte ich das gewußt, so würde ich vorgestern nicht so viel Umstände gemacht und den Scudo nicht angenommen haben, denn eine Krähe schenkt der andern nichts, und in Neapel nimmt ein Diener vom andern kein Trinkgeld.

Nun, so gib mir meinen Scudo wieder zurück, alter Drache! sagte Rouvois lachend.

Habe ihn nicht mehr, habe ihn zu den Kapuzinern getragen, für Euren Verstand Messe lesen zu lassen. Dies sagend trat sie in ihre Küche zurück und warf die Thüre hinter sich zu.

Rouvois besann sich nicht lange und klopfte an die Stubenthüre. Ein kreischendes: Herein! gab ihm die Erlaubniß, sie zu öffnen. Er trat ein, neigte sich vor der Mutter, und trat der Tochter näher, die ihm halb den Rücken wandte und sich nicht nach ihm umsah. Signora, redete er

sie an: mein Herr, der Herzog von Nemours, dessen erster Kammerdiener ich bin, sendet mich zu Euch. Biondina wandte sich jetzt und blickte nach ihm auf. Rouvois, nie in Verlegenheit, hatte jedoch bei diesem Blicke ihres Auges seine wohlstudirte Rede vergessen, und sah, starr vor Erstaunen, die Signora an; so Herrliches hatte er noch nie gesehen.

Herr Kammerdiener des Herzogs von Nemours! sagte Biondina mit Laune: was ist des Herzogs Wunsch? Eure unbescheidenen, mir lästigen Blicke machen uns nicht mit der Ursache Eures Hierseins bekannt.

Signora! begann nun Rouvois, der von dem scharfen Tone, dem stolzen Sinne ihrer Rede aus seiner Extase geweckt war: der Herzog sendet Euch diese einfache weiße Rose, mit der Bitte, ihr ein Plätzchen zu gönnen, wo sie, von den Rosen Eurer Wangen bestrahlt, erröthend sich purpurn färben würde; die Stelle werdet Ihr wohl finden. Er reichte ihr die Rose, welche sie nicht annahm.

Sagt Eurem Herrn, erwiderte sie: daß es in Frankreich wie in Italien wohl Sitte sei, den Damen einfache Geschenke, wie zum Beispiel Blumen, die einer sinnigen Deutung unterworfen sind, selbst, aber nicht durch seinen Diener zu überreichen.

Signora! erwiderte Rouvois: mir wurde das Glück sehr oft, dergleichen Geschenke an Damen zu überreichen, die, obgleich von höherem Stande als Ihr, sie dankbar aus meinen Händen annahmen.

Ich glaube, fiel ihm Biondina zürnend in die Rede: daß Ihr wohl schon oft von Eurem Herrn zu solchem Geschäfte gebraucht wurdet, aber dabei habt Ihr doch nicht die Frauen zu unterscheiden gelernt. Der Stand gibt Ihnen nicht immer Werth und Würde; eine Herzogin könnte vielleicht die Rose aus Eurer Hand angenommen und Euch belohnt haben, die Biondina zurückweiset und Euch ersucht, sie zu verlassen. Sie wandte ihm den Rücken, entfernte sich und ließ ihn stehen.

Bei Gott! Signora, wandte sich Rouvois nun zu der Mutter: Euer Töchterlein ist so zart von Körper als unzart von Sitten. Wer von seiner Hände Arbeit leben muß, sollte wohl billiger Weise zuvorkommender sein. Mit Gott komme ich nie wieder in dies Haus.

Wie es Euch beliebt, Herr Kammerdiener des Herzogs von Nemours, erwiderte die Alte: lebt somit für immer wohl.

Als Rouvois das Haus verließ, stand der magere Limonienhändler noch an der Thüre seines Ladens und winkte ihm, herüber zu kommen; der Aufgebrachte aber hatte heute so wenig Lust, Limonien zu kaufen, als Zeuge der Entzückungen dieses Narren zu sein, konnte jedoch mit seiner übeln Laune dem Makaroniverkäufer nicht ganz ausweichen, der auch dem Vorbeieilenden zurief: Nicht wahr, Signor, sie ist ein Engel?

Eine stolze Närrin ist sie! brummte er vor sich hin und eilte nach seiner Wohnung. — Als der Herzog von seinem Mittagmahle nach Hause kam, war seine erste Frage: Hast Du sie gesehen?

Ja, gnädiger Herr.

Sahst Du je ein schöneres, lieblicheres Wesen?

Nein, gnädiger Herr.

Fandest Du je so viel Liebreiz, so viel Anmuth, je den wahren Stolz einer Jungfrau herrlicher, zarter ausgedrückt, als in den Reden Biondinas?

O ja, gnädiger Herr.

Rouvois! fuhr der Herzog auf: warst Du taub oder blind?

Beides nicht. — Ich sah eine Rose, und muß gestehen, schöner habe ich sie nicht in Italiens Gärten, nicht auf Frankreichs Fluren gesehen. An dem Ebenmaße ihres Körpers konnte selbst Buonarotti nichts tadeln, schlank, voll, nymphenhaft und üppig; die Haut, als hätte sich die Rosengluth in dem Schnee einer Lilie gebadet; ein Auge, lockend und abschreckend zugleich; ein Mund, nein bei Gott, wir geht es wie dem Limonienhändler, er bezaubert, wenn er sich öffnet — aber —

Aber? fiel ihm der Herzog in die Rede, dem Rouvois Beschreibung das Bild Biondina's lebhaft hingezaubert hatte.

Aber nun ist es mit der Herrlichkeit zu Ende. — Ambradüfte mag der Mund hauchen und ihr Athem wie Jonquillen und Resede duften, aber hat erst der Hauch mit seinen aromatischen Schwingen sich zu Tönen geformt, dann ist es vorbei — solche unfreundliche Worte aus solch freundlichem Munde hörte ich noch nie.

Der Herzog lachte. Ich bin neugierig, was Dir begegnet ist, erzähle nur.

Rouvois berichtete nun alles treu, vergaß selbst die alte Megäre nicht, und wie sie sich ihm gleichgestellt habe, auch hob er stark hervor, daß die Signora schon am Tage des Festes die Nachbarn gebeten, sie jedem nach ihr Fragenden als häßlich zu schildern, worunter auf jeden Fall eine List verborgen läge. Sein Unmuth trug stark auf, und doch mußte sich bei aller übeln Laune, worein ihn die geringschätzende Behandlung Biondina's versetzt hatte, seine Bewunderung der Schönheit des Mädchens oft und laut aussprechen.

Wie kannst aber auch Du, sonst ein gewandter Bote bei Frauen, einen solchen Mißgriff machen? sagte jetzt der Herzog: Wie konntest Du es wagen, der Dame Deines Herrn eine einfache Rose zu überreichen? Dergleichen Geschenke reicht nur das Herz in Augenblicken, wo es von Empfindung überströmt, nur der Geber gibt ihnen Werth; Geschenke aber, die ein Dritter überbringt, müssen von wahrem Werthe sein. — Ich verstehe schon die Signora.

Ich glaube es schwerlich; antwortete der Kammerdiener keck: sie scheint mir ein Chamäleon zu sein. — Aber habe ich als ein treuer Liebesbote Euch in so manchem Abenteuer beigestanden, habe ich Euch als ein guter Christ so manchmal abgerathen und gebeten, das unschuldige Herz

der Jungfrau in seiner kindlichen Ruhe schlummern zu lassen, so stehe ich Euch bei diesem Abenteuer mit doppeltem Herzen bei, und sollte Biondina darüber zu Grunde gehen; einmal mit dem treuen Herzen eines alten Dieners, dann mit dem der Rache, denn, bei Gott, der Stolz muß gebeugt, diese Närrin muß gedemüthigt werden.

Ruvois! unterbrach ihn der Herzog ernst: vergiß nicht, daß Biondina die Dame meines Herzens ist.

So werd' ich mich nicht vergessen, gnädiger Herr! — So lange Ihr meines Rathes, meiner List nicht bedürft, schweige ich. Gelangt Ihr ohne mich zum Ziele, so verweilt Ihr dort nicht lange und Biondina war die Dame Eures Herzens, und dann weiß ich, daß Ihr mir nicht zürnt, wenn ich eine kleine Rache übe. Widersteht sie Euren Bewerbungen, so werdet Ihr schon meiner bedürfen.

Auch hier wirst Du Dich irren, und selbst in mir! sagte der Herzog unmuthig und brach das Gespräch ab.

Noch an demselben Abende, kaum daß es zu dämmern begann, trat der Herzog bei Biondina ein, die er bei der Arbeit einer prächtigen rothen, mit Silber reich gestickten Feldbinde fand. Sie empfing ihn höflich, aber nicht freundlich; ein gewisser Ernst schien auf ihrem Gesichte zu liegen, welchen der Herzog seinem Kammerdiener zu verdanken glaubte.

Ich komme, wieder gut zu machen, was der unzeitige Eifer meines Dieners gefehlt hat, schöne Biondina! sagte der Herzog: Ich gab ihm den Auftrag, die schönste Rose, die nur in den Körben der Blumenmädchen zu finden sei, aufzusuchen, sie mir zu bringen, und da eilt der Unüberlegte fort und überreicht Euch das einfache, anspruchlose Geschenk selbst. — Biondina lächelte. — Ihr scheint meinen Worten nicht zu glauben, reizende Signora, fuhr der Herzog fort.

Gnädiger Herr, unterbrach ihn das Mädchen: was bedarf es einer Entschuldigung. — Ich freue mich, den Herzog von Nemours in seinem Glanze, freue mich, ihn bei mir zu sehen — von dem Vergangenen laßt uns schweigen. Eure Entschuldigung macht die Thorheit Eures Kammerdieners nicht ungeschehen, macht Eure Unzartheit, verzeiht gnädiger Herr meine Offenheit, nicht weniger kränkend für mich.

Meine Unzartheit! fragte der Herzog erstaunt.

Ja, gnädiger Herr. — Die Rose, für einen Bajacho aus dem Korbe eines Blumenmädchens gekauft, kann für mich keinen Werth haben, wenn sie auch Eure Hand mir gereicht hätte.

Würde bei Euch keine sinnige Deutung in diesem anspruchlosem Geschenke gelegen haben?

Nein, Herr Herzog. — Hätte sie Eure Hand für mich gepflückt, hättet Ihr sie mir dann überreicht und ich glauben können, Euer Herz,

nicht Euer Mund nur lege eine sinnvolle Deutung in diese freundliche Gabe, vielleicht hätte ich die Thorheit begangen, sie leise an mein Herz zu drücken und ihr dort ein Plätzchen gegönnt. — So aber konnte sie in keinem Falle Werth für mich haben.

Der Herzog, welcher die Kunst verstand, alles, was ihn seinem Ziele näher bringen konnte, mit Schlauheit zu ergreifen, hielt den Faden dieser Unterhaltung fest, und suchte die Zeit, wo die Mutter noch abwesend war, so viel als möglich zu benutzen. Biondina hatte wohl eigentlich schon mehr gesagt, als sie sagen wollte; so zurückweisend ihre Rede auch sein sollte, verrieth sie doch dem feinen Menschenkenner, und das war der Herzog gewiß, daß ihr Herz nicht ganz gleichgiltig für ihn sei. Er baute darauf seinen Plan, betrug sich mit der äußersten Zartheit gegen das Mädchen, suchte nur immer die tiefen Saiten ihres Herzens zu berühren, und da er bald gewahr wurde, daß sie sich bei jedem Gefühle, im Stolze, wie in den Empfindungen des Herzens leicht zum Ueberspannten neigte, schwang er sich, was sonst im Umgang mit Frauen seine Gewohnheit nicht war, zu ihr auf, und ohne daß er es ahnete, hatte ihn Biondina in diesem Zauberkreise festgehalten.

Vielleicht zum erstenmal in seinem Leben verließ der Herzog ein Mädchen, für welches er neben den sinnlichen Eindrücken der Liebe auch Achtung fühlte. Still und in sich gekehrt kam er nach Hause, und Rouvois schüttelte bedenklich den Kopf, als er seinem lebensmuthigen Herrn so sinnend fand, doch schwieg er. Der Herzog erwähnte mit keiner Sylbe das Mädchen, Rouvois hütete sich wohl, deshalb eine Frage zu thun, und ohne, wie es sonst des Herzogs Gewohnheit war, beim Schlafengehen den Vertrauten von seinen Abenteuern zu unterhalten, legte er sich heute schweigend zu Bett.

Entweder hat die Schöne seine Bewerbung so unglimpflich zurückgewiesen wie meine Rose, was ihm wohl nicht schaden könnte, dachte Rouvois bei sich: oder, was viel schlimmer wäre, auch bei ihm sitzt einmal der Pfeil fest und tief; dann wäre freilich alle Lust und alles Leben dahin. — Mit tausend Plänen legte er sich nieder, doch des Herzogs Wankelmuthe vertrauend, schlief er sorglos ein.

Der andere Morgen fand schon den Herzog in dem Laden eines Juweliers, wo er die schönste von Brillanten gefaßte Rose, welche er in dem prachtvollen Gewölbe fand, kaufte. Von da ging er mit seinem Gefolge nach dem Platze delle Pigne. Er trat, nachdem er seine Umgebungen hier zurückschickte, heute mit einem ganz andern Gefühle bei Biondina ein; ihm war die Brust beengt, und doch war es ihm so wohl, als er das schöne Mädchen vor sich sah, das wieder an der rosenfarbenen Feldbinde stickte.

Biondina empfing ihn freundlich, auf ihrem Antlitze hatte sich der Frohsinn gebreitet, sie nahte sich ihm fast mit kindlicher Unbefangenheit und als ob sie der gestrige Abend um Jahre näher gebracht, so zutrauenvoll

reichte sie ihm die Hand und lud ihn ein, sich neben sie zu setzen. Auch die Mutter schien ihm zu vertrauen, sie ließ ihn sorglos mit der Tochter allein und kümmerte sich wenig um ihr Gespräch.

Biondina war heute von der köstlichsten Laune, entfaltete einen so reichen Schatz von Kenntnissen und Witz, wußte das Gespräch gewandt auf so mancherlei Gegenstände zu leiten, wobei ihr Geist zu glänzen Gelegenheit fand, daß der Herzog kaum mehr wußte, sollte er ihre Schönheit, sollte er die Vorzüge ihres Geistes, ihr Gemüth mehr bewundern; er schwamm in einem Meer von Wonne. Obgleich er sich selbst noch keine Rechenschaft über seine Empfindungen gegeben hatte, und sich fast scheute, einen Blick in sein Inneres zu thun, wo er sich vielleicht hätte überzeugen müssen, daß die Leidenschaft seiner Herr geworden sei, und er sie an der Seite dieses reizenden Mädchens nicht mehr beherrschen könne, fühlte er sich doch durch eine ihm bisher unbekannt gebliebene Empfindung sanft durchschauert. Er war sich selbst ein Räthsel, er, der sonst mit kühnem, dreistem Muthe dem Siege entgegen ging, er, den die Herrscherin auf dem Throne mit dem Glanze ihrer Krone nicht zu entmuthigen vermochte, saß an der Seite eines italischen Bürgermädchens still und bescheiden, in ihren Anblick versunken, und je freundlicher und herzlicher sie gegen ihn wurde, mit desto mehr scheuer Ehrfurcht betrachtete er sie.

Ein ruhiger Beobachter hätte jedoch in dem Lächeln Biondina's, in dem holden Blicke ihres Auges nicht allein den Himmel, er hätte auch den Triumph gesehen, der sich in ihnen ausdrückte, und den sie wohl fühlen mußte, da sie diesen Abgott der Frauen, diesen flüchtigen Schmetterling zu ihren Füßen gebannt sah. Ihr Stolz war nicht von weiblicher Eitelkeit frei, die sie nicht ganz zu verbergen verstand. Selbst der Herzog schien dieß wohl zuweilen zu bemerken, aber schon hielt er es für Sünde, den kleinsten Flecken auf seinem Himmelsbilde zu sehen; die Liebe ist ja blind.

Ein Blumenstrauß in einem Glase am Fenster, in dessen Mitte sich eine dunkle Rose stolz über ihre Schwestern erhob, führte zufällig das Gespräch auf Blumen, und so erwähnte Biondina auch die Rose von gestern. Schickt mir nur nie den widrigen Menschen, schickt mir den niedrigsten Eurer Diener, und er soll mir von Euch willkommen sein. Eine Blume, die Ihr für mich gepflückt mir überreicht, hätte ich freudig aus Eurer Hand empfangen.

So werdet Ihr aus meiner Hand auch diese Rose nicht verschmähen, sagte jetzt der Herzog und zog das Kästchen hervor: denkt, ich hätte sie für Euch gepflückt.

Während die Mutter neugierig hinzugetreten war, öffnete Biondina das Kästchen, warf einen flüchtigen, gleichgiltigen Blick auf die Brillanten, als ob ihr dergleichen Schmuck etwas Alltägliches sei, schloß das Kästchen wieder und gab es dem Herzoge zurück. Gnädigster Herr! sagte sie ernst: dergleichen Gaben giebt und nimmt nur der Eigennutz.

Signora! rief der Herzog: bei Gott, Ihr verkennt mich!

Ich glaube kaum! unterbrach ihn das Mädchen: Gewohnt, bei Damen Eures Standes durch ritterliche Thaten den Lohn der Galanterie, wie Ihr es nennt, zu erringen, dünkt es Euch leichter, wenn Ihr in dem Gärtchen eines Bürgers eine Euch anziehende Blume blühen seht, mit Gold und Juwelen Euch den Minnelohn zu erkaufen. Nicht durch Ritterthat, nicht durch Peru's Schätze, Herzog von Nemours, könnt Ihr von der Tochter dieser armen Wittwe nur einen Händedruck erkaufen, selbst der treuesten Liebe gäbe sie nur Herz um Herz, Hand um Hand. Dies offene Geständniß glaube ich Euch schuldig zu sein. Ich sage Euch dies mit gerührtem Herzen, denn Euer Benehmen hat mich überrascht, mir gezeigt, daß Ihr mit Achtung, die ich auch bei Gott verdiene, Euer Wohlwollen für mich vereint. Daher nehmt! rief sie dem immer noch Zögernden zu: die Juwelen brennen in meiner Hand, nehmt!

Der Herzog nahm das Käschen, und in seinem Innern kämpften in diesem Augenblicke mancherlei Gefühle. Sein Stolz war beleidigt, seiner Eitelkeit hatte sie wehe gethan, und doch konnte er ihr nicht zürnen, ihren edlen Sinn konnte er nicht tadeln; sein besseres Gefühl behielt die Oberhand. Ihr habt mir weh gethan, aber handeltet recht, Signora! sprach er leidenschaftlich: ich muß Euch deshalb doppelt ehren. Zürnt mir nicht, ich meinte es gut, meine Absicht war rein, mein Herz hoffte kaum einen Dank, ein freundlicher Blick hätte ihm genügt.

Diese Worte schienen Biondina gerührt zu haben, unwillkürlich reichte sie ihm die Hand, er drückte sie zum Erstenmal an seine Lippen, an sein Herz, ergriff das Käschen, und kaum daß er ein flüchtiges Lebewohl zu sagen vermochte, eilte er, von wonnigen und doch so ängstlichen Gefühlen getrieben, hinweg.

Draußen fand er die Alte. Nimm! rief er im Vorbeieilen, und drückte ihr das Käschen in die Hand: Sie hat es verschmäht, vielleicht macht es Dich glücklich, auch mir brennt es in der Hand! und eilte fort.

Noch war es nicht Mittag, als der Herzog nach Hause kam und ganz gegen seine Gewohnheit allein zu speisen verlangte; er war eben so einsilbig wie gestern, selbst während der kurzen Mahlzeit sprach er mit Rouvois fast gar nicht, aß wenig, leerte jedoch mit Hast einen Becher Wein nach dem andern. Der listige Diener erkannte nun wohl den Seelenzustand seines Herrn. Hat Dich Schalk Amor auch einmal getroffen, dachte er, als er am Nachmittage im Vorzimmer auf- und abging, während der Herzog in seinem Kabinette träumend auf einem Sessel saß und Biondina's gedachte. Hat Dich endlich sein Pfeil getroffen, doch hoffe ich nur auf kurze Zeit, denn langer Widerstand ermüdet Dich bald, und nach schnellem Siege kommen die Damen Ueberdruß und Langweile, und rufen Dich ab. Als er

noch so dachte, pochte es leise an die Thüre. — Ist denn kein Schurke von Diener da? rief er: schlafen die Faullenzer alle! Es klopfte indessen noch einmal. Soll denn wirklich der erste Kammerdiener des Herzogs vielleicht einer lustigen Dirne selbst die Thüre öffnen, als sei er der Portier. Gutes Kind, heute kommst Du zur ungelegenen Zeit mit den Blumen und Früchten. Da jedoch das Klopfen verdoppelt wurde, entschloß er sich endlich, den seiner Würde so sauren Gang zu thun und die Thüre zu öffnen. Nicht das niedliche Blumenmädchen, welches er erwartete, die Alte vom Platze delle Pigne trat ihm entgegen.

Was willst Du hier, Du Großmutter aller Hexen? rief er ihr zornig zu: Ist es nicht genug, daß ich Deine Teufelslarve schon zweimal habe sehen und den Anblick überdies noch mit einem Scudo habe bezahlen müssen — mußt Du mich auch bis hierher verfolgen?

Herr! antwortete ihm die Alte höhnisch: mich däucht, Ihr könnt den Scudo nicht vergessen und werft es mir immer vor, daß ich so wenig meine Ehre bewahret und ihn von Euch angenommen habe; da, nehmt ihn nur zurück, ich habe keine Messe dafür lesen lassen, hätte doch das Gebet des frommen Priesters Eurem Verstande nichts genutzt und ich das Geld umsonst hingegeben. Sie reichte ihm den Scudo.

Rouvois Stolz erlaubte es nicht, ihn wiederzunehmen. Behalte ihn nur, sagte er halb scherzend, halb verdrüßlich: ich wäre doch darum betrogen, denn in Deiner Hand ist er gewiß zur falschen Münze geworden. Aber was willst Du hier?

Mit dem Herzoge sprechen.

Im Namen der Tochter Deiner armen Herrin, die mehr Stolz hat als Ahnen, und mehr spitze Worte im Munde als Goldstücke im Seckel?

Sprecht in einem andern Tone von ihr, Herr Kammerdiener! es könnte Euch mit der Zeit gereuen.

Du bringst mich zum Lachen; erwiderte Rouvois: wie einen Weinrausch schläft man solche Liebesträume aus, und alles ist vorbei, nur Signora Biondina hängt das Köpfchen und ihr Stolz ist gebeugt.

Hüte Dich! sagte die Alte, ihm mit dem langen knöchernen Zeigefinger drohend; sie sah hierbei wie eine jener geisterhaften Gestalten aus, welchen der Aberglaube damaliger Zeit übernatürliche Kräfte zuschrieb. Selbst Rouvois hatte sich eines Schauers nicht erwehren können, als sie ihm mit hohler Stimme: Hüte Dich! zurief, er schien von dem Augenblicke an weniger unfreundlich gegen sie zu sein.

Nun sag' mir nur, was Du willst, und was Du bei dem Herzoge zu thun hast? fragte er noch einmal: Ich darf Niemand einführen; hast Du aber vielleicht ein Brieschen von der Signora oder sonst einen Auftrag von ihr, der keinen Aufschub erlaubt, ja, das wäre freilich zu wichtig.

Ich habe dem Herzoge von meiner jungen Herrin nicht Brieschen, nicht Gruß zu bringen, sie weiß nicht einmal, daß ich hier bin; sagte die

Alte: von mir selbst habe ich dem Herzoge von Nemours etwas zu bringen, was ich ihm, wie Euch den Scudo, wieder zurückgeben muß. Hier nehmt Beides; ich mag weder vom Herrn noch vom Diener ein Geschenk; nehmt, was Euch gehört, das Kästchen gebt dem Herzoge. Dies sagend, legte sie den Scudo und das Kästchen mit der Brillant-Rose auf den Tisch und ging.

Wie erstaunte Rouvois, als er das Kästchen öffnete und die Rose darin fand. Ist es möglich! rief er: ist es möglich, daß die Liebe in so kurzer Zeit das Gehirn eines klugen Mannes so zerrütten kann, einem alten häßlichen Weibe ein solches Geschenk zu machen, das er nicht unter 3000 Livres gekauft hat. Ist es möglich! setzte er nach einer Weile noch immer staunend hinzu: daß der Stolz ansteckender noch als die Pest und in ein altes Weib gefahren sei, für das ich, mit allen Lumpen die um sie hängen, nicht einen Livre gebe. — Sie bringt das Kästchen wieder, ist das erhört?

Die letzten Worte des Monologs mußte er so laut ausgerufen haben, daß sie den Herzog aus seinen süßen Träumen geweckt hatten, denn er schellte. Rouvois, seinen Scudo schnell einsteckend, das Kästchen in die Hand nehmend, eilte zu ihm.

Mit wem zankst Du? rief der Herzog unmuthig: störst mich, statt Acht zu haben, daß mich Niemand belästigt. —

Ich habe ein altes Weib abgewiesen, das zu Euch wollte, gnädiger Herr, und da sie nicht ging, habe ich sie in meiner Heftigkeit wahrscheinlich zu laut angeredet. Dem Herzoge schien es geichgiltig zu sein.

Es war die alte Dienerin der Wittwe vom Platze delle Pigne, fuhr er fort.

Und weshalb hast Du sie weggeschickt? rief der Herzog aufspringend.

Hätte sie Euch von Signora Biondina einen Gruß, ein Briefchen oder sonst etwas Süßes gebracht, würde ich sie sicher nicht abgewiesen haben, so aber kam sie in eigenen Angelegenheiten. Sie brachte mir den Scudo zurück, den ich ihr bei meinen unglücklichen Nachforschungen gegeben, für Euch aber das Kästchen mit Juwelen; sie meinte, sie nähme weder vom Herrn noch vom Diener ein Geschenk.

Den Herzog überflog eine hohe Röthe; er schämte sich seiner Thorheit, einem alten Weibe, sei es aus Unmuth, sei es im Uebermaße seines Glückes ein solches Geschenk gemacht zu haben, und nun glaubte er es sich schuldig zu sein, seinen treuen Diener von dem Hergange der Sache zu unterrichten; so entfaltete er nach und nach dem Schlauen sein Herz, und Rouvois wurde, ohne daß er es sollte, auch hier sein Vertrauter, denn einmal das Geschlossene geöffnet, fand es sich durch Mittheilung erleichtert.

Gnädiger Herr! begann nun Rouvois, nachdem er aufmerksam auf alles gehört, selbst mitunter einige Fragen zu thun sich erlaubt und jeden Umstand genau erwogen hatte: Aus allem, was Ihr mir mitzutheilen die Gnade gehabt, sehe ich, daß Biondina ein Engel an Leib und Seele, oder eine schöne listige Schlange sein muß. Ich würde fast das Erstere glauben,

wenn sie ihre Absicht mehr versteckt, und sie nicht zu deutlich selbst ausgesprochen hätte.

Und welche? fragte der Herzog gespannt.

Sie setzt einen unbezahlbaren Preis auf die Erwiderung Eurer Liebe, mein gnädiger Herr, und was könnt Ihr nun bieten? Was will sie von Euch, wenn sie nur ihr Herz mit ihrer Hand vergeben will; daß weiß sie doch, daß der Herzog von Nemours nicht mit ihr nach Arabien ziehen und dort, alles opfernd, ein idyllisches Hirtenleben mit seiner Geliebten führen wird. Der wahre weibliche Stolz, selbst wenn ihr Herz nicht gleichgiltig geblieben wäre, befahl ihr, sich zurückzuziehen und Euch die Thüre zu verschließen; so, glaube ich, müßte sie handeln, wäre sie ein Engel. — Da aber —

Läst're nicht, unterbrach ihn der Herzog zornig: läst're diesen Engel nicht! — Rouvois verbeugte sich und schwieg, bemerkte aber wohl, daß der Tropfen Gift, den er ihm in seinen Wonnebecher geträufelt, die Wirkung nicht verfehlt hatte. Der Herzog war nachdenkend geworden, so manches, was ihm vorher nicht aufgefallen war, trat jetzt mahnend vor ihn, und fern von ihr, schien die Vernunft ihre Rechte zu behaupten.

Aber kaum stieg er am andern Tage von seinem Lager auf, als auch die Sehnsucht in ihrer ganzen Stärke wieder erwachte und ihn zu Biondina trieb. Sah er sie, blickte er in ihr Himmelsauge, war die Warnung vergessen, alle Zweifel gelöset; er sah nur das sanfte, liebende Mädchen in ihr, das muthig ihre Empfindungen bekämpfte und die Tugend aufrief, ihrer Liebe Schutzengel zu sein.

Früher würde ihn ein solches weibliches Wesen gelangweilt haben, jetzt schien es der Zauber zu sein, der ihn immer fester an Biondina band. Mit jedem Tage wurde sie inniger, zeigte ihre Liebe zu ihm unverhohlener, und als nach mehreren Wochen, welche sie im süßen Rausche verlebt hatten, der Herzog eines Abends mit aller Gluth seines Herzens sie bestürmte und ihr das Geständniß ablockte, sie liebe ihn, da glaubte er das Ziel alles seines Strebens erreicht, und selig in der Gewißheit, ihr Herz sich errungen zu haben, hatte er für nichts mehr Gefühl als für Biondina.

Es mußte in Neapel auffallend sein, den Herzog von Nemours, der sonst bei keinem Feste gefehlt, der jeder Gesellschaft durch seine Gegenwart einen besondern Glanz gab, diesen Abgott der Frauen nirgend mehr zu sehen; an keinem öffentlichen Orte, bei keinem Gastmahle, selbst nicht in dem Kreise seiner näheren Bekannten sah man ihn mehr. Ein jeder konnte leicht ahnen, daß ein Liebesabenteuer ihn gebunden hielt, und da dies zu wissen für manche Frau von Werth war, wurde er von Spionen umgeben und seine Besuche bei der Wittwe auf dem Platze delle Pigne bald ausgekundschaftet. Wenn er sich ja zuweilen unter seine Freunde mischte, trafen

ihn Neckereien, und die Damen Neapels, welche ihm sonst mit so viel Güte entgegengekommen waren, schienen ihn, der die Würde seines Standes vergessend sich von einem Abenteuer mit einer gemeinen Dirne aus ihrem Kreise ziehen ließ, kaum mehr zu beachten. Der Herzog belächelte es anfangs, er kannte den Grund dieses Spottes zu gut und wußte, daß es nur von ihm abhinge, die Saiten anders für sich zu stimmen; aber mit der Zeit wurde es ihm doch lästig; er zog sich nun aus allen gesellschaftlichen Kreisen zurück und weihte sich ganz Biondina.

Rouvois, der diesem Mädchen ewigen Haß geschworen, der überdies bei der neuen Lebweise seines Herrn nichts gewann und sich langweilen mußte, hatte nicht versäumt, hier und da wieder einen Gifttropfen in den Freudenkelch seines Herrn zu mischen, hatte nach alter Gewohnheit sogar das Haus mit Kundschaftern umstellt und jeden Schritt Biondina's beobachten lassen, und so erfuhr er, daß sie zuweilen, wenn der Herzog sie am Abende verlassen, sich in Begleitung der Alten aus dem Hause schliche, sich in einen Wagen setze, der in geringer Entfernung bereit stände und dann den Weg nach dem Platze San Spirito nähme; weiter hätte man ihr nicht folgen können. Die Signora war dann in der Nacht nicht wieder zurückgekommen.

Rouvois baute hierauf seinen Plan. — Ohne dem Herzoge das Mindeste von der erhaltenen Nachricht mitzutheilen, denn er fürchtete, daß er sich gegen das Mädchen deshalb äußern würde, bat er ihn, ein Liebesabenteuer vorschützend, um die Erlaubniß, einige Nächte außer dem Hause zubringen zu können. Der Herzog bewilligte es gern, und nun zog Rouvois um die zehnte Stunde, wo er wußte, daß der Herzog täglich Biondina verlassen mußte, mit sechs Bewaffneten nach dem Platze delle Pigne, wo er in der Straße, die nach San Spirito führte, seine Leute verbarg. Er selbst in den Mantel gehüllt beobachtete von fern das Haus der Signora, und kaum sah er seinen Herrn es verlassen, kaum hatte sich dieser mit den vier bewaffneten Dienern, die ihn hier jedesmal erwarteten, entfernt, als er auch schon einen Wagen rasseln hörte, der in einer kleinen Entfernung vom Hause halten blieb. Bald sah er die Hausthüre sich öffnen und die Signora heraustreten. Jetzt eilte er zu seinen Leutern, und als der Wagen an ihnen vorbeirollte, sprang er hervor, hielt die Pferde an und bat die Dame in der Karosse, welche er sogleich für Biondina erkannte, auszusteigen.

Aber kaum hatte er diese unbescheidenen Worte gesprochen als mehrere Bewaffnete zu Roß und zu Fuß herbeieilten; es entstand ein Gefecht, während dessen der Wagen weiter fuhr. Rouvois sank verwundet, seine Leute flohen, das Getümmel um ihn verlor sich. Da kehrte einer der feindlichen Partei, menschenfreundlicher als die Andern, zu ihm zurück, nahm ihn auf sein Pferd, und auf die Frage, wohin er ihn bringen solle, welche Rouvois durch Bezeichnung seiner Wohnung beantwortete, sprengte

er mit ihm davon, und setzte ihn vor seiner Wohnung nieder; hier fanden ihn die aus dem Gefechte Entflohenen und brachten ihn auf sein Zimmer.

Der Wundarzt fand die Wunden nicht gefährlich; ein Hieb in den Arm, ein Stich in die Seite hatten keine edeln Theile verletzt, und am Morgen befand sich Rouvois so leidlich, daß er den Herzog, der von dem Vorfalle nichts ahnte, ersuchen ließ, zu ihm zu kommen. Dieser war nicht wenig erstaunt, seinen Kammerdiener verwundet zu sehen. Haben sie Dich Raufbold endlich einmal gezeichnet! rief er ihm entgegen: Ich habe Dich immer gewarnt, Deine Tollkühnheit im Zaume zu halten; nun, bei einem Liebesabenteuer, armer Rouvois, sind dergleichen Wunden nicht immer die schmerzhaftesten.

Da habt Ihr Recht, mein gnädiger Herr, sagte Rouvois, und winkte den Umstehenden, sich zu entfernen: zumal, wenn man aus Treue für seinen guten Herrn geblutet hat. Hört mich an, gnädiger Herr, und beherzigt, was ich sage. — Ihr seid betrogen; jener Engel mit dem Himmelsblicke und dem Rosenmunde ist ein Teufel, um so gefährlicher, da er so schön ist, denn ein solcher lockt das edelste Herz zum Verderben.

Rasest Du, sprichst Du im Fieberwahne? fuhr der Herzog auf.

Ich spreche mit gesunden Sinnen und die Wahrheit, entgegnete ihm der Verwundete: hört mich an! Er erzählte hierauf dem Herzoge, wie er schon lange sich auf Kundschaft gelegt, was er ausgeforscht, alsdann begonnen, und wie von allen Seiten Gewaffnete, auf ihn eindringend, ihn niedergeworfen hätten. Wären die Feigen nur nicht entflohen, hätten wir nur einen von der saubern Bande gefangen, so bekämen wir doch Licht in der Sache.

Licht will ich mir bald verschaffen! sagte der Herzog, nachdem er heftig im Zimmer auf- und abgeschritten war. — Licht muß mir werden! Ich gehe augenblicklich zu ihr hin, noch ist es früh am Tage, vielleicht ist sie noch nicht von ihrer Nachtwanderung zurück. Er kleidete sich in möglichster Eile an. Hast Du auch recht gesehen, nicht das Haus, die Person verwechselt? fragte er plötzlich.

Der Mond schien hell, ich sah Euch, mein gnädiger Herr, deutlich aus dem Hause gehen, Ihr warft, so wie Ihr auf den Platz tratet, den Mantel von der rechten zur linken Seite, verhülltet Euch und sahet links nach Bastian, der mit den Andern schon auf Euch zukam — so genau konnte ich alles erkennen. Darauf kam sie heraus, wer sollte sie nicht erkennen, die alte Megäre war ihr zur Seite, und als ich an den Wagen trat, sah ich sie deutlich, trotz des Schleiers, den sie rasch vorwarf.

Wär' es möglich? rief der Herzog: Könnte mich Biondina betrügen!

Gnädiger Herr, unterbrach Rouvois diese Ausrufungen: vielleicht hat der Himmel sie erlesen, ihr ganzes Geschlecht an Euch, der schon Tausende betrogen hat, zu rächen.

Schweig! rief der Herzog, drückte den breitgekrempten Hut tief in's

Auge und eilte nach Biondina's Wohnung. — Er fand sie wie immer am Arbeitstische, sie begrüßte ihn herzlich. Kann dies Auge voll Unschuld lügen, dachte er, und vergaß darüber den Gruß zu erwidern.

Was ist Euch? fragte Biondina, nachdem sie den Schweigenden lange angeblickt: Was ist Euch begegnet, Ihr seht so ernst, so finster auf mich!

Und könnt Ihr noch fragen? sagte er heftig.

Warum sollte ich nicht? erwiderte sie mit Ruhe: darf ich nicht nach dem fragen, was Euer Herz beunruhigt, soll ich gleichgiltig sein, wenn Ihr zürnet?

Wohin führte Euch Euer Weg, nachdem ich gestern Abend Euch verlassen?

Zur Ruhe! erwiderte sie lächelnd: Auf meinem Lager verrichtete ich ein kurzes Gebet, und nur an Euch denkend schlummerte ich ein und hatte manchen lieblichen Traum, bis mich die Mutter weckte. Doch wozu diese Frage?

Ihr habt gestern Abend Eure Wohnung verlassen, seid in einem Wagen, von Bewaffneten begleitet, davon gefahren, erst heute seid Ihr zurückgekehrt!

Ich war zu Hause! entgegnete Biondina mit kalter Ruhe.

Schwört es mir, daß das was Ihr so eben gesagt, die Wahrheit ist! rief der Herzog heftig.

Ich schwöre bei Gott und allen Heiligen, daß ich die Wahrheit rede! sprach sie feierlich: Ich ging gestern Abend, als Ihr uns verließet, in mein Schlafzimmer zur Ruhe und habe es nicht eher verlassen, als heute früh. — Nun aber hört auch mich und erlaubt auch mir eine Frage, unterbrach sie den Herzog, der von ihrem Schwure fest überzeugt, versöhnend sich ihr nahen wollte. Wer gibt Euch das Recht, als mein Richter und Ankläger vor mich zu treten — glaubt Ihr die Liebe gebe es Euch? — Ich liebte Euch schon, ehe Ihr mich kanntet, und deshalb that es mir weh, daß so viel Herrliches im Sinnentaumel untergehen solle; ich zog Euch absichtlich an mich, und hoffte, daß wenn Ihr mein Herz kennen lerntet, Euch vielleicht die Achtung für mein Geschlecht wieder würde, die Ihr verloren habt, da Ihr bei Euren Abenteuern kein Weib gefunden haben müßt, das Eure Achtung und Liebe zugleich verdiente. Dies war mein Zweck, deshalb begann ich den Kampf gegen mein Herz, gegen Euch; daß ich diesen Kampf uneigennützig begann, könnt Ihr Euch selbst sagen. Daß mir die Hand des Herzogs von Nemours nie werden konnte, mußte ich wissen, daß ich Euer Gold verachte, habe ich Euch gezeigt, daß mein Wohlwollen oder nennt es auch meine Liebe zu Euch, nicht einen schwachen Augenblick herbeigeführt hat, wird Euch erinnerlich sein, diese Lippen habt Ihr nie berührt, werdet sie auch nie berühren; nur der Mann, der mich zum Altare führt, weihe sie in die mir unbekannten Mysterien ein. — Und nun sprecht, Herzog, was berechtigt Euch, von mir Rechenschaft zu fordern? Durch

welche That, durch welche Schwäche gab ich Euch ein Recht über mich? Welche meiner Handlungen ließ Euch glauben, Biondina könne bei nächtlicher Zeit auf Abenteuer ausziehen? Was könnte ich, wäre ich so verworfen wie Ihr es wähnt, von Euch wollen, da ich Euer Geld und eine Liebe nicht mag, deren Band die Sinne knüpften, das Mißtrauen lösete?

Der Herzog stand erschüttert vor dem zürnenden Mädchen. — Ob ich Euren Zorn verdiene, glaube ich kaum, begann er endlich, und der Unmuth hatte ihn wohl noch nicht ganz verlassen, gereizter Stolz sprach aus seinem Blicke. Habt Ihr mir auch kein Recht eingeräumt, konnte mir, nach dem offenen Geständnisse Eurer Liebe, Euer Betragen nicht gleichgiltig sein. Ich bin vielleicht in meinem Mißtrauen zu weit gegangen — vielleicht auch nicht, setzte er unmuthig hinzu: aber was darf mich das kümmern. Ihr habt mir geschworen, daß ich mich irrte, nun so bitte ich um Verzeihung, wenn ich nemlich im Irrthum war. — Daß Ihr aber mein Herz enttäuscht, daß Ihr blos aus Eitelkeit, die Einzige Eures Geschlechts zu sein, die mit meinen Gefühlen Scherz treiben durfte, mich zu Euch locktet, daß Ihr den Herzog von Nemours als einen Zögling betrachtet, den Ihr durch den schlauen Blick Eures Auges, durch den Syrenenton Eures lieblichen Mundes aus dem Fegfeuer der Frauen befreien wollt, reizt meinen Stolz, und wahrlich! Eure kalte Berechnung könnte leicht die Gluth meines Herzens dämpfen. Ihr habt den Triumph zu früh gefeiert, noch war der Sklave nicht ganz an Euren Wagen gekettet.

Biondina hatte den Herzog ruhig angehört, mit keiner Silbe, selbst nicht mit einer störenden Miene ihn unterbrochen. — Ich habe mich getäuscht! war alles was sie nach langem Schweigen sagte, dann legte sie die Hand auf's Herz, und setzte sich, nachdem sie sich kaum merkbar gegen den Herzog verbeugt hatte, an ihre Arbeit.

Der Herzog stand vor ihr, ungewiß was er thun sollte. Sein Stolz befahl ihm zu gehen, doch ein Blick auf das liebliche Mädchen, dessen holde Züge der Schmerz nur noch anziehender machte, hielt ihn wieder fest. Sein Auge überflog die herrliche Gestalt, er glaubte in dem ihren eine Thräne schwimmen zu sehen, und Stolz und Unmuth war dahin. Zürnt Ihr mir, Biondina? sagte er, und in seinem Tone lag tiefes Gefühl.

Ich zürne Euch nicht, gnädiger Herr, erwiderte sie, ihm die Hand reichend, doch ohne aufzublicken: ich fühle mich in Eurer Nähe heute so beklommen, Ihr habt mir wehe gethan, und der Schmerz eilt nicht so schnell dahin wie die Freude, darum bitte ich, entfernt Euch. — Ich sage dies nicht im Unmuthe, sprach sie, das seelenvolle Auge nach ihm aufschlagend: ich bitte Euch nur, damit ich mich fassen, meiner Gefühle Herr werden kann. — Wir trennen uns in Liebe.

Biondina! rief der Herzog, ihre Hand stürmisch an seine Lippen pressend.

Laßt mich! bat sie, und ihr Auge ruhte mit Innigkeit, fast zärtlich auf ihm: Laßt mich und erfüllt meine Bitte. Sie hatte sich bei diesen Worten von ihrem Sessel erhoben und neigte ihr Lockenhaupt sanft nach ihm hin. Da konnte er seinen aufgeregten Sinnen nicht länger widerstehen, er umfaßte sie sanft, wollte sie an seine Brust drücken, aber ernst entwand sie sich seinen Armen. — Nicht also, Herzog von Nemours, sprach sie zürnend und trat einige Schritte zurück: jetzt muß ich Euch bitten, mich zu verlassen, Ihr häuft Kränkung auf Kränkung, Schmerz auf Schmerz.

Der Herzog, überrascht, vielleicht auch über den begangenen Mißgriff beschämt, wagte in dem ersten Augenblicke nicht, das Auge nach ihr aufzuschlagen; doch da er sich in einer drückenden Stellung fühlte, mußte ihm selbst die Gelegenheit willkommen sein, die ihn aus der augenblicklichen Verlegenheit riß. — Wenn Ihr es verlangt, so gehe ich, sagte er ohne Empfindlichkeit: ich hoffe morgen meinen Himmel heiterer zu finden. Lebt wohl, Biondina, auf Wiedersehen!

Auf Wiedersehen, erwiderte sie leise.

Der Herzog trat verstimmt in seine Wohnung, doch zu gutmüthig, um den Kranken seinen Unmuth fühlen zu lassen, sagte er zu Rouvois weiter nichts als: Du hast Dich in der Person geirrt, Biondina war es nicht.

Und sie war es doch! brummte der Verwundete vor sich hin. Der Herzog schien es nicht hören zu wollen, und verließ ihn.

Dieser Tag wollte dem Aufgeregten nicht zu Ende gehen, die Langweile plagte ihn, er ritt, er ging aus, beschwor am Tage die Stunden, zu fliehen, in der Nacht den Schlaf, ihn einzulullen. Die Stunden durchschritten ihre gleichmäßige Bahn, unbekümmert um seine Eile, der Schlaf floh vor seinen Phantasiegebilden und erst am Morgen senkte er sich auf ihn. Schon stand die Sonne hoch als er erwachte, sich ankleidete und zu Biondina eilte. Er mußte sich nun gestehen, daß er nicht mehr aus ihrem Zauberkreise treten, daß selbst ihr stolzer Hohn ihn nicht von ihr bannen könne; der Unüberwindliche, der Sieger in jedem Kampfe unterlag der reizenden Italienerin. Auf dem langen Wege zu ihr entwarf er tausend Pläne, ihre Verzeihung wollte er erringen, alles ihr opfernd sich ihrer Liebe würdig machen — nichts war ihm zu schwer, kein Opfer zu groß, er wollte es ihr willig bringen. Mit diesem festen Vorsatze, mit dieser Gluth im Herzen riß er die Thüre ihrer Wohnung auf und eilte in ihr Zimmer.

Auf dem gewohnten Plätzchen am Fenster, die rosenfarbene Feldbinde in der Hand, saß — die alte Magd, Rouvois Hexenmutter. — Seid mir schön gegrüßt! rief sie dem finster Staunenden zu, ging ihm entgegen, faßte mit knöcherner Hand in ihren Busen, holte ein niedliches Brieschen heraus und sagte mit grinsendem Lächeln: Das gab mir die junge Signora für Euch.

welche That, durch welche Schwäche gab ich Euch ein Recht über mich? Welche meiner Handlungen ließ Euch glauben, Biondina könne bei nächtlicher Zeit auf Abenteuer ausziehen? Was könnte ich, wäre ich so verworfen wie Ihr es wähnt, von Euch wollen, da ich Euer Geld und eine Liebe nicht mag, deren Band die Sinne knüpften, das Mißtrauen lösete?

Der Herzog stand erschüttert vor dem zürnenden Mädchen. — Ob ich Euren Zorn verdiene, glaube ich kaum, begann er endlich, und der Unmuth hatte ihn wohl noch nicht ganz verlassen, gereizter Stolz sprach aus seinem Blicke. Habt Ihr mir auch kein Recht eingeräumt, konnte mir, nach dem offenen Geständnisse Eurer Liebe, Euer Betragen nicht gleichgiltig sein. Ich bin vielleicht in meinem Mißtrauen zu weit gegangen — vielleicht auch nicht, setzte er unmuthig hinzu: aber was darf mich das kümmern. Ihr habt mir geschworen, daß ich mich irrte, nun so bitte ich um Verzeihung, wenn ich nemlich im Irrthum war. — Daß Ihr aber mein Herz enttäuscht, daß Ihr blos aus Eitelkeit, die Einzige Eures Geschlechts zu sein, die mit meinen Gefühlen Scherz treiben durfte, mich zu Euch locktet, daß Ihr den Herzog von Nemours als einen Zögling betrachtet, den Ihr durch den schlauen Blick Eures Auges, durch den Syrenenton Eures lieblichen Mundes aus dem Fegfeuer der Frauen befreien wollt, reizt meinen Stolz, und wahrlich! Eure kalte Berechnung könnte leicht die Gluth meines Herzens dämpfen. Ihr habt den Triumph zu früh gefeiert, noch war der Sklave nicht ganz an Euren Wagen gekettet.

Biondina hatte den Herzog ruhig angehört, mit keiner Silbe, selbst nicht mit einer störenden Miene ihn unterbrochen. — Ich habe mich getäuscht! war alles was sie nach langem Schweigen sagte, dann legte sie die Hand auf's Herz, und setzte sich, nachdem sie sich kaum merkbar gegen den Herzog verbeugt hatte, an ihre Arbeit.

Der Herzog stand vor ihr, ungewiß was er thun sollte. Sein Stolz befahl ihm zu gehen, doch ein Blick auf das liebliche Mädchen, dessen holde Züge der Schmerz nur noch anziehender machte, hielt ihn wieder fest. Sein Auge überflog die herrliche Gestalt, er glaubte in dem ihren eine Thräne schwimmen zu sehen, und Stolz und Unmuth war dahin. Zürnt Ihr mir, Biondina? sagte er, und in seinem Tone lag tiefes Gefühl.

Ich zürne Euch nicht, gnädiger Herr, erwiderte sie, ihm die Hand reichend, doch ohne aufzublicken: ich fühle mich in Eurer Nähe heute so beklommen, Ihr habt mir wehe gethan, und der Schmerz eilt nicht so schnell dahin wie die Freude, darum bitte ich, entfernt Euch. — Ich sage dies nicht im Unmuthe, sprach sie, das seelenvolle Auge nach ihm aufschlagend: ich bitte Euch nur, damit ich mich fassen, meiner Gefühle Herr werden kann. — Wir trennen uns in Liebe.

Biondina! rief der Herzog, ihre Hand stürmisch an seine Lippen pressend.

Laßt mich! bat sie, und ihr Auge ruhte mit Innigkeit, fast zärtlich auf ihm: Laßt mich und erfüllt meine Bitte. Sie hatte sich bei diesen Worten von ihrem Sessel erhoben und neigte ihr Lockenhaupt sanft nach ihm hin. Da konnte er seinen aufgeregten Sinnen nicht länger widerstehen, er umfaßte sie sanft, wollte sie an seine Brust drücken, aber ernst entwand sie sich seinen Armen. — Nicht also, Herzog von Nemours, sprach sie zürnend und trat einige Schritte zurück: jetzt muß ich Euch bitten, mich zu verlassen, Ihr häuft Kränkung auf Kränkung, Schmerz auf Schmerz.

Der Herzog, überrascht, vielleicht auch über den begangenen Mißgriff beschämt, wagte in dem ersten Augenblicke nicht, das Auge nach ihr aufzuschlagen; doch da er sich in einer drückenden Stellung fühlte, mußte ihm selbst die Gelegenheit willkommen sein, die ihn aus der augenblicklichen Verlegenheit riß. — Wenn Ihr es verlangt, so gehe ich, sagte er ohne Empfindlichkeit: ich hoffe morgen meinen Himmel heiterer zu finden. Lebt wohl, Biondina, auf Wiedersehen!

Auf Wiedersehen, erwiderte sie leise.

Der Herzog trat verstimmt in seine Wohnung, doch zu gutmüthig, um den Kranken seinen Unmuth fühlen zu lassen, sagte er zu Rouvois weiter nichts als: Du hast Dich in der Person geirrt, Biondina war es nicht.

Und sie war es doch! brummte der Verwundete vor sich hin. Der Herzog schien es nicht hören zu wollen, und verließ ihn.

Dieser Tag wollte dem Aufgeregten nicht zu Ende gehen, die Langweile plagte ihn, er ritt, er ging aus, beschwor am Tage die Stunden, zu fliehen, in der Nacht den Schlaf, ihn einzulullen. Die Stunden durchschritten ihre gleichmäßige Bahn, unbekümmert um seine Eile, der Schlaf floh vor seinen Phantasiegebilden und erst am Morgen senkte er sich auf ihn. Schon stand die Sonne hoch als er erwachte, sich ankleidete und zu Biondina eilte. Er mußte sich nun gestehen, daß er nicht mehr aus ihrem Zauberkreise treten, daß selbst ihr stolzer Hohn ihn nicht von ihr bannen könne; der Unüberwindliche, der Sieger in jedem Kampfe unterlag der reizenden Italienerin. Auf dem langen Wege zu ihr entwarf er tausend Pläne, ihre Verzeihung wollte er erringen, alles ihr opfernd sich ihrer Liebe würdig machen — nichts war ihm zu schwer, kein Opfer zu groß, er wollte es ihr willig bringen. Mit diesem festen Vorsatze, mit dieser Gluth im Herzen riß er die Thüre ihrer Wohnung auf und eilte in ihr Zimmer.

Auf dem gewohnten Plätzchen am Fenster, die rosenfarbene Feldbinde in der Hand, saß — die alte Magd, Rouvois Hexenmutter. — Seid mir schön gegrüßt! rief sie dem finster Staunenden zu, ging ihm entgegen, faßte mit knöcherner Hand in ihren Busen, holte ein niedliches Brieschen heraus und sagte mit grinsendem Lächeln: Das gab mir die junge Signora für Euch.

Der Herzog riß mit Hast den Brief ihr aus der Hand, schon wollte er ihn an seine Lippen drücken, als er des Ortes gedachte, der dies Heiligthum entweiht hatte; er riß den Brief auf und las:

„Gnädiger Herr!

Der gestrige Tag hat mir gezeigt, daß ich mich in Euch, in mir geirrt habe. Mein Herz ist zu befangen, das Eure zu sehr den Sinnen unterthan als daß ich es wagen könnte, in Eurer Nähe zu bleiben; ich habe deshalb mit meiner Mutter Neapel verlassen. Nach sechs Wochen kehre ich wieder. Finde ich Euch treu, dann halte ich es für meine Bestimmung, daß ich für Euch leben, vielleicht sterben soll. — Ich werde, ich kann Euch nicht beobachten, Eure Versicherung der Treue genüge mir, wenn ich zurückkehre. Der edle Herzog von Nemours wird Biondina nicht betrügen.“

Alte! sagte der Herzog, nachdem er den Brief gelesen und vernichtet vor ihr stand: tausend Scudi sind Dein, sagst Du mir, wohin Biondina gegangen ist.

Tausend Scudi sind ein schönes Geld, aber nicht vermögend, das von mir herauszulocken, was ich selbst nicht weiß, erwiderte die Alte: Erst heute früh, der Morgen graute kaum als die Maulthiere vor der Thüre hielten, erfuhr ich, daß meine Herrschaft verreisen wollte, aber wohin sie gezogen sind, weiß ich nicht, sie nahmen den Weg, den ich zu gehen pflege, wenn ich in Maria degli Angeli meine Andacht verrichten will.

Der Herzog verschwendete Bitten und Geschenke an die Alte, sie blieb stumm, achtete der Bitten nicht und schlug die Geschenke aus. So mußte er, ohne zu erfahren wohin sich Biondina gewendet hatte, in seine Wohnung zurückkehren. — Wochenlang lebte er nun wie ein Einsiedler, langweilte sich, besuchte keine Gesellschaft und sah Niemand bei sich. Nouvois, dessen Wunden ziemlich wieder geheilt waren, schien dies endlich bedenklich zu werden. So sehr sein Haß gegen die schöne stolze Signora durch ihr späteres Benehmen auch gemildert war, so sehr er auch den Entschluß gefaßt hatte, seinen Herrn in dieser Sache sich selbst zu überlassen, so fürchtete er doch endlich ernsthafte Folgen. Diese Beharrlichkeit war ihm an dem Herzoge neu, und da er den Plan Biondina's zu durchschauen glaubte, den Herzog durch Versagen der kleinsten Gunstbezeigung fest zu halten, ihn vielleicht gar zu den unüberlegtesten Schritten zu vermögen, so schien es ihm die höchste Zeit, zu einem Gegenmittel seine Zuflucht zu nehmen. Alle Freunde des Herzogs wurden aufgefordert, ihm hülfreiche Hand zu leisten, die schönsten Blumenmädchen schlichen sich in des Herzogs Kabinet, aber ihr Bemühen war vergeblich; endlich brachte ihn sein innigster Freund, der Graf von Lignerolles, durch Spott dahin, an einem kleinen Feste in seiner Wohnung Theil zu nehmen, das späterhin in ein Bachanal ausartete. Der Herzog konnte sich nicht entfernen, er mußte bleiben, nahm jedoch auch hier, nur Biondina's gedenkend, keinen Theil an den Orgien und wieß jede Lockung zurück.

Aber was Rouvois List und seiner Freunde Bemühen nicht bezwecken konnte, hätte fast der Zufall erreicht, der ihn, der Messe beizuwohnen, in die Kirche San Filippo di Neri führte. Eine dicht verschleierte Dame, deren schöner Wuchs ihm auffiel, kniete nicht fern von ihm. — War es wieder der Zufall, der ihn am andern Tage wieder in die nemliche Kirche und die nemliche Verschleierte an seine Seite führte, oder war er wenigstens absichtlich dahin gegangen. Er betrachtete sie heute genauer; der kurze, jedoch dichte Schleier, welcher ihm das Gesicht verbarg, verhüllte ihm nicht im mindesten die herrliche Gestalt; ein Handschuh, den sie zufällig auszog, ließ ihn den schönsten Arm, die schönste Hand sehen, und die Ringe von Werth an ihren niedlich geformten Fingern ihn schließen, daß es eine Dame von Stande sei. Seine Neugierde wurde rege, der andere Tag fand ihn wieder zu der nemlichen Stunde in der Kirche; die Dame kniete wieder auf gewohnter Stelle.

Heute beschloß er, sich Kunde zu verschaffen, wer sie sei. Als sie die Kirche verließ, schlich er ihr in einiger Entfernung mit dem Vorsatze nach, sie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten; aber auch hier entschied der Zufall über ihn. Schon in der Pacca Napoli begegneten ihn zwei Freunde, sie begrüßten und hielten ihn unter nichtigen Vorwänden auf, und als er sich von ihnen losgemacht hatte, war die Dame verschwunden.

Am folgenden Morgen eilte er schon mit mehr Sehnsucht nach der Kirche; seine Phantasie war während einer schlaflosen Nacht geschäftig gewesen, ihm das Bild der Verschleierten reizend auszumalen und zu ihrer herrlichen Gestalt einen Kopf zu bilden, der an Schönheit wenigstens dem Engelantlitze Biondina's zu vergleichen war. Aber sein Sehnen und Hoffen ward nicht gestillt, nur die Begleiterin fand er heute in San Filippo, die Verschleierte nicht.

So unwillkommen es ihm auch anfangs war, so suchte er doch bei reiflichem Nachdenken aus seinem Mißgeschicke den möglichsten Vortheil zu ziehen. Er kniete neben der Unbekannten hin, und als sie aufstand und die Kirche verließ, begleitete er sie, die heute einen entgegengesetzten Weg einschlug, und durch die Porta di Constinopolie nach der Vorstadt delle Virgine zuging. Signora! redete er sie an: verzeiht meiner Unbescheidenheit, wenn ich Euch auf der Straße anrede. Euer freundlicher Blick, die Gutmüthigkeit, die aus jedem Eurer Züge spricht, geben mir die Hoffnung, daß der Herzog von Nemours keine Fehlbitte an Euch thun wird.

Seid Ihr der Herzog von Nemours, sagte mit freudigem Erstaunen die Fremde, sich ehrfurchtvoll verbeugend: so freut es mich, einen Mann kennen zu lernen, den ich in dieser einfachen Kleidung nicht gesucht hätte und von dessen Umwandlung Neapel so viel spricht. Es wird gewiß meiner Signora nicht gleichgiltig sein, zu erfahren, daß der liebenswürdige fromme Kavalier, den der Zufall vor dem Altare der heiligen Lucia neben sie geführt, der Herzog ist, den jetzt alle Frommen bewundern, die meisten

Frauen aber bitter tadeln und bespötteln; doch zu diesen gehört meine Gebieterin nicht.

Und wer ist die Signora, die so gütig auf den Betenden, so nachsichtig auf den Herzog von Nemours, so theilnehmend auf den Umgewandelten blickt? fragte er die geschwätzige Alte.

Gnädiger Herr, ich kenne meine Pflicht zu gut, um ohne Befehl der Signora ihr Geheimniß einem Manne zu vertrauen, der in dem Rufe steht, jedes Vertrauen zu täuschen. Es genüge Euch, zu erfahren, daß sie Euch nicht abhold ist, weiter verlangt nichts von mir zu wissen.

Und könnte dieser Ring Euch nicht zu weniger Strenge vermögen? unterbrach er sie, ihr einen Ring an den Finger steckend.

Ich nehme dies Geschenk mit Dank von Euch an, mein gnädiger Herr, sagte sie freundlich: werde, sobald ich heim komme, meiner Dame von Euch erzählen und sie um die Erlaubniß bitten, Euch ihren Namen und Stand zu sagen, auch in Erinnerung Eurer Großmuth alles Mögliche thun, daß sie Euch ihr holdes Antlitz entschleiert zeige. — Heute Abend um die zehnte Stunde werdet Ihr mich auf dem Mercato finden, dort soll Euch die Antwort werden. Jetzt bitte ich aber, mich zu verlassen, es möchte in diesem Theile der Stadt auffallend sein Euch neben mir zu sehen.

Der Herzog, durch den Reiz eines kleinen Abenteuers verlockt, vergaß in diesem Augenblicke seine guten Vorsätze und Biondina, versprach, sich zur bestimmten Stunde einzustellen und drückte ihr noch einen kleinen Beutel mit Ducati in die Hand. Als die Fremde sich dankend verbeugte, und, der Herzog sich eben entfernen wollte, stand die alte Dienerin Biondina's vor ihm, die mit grinsender Teufelsmaske ihn hohnlächelnd ansah und so an ihm vorüber ging. Auf eine unangenehmere Weise war wohl noch kein Liebender an die Geliebte erinnert worden als der Herzog eben jetzt, dem das widrige Gesicht der Alten wie ein Memento mori seiner Liebe erschien. — Er kehrte unmuthig nach Hause, verschloß sich in sein Zimmer, rief sein holdes Mädchen in die Erinnerrung zurück, schwärmte mit ihr durch Flur und Hain; saß in ärmlicher Hütte an ihrer Seite, selig wie ein Gott — und ging um die zehnte Stunde nach dem Mercato.

Er fand die Alte bald. Gnädiger Herr! berichtete sie dem Ungeduldigen: ich kann Euch heute nur wenig Tröstendes sagen. Stand und Name der Signora muß auf ihren Befehl noch vor Euch verborgen bleiben, und ich, eine treue Dienerin, muß gehorchen, doch hoffe ich noch ihren Eigensinn zu zähmen. Auch hat sie mir nach langem Bitten versprochen, wieder nach San Filippo zur Messe zu gehen, die sie, seitdem sie bemerkt hatte, daß Ihr uns folgen wolltet, nicht mehr besucht hat. Doch nur unter der Bedingung versprach sie es, daß Ihr Euer ritterliches Wort gebt, ihr nie mehr zu folgen, nie durch Andere folgen zu lassen. — Hofft! denn im Vertrauen gesagt, die Dame ist Euch gewogen, der Liebe wird es gar leicht, den Schleier zu lüften und die heimlichen Pforten zu öffnen. Vor einem

aber, mein gnädiger Herr, muß ich Euch warnen; seid nicht vorwitzig, überlaßt es der Zeit, und ich verspreche Euch den süßesten Lohn. Morgen zur Zeit der Messe werdet Ihr die Signora vor dem Altare der heiligen Lucia finden.

Als der Herzog am andern Morgen die Kirche betrat, knieete die Verschleierte, in tiefe Andacht versunken, schon am Fuße des Altares. Der Herzog bewunderte aus der Ferne erst lange die herrliche Gestalt, und als er neben ihr sich niederlassen wollte, erhob sie sich schon, und ein leises: Bleibt ja! ihrer Begleiterin bannte ihn fest. Doch wurde sein Gehorsam reichlich belohnt, ein Handschuh lag auf der Stelle, wo sie geknieet; er nahm ihn zu sich und eilte mit diesem theuern Pfande nach Hause.

Dort angekommen, drückte er es an seine Lippen, da fühlte er, daß der Handschuh noch etwas enthalte — es war ein einfacher Ring, der wahrscheinlich beim Ausziehen zurückgeblieben war; oder war es Absicht, daß sie den Ring für ihn zurückgelassen hatte? Er konnte nicht umhin, Rouvois sein Glück zu verkünden, der es von Herzen mit ihm theilte, denn er sah in der angesponnenen Intrigue die alte Zeit wieder aufleben und mit ihr Lust und Freude und reichliche Geschenke. Er spornte seines Herrn Eitelkeit, nannte ein solches Abenteuer ein dem Herzog von Nemours würdiges, und wagte es schon, den Namen Biondina zu nennen, von der er meinte, sie verdiene mit ihrem spröden Stolze wahrlich nicht, daß man ihretwegen die schöne Zeit in Neapel so langweilig verbrächte. Aber des Herzogs Stirn umwölkte sich, das schöne Mädchen war noch nicht aus seinem Sinn, noch nicht aus seinem Herzen.

Am andern Tage in der Messe fand der Herzog Rouvois Vermuthung bestätigt, daß die Unbekannte eine Fremde sei. Er hatte nemlich die üppigsten blonden Locken unter dem Schleier hervorrollen gesehen, und da er am Tage darauf die Begleiterin nur allein in der Kirche gefunden, diese ersucht, ihre Gebieterin in seinem Namen um eine Locke als Zeichen ihrer Gunst zu bitten. Sein Wunsch wurde erfüllt. Die schönste dunkelblonde Locke, in geglättetes Papier zierlich eingewickelt, sank am andern Tage unbemerkt neben ihn; er erfaßte und drückte sie verstohlen an seine Lippen. Die Dame schien es bemerkt zu haben, dankend nickte sie ihm zu.

So vergingen Wochen, täglich sah er die reizende Gestalt, nie ihr Antlitz, der Schleier welcher es deckte, reizte seine Einbildekraft noch mehr als es die schönsten Züge vermocht hätten. — Aber seine Ungeduld blieb immer auf der Stelle vor dem Altare der heiligen Lucia gebannt; sich ihr weiter zu nahen, verbot ihm sein gegebenes Wort.

In dieser Zeit konnte endlich der geschäftige Rouvois das Zimmer verlassen, und sein erster Gang war, ohne daß der Herzog darum wußte, nach der Kirche San Filippo. Hier nahte er sich dem Altare, vor dem er

seinen Herrn und mehrere Andächtige knieen sah; bald hatte er die Gestalt der blondgelockten Unbekannten aus der Menge herausgefunden, und kein Auge von ihr verwendend, stellte er sich, sie stets beobachtend, in das Hauptportal. — Bald erhob sie sich und verließ die Kirche, er folgte ihr die Straße entlang und schleuderte bis nach dem Platze delle Pigne hinter ihr drein. Höchst sonderbar war es ihm, als er jetzt das Haus der Wittwe in der Ferne erblickte, und der geschäftige Makaroniverkäufer, den er schwitzend uud keuchend in voller Arbeit fand, ihn im Vorbeigehen grüßte; furchtbar aber war ihm die Erscheinung der Alten, die aus dem Hause trat, nnd ihn erblickend schnurstracks auf ihn zuschritt. Er wollte ihr ausweichen, sie aber hielt ihn bei seinem Mantel fest. Herr Kammerdiener des Herzogs von Nemours! rief sie mit so lauter Stimme! daß der Limonienhändler, ihn zu begrüßen aus seinem Laden herausgestürzt kam, und die Begleiterin der Dame, durch diesen Ruf aufmerksam geworden, sich nach ihm umsah: Hier nehmt diesen Brief von schwerem Inhalt, raunte sie ihm leise zu, seinen Mantel noch immer festhalteud: er ist von meiner jungen Signora an Euren Herrn; morgen früh werde ich die Antwort holen. — Während sie mit ihm sprach, hatte Rouvois kein Auge von der Dame gewendet, die jetzt in ein enges Seitengäßchen einbog und seinen Augen entrückt war. Er riß sich mit Gewalt von der Alten und dem sentimentalen Limonienhändler los, stürzte ihr nach, lief, sie aufsuchend durch eine Menge Straßen und fand sie nirgend.

Am andern Tage ging es dem Herzoge nicht besser; auch er fand die Unbekannte nicht in der Messe, und erfuhr von ihrer Begleiterin, das ihre Dame auf ihn zürne, weil er seinen Kammerdiener beauftragt habe, ihre Wohnung zu erspähen. Der Herzog, den das ewige Einerlei, um welches sich das Abenteuer drehte, zu langweilen begann, schwor zwar hoch nnd theuer, daß dies nicht auf seinen Befehl geschehen sei, ergriff jedoch die Gelegenheit, der Begleiterin zu sagen, das es ihm endlich vergönnt sein möge, die Dame von Angesicht zu schauen, denn die Zeiten von Lea und Rahel sein vorüber, und für entfernte Hoffnung, zumal bei verschleierten Schönen fände man jetzt keinen dienenden Ritter mehr.

Die Matrone drohte mit aufgehobenem Zeigefinger, und meinte, ihr schiene es, er sei seinem Glücke so nahe daß er der Zeit voreilend es nicht verscherzen solle. Der Herzog aber, heute besonders unmuthig gestimmt, bat sie, die Dame zu ersuchen, ihm endlich Gelegenheit zu geben, sie ohne Schleier zu sehen und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er fast glauben müsse, der Schleier verberge kein Engelgesicht. — Die zehnte Stunde und der Platz Mercato wurden von der Matrone wieder bestimmt, die Antwort der verschleierten Dame zu empfangen.

Rouvois faud seinen Herrn nicht gut gelaunt. Er zürnte ernstlich mit ihm, daß er ohne Befehl sich in seine Angelegenheiten mische, und würde noch mehr gezürnt haben, hätte er gewußt, daß die alte Dienerin

Biondina's indessen schnöde abgewiesen worden und sein Kammerdiener schon seit gestern früh einen Brief der Signora zurückgehalten habe. Rouvois fürchtete aber, und wohl mit Recht, das Schreiben könne das Bild der schon fast vergessenen Geliebten leicht zu lebhaft in des Herzogs Erinnerung zurückführen.

Endlich schlug die bestimmte Stunde. Heute war die Nachricht, welche ihm die Matrone brachte, befriedigend. — Sie hatte, wie sie versicherte, nach langem Zureden und nach Hinwegräumung mancherlei Einwürfe, die Dame endlich bewogen, daß sie ihn morgen Abend um die jetzige Stunde bei ihr einführen dürfe. Ich werde Euch hier erwarten, fuhr sie fort: vertraut Euch mir an, so wie ich Eurem edlen Herzen und Eurer Verschwiegenheit vertraue,

Der Herzog betrat heute, nach langer Zeit zum Erstenmale wieder heiter gestimmt, seine Wohnung. Auch Rouvois, dem er die frohe Nachricht mittheilte, freute sich von Herzen, und da er den Herzog so ganz mit der verschleierten Dame und dem neuen Abenteuer beschäftigt fand und auch die Wiederkehr der Alten befürchten mußte, gaubte er heute nichts mehr zu wagen, wenn er ihm Biondina's Brief übergäbe, obgleich der Inhalt, da er mit etwas beschwert war, ihn weniger zuversichtlich hätte machen müssen.

Als sei ein Blitz vor ihm niedergeschlagen, so überraschte der Brief den Herzog. Lange hielt er ihn in der Hand, ehe er ein Wort zu sprechen oder ihn zu öffnen vermochte; endlich brach er mit zitternder Hand das Siegel; doch ehe er ihn entfaltete, blickte sein Auge auf gen Himmel, als ob er sie dort unter den Sternen suchen müsse, und ein schmerzvolles Lächeln, das die eigne Schuld ihm erpreßte, umzog seinen Mund.

Aber wer vermag sein Gefühl zu schildern, als er den Brief entfaltete und Biondina's Bild ihm entgenlächelte, freundlich und lieb, wie sie ihn oft in den Tagen der Wonne angeblickt. Das Auge des Herzogs ruhte lange auf den holden Zügen, dann sank eine Thräne auf den Krystall, der sie deckte, vielleicht die erste, die er der wahren Liebe geweint. Und Dich konnte ich vergessen? rief er: Dich, Du treue Seele, die mit himmlischer Unschuld den höchsten Reiz irdischer Vollkommenheit verbindet! Dich konnte ich vergessen, um ein verschleiertes Phantom Dich vergessen, dem meine Phantasie nicht die Reize zu geben vermochte, welche die Wirklichkeit Dir gab. O ich Undankbarer! —

Endlich, nachdem er lange nicht vermocht hatte, sein Auge von dem lieben Bilde abzuziehen, gedachte er des Schreibens und las:

„Gnädiger Herr!

Nur noch nach Tagen zähle ich den Augenblick des Wiedersehens, bald nur nach Stunden, und da überfällt mich eine unbeschreibliche Angst. — Ach, könntet Ihr mich vergessen haben, könnte Euer Mund mir nicht die Versicherung bewährter Treue geben, ich verginge vor Schmerz. Ja, was mein Mund nur stammelnd zu sagen wagte, will

ich frei der Feder anvertrauen. Ich liebe Euch unaussprechlich, mehr als ich selbst ahnete, ach, die Entfernung stärkt die Sehnsucht, und offner liegt in solchen Augenblicken des Verlangens das Herz vor dem eigenen Blicke.

Ich schicke Euch mein Bild; diese Züge, an denen Euer Auge oft verlangend hing, mögen Euch Biondina in Eure Erinnerung, in Euer Herz zurückführen, und diese Lippen, die auf mein Verlangen der Maler kaum bemerkbar geöffnet hat, mögen Euch bitten: Vergeßt Biondina nicht!"

Nein, bei meinem Worte! rief der Herzog plötzlich: ich vergesse Dich nicht, Mädchen sonder Gleichen, wahre Liebe fühlte mein Herz nur für Dich, fühlte sie nur einmal und vielleicht nie wieder. Laß mich allein, Rouvois! befahl er dem ängstlich Harrenden: ich will allein sein und in der Erinnerung an sie schwelgen, ich will mich selbst peinigen, daß ich, geliebt von einem solchen Mädchen, noch nach thörigen Abenteuern ausziehe, und Menschen mein Ohr leihen konnte, die keinen Sinn für den Werth eines solchen Herzens haben. Er warf, indem er dies sagte, einen zürnenden Blick auf Rouvois, der sich schnell entfernte.

Der Herzog hatte den folgenden Tag einsam verbracht, Rouvois wagte kaum ihm zu nahen. Als es endlich zu dämmern begann und die bestimmte Stunde zum Mercato rief, wagte es der Kammerdiener dennoch, zu ihm zu gehen und ihn zu erinnern, daß man ihn wohl schon auf jenem Platze erwarte.

Geh statt meiner! sagte der Herzog verdrüßlich.

Gnädiger Herr, handelt wie es Euch gut dünkt, ich werde schweigen, werde in Zukunft immer schweigen, aber hier muß ich reden, meinem Herrn bemerken, daß es gegen alle Pflichten eines Ritters, gegen allen Gebrauch der Galanterie wäre, eine Dame bei einer verabredeten Zusammenkunft vergebens auf sich warten zu lassen, besonders wenn man sie erbeten hat.

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er plötzlich: Du hast Recht, es wäre gegen alle Sitte und eines Ritters vom Hofe des Königs von Frankreich nicht würdig. Ich werde gehen, auch bleibt mir noch ein Ausweg offen, mich mit Ehre und unbeschadet meiner Liebe aus dem Handel zu ziehen. — Er eilte nach dem Mercato, wo die Matrone schon lange auf ihn gewartet hatte.

Für den galanten Herzog von Nemours, sagte sie schmollend, ihn in eine bereitstehende Karosse nöthigend: habt Ihr mich ziemlich lange warten lassen, ich fürchte fast, Eure Sehnsucht ist schon früher gestillt, ehe Ihr noch die Schönste der Schönen gesehen, denn reizender entfaltete der Süden noch nicht eine Blume, wie diese des rauhen Nordens; waffnet Euer Herz.

Ich glaube, es ist gepanzert! erwiderte der Herzog, und stieg in den Wagen. — Schweigend fuhren sie kreuz und quer durch die Gassen, so daß der Herzog deutlich sah, man wolle ihn von der Spur ableiten, bis endlich der Wagen an einem kleinen Gäßchen hielt und sie an einer Pforte ausstiegen, welche die Matrone vorsichtig öffnete. Folgt mir, sagte sie: aber nur leise.

Ehe ich Euch folge, sagte der Herzog: muß ich Euch einen Auftrag, wohl eigentlich mehr eine Bitte mittheilen, welche ich an die mir unbekannte Dame thun muß, ehe ich vor ihr erscheine.

Und die ist? fragte die Führerin.

Mich verschleiert zu empfangen, wie ich sie bis jetzt gesehen.

Diesen Wunsch wird sie Euch sicher gewähren, folgt nur.

Der Garten lag bald hinter ihnen, die Matrone öffnete eine kleine Pforte, welche sie zu einer Wendeltreppe, dann in ein kleines, nur von einer Kerze sparsam erleuchtetes Zimmer führte. Hier erwartet mich, sagte sie, entfernte sich und gab ihm Zeit, über das Sonderbare seiner Lage nachzudenken. Schon an dergleichen Abenteuer sattsam gewöhnt, hatten sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren, und überdies beschäftigte ihn jetzt der Gedanke an Biondina so ganz, daß er nichts sehnlicher als das Ende der Sache und deshalb die Rückkehr der Matrone wünschte.

Sie ließ ihn nicht lange warten. Meine Gebieterin, sagte sie: wird Euren Wunsch erfüllen, der Schleier wird Euch so lange ihr holdes Antlitz verbergen, als Ihr es wünscht. Sie bat ihn, zu folgen.

Aus dem kleinen Zimmer traten sie jetzt in einen langen Gang, an dessen Ende sich ihnen eine Flügelthüre aufthat, welche die Aussicht in eine lange Reihe, hell erleuchteter, köstlich geschmückter Zimmer öffnete. Der Herzog schritt mit seiner Begleiterin hindurch, Niemand war zu seinem Empfange bereit, still wie im Grabe war es in diesen prachtvollen Gemächern. Jetzt nahten sie einem Vorhange von reichem seidenen Stoffe, er rauschte auf, und in einem Kabinette, welches Luxus und Sinnlichkeit reizend ausgeschmückt hatte, saß die Unbekannte auf einem prachtvollen Sessel. Ein rothes Gewand deckte die üppigen Formen ihres Körpers, reiche Spangen, von Juwelen strahlend, ihren linken, eine Perlenschnur ihren rechten Arm, eine goldene Kette umschloß den blendenden Hals, und ein Fuß, niedlich und klein, blickte verstohlen unter der reichen Stickerei des sammetnen Gewandes hervor. Das Antlitz verbarg der Schleier.

Dame! sagte der Herzog, sich ihr ehrfurchtvoll nahend: Ich stehe beschämt vor Euch, der Zufall hat mich in San Filippo in Eure Nähe geführt, und Eure holde Gestalt mich angezogen; so Manches gab mir Hoffnung; Eure Güte erlaubte mir, jetzt vor Euch zu erscheinen, und doch muß ich gestehen, ich verdiene sie nicht; deshalb ließ ich Euch bitten, mich nur verschleiert zu empfangen. Und wäret Ihr so schön wie eine Himmlische, könnt' ich, dürft' ich doch nicht Eurer Schönheit huldigen, denn in

meinem Herzen, vor meinem Blicke steht einzig ein Mädchen, herrlicher als ich je eines gesehen, Biondina ist und wird ewig die Dame meines Herzens bleiben. — Darum verzeiht, daß ich, ohne Euer Antlitz gesehen zu haben, mich beurlaube. Ihr bleibt mir fremd und werdet den Mann mindestes achten, der Eurem Zartgefühl solch hohen Genuß opfern kann.

Herr Herzog! nahm die Begleiterin das Wort, während die Dame schwieg, doch ihre Bewegung kaum zu verbergen vermochte: Eure Liebe zu jener Biondina muß nicht stark sein, daß Ihr fürchtet, Eure Treue wanken zu sehen, wenn der Schleier meiner Gebieterin sinkt.

Nein! rief der Herzog heftig: nur aus Achtung für die Dame, nicht aus Furcht vor meinem Herzen äußerte ich den Wunsch.

So laßt den Schleier sinken, bat die Matrone. Der Schleier sank — Biondinas Himmelsblick lächelte ihn an.

Starr, fast leblos, fürchtend, ein Zauberbild bethöre seine Sinne, blickte der Herzog die Erscheinung an. — Trügt mich kein Wahn! rief er und stürzte ihr zu Füßen: ist es Biondina, meine Biondina, die ich sehe, deren Hand ich fasse, an mein Herz drücke?

Sie ist es! tönte es ihm entgegen und ein Himmelslächeln verkündete ihm sein nahes Glück; sie hob ihn auf — er ruhte an ihrer Brust. Der erste Kuß weihte den Rosenmund des Mädchens in die unbekannten Mysterien ein.

Von den Wonnestunden des Lebens, wie von seiner Marterwoche, hebe die Phantasie den Schleier nie mit frecher Hand. Jedes Menschen Herz male sich diese Stunden mit eigenen Farben aus, und die Marterwoche lösche er durch Thränen aus dem Buche der Erinnerung. Die zarte Jungfrau, wie der ernste Mann, wird Biondina's Glück sich reizender ausmalen, als die schwachen Farben der Darstellung es vermöchten; ihnen genüge zu wissen, daß des Lebens, daß der Liebe höchste Seligkeit ihnen ward.

Ruhiger, mehr einer stillen Betrachtung fähig, als in jener Stunde der Wonne des Wiedersehens, saßen die Liebenden am andern Morgen Hand in Hand in dem traulichen Kabinette. — Und nun, Geliebte, begann der Herzog: berichte mir, wer Dir den Zauber lieh, mit dem Du so Wunderbares vollführtest; sage mir, Biondina, wer Du bist, denn noch jetzt muß ich glauben, Du seist eine jener Feen, die im Glanze des ewigen Frühlings mit unsterblichen Reizen auf Erden wallen, den sterblichen Liebling zu beglücken.

So höre, sprach sie mit holder Anmuth: und zürne mir nicht. Ich bin die Tochter des sizilianischen Grafen Benvoglio. — Zwei Jahre sind verflossen, als mich in meinem sechszehnten Jahre der Marchese von Mantone zum Altare führte. Ich liebte ihn nicht, ich folgte nur meines Vaters Befehle. — An meinem Hochzeittage lustwandelte ich mit meinem

Gatten in dem Garten unseres Palastes zu Palermo; Banditen, von einem Weibe gedungen, das er schändlich hintergangen, überfielen, ermordeten ihn, und so ward ich an dem ersten Tage meiner Ehe schon Wittwe. Ich zog mich während des Trauerjahres in ein Kloster zurück; in dieser Zeit starb auch mein Vater, und nur ein Ohm blieb mir, unter dessen Schutze ich nach Neapel in den Palast meines Gatten zog, wo ich, bis er meine Angelegenheiten geordnet, zurückgezogen leben wollte.

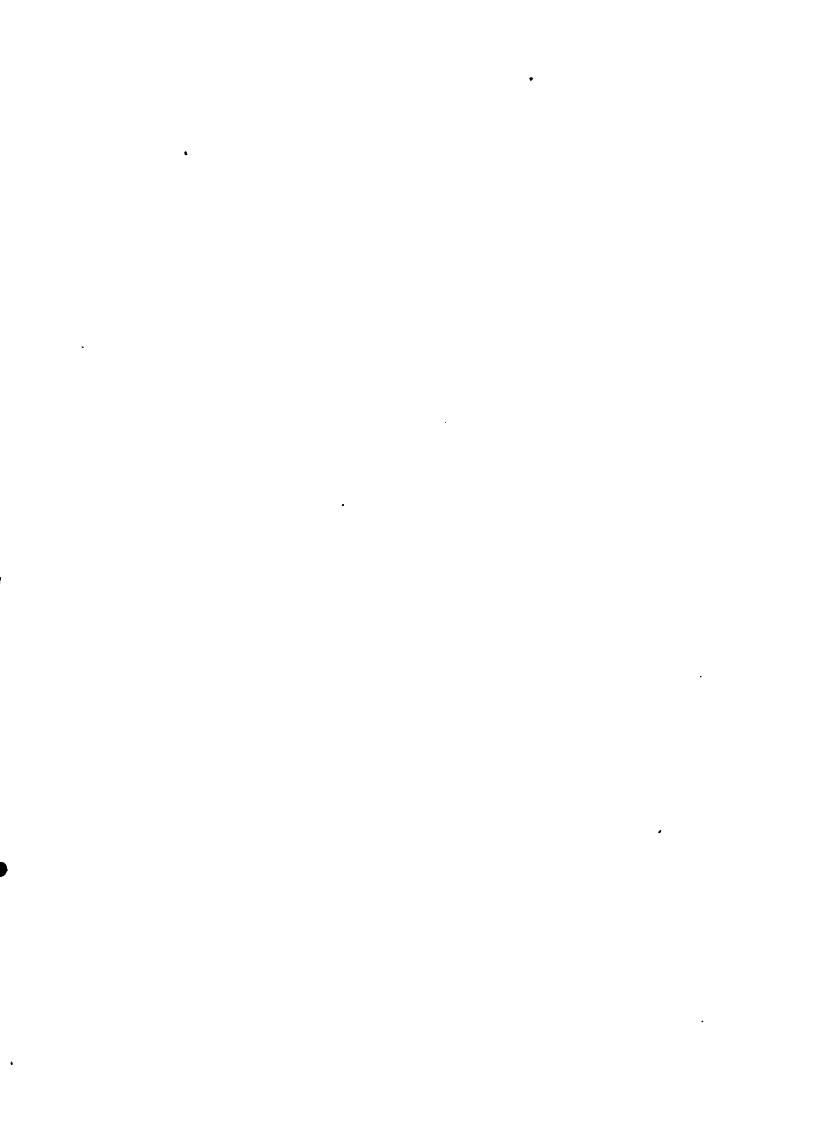
Zufällig sah ich Dich — erlaß es mir, den Eindruck, die Regung zu beschreiben, die ich bei Deinem Anblicke fühlte. Ich fragte meinen Ohm, einen sanften, gefälligen alten Mann, nach Dir, und erfuhr — auch dies erlaß mir, zu wiederholen. Aber nichts schreckte mich ab, und was Dir Biondina einst sagte, war Wahrheit. Ich wollte Dir zeigen, daß den Frauen auch die Achtung der Männer gebühre, wollte Deine Liebe mir gewinnen, und durch mich selbst; das einfache, anspruchlose Mädchen sollte Dich entzücken. Mein Ohm war zu allem bereitwillig; die Wittwe auf dem Platze delle Pigne wurde leicht gewonnen; ihre Tochter, eine Gestalt, mir ähnlich, aber, wie Dein Kammerdiener Dir wahr berichtet, von Gesicht häßlich, wurde entfernt, und der Versuch, Dich während der Prozession auf mich aufmerksam zu machen, gelang. Die listige alte Dienerin hatte am andern Tage Deinen Kammerdiener bemerkt, als er Erkundigung einzog, durch Gold wurden die Nachbarn gewonnen und Rouvois glauben gemacht, die Nachricht von meiner Häßlichkeit sei ihm auf mein Anstiften geworden. So lebte ich in dem Hause der Wittwe, kehrte fast jeden Abend in den Palast zurück, und konnte dies alles wagen, da mich in Neapel Niemand kannte und ich mich noch in keinem Zirkel gezeigt hatte.

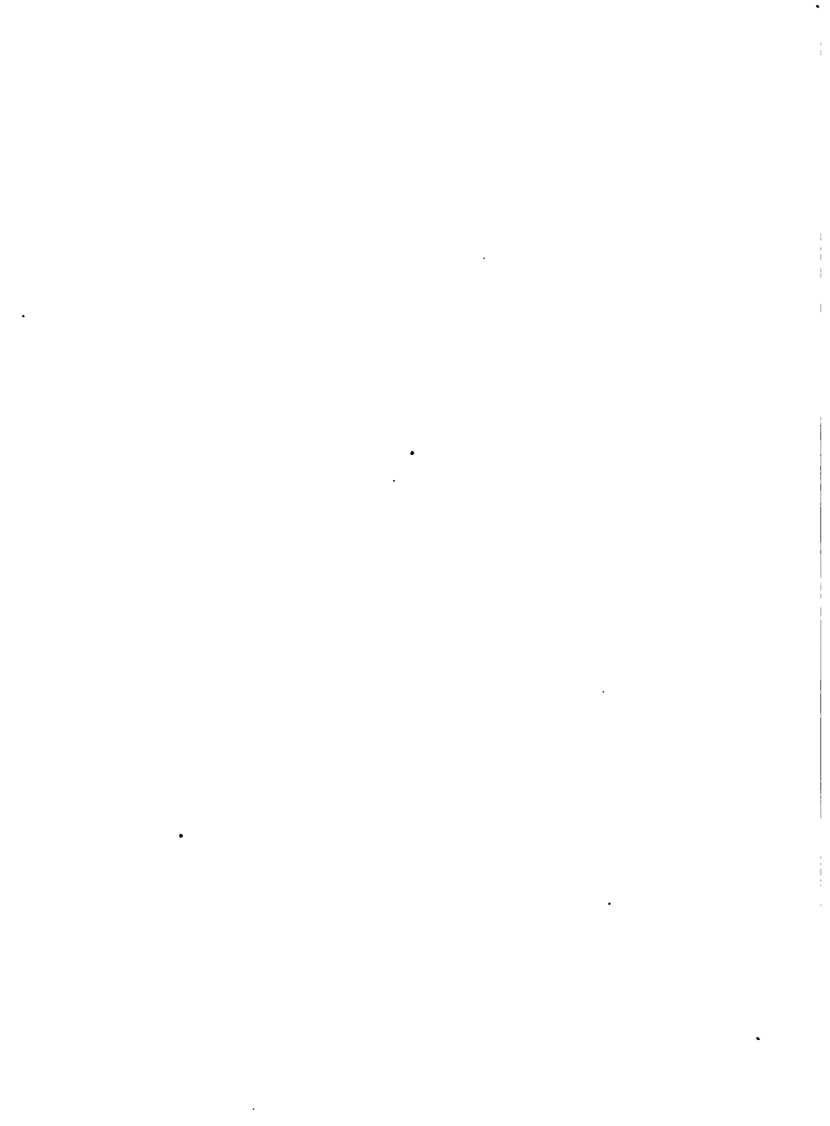
Rouvois Nachforschungen, Dein Benehmen an jenem Morgen, und jetzt darf ich es gestehen, ein Blick in mein schwaches Herz, bestimmten mich, den Schauplatz zu ändern. — Ich wollte Dich fern von mir prüfen, der Zufall führte uns in San Filippo zusammen, ich benutzte ihn, Dich auf die Probe zu stellen, falsches Haar mußte Dich gänzlich täuschen, und da ich für mich zu fürchten begann, fuhr sie ernster fort: daß eine verschleierte Dame mir gefährlich werden konnte, schickte ich Dir mein Bild — und diesem Bilde danke ich mein Glück. — Sie schwieg, Nemours drückte das holde liebliche Geschöpf an sein Herz. Biondina! rief er: womit vermag ich Dir Deine Liebe zu lohnen?

Du fragst noch? sagte sie ernst: Womit kann Liebe die Liebe lohnen als durch Treue!

Ende des neunzehnten Bandes.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient





Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

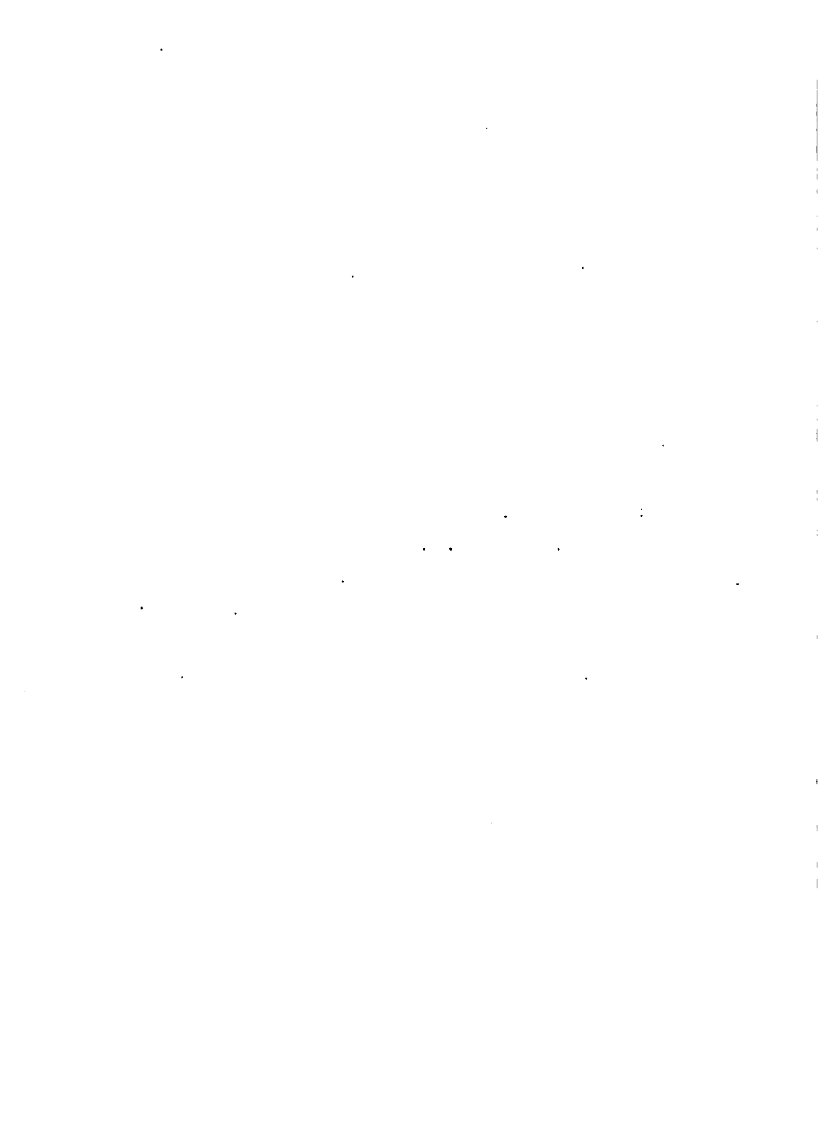
Fünfte Original-Auflage.

Zwanzigster Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.



Inhalt des zwanzigsten Bandes.



Das Bild.

Anekdote aus dem Leben des Herzogs von Nemours,

im Jahre 1540.

Zu Villa nova, im Piemontesischen, saß der Herzog von Nemours mit seinen Offizieren, meist jungen Edeln seines Alters an der Tafel. Sie zechten und erzählten sich beim Becher ihre in Paris, an dem Hofe Heinrichs II., bestandenen Abenteuer; eine lustige Begebenheit folgte der andern, jeder wollte sich auf dem Felde der Liebe hervorgethan haben und als der Herr von Bassé eben in einem etwas prahlenden Tone von seinem Glücke sprach, das ihm bei einer Dame geworden sei und diese so deutlich bezeichnete, daß man ihren Namen leicht errathen konnte, setzte der Herzog, der bisher nur Zuhöhrer gewesen war, unmuthig seinen Becher vor sich nieder und sagte: Bassé! Im Reiche der Liebe ist zwar Alles gute Beute, dem Kühnsten wird die Schönste zum Lohne; aber die wahre Minne genießt und schweigt. Der Name der Dame bleibt in des Ritters Herzen verschlossen, ihre Ehre ihm heilig.

Nun ist die Reihe an Euch, gnädiger Herr! riefen die Anwesenden dem Herrn von Bassé die Entschuldigung zu ersparen, und der Herzog, dem es wohl nicht an Stoff fehlen mochte, wollte eben beginnen, als ihm der Kammerdiener einen Brief überreichte, den ein Bote von Asti gebracht hatte.

Von Asti? rief der Herzog staunend. Ihr Herren, sagte er, ehe er den Brief noch geöffnet: da erhalten wir sicher Nachricht vom Feinde. In 14 Tagen ist der Waffenstillstand zu Ende und dann wird uns der Marchese Pescara schon zu thun geben, daß es uns hier so wenig an Abenteuern fehlen wird als in Paris. Er besah die Aufschrift. Handschrift und Wappen sind mir fremd, sagte er verwundert, und erbrach den Brief.

Während er las waren die Offiziere still und erwartungsvoll; ernstere Gedanken hatten bei ihnen die leichtsinnigen verjagt und sie waren auf die Nachricht gespannt, welche der Herzog aus dieser, vom Feinde besetzten, Stadt erhalten konnte. Aber sie hatten sich getäuscht. Anfangs las der Herzog aufmerksam, dann sah man sein Auge feurig glühn, zuletzt lachte er hell auf. Schaff mir den Boten, schnell, schnell! rief er jetzt dem Kammerdiener zu; aber der Bote war verschwunden und nirgend mehr zu finden.

Ihr Herren! begann nun der Herzog verdrießlich, daß der Bote ihm

entwischt war: Während ihr von Euern Abenteuern erzählt, bietet sich mir eins gar sonderbarer Art dar; der Brief ist von einer Dame, die sich mir aber nicht genannt hat. — Hört den sonderbaren Inhalt! er las:

Gnädiger Herr!

Die Herzöge von Nemours waren von jeher eben so tapfer als galant; von Gaston de Foix bis zu Euch wüßte ich Keinen, der nicht mit Freuden für die Dame seines Herzens gefochten hätte. Zu Euch habe ich noch stärkeres Vertrauen; Ihr sollt für eine Unbekannte einen Kampf bestehen, die wahrlich aus mancherlei Rücksichten es verdient, daß der Herzog von Nemours eine Lanze für sie bricht —

Hört das Weitere. —

In Asti lebte eine junge Wittwe, Julia Gonfalieri, der Marchese Pescara wirbt um ihre Gunst, und die Stolze, wähnend, sie sei die Schönste des ganzen Piemont, verlangte von ihm, was er auch gethan, sie öffentlich für die Schönste der Frauen zu erklären und Jeden, der daran zweifeln könnte, zum Kampf auf Tod und Leben mit noch drei Gesellen aufzufordern. Schon der Name Pescara, schon der Gedanke, daß ein Spanier eine solche Herausforderung in Eurer Nähe wagen kann, müßte Euch bewegen, den Fehdehandschuh aufzuheben, wie vielmehr werden es die Bitten einer Dame, die, wenn sie Euch jetzt auch noch unbekannt bleibt, doch nach dem Kampfe Euch ihren Namen wissen lassen und Euch zeigen wird, daß die, für die Ihr gekämpft, wahrlich den Preis der Schönheit vor Julia Gonfalieri verdient.

Hab' ich mich nicht in Euch geirrt, seid Ihr Eures Vaters würdig, so sendet Ihr einen Trompeter an den Marchese und laßt ihm wissen, daß Ihr den Kampf annehmt. — Gott schütze Euch! —

Ist das nicht eine drollige Zumuthung? rief der Herzog aus: für die Schönheit einer Unbekannten, die so häßlich sein kann wie ein Zigeunerweib und so alt und zahnlos wie die Großmutter meiner Amme, auf Leben und Tod zu kämpfen? — Stände der Name Pescara nicht in dem Briefe, ich würf' ihn in's Kamin und ließ die Schriftzüge meiner Unbekannten ruhig verbrennen, so aber ist es zu lockend, gegen den kühnen, edlen Pescara die Lanze einzulegen; auch verlohnt es sich wohl der Mühe, das seltsame Abenteuer zu bestehen und drei Gefährten finde ich auch wohl im französischen Heere, die mich zum Kampfe begleiten werden.

Auf diese Worte erhoben sich alle Anwesende und erboten sich dem Herzoge zu Waffengefährten. Er dankte und befahl einen Becher zu bringen. Jedem von Euch gebührt der Preis der Tapferkeit, wen sollte ich unter Euch wählen können? sagte er: — deßhalb bestimme das Loos, treffe es wen es will, es trifft einen Würdigen! — Aber nur über zwei unter Euch darf es entscheiden, den dritten bestimme ich selbst, denn ich gab schon einem wackern Freunde das Wort, daß, sollte ich einmal einen Zweikampf bestehen, ich ihm erlauben würde, an meiner Seite zu fechten.

Die Loose wurden zusammengerollt, in den Becher gelegt; die Ritter zogen. Der Herr von Vassé zog den ersten Treffer — Nun, so werde ich wohl Gelegenheit finden, Euch mit mir auszusöhnen, gnädiger Herr! sagte er, sich seines Glückes erfreuend. Das zweite Loos traf den Capitain Manets, der die Gensd'armen des Prinzen von La Roche befehligte; der Herzog reichte ihm freundlich die Hand.

Der Dritte sei mein alter Freund, Moucha! rief er nun: der, wenn er heute hier zugegen gewesen wäre, sicher kein Liebes-Abenteuer würde zu berichten gehabt haben, denn er hat wahrlich noch keins bestanden! Ihr kennt den Weiberfeind; sein Harnisch ist ihm lieber als die schönste Frau und ich glaube, er gäbe sein Schwert mit der Damascenerklinge, das ihm König Franz kurz vor seinem Tode gab, nicht für alle Frauen der Welt. — So lieb ihm Kampf und Schlacht ist, so fürcht' ich doch, er wird mir schmollen, wenn er erfährt, welchem Preis es gilt.

Dies sagend verließ er die Gesellschaft, das Schreiben an den Marchese Pescara aufzusetzen Ein Trompeter wurde damit nach Asti gesandt.

Hier saß der Marchese eben an der Seite seiner Dame, als man ihm den Trompeter vorführte. Neugierig, was wohl der Herzog von Nemours ihm Wichtiges zu sagen habe, brach er schnell das Schreiben auf, durchlas es, lächelte, befahl, den Trompeter reichlich zu beschenken und sagte ihm dann: Berichte Deinem Herrn, daß ich mich durch seinen Antrag geehrt fühle, ich würde ihn morgen das Nähere wissen lassen.

Damit wandt' er sich nun zu Julia Gonsalieri: Ihr habt mit stolzer Zuversicht geglaubt, Signora! daß Niemand es wagen würde, Euch den Preis der Schönheit streitig zu machen. Ein wackrer Gegner ist aufgetreten —

Wer, wer? fuhr die Dame auf.

Der Herzog von Nemours, sonst ein Kenner weiblicher Schönheit und ein edler Gegner! erwiderte der Marchese.

Julia war bei dem Namen des Herzogs von Nemours erbleicht. Herr! sagte sie ängstlich: Er soll nicht allein der schönste Mann im französischen Heere, er soll auch der tapferste, gewandteste Ritter sein. — Ich zittere —

Zittert nicht, Signora! unterbrach sie der Marchese empfindlich: — zittert nie für Pescara! — doch Ihr habt ihn Euch gegenüber muthlos gesehen, lenkte er mit Galanterie ein; und so konntet Ihr glauben — Aber nein, Ihr kennt zu gut die Macht Eurer Reize; Ihr wißt zu gut, daß mich nur das Feuer Eurer strahlenden Augen entmuthigen konnte und daß es wohl einer Aufmunterung von Euch bedarf, mir den alten Muth wieder zu geben.

Kehrt als Sieger zurück, Marchese, und ich werde Euch lohnen, herrlich lohnen! erwiderte sie und ihr flammendes Auge lohnte ihm schon jetzt — Aber theilt mir den Brief mit, ich möchte doch die Schönheit kennen, die er höher stellt als mich.

Gern! erwiderte der Marchese: Ihr werdet Euch über den Inhalt wundern. Er las:

Edler Marchese!

Der Ruf ist bis zu mir gedrungen, daß Ihr Jeden, wer es auch sei, in Begleitung dreier Gefährten zum Kampf auf Leben und Tod auffordert, wenn er es wagt die Signora Julia Gonfalieri nicht als die schönste der Frauen anzuerkennen. Obgleich ich diese edle Dame, die Euch die schönste der Erde dünkt, nie sah, so hebe ich doch den Fehdehandschuh für eine mir unbekannte Dame aus Asti auf, die mir versichert, sie sei schöner als die Dame Eures Herzens. —

Aufgefordert von einer Frau, mußte ich mich zu ihrem Kämpfer aufwerfen und gebe nur Gott, daß die gerechte Sache auf meiner Seite ist; wäre ich aber auch nicht aufgefordert worden, würde ich doch mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, mit der Krone spanischer Ritterschaft, mit dem Marchese Pescara eine Lanze für die Sache meines Königs zu brechen. Also für Beide! — Bestimmt Tag, Stunde, Ort und Waffen, mir gilt Alles gleich. Auch bitte ich Euch, mich bei Julia Gonfalieri zu entschuldigen, daß ich, statt ihr zu huldigen, gegen den Werth ihrer Schönheit kämpfen muß.

Jakob, Herzog von Nemours.

Ich bin über die Thorheit erstaunt! rief die Dame: für eine Unbekannte auf Leben und Tod kämpfen zu wollen, die vielleicht nur ihren Scherz mit dem Herzog trieb. — Doch welche unter den Frauen von Asti könnte es sein? — Welche sich neben mir in die Schranken stellen? Sie sann und sann, ließ alle Schönheiten der Stadt an sich vorüber ziehn und Keine schien ihr würdig, Keine ihr kühn genug zu solchem Wagstück. Aber mochte es auch sein welche es wolle, so war es ihr aus doppelter Hinsicht unlieb, daß der Herzog von Nemours den Kampf angenommen hatte. Er galt für den schönsten Mann Frankreichs — sie glaubte sich die schönste Frau der Welt, und so schmerzte es ihre Eitelkeit, daß eben er für die Behauptung stritt, sie sei es nicht. Auch fühlte sie, wo nicht wahre Neigung für den Marchese, doch sich durch seine Bewerbung sehr geschmeichelt. Ihr Stolz hatte ihr bisher verboten, ihm die kleinste Gunst, die kleinste Hoffnung zu gewähren und ihre Eitelkeit hatte den edlen Krieger zu dem Abenteuer im Sinne der fahrenden Ritter aufgefordert. Nun bangte sie für ihn, da Nemours ihm gegenüber trat, der im Turnier überall Sieger und der Erste der französischen Ritter war. Nie war sie dem Marchese so aufmunternd entgegen gekommen als heute, nie hatte sie so traulich zu ihm gesprochen, wie in diesem Augenblicke und der feurige Neapolitaner fühlte sich des Sieges gewiß, sah er in ihr Auge und gedachte er dabei des Preises, der ihm werden sollte.

Am andern Morgen sandte er dem Herzog die Antwort.

Herr Herzog! schrieb er ihm,

Mit mehrem Vergnügen und mit der Ehrfurcht, die ich Eurem Stand und Eurer Person schuldig bin, habe ich Euer Schreiben erhalten und es könnte kein würdigerer Gegner gegen mich auftreten als der Herzog von Nemours. Ich fühle mich geehrt, daß Ihr den Fehdehandschuh aufgenommen habt und so wollen wir mit Gott für unsere Damen und unsern König eine Lanze brechen; nur will ich wünschen, daß, wenn Eure Unbekannte den Schleier fallen läßt, Ihr eben so sehr die Ueberzeugung haben möget, daß Ihr für das schönste Weib der Erde gekämpft habt, als ich, wenn ich Julia Gonfalieri in das dunkle, flammende Auge sehe.

Zwischen dem Maierhofe von Baglierano und Asti ist ein trefflicher Platz, eben und groß, ganz zum Kampf geeignet, dorthin bitte ich, Euch mit Euern Streitgenossen in vollem Harnisch heut' über acht Tage, als am Tage des heiligen Cyrillus, einzufinden. Ist es Euch genehm, so werden drei Lanzen gebrochen und mehr nicht. Habt Ihr, Herr Herzog sonst noch Bedingungen zu machen, so laßt sie mich wissen, und Ihr werdet mich in Allem, Eure Wünsche zu erfüllen, bereit finden.

Ferdinand Franz d'Avalos,
Marchese von Pescara.

Der Herzog, des Kampfes der 18 Spanier mit Bayard gedenkend, wo diese 11 französischen Rittern die Pferde niederrannten und sie auf diese tückische Weise zum Kampfe unfähig machten und sich des spanischen Sprichworts erinnernd: Muerto el cavallo, perdido l'hombre d'armas *), machte, nach Empfang des Briefes, die einzige Bedingung, welche auch Pescara annahm, daß, wer des Gegners Pferd nieder stieß, ihm 700 Schildthaler bezahlen müsse und so war Alles in Ordnung, jeder Theil rüstete sich aufs Beste und Moucha kam von Turin herbeigeeilt, seinem jungen Freunde im Kampfe zur Seite zu stehen.

Dieser Franz von Moucha war ein gar sonderbarer Mann, der gewiß allen Hofleuten zur Scheibe ihres Witzes gedient haben würde, hätte er nicht ein so furchtbares Schwert geführt und wäre er noch in irgend einem Turniere aus dem Sattel gehoben worden; so aber scheuten sie den braven Sonderling, der ihnen auch nur darin sonderbar erschien, daß ihm die Galanterie des französischen Hofes ein Greul war. Es war ein schöner, wohlgebauter Mann, von edlem Anstande, freundlich und bescheiden, der an dem galanten Hofe Franz I. sein Herz und die Reinheit seiner Sitten bewahrt hatte und, obgleich mit Diana von Poitiers, der allgewaltigen Geliebten Heinrichs II. verwandt, an dessen Hofe eben so zurückhaltend, eben so Weiberfeind blieb, als an dem Franz I., obgleich manche Frauen, den schönen Mann zu gewinnen, wohl der Mühe werth hielten. So gesprächig, so lebhaft, so muthig er in der Gesellschaft der Männer war, so verlegen,

*) Das Pferd getödtet, ist der geharnischte Reiter verloren.

so still war er bei Frauen, die er zu verachten schien, obgleich er nie von irgend einer Dame oder von dem ganzen Geschlechte etwas Nachtheiliges sprach. Daß ein solches Benehmen ihm an solch frivolem Hofe den Spottnamen des Sonderlings verdienen mußte, war nicht zu verwundern; er wußte es, änderte deshalb nichts in seinem Betragen und schloß sich zur Verwunderung aller Höflinge mit wahrer Innigkeit dem jungen Herzoge von Nemours an, der ihm wohl auf dem Schlachtfelde an Tapferkeit, aber nicht im mindesten bei den Frauen glich.

Freudigen Herzens kam er in Villa nova an und war auch nicht unmuthig, als ihm der Herzog sagte, wem der Kampf gelte. Legt die Lanze für Eure Unbekannte ein, gnädiger Herr! sagte er, nur froh, daß es einen Zweikampf gab: ich kämpfe für Frankreich und uns Beiden ist der Sieg gewiß!

Den Abend vor St. Cyrillus traf der Herzog mit seinen Begleitern und einem großen Gefolge in Baglierano ein, wo er schon Alles zu seinem Empfange bereit fand. Kostbares Hausgeräthe war von Asti durch Pescaras Vorsorge dorthin geschafft worden, die Gemächer in der Wohnung des Herzogs mit Tapeten behangen und Köche standen in dazu erbauten geräumigen Küchen, mit allem Nöthigen versehen, ein köstliches Mahl für die französischen Ritter zu bereiten. Der spanische Stolz glaubte sich verpflichtet, den Wirth zu machen, da der Herzog gewissermaßen auf des Marchese Aufforderung hieher gekommen war und sich auf dem, vom spanischen Heere besetzten Gebiete befand und so sollte dies auf eine verschwenderische Weise geschehen.

Der Herzog war zu galant, um nicht diese Artigkeit anzunehmen. Er ließ sich von den spanischen Köchen und Dienern bedienen und ihnen am andern Tage das Doppelte des Werthes als Geschenk reichen. So überboten sich die Großen damaliger Zeit an Verschwendung, besonders wetteiferte der spanische und französische Adel, wer es dem Andern an Pracht und Freigebigkeit zuvor thun könne.

An dem nämlichen Abende kehrte auch ein in Asti wohlbekannter Italiener zu dem Herzog zurück, den er auf Kundschaft dahin gesandt hatte, um vielleicht zu erforschen, wer die schöne Unbekannte sei und wer von dem spanischen Adel den Marchese zum Kampfe begleiten würde. Er erhielt über das Letztere befriedigende Nachricht; es waren nämlich Don Joseph Alba, der Marchese von Malespina und der Graf Caraffa, Neffe des Papstes, welche sich seinen Waffengefährten gegenüber stellen sollten; über das Erstere aber lauteten die Nachrichten weniger befriedigend. In ganz Asti war nur eine Stimme, daß von allen Damen dieser Stadt sich keine auch nicht im mindesten mit Julia Gonfalieri, der man unbedingt den Preis zugestehen müsse, an Schönheit messen könne. Der Herzog glaubte nun

selbst, daß die Unbekannte Scherz mit ihm getrieben habe und meinte, er wolle es dennoch nicht wie Moucha machen und für Frankreich allein seine Lanze brechen, er wolle für alle Damen seiner Bekanntschaft, und deren gab es gar viele, den Kampf bestehen.

Als der Morgen graute, bewaffneten sich die Kämpfer, ein Priester las Messe, sie beichteten und empfahlen sich Gott; dann bestiegen sie ihre Streitrosse und ritten unter kriegerischer Musik dem Kampfplatze zu. Es war ein schöner Anblick. Der Herzog, diesmal ganz von seiner Gewohnheit abgehend, trug eine einfache, stählerne Rüstung und einen kurzen, weißtuchenen Waffenrock ohne allen Schmuck darüber, eine weiße Feder schwankte auf seinem glänzenden Helme und auf seinem Schilde sah man das Wappen von Savoien, ohne irgend einen Wahlspruch. Er ritt einen braunen, normannischen Hengst und sein ganzes Ansehen war mehr als zög' er zur Schlacht, als zum Zweikampfe. Der Herr von Baßé und der Chevalier Manets waren mit mehr Pracht gerüstet, hohe Federbüsche schmückten ihre Rosse, sie trugen Beide zur Ehre ihrer Damen blausammetne Waffenröcke über ihren Harnischen und in die Decken ihrer Pferde waren ihre Wappen gar künstlich gestickt. Der Ritter Moucha hatte wie immer seine schwarze Kriegsrüstung angelegt, sein Helm war ohne Federschmuck, sein Schild ohne Abzeichen. Prachtvoll gekleidete Diener, ein Zug von 100 Gensd'armen folgten dem Herzoge und den Rittern.

Sie fanden auf dem zum Kampfe bestimmten Platze mehre Zelte für sich aufgeschlagen. Ein spanischer Edler empfing den Herzog, ihn im Namen des Marchese Pescara zu bewillkommnen und ihn zu ersuchen, das Zeichen zu geben, wenn es ihm gelegen wäre, daß der Kampf beginnen solle, da die Spanier gerüstet und nur das Zeichen erwartend, auf der andern Seite der Schranken bereit ständen. Der Herzog ließ sogleich die Trompeter blasen und ritt, ohne abzusitzen, mit seinen drei Gefährten in die Schranken ein. In dem nämlichen Augenblick erschienen die Spanier, kostbar gekleidet; besonders die Rüstung des Marchese mit Schmuck überladen; am meisten aber mußte der mailändische Federstrauß auffallen, der mit einer Menge glänzendem Flitterwerk besetzt, auf der Stirn seines Streitrosses hin und her wogte und blendend funkelte.

Die Kämpfer begrüßten sich jetzt aus der Ferne, ritten dann, auf ein gegebenes Zeichen, mit aufgehobenen Lanzen im Schritt auf einander zu, senkten die Lanzen, begrüßten sich nochmals und begaben sich dann zurück auf ihre Plätze. Dem Herzog hielt der Marchese gegenüber, dem Ritter Moucha der Graf Caraffa, Don Joseph Alba dem Chevalier Manets und der Marchese Malespina dem Herrn von Bassé.

Jetzt ertönten von Neuem die Trompeten und gaben das Zeichen zum Kampfe und bei dem dritten Trompetenstoß legten der Herzog und der Marchese die Lanzen ein. Beide trafen, beide zersplitterten, daß die Stücken hoch in die Luft flogen, Keiner wich im Sattel. Das Pferd des Herzogs,

durch den in der Morgensonne hellflimmernden Federstrauß des Streitrosses seines Gegners scheu geworden, prallte von der Seite, so daß der Stoß des Herzogs seine volle Kraft verlor. Zum zweitenmal wiederholten sie das Rennen mit gleichem Erfolge und des Herzogs schönes Roß konnte nur mit Mühe von seinem geschickten Reiter in den Schranken gehalten werden. Als die Lanzen zum drittenmal zersplitterten, Beide unerschüttert im Sattel saßen, hoben sie die Visire und umarmten sich, dann ritten sie friedlich neben einander und sahen dem Kampfe der Ritter zu, die sich von der Eintracht ihrer Anführer nicht vom Scharfrennen abhalten ließen.

Auf das Zeichen der Trompeten legte der Herr von Bassé seine Lanze gegen den Marchese Malespina ein, Beide trafen sich und ihre Lanzen zersplitterten; im zweiten Rennen drang des Spaniers Lanze durch den Halskragen des französischen Ritters, der verwundet aus den Schranken weggetragen werden mußte, auch der Marchese ward leicht am Arme verwundet. Der Chevalier von Manets hatte gleiches Schicksal und der Herzog schäumte vor Wuth, da sprengte der Ritter Moucha heran, traf den Neffen des Papstes so gewaltig, daß er, von seiner Lanze durchbohrt, weit wegflog und auf der Stelle todt blieb; die Wunden der beiden französischen Ritter waren nicht von Bedeutung.

Nachdem der Herzog seine verwundeten Freunde besucht und die nöthige Sorge für sie getragen hatte, nahm er die Einladung des Marchese an, ihn nach Asti zu begleiten. Wir sind gegenseitig gegen die Damen galant gewesen, sagte Pescara: keiner kann sich den Sieg zuschreiben, und so bleibt es noch unentschieden, ob Julia Gonsalieri oder Eure Unbekannte die Schönste sei. Dehhalb erlaubt, daß ich Euch meiner Dame vorstellen darf, vielleicht daß die Eurige während Ihr bei mir etliche Tage verweilt, aus ihrer Verborgenheit hervortritt. Zum wenigsten will ich Euch die Ueberzeugung geben, daß die Dame meines Herzens wohl die drei Lanzen werth war, die auf Euerem Schilde zersplitterten.

Daran zweifle ich nicht, Marchese! erwiderte der Herzog galant: Ihr Herren von Neapel habt die schöne Natur stets vor Augen, so, daß Euch nur das Schönste genügen kann.

Unter solchen Gesprächen kamen sie an die Thore von Asti. Schon war der Ausgang des Kampfes bekannt und Jung und Alt strömte herbei, die Ritter zu empfangen, die so männlich gefochten hatten. Auf allen Balkonen standen die Damen der Stadt mit Blumen und Kränzen, sie begrüßend. Der Herzog, an dergleichen Festspiele schon gewöhnt, dankte freundlich, warf mancher rothwangigen Dirne einen verstohlenen Blick zu, schaute ausdrucksvoll nach mancher lieblichen Signora, die erröthend an der Seite ihres Gatten stand, aber was er sah, ließ ihn kalt. Die Frauen von Asti gleichen nicht denen von Neapel! sagte er zu dem Marchese.

Nicht an Schönheit, erwiderte Pescara: aber an Tugend übertreffen

sie Neapels Schönheiten, sie sind so kalt wie die Eisluft ihrer Berge. — Seht, dieser Pallast, fuhr er fort, den Herzog auf ein großes Gebäude aufmerksam machend: dort, wo Ihr den Altan leer sehet, dort wohnt meine Dame — und zeigt sich mir nicht, bewillkommt mich nicht —

Beim heiligen Apollonius! rief der Herzog lebhaft: Wäre es meine Dame und sie ließe sich heute nicht sehen, nie würf' ich mehr den Handschuh für sie hin, nie zög' ich für sie mein Schwert —

Und doch, sagte der Marchese lächelnd: hobt Ihr den Handschuh für eine Unbekannte auf, die sich Euch nie gezeigt hat, unterbrach er den Herzog.

Das ist eine andere Sache, Marchese! nahm der Herzog das Wort: nicht für die Unbekannte allein, auch für meine Ehre, für Frankreich hob ich ihn auf.

Der ernste Moncha war während dem in seiner unscheinbaren Rüstung auf seinem schwarzen, friesischen Rosse, zwischen den beiden Spaniern, dem Herzoge gefolgt, ohne sich um die geschmückten Frauen zu kümmern, die von den Altanen ihnen Blumen zuwarfen. Doch so ernst und theilnahmlos er auch auf seinem wilden Rosse saß, lugte doch manches schwarze Auge nach ihm und fand Gefallen an seiner hohen, stattlichen Gestalt und den edlen, schönen Zügen seines Gesichts. Manche Blume, die auf ihn gerichtet war, traf ihn, doch achtete er es nicht, ärgerte sich über die Possen und den langweiligen Ritt durch die Straßen und dankte Gott, als man vor der Wohnung des Marchese abstieg.

Hier war schon Alles zum Empfange der fremden Gäste bereitet. Ein schwelgendes Mittagsmahl erwartete sie, als ob der Marchese Pescara den Ausgang des Zweikampfes hätte voraus sehen können; Franzosen und Spanier saßen hier im traulichen Vereine und man hätte glauben sollen, es säßen die wärmsten Freunde der Welt bei einander, so laut, so unverstellt war die Freude.

Während der Tafel, als Pescara eben den Becher auf das Wohl der schönen Unbekannten geleert hatte, brachte ein Diener ein niedliches Brieschen an den Herzog, welches ein Fremder, der sich aber sogleich wieder entfernt, überbracht hatte.

Sicher von Eurer Dame! sagte der Marchese scherzend, während der Herzog das zierlich zusammengefaltete Brieschen öffnete und in der Stille las:

Gnädiger Herr!

Ihr habt als ein wahrer Ritter meine Bitte erfüllt und für eine Unbekannte mannhaft drei Lanzen gebrochen. Nehmt meinen Dank! Aber der schriftliche Dank einer Unbekannten ist so wenig, deshalb wird sie sich Euch zeigen und auch ihr Mund Euch Dank sagen. Bemüht Euch um die zehnte Stunde dieses Abends zu mir, es darf Euch begleiten, wen es Euch mitzunehmen gefällt. In der Straße, die von Eurer Wohnung nach dem

Marktplatze führt, wird mein Diener Euch erwarten und zu mir führen, damit Ihr Euch überzeugen könnt, daß ich keine unbescheidene Bitte an Euch that, und die, für die Ihr kämpftet, es werth war. Zugleich ersuche ich Euch, gnädiger Herr, dies Billet Niemand zu zeigen und nicht nach meiner Wohnung zu forschen, damit die Unbekannte Jedermann, nur Euch nicht verborgen bleibe. Der Herzog von Nemours wird mir diese Bitte nicht versagen.

Die Gräfin von Gagliano.

Der Herzog lächelte, steckte den Brief zu sich und wich des Marchese Frage, ob seine Unbekannte sich ihm endlich genannt habe, durch die Wendung aus, daß es jederzeit dem Ritter Pflicht sei, zu schweigen, wenn es eine Dame beträfe. Der Marchese drang auch nicht weiter in ihn, die Tafel wurde bald aufgehoben und nun bat Pescara den Herzog, ihm zu erlauben, ihn bei Julia Gonsalieri einzuführen.

Der Herzog, fast eben so begierig die Schönheit zu sehen, gegen die er gefochten, als die kennen zu lernen, für die er seine Lanzen zersplittert hatte, war sehr bereitwillig dem Marchese zu folgen. Sie betraten, von Moncha begleitet, die Wohnung der Dame, wo man sie erwartet zu haben schien, denn Diener standen überall bereit, Treppe und Vorsaal waren mit Blumen und Orangenbäumen geschmückt und so wurden sie durch mehrere, mit kostbarem Hausgeräth versehene Zimmer geführt, wo sie in dem letzten die Ankunft der Dame erwarten sollten.

Julia Gonsalieri ließ sie lange harren. Der Herzog hatte schon aus Langeweile alle Gemälde, welche in den Zimmern aufgehängt waren, betrachtet und immer kam die Schöne noch nicht. Wahrlich, Marchese! sagte er endlich ungeduldig: Eure Dame scheint, so schön sie auch sein mag, etwas hoffährtig und gewohnt zu sein, Eure Geduld auf die Probe zu setzen. Ich gestehe, daß ich in dieser halben Stunde, wo ich hier die Gemälde betrachte, sie ziemlich verloren habe.

Gnädiger Herr! sagte Pescara, durch ihr Ausbleiben selbst verdrießlich geworden: Ihr wißt selbst, daß im Reiche der Liebe Tyrannei den Scepter und Laune das Regiment führt. Man fühlt die Ketten, sie drücken, und um Alles in der Welte möchte man sie doch nicht abschütteln.

I nun! meinte der Herzog: drücken sie mich zu sehr, so zerreiße ich sie. Was ich aus der Hand der Frauen nehme, muß freudebringend, nicht schmerzerregend sein, muß mich fröhlich, nicht verdrießlich stimmen.

In unsern Landen, erwiderte Pescara: ist Liebe ohne Schmerzen nicht süß. — Wir sind stolz darauf, dulden und doch lieben zu können.

Indem er dies sagte, öffneten sich die Flügelthüren und die Signora trat ein. — Verzeiht Marchese, daß ich Euch etwas warten ließ, nothwen-

dige Geschäfte hielten mich ab! sprach sie. — Dies wahrscheinlich der Herzog von Nemours? wandte sie sich mit stolzer Freundlichkeit zu diesem.

Es ist der Herzog, erwiderte Pescara.

Die Dame begrüßte ihn, Nemours erwiderte die Begrüßung, aber mehr stolz als verbindlich, jedoch ruhte sein Auge so forschend auf ihr, wie das ihrige auf ihm. Beide waren gegenseitig überrascht.

Ihr habt den Fehdehandschuh des Marchese aufgehoben, begann die Dame jetzt und seid gegen mich für eine Unbekannte in die Schranken getreten?

Ja, Signora! erwiderte der Herzog: das that ich. Hätte ich freilich Euch früher gesehen, so würde ich an der Wahrheit dessen gezweifelt haben, was mir eine Unbekannte versichert hat, ich würde gezweifelt haben, daß irgend Etwas Euch an Schönheit übertreffen könne.

Die Signora nahm diese Artigkeit mit stolzer Zuversicht, als ob sie keiner Beachtung werth sei, auf; der Herzog, dergleichen ungewöhnt, hütete sich wohl, sie zu wiederholen.

Julia spöttelte nun über die schöne Unbekannte. Ich fürchte, ich fürchte! sprach sie: eine muntere Dirne, vielleicht kaum Eurer Beachtung werth, hat Euch geneckt —

Und Euch erniedrigt, da sie gegen Euch in die Schranken trat! unterbrach sie der Herzog empfindlich.

Was könnte ich für die Thorheit Anderer? fuhr die Signora fort: es thäte mir nur leid um Euch, vielleicht für eine gemeine Dirne den Kampf bestanden zu haben.

Dame! sagte der Herzog stolz, ohne jedoch die Galanterie zu vergessen, die er einer schönen Frau gegenüber wohl nie vergessen konnte: Ihr waret mir so unbekannt als die, für die ich kämpfte, es mir jetzt noch ist. Nicht Eurer Schönheit galt es, es galt der Ehre und dem Vergnügen, mit dem Marchese in die Schranken zu treten, denn unter Tausenden, die seit Amadis de Gaules für die Schönheit ihrer Damen eine Lanze brachen, waren gewiß nur Wenige, welche die Ueberzeugung hatten, sie kämpften wirklich für die Schönste der Welt, die Liebe macht zwar blind, aber die Blindheit ist selten von langer Dauer und dann sieht man um so schärfer. Nicht wahr, Marchese, Ihr pflichtet mir bei?

Dem Marchese ward in Gegenwart seiner Dame die Antwort schwer — Macht die Liebe blind, sagte er endlich: so wünschte ich ewig blind zu bleiben. Doch hoffe ich, meine Donna raubt mir nicht meiner Augen Licht, ich sehe sie im herrlichsten Glanze und so bin ich meines Glückes gewiß.

Der Herzog lächelte, denn eben belauschte er einen so forschenden, durchdringenden Blick der Signora, den Pescara nicht bemerkte, daß Nemours seinen Worten nicht ganz Glauben beimessen konnte.

Der Chevalier Moucha hatte an diesem Gespräche keinen Theil genommen. Anfangs beschäftigten ihn die Schildereien, die er als Kenner betrachtete, aber seit die Signora eingetreten war, schien die Unterhaltung seine Aufmerksamkeit zu fesseln, wenn er auch nur Ohr war. Er bewunderte die Schönheit der Dame und obgleich kein Weiberkenner, fürchtete er doch fast, der Herzog habe nicht für die Schönste gekämpft.

Das Gespräch nahm nun eine allgemeine Richtung und Julia entfaltete die Vorzüge ihres Geistes eben so schön, wie die ihres Körpers. Nach und nach kam das Gespräch auf Asti und seine Bewohner und der Herzog, der wenigstens die Namen einiger hier wohnenden Familien kannte, ererkundigte sich nach ihnen und auch, wie zufällig, nach der Gräfin Gagliano.

Kennt ihr diese eitle, stolze Dame auch? fragte Julia Gonfalieri.

Den Namen nach; erwiderte der Herzog: sonst ist sie mir völlig unbekannt.

Es ist eine alte, stolze, häßliche Närrin, die mit ihrem fünfzigsten Jahre noch mit der geträumten, nie besessenen Schönheit ihrer Jugend prunken will. Ueberall sucht sie hervorzutreten, überall verlangt sie die Erste zu sein, und läge nicht die Zeit ihrer Blüthe gar zu weit hinter ihr, setzte sie, den Herzog scharf beobachtend, hinzu: so möchte ich fast glauben, sie sei es gewesen, die Euch zu dem Abenteuer vermocht hat.

Bei diesen Worten fühlte der Herzog, daß er erröthete, etwas, das ihm selten zu begegnen pflegte, er ward verlegen und selbst Moucha, der es bemerkte, konnte sich eines Lächelns nicht enthalten; die Verlegenheit des Herzogs dauerte jedoch nur einen Augenblick und er sagte lachend: Es würde das Abenteuer noch erhöht haben, wenn ich für eine alte Dame meine Lanze gebrochen hätte, obgleich es mir leid thäte, mich dann solches schlechten Preises wegen für überwunden halten zu müssen.

Hat sich denn die Unbekannte noch durch nichts kund gethan? Kein Brieschen? keine Einladung? fragte jetzt die Signora.

Durch nichts! erwiderte der Herzog: sie hat noch nicht ihren Schleier gelüftet und es meiner Phantasie immer noch überlassen, sie mir so schön als möglich zu malen.

Sonderbar! meinte die Dame und ward nachdenkend; doch plötzlich erhob sie sich: hofft das Schönste, Herr Herzog! sagte sie dann mit einem sonderbaren Lächeln und schien sich entfernen zu wollen, der Herzog, dem dies nicht entging, empfahl sich und kehrte mit Moucha nach seiner Wohnung zurück.

Eine schöne Frau! sagte er, als er sich mit seinem Waffengefährten allein befand.

Schön ist sie, meinte der Chevalier: aber sie mißfällt mir —

Euch gefällt Keine! sagte der Herzog: ich wäre begierig das Weib zu sehen, das Euer kaltes Herz in Flammen setzen könnte.

Haltet Ihr mein Herz für so kalt, gnädiger Herr? unterbrach ihn Moucha fast empfindlich.

Für die Freundschaft, für die Ehre schlägt es warm, das weiß ich, Freund! erwiderte der Herzog lebhaft: Aber für die Frauen —

Am Hofe zu Paris lernt man sie nicht achten! sagte der Chevalier: Nicht wie eine bescheidene Blume, die im Verborgenen duftet und blüht — nein, wie eine Rose, die eine freche Hand schon längst gebrochen und die sich nun Jedem zum Kauf bietet, so erschienen sie mir noch in den Gemächern meiner Muhme, Diana von Poitiers. — Könnt Ihr Euch rühmen, fuhr er mit Lebhaftigkeit fort: daß unter den Hunderten, die Ihr gewannet, Eine war, welche von Liebe betrogen, schuldlos in Euren Armen lag? — Alle betrogen die Liebe und Euch, sie wollten Euch gewinnen, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelte, den Mann in ihren Fesseln zu sehen und ihn so der Welt zu zeigen, den die Mode zum schönsten, galantesten Ritter gestempelt hatte. — Alle liebten sich — Keine Euch!

Ihr mögt meistentheils nicht so ganz Unrecht haben, Chevalier! sagte der Herzog lächelnd: Aber auch mein Herz blieb kalt, warum sollte das Herz der Frauen glühen? Galanterie ist nicht Liebe, diese giebt Herz um Herz, jene Genuß für Genuß. Doch nicht immer habt ihr Recht, oft führet auch wahre Liebe uns den Frauen zu —

Nein, gnädiger Herr! unterbrach ihn der Chevalier und sein Auge, seine Wange glühte: wahre Liebe lohnt mit zarter Liebe und die kennt man nicht an unserm üppigen Hofe.

Ihr seid ein Schwärmer, wie ich sehe! sagte der Herzog, als eine neue Botschaft das Gespräch unterbrach. Ein fremder Diener hatte so eben wieder ein zierliches Brieschen gebracht, das von Ambra und Moschus duftete. Der Herzog öffnete es und las:

Gnädiger Herr!

Was Ihr so eben bei der Signora Gonfalieri von mir gehört habt, kümmre Euch nicht. Heute Abend in der zehnten Stunde wird der Schleier fallen und die Unbekannte in all' ihrer Schönheit vor Euch stehen. Mein Diener wird Euch erwarten, um Euch zu mir zu führen.

Die Gräfin Gagliano.

Die Dame scheint gute Spione zu haben, da sie sogar weiß, was von ihr vor einer Stunde gesprochen wurde, sagte der Herzog lachend und unterrichtete jetzt seinen Freund von der ersten erhaltenen Einladung der Gräfin. — Ihr müßt mich begleiten, Moucha! sagte er dann: Hier auf italischem Boden ist es gefährlich, ein Abenteuer allein zu bestehen.

Gern, gnädiger Herr! erwiderte der Chevalier. Nur dünkt mir dieser Brief sonderbar. Habt Ihr den Ersten noch, so laßt uns die Handschrift vergleichen.

Ich habe ihn verbrannt, wie ich es stets mit dergleichen zu thun pflege erwiderte Nemours.

Schade! meinte Moucha: Es ist mir fast unglaublich, daß die Gräfin erfahren konnte, was nur in des Marchese und der Signora Gegenwart gesprochen wurde; — doch gleichviel, ich folge Euch mit Freuden.

Die lebhafte Einbildekraft des Herzogs beschäftigte ihn den ganzen Abend; bald führte sie ihm die Unbekannte in vollem Glanze weiblicher Schönheit vor, bald sah er die alte Gräfin Gagliano, welche mit aller grellen Liebenswürdigkeit, die eine alte Schöne auszubieten so eifrig bemüht ist, vor ihm stand. Ihm schlichen die Stunden nur, der Chevalier hingegen erwartete die Zeit mit Ruhe, ging schweigend im Zimmer auf und ab und ließ sich in seinem Nachdenken nicht durch das helle Auflachen des Herzogs stören, wenn dieser sich zuweilen die Dame Gagliano zu wunderbar lächerlich dachte. Der Chevalier hörte nicht darauf, denn auch ihm, dem Weiberfeinde, führte die Erinnerung den Kopf einer braungelockten Jungfrau vor, den er heute nur auf einen Augenblick hinter dem Vorhang hatte hervorblicken sehen. Er war schon während des ganzen Tages mit sich unzufrieden gewesen, daß ihn ein Blick, und hätte er ihn aus dem Auge einer Madonna getroffen, so beunruhigen könne, und doch war es so, doch sah er den Engelkopf immer noch, glaubte noch die dunkeln Augen zu sehen, die nach ihm geschaut hatten und so schnell wieder verschwunden waren. Das war ihm noch nicht begegnet, mit solchem Zauber hatte ihn noch kein Weiberauge gefesselt. Auch jetzt, wo er hastig auf und ab schritt, begleitete ihn das liebliche Gesicht und an sie denkend, malte er sie sich eben so lebhaft, aber wohl schöner aus, als der Herzog seine Unbekannte.

Endlich schlug die Stunde der Entscheidung, der Herzog sprang auf, warf seinen Mantel um, Moucha begleitete ihn und eine bedeutende Anzahl Diener folgte Beiden in einiger Entfernung. Auf der Straße angelangt, sahen sie zwei Menschen umherschleichen, die sich ihnen näherten. — Gnädiger Herr! raunte der Eine ihm zu: ich ersuche Euch, mir zu folgen. Der Herzog schritt hinter ihm drein; da schlich der Andere leise an ihn heran. — Pack Dich! sagte Moucha und stieß in unsanft zurück: geh Deiner Wege und belästige uns nicht: Der Mann brummte Einiges vor sich hin, gehorchte und ließ die Diener des Herzogs ruhig an sich vorbei gehen.

Dieser war seinem Führer durch eine Menge enger Gassen gefolgt, der jetzt an einem einsamen Gatterthore hielt. Ich bitte Euch, gnädiger Herr — ersuchte er jetzt den Herzog: Eure Diener hier zurück zu lassen und mir allein zu folgen.

Mit nichten! erwiderte Nemours: meine Diener werden mir folgen; im Garten mögen sie zurückbleiben, dieser aber, mein Freund, wird mich bis zu Eurer Dame begleiten, sie selbst erlaubte mir Jeden, wen ich auch wollte, mitzubringen.

Wenn dem so ist, so gehorche ich! sagte der Führer, öffnete das Gitter und ließ die Begleitung des Herzogs ein, er selbst aber führte diesen und Moncha nach einem Pavillon, der am andern Ende des Gartens lag, bat den Herzog, einen Augenblick zu verweilen, ging hinein und kehrte sogleich wieder zurück. — Die Dame, die Euch erwartet, Herr, sagte er: verlangt, daß Ihr nur allein eintreten möget.

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick, dann bat er Moncha, ihn hier zu erwarten und trat ein.

Bald befand er sich in einem kleinen, nur schwach erleuchteten Gartensaale, wo auf der einen Seite eine Thüre, wahrscheinlich nach einem andern Zimmer führen mochte. Dieser gegenüber aber sah er durch einen rothseidenen Vorhang Licht schimmern, der sich in dem nämlichen Augenblicke aufrollte und ihn eine dicht verschleierte Dame, von hohem, majestätischem Wuchse sehen ließ, die ihm näher zu treten winkte. Er gehorchte, die Dame zeigte auf einen Sessel, er aber folgte der Einladung nicht, sondern sagte: Dame, ohne Euch zu kennen, habe ich für Euch den Fehdehandschuh aufgenommen, ohne Euer Antlitz gesehen zu haben, habe ich die Lanze für Euch eingelegt. Nun habt auch die Güte, den Schleier fallen zu lassen, der mir Euer Antlitz und Eure ganze Gestalt verbirgt, damit ich endlich erfahre, ob ich mit Recht behauptete, Ihr wäret schöner als Julia Gonfalieri, denn, bei Gott! sie ist ein schönes Weib!

Bei diesen Worten ließ die Dame den Schleier sinken und Julia stand vor ihm.

Ihr staunt, Herr Herzog! sprach sie: mich hier und in mir die Unbekannte zu sehen, die Euch zum Kampfe gegen sich selbst aufforderte und die Euch des Scherzes und der Ueberraschung wegen im Namen der Gräfin Gaglioni hierher beschieden hat. Ihr kennt die Launen der Weiber gewiß zu gut, um nicht nachsichtig gegen sie zu sein und auch mir nicht die meinige zu verzeihen. Ich hatte so viel von Euch vernommen, der Ruf von Eurer Galanterie und Euerm ritterlichen Wesen war so laut bis zu uns gedrungen, daß mir auf einmal die Lust ankam, Beides auf die Probe zu stellen. Ihr habt sie bestanden und der Himmel war mir gnädig, daß er sowohl Euch als den Marchese vor jedem Unfall bewahrte. Lange war ich nun unentschlossen, ob ich Euch in der Ungewißheit lassen sollte, aber meine Eitelkeit erlaubte es nicht, ich mußte den gefeierten Herzog von Nemours als meinen Ritter vor mir sehen und ihm dies von mir gestickte Wehrgehenk als Dank selbst überreichen. Dies sagend, reichte sie ihm ein schön gesticktes Wehrgehenk, das er lächelnd annahm.

Signora! sprach er! Was Ihr mir so eben gesagt, dünkt mir ein wenig wunderbar. Gegen sich selbst einen Kämpfer aufzufordern, der, bei Gott, nicht als der Schlechtesten Einer bekannt ist, ist mir neu und hörte ich es nicht aus Euerm Munde, so könnte ich es kaum glauben. So — aber verzeiht mir Dame — muß ich Euch fragen, wozu es führen soll? — Zum

Scherz dächte ich mich, zum Ernst den Marchese Pescara zu gut; habt die Güte, Euch deutlicher auszusprechen.

Julia erröthete. Sollte ich mich in dem Herzog von Nemours geirrt haben? sagte sie empfindlich: sollte er sich einer Dame so unzart nahen, wie er stürmisch in der Schlacht seinem Gegner entgegen tritt?

Verzeiht, Dame! unterbrach sie der Herzog: Euer stolzes Benehmen, das ich heute zu bemerken Gelegenheit hatte, läßt mich an meinem Glücke zweifeln und ohne die Aussicht nach solchem, dünkt mir das Abenteuer ein wenig langweilig. Ihr seid schön, sehr schön; morgen, zu jedem Tage werfe ich den Fehdehandschuh hin und kämpfe mit Jedermann für Eure Schönheit; aber für die Dame eines Andern das Nämliche zu thun, das steht nicht in René's von Anjou Gesetze des cour d'amours. Die Lanze einzulegen, damit meinem Gegner der Minnelohn und mir ein Wehrgehenke wird — Nein, Julia Gonsalieri; so schön Ihr seid, das genügt mir nicht!

Ihr seid ungestüm, ungnügsam, Herzog von Nemours! nahm die Dame das Wort. Ich dächte, daß Ihr mich um diese Zeit und an diesem Orte sehet, könnte Euch schon genug sein. — Setzt Euch, erzählt mir von der wunderbaren Frau, die in ihrem Alter Euern König noch so zu fesseln versteht, erzählt mir von Diana von Poitiers und von den Galanterieen Eures Hofes, vielleicht — wird die Zeit uns schnell vorübergehen und ich werde es nicht zu bereuen haben, daß ich Euch zu mir beschied. Setzt Euch neben mich, Herr Herzog, und zeigt, daß Ihr so dienstfertig als tapfer seid.

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick, setzte sich, beantwortete anfangs einige Fragen nur einsilbig, bald wurde er aber redseliger und der galante Hof seines Königs gab ihm hinreichenden Stoff, die Dame zu unterhalten.

Während er der Signora manches erzählen mochte, hatten sich seine Diener unfern des Pavillons gelagert und der Chevalier, an seinen Engelkopf denkend, schritt, das Schwert unter dem Arme, rüstig auf und ab. Aber endlich mochte doch seine rege Einbildekraft nicht so viel Stoff an der Erscheinung der so schnell verschwundenen Schönen finden, als der Herzog Stoff zum Erzählen an dem Hofe Heinrich's II., denn die Zeit begann ihm lang zu werden und eine Stunde verging nach der andern; schon war Mitternacht längst vorüber und der Herzog erschien immer noch nicht. Da ward er, als schon die Sterne zu bleichen begannen, unruhig, nahte sich der Thüre, klopfte mehremal und wollte sie eben öffnen, als der Herzog heraus trat.

Gott gedankt, daß ich Euch sehe! sagte der Chevalier: Ich wurde wirklich um Euch besorgt. Der Herzog lächelte, erwiderte jedoch nichts; Moncha fragte nicht weiter nach dem Vorgefallenen und so gingen sie, von dem nämlichen Diener geführt, nach ihrer Wohnung zurück.

Am andern Morgen, kaum daß er aufgestanden war, erhielt der Herzog schon wieder einen Brief und schüttelte, während er ihn las, bedenklich den Kopf. Die Weiber treiben hier ihr Spiel mit mir! sagte er zu dem Chevalier, der eben aus der Messe kam: die Gräfin Gagliano verfolgt mich mit Einladungen und Vorwürfen. — Leset nur!

Moncha las:

Gnädiger Herr!

Wie ziemt es dem Herzoge von Nemours, eine Dame vergebens auf sich warten zu lassen, und während sie Alles bereitet hat, ihren Ritter nach Würden zu empfangen, bis spät in die Nacht einer Dame zu huldigen, gegen die er den Fehdehandschuh aufgenommen hat? Ihr werdet zwar bei mir nicht ein gleiches Abenteuer zu bestehen haben, wie in der vergangenen Nacht, doch lade ich Euch nochmals ein, um die zehnte Stunde meinem Diener zu folgen, welcher, zum Zeichen, daß er der rechte ist, Euch einen Handschuh überreichen wird. Soll meine Achtung, die mir schon Euer Name einflößt, nicht schwinden, so kommt Ihr unfehlbar und hebt selbst den Schleier, der das Geheimniß deckt.

Die Gräfin Gagliano.

Sagt mir um alle Welt, gnädiger Herr, fragte der Chevalier, was bedeutet das? Ich verstehe von alle dem nichts. Nach diesem Briefe zu urtheilen, hättet Ihr gestern Abend nicht Eure Unbekannte, sondern Signora Julia getroffen.

Beide sind eine und die nämliche Person! erwiderte der Herzog.

Der Chevalier schüttelte bedenklich den Kopf. Das glaub' ich kaum, gnädiger Herr! sagte er: Wie könnte die Dame ein so gewagtes Spiel mit dem Marchese und Euch treiben, wie Euch auffordern, gegen ihren Ritter in die Schranken zu treten?

Nun, es sei wie es wolle! erwiderte der Herzog: heute Abend muß sich das Räthsel lösen. Ich folge dem Diener und ist es auch nur ein wiederholter Scherz, zürn' ich deshalb nicht und bin mit ihm wohl zufrieden. Ihr begleitet mich doch?

Der Chevalier stand in Gedanken und erwiderte Nichts. Nun beim heiligen Apollonius! rief der Herzog: wenn ihr ein Träumer werdet, so werd' ich ein Klausner. Solltet ihr vielleicht zu tief in die Flammenaugen einer piemontesischen Schönen geblickt haben, so verstehen die Frauen von Asti Wunder zu thun und die Heiden zu bekehren.

Was wollt Ihr, gnädiger Herr? fuhr Moncha aus seinen Träumen auf.

Wahrhaftig, er hat nicht einmal gehört, was ich sagte. — Wo waret Ihr mit Euern Gedanken?

In der Kirche St. Giovanni! sagte der Chevalier: ich stand an heiliger Stelle und sah die Madonna vor mir.

Der Herzog lachte laut auf. — Der Chevalier schien empfindlich darüber zu sein und ergriff schnell die Gelegenheit sich zu entfernen.

Nicht Empfindlichkeit, Verlegenheit trieb ihn so schnell hinweg. Er fürchtete, daß er sich verrathen möchte und um Alles hätte er dem Herzog sein Geheimniß nicht anvertraut, ihm nicht mitgetheilt, daß ihn heute ein Zufall begünstigt habe, als er in der Kirche St. Giovanni, unfern des Altares der heiligen Mutter, neben einer Dame kniete, die andächtig zu beten schien, während des Gebetes jedoch, wie durch Zufall, den Schleier lüftete und ihm das nämliche Engelantlitz zeigte, das er bei dem Einzuge in die Stadt nur auf einen Augenblick gesehen hatte. Zwar hatte sie, als sie sich bemerkt sah, schnell den Schleier wieder fallen lassen und sich entfernt; aber auch dieser Augenblick war hinreichend, ihn zu bewegen, ihr in der Ferne zu folgen. Statt in irgend einem Nachbarhause zu fragen, wer in dem Hause wohne, in das sie getreten war, merkte er sich nur das Haus genau und als er den Herzog verließ, führte ihn sein Weg absichtlich mehremal dort vorbei; aber das Glück, welches ihm in der Kirche geworden, ward ihm auf der Straße nicht, das Haus schien ausgestorben, kein Engelkopf lugte jetzt heraus und er mußte, ohne sie gesehn zu haben, heimwärts gehn.

Bei dem festlichen Mahle, welches Julia heute zu Ehren ihres Ritters gab, waren der Herzog und der Chevalier, so wie die schönsten Frauen von Asti geladen. Der Herzog erschien prachtvoll gekleidet, der Chevalier, obgleich er seine Unbekannte dort zu finden hoffte, in einfacher Kleidung; aber weder die Gräfin Gagliano, wie Nemours erwartet hatte, noch die unbekannte Schöne waren zugegen, und Beide fanden sich in ihren Erwartungen getäuscht. Der Herzog tröstete sich leicht, sein Auge hing verstohlen an der holden Dame des Hauses, welche alle Frauen an Schönheit überstrahlte und die mit stolzem Anstande die Wirthin machte. Ihr ernstes Benehmen gegen den Herzog ließ Moucha glauben, dieser habe gestern Abend ein etwas langweiliges Abenteuer bestanden; doch kümmerte ihn dies wenig, das eigne Herz kümmerte ihn mehr, denn diese Unruhe, diese Sehnsucht, die ihn unablässig umher trieb, waren ihm neu, er hielt diese peinliche und doch so reizende Stimmung für Thorheit und hätte doch um Alles in der Welt diese Thorheit nicht mit der höchsten Weisheit vertauscht. Er fühlte nun wohl, daß auch seine Stunde geschlagen habe, aber doch hatte er noch Besonnenheit genug, sich zu sagen, daß er ja nur das Antlitz des lieblichen Wesens, nur den Ausdruck ihrer Seele, ihres Gemüthes in dem schnell entschwundenen Blicke ihres dunklen Auges gesehen habe, daß, um sich diesem Eindrucke hinzugeben, er das Mädchen erst näher kennen und prüfen, sie aber jetzt nur als ein schönes Bild betrachten müsse, an dem sein Auge mit Wohlgefallen gehangen habe. So kämpfte er während des ganzen Mahles mit sich und je mehr er über sich nachdachte, desto unzufriedener wurde er.

Endlich ward zu seiner Freude die Tafel aufgehoben. Der Tanz begann und auch hier zeigte sich der Herzog, wie in den Schranken als Meister und einstimmig erklärten ihn alle anwesenden Frauen für den vollendetsten Ritter, für den schönsten, liebenswürdigsten Mann. Alle sprachen dies deutlich aus, nur Julia Gonsalieri schien ihn zu übersehen, nur Augen für Pescara zu haben und ihn selbst zu vermeiden, so daß der Herzog keine weitere Aufklärung über den Brief, den sie ihm heute früh von Neuem unter dem Namen der Gräfin Gagliano geschickt hatte, von ihr erhalten konnte. Er glaubte und hoffte, es sei eine versteckte Einladung auf diesen Abend, schien sich deshalb wenig um ihre scheinbare Kälte zu bekümmern, war galant gegen sie wie gegen die übrigen Frauen, schien sie so wenig besonders zu beachten wie sie ihn und schwärmte von einer Dame zur andern.

Jedoch, als die zehnte Stunde nahte, trat er zu Julia und sagte leise: Ich glaube, daß es klug ist, wenn ich mich bald entferne, schöne Frau; auf Wiedersehn!

Ich erwarte Euch um Mitternacht! lispelte sie ihm eben so leise zu und entfernte sich.

Der Herzog war über die Aenderung der Stunde überrascht, doch da er sich schon empfohlen hatte, schlich er sich leise mit Moncha davon und störte gewissermaßen das Fest, denn die Frauen vermißten ihn nur zu sehr; Pescara glaubte, Julia würde sich durch seine Entfernung beleidigt fühlen und suchte ihn zu entschuldigen und sie zu trösten, die Dame aber lächelte: Das kümmere Euch nicht! erwiderte sie, flog mit ihrem Tänzer durch die wogenden Reihen und ließ sich wenig durch die Abwesenheit des Herzogs in ihrem Vergnügen stören.

Noch ehe dieser in seine Wohnung zurückgekehrt war, trat ihm ein Mann in den Weg, der ihm ehrfurchtvoll einen künstlich gestickten Frauenhandschuh überreichte. Der Herzog betrachtete ihn beim Fackelschein: Bei Gott, Moncha! sagte er: die Hand, welche diesen Handschuh trug, muß niedlich und klein sein und ich bin neugierig, sie zu sehen. Nun glaub' ich selbst, Ihr habt Recht, Julia und die Unbekannte sind nicht Eine und Dieselbe. Kommt! Ohne in seine Wohnung einzutreten folgte er dem Diener, der ihn nicht wie gestern Abend durch enge Quergassen geheimnißvoll, sondern die große, breite Straße, nach einem hellerleuchteten Hause führte, in das er ihn einzutreten bat.

Geht nicht hinein! raunte ihm der Chevalier zu und hielt ihn zurück.

Warum sollt' ich nicht? fragte der Herzog: Habe ich mich auch geirrt, giebt es hier auch kein süßes, geheimes Abenteuer, wie mir das hellerleuchtete Haus zeigt, so muß ich doch das Räthsel gelös't und die wahre Gräfin Gagliano sehen. Wollt Ihr mir nicht folgen, so bleibt zurück

ich glaube, hier bedarf es keiner Vorsicht. Aber Moucha folgte ihm, ohne weiter etwas zu sagen und so betraten sie das Haus, wo der Herzog endlich die Schönheit sehen sollte, für die er Blut und Leben gewagt hatte.

Eine zahlreiche, reichgekleidete Dienerschaft empfing sie, ging ihnen mit brennenden Wachsfackeln, die ohndies schon hinlänglich erleuchtete Treppe voran und der Herzog an das denkend, was Julia mit ihm von der alternden jedoch reichen Gräfin gesprochen, sagte zu seinem Begleiter: Ich fürchte, das wird ein langweiliger Abend und meine Schönheit mag am Ende eine Frau Mab sein.

Ich fürchte, daß Ihr Euch irrt, gnädiger Herr: erwiederte der Chevalier seufzend und trat jetzt mit dem Herzog in einen hohen Saal, der hell erleuchtet und mit einer Menge Familienbilder behangen war. Von hier führte sie der Haushofmeister durch eine Reihe im alten Geschmack, aber prachtvoll eingerichteter Zimmer, wo ihnen eine schwarzverschleierte Dame mit abgemessenen Schritten entgegen trat.

Ich sollte mit Euch zürnen, gnädiger Herr! sagte sie mit wohltönender Stimme: daß Ihr mir so lange die Gelegenheit entzogen habt, Euch meinen Dank abzustatten. Nehmt ihn hiermit und die Versicherung, daß ich und die Meinen nie vergessen werden, daß der edle Herzog von Nemours ihr Kämpfer war.

Der Herzog dankte verbindlich: Aber edle Dame, sagte er: laßt auch jetzt den Schleier fallen! Lange genug bin ich der Ritter einer Unbekannten gewesen, so daß meine Neugierde, Euer Angesicht zu sehen, wohl verzeihlich ist.

Wenn ihr es wünscht und dabei zu gewinnen glaubt, gern! sagte sie, doch ehe sie den Schleier hob, fragte sie: Wer ist Euer Begleiter, gnädiger Herr?

Mein Freund und Waffengenosse, der Chevalier Moucha, erwiderte Nemours.

Ah, der tapfere Kämpfer, der den Grafen Caraffa niederrannte? sagte die Dame lebhaft: Seid mir willkommen, Chevalier, doppelt willkommen Eurer mannhaften That wegen!

Moucha erglühte bei diesen Worten, er stammelte einige Worte des Dankes und als die Dame auf die nochmaligen Bitten des Herzogs endlich den dichten Schleier erfaßte, klopfte sein Herz gewiß stärker als das des Herzogs.

Ihr befehlt! sagte sie jetzt: und ich gehorche! Sie warf den doppelten Schleier zurück und eine Frau, wohl an 60 Jahre alt, die nie schön, wohl immer sehr häßlich gewesen sein mußte, stand vor ihnen.

Ihr scheint bei meinem Anblick überrascht, sagte sie lächelnd: Ich glaube es wohl, wenn Ihr Euch die Gräfin Gagliano schön gedacht habt. — Das ist wahrlich nicht, das war sie nie und die Zeit hat bei ihr wenig zu zerstören gehabt.

Gräfin! sagte der Herzog empfindlich; Ich bitte Euch, vor der Welt wenigstens stets als meine Dame verborgen zu bleiben. Laßt mich auch ferner noch für eine Unbekannte eine Lanze eingelegt haben, hebt den Schleier nie wieder, der Herzog von Nemours würde zum Gespötte, erführe die Welt, wen er an Schönheit höher gestellt hat als Julia Gonsalieri.

Gnädiger Herr! erwiderte die Dame mit Stolz: Und doch stellt sie sich höher als Jene, die Euch gestern Abend zu sich lockte. — Die äußere Schönheit vergeht, sie gehört einer kurzen Frühlingszeit an: auch Ihr, Herzog von Nemours, werdet einst hinfällig und welk einherschreiten und Euch nichts mehr von alle dem bleiben, was Ihr jetzt so hoch stellt, als eine traurige Erinnerung; aber ewig bleibt, was in dem Herzen liegt; eine edle Seele ist nicht der Zerstörung unterworfen, an ihr geht die Sense der Zeit schonend vorüber. Darum würde Euch Keiner verspotten, der mich kennt, hättet ihr einen Kampf für mich bestanden. —

Aber freilich, lenkte sie freundlich ein: da es hier nur die Schönheit galt, so könntet Ihr wohl mit Recht auf mich zürnen und meinen, ich hätte ein unziemliches Spiel mit Euch getrieben, aber dem ist nicht so. Sie schellte und gab dem eintretenden Bedienten einen geheimen Befehl. — Nehmt Platz auf diesem Sessel, Herr Herzog, setzt Euch, tapferer Chevalier! wendete sie sich jetzt zu diesem: und verzieht Beide einen Augenblick, dann werde ich hoffentlich gerechtfertigt vor Euch stehen.

Ihr spannt meine Neugierde, Gräfin! sagte der Herzog: so sehr Ihr mich auch überrascht habt, so gestehe ich, daß Ihr mich zwingt, Euch die Achtung zu zollen, die Euer Stand, Euer Alter verlangen kann. Verzeiht, habe ich vielleicht in der ersten Ueberraschung —

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und eine andere verschleierte Dame trat mit ungewissen, schwankenden Schritten ein. — Dies ist sie, für die Ihr kämpftet, nicht ich! sprach die Gräfin: Urtheilt, ob sie es verdiente. — Wirf den Schleier zurück, Leonore! befahl sie jetzt. Leonore gehorchte. — Ah! rief bei ihrem Anblick der Herzog. Sie ist's! der Chevalier.

Beim heiligen Apollonius! sagte Nemours und warf mit Ungestüm seinen Handschuh auf den getäfelten Boden: Im Angesicht der ganzen Christenheit erkläre ich sie für die Schönste der Frauen und so wahr mir Gott helfen mag, sie ist es auch! mit Freuden kämpf' ich noch einmal für sie.

Das Mädchen schlug erröthend die Augen nieder, wagte nicht aufzublicken und schwieg; auch der Chevalier war stumm, doch war sein Auge nicht gesenkt, es ruhte glühend auf der Verlegenen.

Und auch hier theilt Ihr nicht mein Entzücken, Chevalier? sagte der Herzog mit Feuer: Auch bei ihrem Anblicke schweigt Ihr?

Das wolle Gott nicht! erwiderte Moncha — Meine Anbetung ist stumm —

Da hob das Mädchen langsam und schüchtern den Blick, er traf den Herzog nicht, er traf den Chevalier.

Nun, gnädiger Herr, zürnt Ihr mir noch? Hab' ich Euch hintergangen? fragte die Gräfin mit einer gewissen Selbstzufriedenheit.

Der Herzog neigte sich verbindlich gegen sie. Wahrlich, nein! sagte er: Morgen soll es ganz Asti erfahren und sollte ich noch einmal mit Pescara kämpfen müssen. Nicht wahr, Moucha, Ihr begleitet mich auch dann?

Dame, nahm dieser das Wort und trat vor das erröthende Mädchen, das jedoch das Auge nach ihm hob und ihn seelenvoll anblickte: Dame, für Euch mein Herzblut zu vergießen, wäre mir das schönste Loos der Erde. Erlaubt es mir, gebt mir ein Zeichen, das mir als Talisman diene und ich fühle mich dann unüberwindlich.

Das Mädchen warf einen fragenden Blick nach der Dame, die ihr bejahend zuwinkte. Da nahm sie eine blaue Schleife von ihrer Brust, reichte sie dem Chevalier und sagte mit bebender Stimme: Tragt sie, meiner gedenkend —

Und ich soll mich keiner Gabe erfreuen dürfen? fragte der Herzog: habe ich keinen Dank verdient?

Reiche dem Herzog von Nemours Deine Wange zum Kuß! sagte die Gräfin und als das Mädchen zögerte, befahl sie es in gebietendem Tone. Leonore, unwillkührlich einen ängstlichen Blick nach dem Chevalier werfend, duldete nun, daß der Herzog, der, er wußte selbst nicht warum, von ihrem Anblicke sonderbar ergriffen war, auf zarte Weise ihre Stirne küßte.

Nun, gnädiger Herr! begann die alte Dame: Nachdem Ihr mir einen Wunsch erfüllt habt, habe ich noch einen zweiten. Morgen, wie ich vernahm, giebt der Marchese Pescara Euch zu Ehren ein großes Fest. Mich haßt Julia Gonsalieri, deshalb bin ich nicht geladen. Verlangt, daß Ihr die Dame, für die Ihr kämpftet, zu dem Feste führen dürftet und erklärt sie, für diesen Tag wenigstens, für die Dame Eures Herzens. Gönnt mir diesen Triumph!

Muhme! bat Leonore.

Schweig! fiel ihr die Gräfin unfreundlich in die Rede — Leonore ist hier fremd, noch Niemand sah sie hier! wandte sie sich wieder zum Herzog: gönnt mir den Triumph, sie neben Julia zu sehen.

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick — Ihr seid ungewiß, gnädiger Herr? brach Moucha das Schweigen — O dürfte ich —

Nein, Moucha, ungewiß war ich keinen Augenblick! sagte der Herzog schnell: ich sann nur nach, wie ich es auf schickliche Weise thun könnte, ohne den Marchese zu beleidigen. Mir gebührt die Ehre, dieses holde Mädchen aufzuführen. Der Chevalier trat empfindlich zurück.

Von diesem Augenblick an unterhielt sich der Herzog fast ausschließlich mit Leonoren, die, nachdem sie ihre Schüchternheit überwunden hatte, ihn gern anzuhören schien, während die Gräfin sich die vergebliche Mühe gab, die Aufmerksamkeit des Chevaliers durch die Unterhaltung zu fesseln. Wollte der Herzog die Unruhe nicht bemerken, die den armen Moucha das

Gespräch der alten Dame so oft abbrechen ließ, oder war er wirklich zu sehr in das Gespräch mit Leonore vertieft, er war grausam genug, seinem Freunde nicht einen Augenblick zu gönnen, sich mit Leonore zu unterhalten, und auch die Gräfin schien mit ihm sich gegen den Armen verschworen zu haben, denn sie hielt ihn absichtlich zurück, Theil an dem Gespräche des Herzogs zu nehmen. So lange dieser Leonore nach ihren Verhältnissen, nach ihren Eltern gefragt, mit ihr über das Kloster, worin sie erzogen war, gesprochen, hatte sie ihm aufmerksam zugehört, oder unbefangen seine Fragen beantwortet; als er aber allmählig begann die Schmeicheleien zu sagen und von dem Eindrucke sprach, den ihre Schönheit von dem ersten Augenblicke an auf sein Herz gemacht habe, ward sie ernst, einsylbig und brach endlich das Gespräch schnell ab.

Der Chevalier wäre während dem außer sich gewesen, wenn ihn nicht zuweilen ein flüchtiger Blick Leonorens getroffen hätte. Sie kannte die Welt zu wenig, war nie in Gesellschaft von Männern gewesen und so war ihr selbst der Eindruck nicht klar, den der Chevalier auf sie gemacht hatte; sie hielt es für Wohlwollen, dem sie sich ganz hingeben dürfe und zeigte es einem scharfen Beobachter wohl deutlich, daß die würdevolle Gestalt des ernsten Mannes sie mehr ansprach, als die selbst in jedem einzelnen Theile vollkommnere Gestalt, die edlen, schönen Züge des Herzogs. Der Gräfin entging es nicht; Leonore selbst hatte ihr erzählt, daß sie den Mann, der ihr bei dem Einzuge des Herzogs so sehr gefallen, in der Kirche wieder gesehen habe, sie hatte ihr gestanden, daß sie, um ihn besser betrachten zu können, den Schleier gehoben, von ihm aber überrascht worden sei. Demungeachtet zürnte sie ihr nicht, hielt aber dennoch den Chevalier ab, sich ihr zu nahen, so daß es schien, sie wünsche, daß Leonore sich allein mit dem Herzoge unterhalte.

Mitternacht war nun schon längst vorüber, als der Herzog der Zeit gedachte, plötzlich das Gespräch abbrach, sich bei der Gräfin entschuldigte und dann schnell, für den Chevalier nur zu schnell, sich entfernte.

Ihr müßt mich noch auf einem Gange begleiten, Freund! sagte er zu diesem, als sie sich auf der Straße befanden, wo seine Diener schon lange seiner harrten. Ich weiß heute auch ohne Führer den Weg zu finden, den wir gestern gingen; man erwartet mich dort. Ohne Moncha's Antwort abzuwarten, schritt er hastig voran, der Chevalier und die Diener folgten ihm in einiger Entfernung.

Eben schlug die Glocke Eins, als der Herzog bei dem Gitterthore anlangte; sein Führer von gestern stand dahinter und schien ihn erwartet zu haben: Oeffne! befahl der Herzog.

Gnädiger Herr! erwiederte dieser ohne zu öffnen: Meine Herrin läßt Euch sagen, daß sie seit Mitternacht gewartet habe, jetzt möchtet Ihr Euch nach Hause begeben, ihre Thüre wäre für Euch für immer verschlossen.

Oeffne! befahl der Herzog zornig.

Der Diener verweigerte es, der Herzog griff schon nach dem Schwerte, aber der Chevalier, der herbei geeilt war, hielt ihn zurück. Bedenkt, wo Ihr seid! raunte er ihm zu und zog ihn mit sich fort.

Am andern Morgen saß die alte Gräfin Gagliano, das Haupt auf ihren Arm gestützt, am Fenster ihres Wohnzimmers, während Leonore vor dem Bilde eines Geharnischten stand und es aufmerksam betrachtete — Weiß ich doch nicht, wandte sie sich zu der alten Dame: was für ein sonderbarer Zauber für mich in diesem Bilde liegt; ich betrachte es so gern und so oft ich in diesen wenigen Wochen, die ich in Asti bin, in Euer Zimmer trete, steh' ich vor dem Bilde und mir ist es wahrlich, liebe Muhme, als ob noch kein männliches Gesicht den Eindruck auf mich gemacht habe als dieser Ritter —

Auch der Chevalier nicht? fragte die Dame ohne aufzublicken.

Leonore erröthete und schwieg, blieb jedoch immer noch vor dem Bilde, es betrachtend, stehen. Endlich sprach sie, sich zu der Gräfin wendend: sagt mir nur, wen dies Bild vorstellt, nennt mir seinen Namen.

Aber die alte Dame gab ihr keine Antwort, blieb in ihrer nachdenkenden Stellung, überließ sich immer noch ihren Gedanken und schien die Frage Leonorens nicht zu beachten.

Das Bild ist so alt noch nicht, noch sind die Farben in voller Frische; fuhr Leonore fort: der Mann muß in seiner Jugend schön, sehr schön gewesen sein. Welch feuriges Auge! Seht nur die schön gebogene Nase, das volle braune Haar, das über den blanken Harnisch herabrollt, seht nur den freundlichen Zug um den Mund —

Die Gräfin erhob sich plötzlich bei diesen Worten und verließ das Zimmer.

Leonore war hierdurch in ihren Betrachtungen gestört worden, sie setzte sich, darüber verdrießlich, an ihre Arbeit; aber bald legte sie sie wieder hin, senkte ihr schönes, lockiges Haupt und schien an etwas trauriges zu denken; dann stand sie rasch auf und trat wieder vor das Bild. Nachdem sie es eine Weile mit stiller Wehmuth betrachtet hatte, seufzte sie tief und das Eintreten der Gräfin nicht bemerkend, sagte sie vor sich hin — Ich habe meinen Vater nicht gekannt, er soll, wie man mir sagte, schon früh in einer Schlacht gefallen sein, auch meine Mutter hab' ich früh verloren und so bin ich eine arme, elternlose Waise, die kein Herz kennt, das für sie schlägt. Wenn ich das Bild meiner Mutter betrachte, fuhr sie nach einer kurzen Pause fort: ich mich an ihren schönen Zügen weide und sie mit kindlicher Rührung anblicke, scheint es mir, daß ihr Bild, jemehr ich auf sie sehe, desto freundlicher auf mich niederblickt, dann wird mir so

wohl, meine Brust möchte vor Freude zerspringen, denn ich habe ja Niemand, der mich anlacht und mir wohl will.

Hörst Du bald auf mit Deinen unnützen Reden? unterbrach die Gräfin das Selbstgespräch: schweig und setze Dich zur Arbeit!

Leonore fuhr erschrocken zusammen, gehorchte und setzte sich wieder an die Arbeit nieder.

Heute Abend wirst Du zum erstenmal bei einem Feste erscheinen; begann nun die Gräfin, die Stille unterbrechend: für Deinen Anzug, für Deinen Schmuck werde ich sorgen, könnte ich es auch nur eben so für Dein Benehmen. Dir fehlt der Stolz, die Würde, mit der man auftreten muß, das muthige Vertrauen auf Dich selbst, das Dir sagen muß: Mir gebührt die Achtung, die Bewunderung der Welt! — Ich kann in solchen Augenblicken nichts für Dich thun, als Dir hier gute Lehren geben und Dich dort durch Blicke warnen; achte auf Beide! Der Herzog von Nemours wird Dich als seine Dame aufführen, für die er in die Schranken getreten ist! fuhr sie dann fort: vergiß dies keinen Augenblick, dieser Gedanke muß Dir Stolz und Würde geben; muß Dich mit Zuversicht neben die hoffärtige Julia Gonfalieri stellen, die Du sicher verdunkeln wirst —

Muhme! wollte Leonore sie unterbrechen, aber ein zürnender Blick der alten Dame hieß sie schweigen; die Gräfin fuhr fort: ihre Mutter trat mit der Deinigen in die Schranken, ward ihre ärgste Feindin und trübte ihr Leben bis zum Tode, deshalb hasse ich sie auch bis in den Tod! — Auch Du würdest meinen Haß theilen, wenn ich Dir das Geheimniß Deiner zu früh heimgegangenen Mutter jetzt schon enthüllen dürfte. Glaub' aber meinen Worten, hasse diese Julia, hasse sie glühend, Deiner und ihrer Mutter wegen.

Wie kann ich, Muhme! unterbrach sie Leonore: ich kenne sie ja nicht.

Du mußt! Habe Vertrauen zu meinen Worten, sei gehorsam meinen Befehlen! — Der Herzog wird Dir den Hof machen! fuhr sie gemäßigter fort: Nimm diese Auszeichnung an, nimm sie wenigstens für diesen Abend an. Ganz Asti muß glauben, daß Du des Herzogs Geliebte seiest.

Nimmermehr! fuhr das Mädchen auf.

Ich befehle es Dir! sagte die Dame gebieterisch.

In Allem will ich Euch gehorchen, entgegnete Leonore mit einer Heftigkeit, die ihr sonst nicht eigen war: nur hierin nicht! Wie könnte ich mich so verstellen, so vor dem versammelten Adel Asti's verstellen, wie den Herzog täuschen — wie den —

Wie den Chevalier betrüben! fiel ihr die Gräfin schnell in die Rede, als Leonore hocherröthend stockte: Das ist es, thöriges Kind, warum Du Dich meinem Willen widersetzest. Der Chevalier, nicht der Adel von Asti hält Dich ab, Deiner Eitelkeit den Triumph zu bereiten.

Muhme, ich glaube Ihr thut mir doch Unrecht! sagte Leonore: Ja, ich gestehe es, die Meinung des Chevalier, ob er mich für gut oder schlecht

hält, ist mir nicht gleichgültig, aber dies bestimmt mich nicht allein. Eine gewisse Scheu hält mich von dem Herzoge zurück, ich will ihm wohl, doch wenn er mir Schmeicheleien sagt, mir versichert, daß ich schön sei, wird er mir zuwider.

Würde es der Chevalier sagen, würde es Dir nicht zuwider sein, nicht wahr? unterbrach sie die Gräfin.

Ich glaube Ihr habt Recht! sagte das Mädchen und wurde nachdenkend — Ach, liebe Muhme! sagte sie plötzlich und sank an ihre Brust: Ihr kennt das Herz so gut, Ihr seht so klar, sagt, o sagt mir, was ist seit den Paar Tagen mit mir vorgegangen, daß ich mich so ängstige, mich so unruhig und doch so glücklich fühle wie noch nie, daß ich jeden Augenblick wünsche ihn zu sehen und kommt er, daß es mir dann so beklommen wird, ich zittre, mein Herz stärker klopft?

Die Gräfin lächelte und liebkos'te das Mädchen, blickte freundlich und mild auf sie nieder, welche, die Lösung des Räthsels von ihr erwartend, an ihr aufsah — Liebe Leonore! sagte endlich die alte Dame; so wie Du hier ängstlich in meinen Armen liegst, lag auch Deine Mutter und sprach in ähnlichen Worten ihre Gefühle aus. Ich war zwölf Jahre älter als sie und mehr mütterliche Freundin als Schwester, deshalb mußte ich ihr das Geheimniß ihres Herzens enthüllen. Ich warnte, ermahnte — doch ich will von jener Zeit schweigen. — Aber auch Dich, Leonore, will ich warnen, will Dir rathen: Gieb Dich nicht zu früh einer Leidenschaft hin, von der Du nur ahnest, daß sie erwiedert wird. Der Chevalier scheint ein ernster, edler Mann zu sein, meint er es redlich, so wüßte ich nicht, warum ich feindlich zwischen Eure Herzen treten sollte. Aber heute, Kind, heute mußt Du meinem Willen nachgeben, heute mußt Du die Geliebte des Herzogs von Nemours scheinen.

Und was wird er dazu sagen?

Der Herzog oder der Chevalier? Welchen von Beiden meinst Du, Leonore? fragte die Dame.

Beide, Beide, mein' ich! erwiederte sie schnell.

Der Herzog wird es nicht anders erwarten, sagte die Gräfin: denn es ist für jede Dame, wie vielmehr für ein junges Mädchen bei ihrem Eintritte in die Welt ehrenvoll, wenn ein Mann, wie der Herzog von Nemours, als ihr Ritter sich zeigt, besonders wenn er schon für sie seine Lanze eingelegt hat. Zwischen Galanterie und Herzenneigung ist ein großer Unterschied, Kind! jene beschäftigt nur unsre Eitelkeit, diese unser Gemüth!

Aber der Chevalier? fragte Leonore unbefangen, da die Gräfin ihn nicht erwähnen zu wollen schien.

Der Chevalier kennt die Welt zu gut, um nicht zu wissen, daß es Dir Pflicht ist, artig und zuvorkommend gegen den Herzog zu sein und daß Du an einem solchen Tage ausschließend nur ihn zu berücksichtigen hast. Und

sollte es ihn kränken, so macht am andern Tage ein freundlicher Blick Alles wieder gut.

Dies war nun freilich Leonoren nicht so ganz einleuchtend, sie mußte aber demungeachtet der alten Dame versprechen, ihren Rath zu befolgen und sich heute Abend ihren Wünschen gemäß zu betragen. Sie erwartete nun aus so mancherlei Ursachen mit klopfendem Herzen den Abend, wo sie zum erstenmal den Glanz der Welt sehen, wo sie als die Königin des Festes auftreten, aber mehr als dies, in all' ihrer Herrlichkeit vor ihm, dem Manne ihres Herzens erscheinen sollte.

In der hellerleuchteten, prachtvoll geschmückten Wohnung des Marchese wogte schon Alles von Dienern und Gästen; Trompeter, Pauker und Geiger warteten schon lange auf das Zeichen anzustimmen und ungeduldig sahen die Gäste, welche von Asti und allen benachbarten, von den Spaniern besetzten Städten herbeigeströmt waren, der Ankunft des Herzogs entgegen, am ungeduldigsten aber Julia Gonfalieri, die, wie eine Fürstin geschmückt, ihren Stolz durch das Zögern Nemours gekränkt fühlte. Wahrhaftig! sagte sie zu Pescara: Es stimmt schlecht mit der so gepriesenen französischen Artigkeit überein, eine so ansehnliche Versammlung und Euch, Marchese! als Wirth so lange warten zu lassen. — Wäre ich an Eurer Stelle, ich beföhl', daß der Tanz ohne ihn beginnen solle — Pescara verweigerte es jedoch; obgleich Neapolitaner von Geburt, war er im Benehmen zu sehr Spanier und zu stolz, um nur im Mindesten zeigen zu wollen, daß auch er sich gekränkt fühle. Er wartete ruhig, machte einstweilen den heitern Wirth und erst als man ihm meldete, der Herzog nahe mit stattlichem Gefolge dem Pallaste, gab er den Befehl, daß bei dessen Eintritt in den Saal die Trompeten schmetternd ihn empfangen sollten.

Ob er wohl in meiner Farbe und mit meinem Wehrgehenk erscheinen wird? dachte und hoffte Julia, als die Flügelthüren sich öffneten, — Aber ihre Hoffnung täuschte sie; weder der Herzog noch sein Gefolge waren feuerfarben gekleidet, und ein weit reicher gesticktes Wehrgehenk als das Ihrige, hing über seine Schulter, als er mit einer jungen, reichgeschmückten Dame an der Hand, deren Schleppe von zwei Pagen getragen wurde, eintrat. Aller Augen waren auf sie, die Niemand kannte, gerichtet, so daß man die ihr folgende, vom Chevalier geführte Gräfin Gagliano ganz übersah.

Marchese! redete der Herzog Pescara an, welcher, Julia an der Hand, ihm entgegen gekommen war: Ihr erlaubtet mir die Dame, für die ich Euern Fehdehandschuh aufhob, hierher zu führen, ich stelle sie Euch hiermit vor und Ihr werdet gestehen müssen, sie verdiente es, daß wir drei Lanzen für sie brachen. Auch Ihr, schöne Julia, wandte er sich zu

dieser: habt jetzt die Ueberzeugung, daß es eine Würdige war, die sich Euch entgegenstellte — nicht Ihr selbst — raunte er ihr zu.

Julia hatte kein Auge von dem schönen Mädchen gewandt und kaum auf das gehört, was der Herzog ihr sagte. Sie theilte in dem ersten Augenblicke das Erstaunen Pescara's und der ganzen Versammlung und ohne dem Herzoge zu antworten, ruhte ihr Blick, der sich immer mehr und mehr umdüsterte, auf der Hocherröthenden, deren Hand in der Hand des Herzogs zitterte und die kaum den Blick aufzuschlagen wagte.

Endlich brach der Marchese das Schweigen — Signora! sagte er verbindlich: Ich begrüße Euch als die würdige Gegnerin meiner Dame und bin erfreut, daß Ihr durch Eure Gegenwart dies Fest zu verherrlichen erschienen seid. Auch Ihr, Gräfin Gagliano, seid mir gegrüßt.

Leonore, die bei dieser Anrede die Augen aufgeschlagen und an seiner Seite Julia erblickt hatte, gedachte in diesem Augenblicke der Worte der Gräfin. Sicher ist das Julia Gonfalieri! war ihr erster Gedanke und dieser Gedanke erweckte ihren Stolz und gab ihr den Muth, mit Anstand dem Marchese zu antworten, ihm zu danken und ihn zu ersuchen, sie der Dame vorzustellen, mit der sie es gewagt, um den Preis der Schönheit zu streiten. Der Marchese erfüllte ihren Wunsch; stolz empfing sie Julia und zur großen Freude der alten Gräfin benahm sich Leonore auch in diesem Augenblicke mit Würde.

Der Tanz begann nun. Der Herzog von Nemours mußte mit Leonore den Reihen eröffnen und Aller Augen folgten dem schönen Paare. Es ware nur Wenige, welche die regelmäßigen Züge, das dunkle schwarze Haar, das stechende Auge, den üppigen Wuchs von Julia Gonfalieri, den braunen Ringellocken, den blendenden und doch zarten Farben, dem schmachtenden, dunkelblauen Auge der jungfräulichen Gestalt Leonorens vorgezogen hätten; die Meisten, besonders die Frauen, theilten der Jungfrau den Preis zu und der Beifall, den man ihr offen zollte, vermehrte sich immer mehr und mehr, je weniger befangen sie sich zeigte. Bald hatte die Gräfin nicht mehr nöthig, ängstlich sie zu beobachten, sie betrachtete sie nur noch, um sich an ihrer Schönheit zu ergötzen und das Mädchen fand sich über ihr Erwarten schnell in die ihr neuen Verhältnisse des geselligen Lebens der großen Welt.

Der Herzog beschäftigte sich ausschließend mit ihr, die sich zwar dadurch geehrt und geschmeichelt fühlte, aber doch sicher lieber an der Hand des Chevaliers, der still und in sich gekehrt in einer Fensterbrüstung stand, durch die Reihen geschwebt hätte, als an der Hand des gefeierten Herzogs, der Aller Augen auf sich zog. Oft, wenn er mit ihr sprach, war sie zerstreut und so in Gedanken versunken, daß sie seine Fragen nicht beantwortete, denn sie war seit heute früh schon ununterbrochen mit sich allein beschäftigt gewesen. Nicht, daß der Eindruck, den sie auf alle Anwesende machte, ihrer Eitelkeit nicht geschmeichelt, daß die Pracht des Festes, die köstlichen Gewän-

der, die sie hier sah, die tönende Musik, die sie hörte, ihr eigner Anblick, den sie in den venetianischen Spiegeln so herrlich geschmückt erblickte, sie nicht mit einer Art Taumel erfaßt hätte; sie brachte der Weiblichkeit diesen Zoll, aber es bedurfte nur eines einzigen Blickes auf den ernsten Mann im Bogenfenster und alle Zauberei war dahin.

Was ist es denn eigentlich — dachte sie dann — was ich bei dem Anblicke dieses Mannes fühle? Warum pocht mein Herz stärker, naht er sich mir? Warum würde es mir die Brust zu zerspringen drohen, schwebt' ich Arm in Arm durch die Reihen der Tanzenden mit ihm dahin? — Der Herzog ist schöner und liebenswürdiger und doch könnte ich ihn nicht lieben. — Und liebe ich denn ihn? Weiß ich denn, ob er meine Liebe verlangt?

Eben als sie so dachte, der Herzog sie der Obhut der Gräfin übergeben und sich auf einen Augenblick entfernt hatte, nahte sich ihr der Chevalier — Ihr feiert einen schönen Triumph, Signora! sagte er verbindlich aber ernst, Ihr seid die Königin dieses Festes und bei Gott! alle Männer würdet Ihr als Eure Kämpfer sich waffnen sehn, wäret Ihr so anmaßend, wie Julia Gonfalieri und fordertet Ihr sie auf, für Euch in die Schranken zu treten. Es thut mir wohl, Euch so geehrt zu sehen.

Ihr zeigt es mir nicht, Chevalier, erwiderte sie freundlich: Ihr seid, während Alles froh und fröhlich ist, so ernst und düster, es scheint, daß nichts Euch aufzuheitern, nichts Euch einen freundlichen Blick abzugewinnen vermag. Der Chevalier lächelte bei diesen Worten, aber es war ein schmerzliches Lächeln, so daß Leonore den Kopf schüttelnd ihm sagte: Freuet Euch mit mir, der all' dies bunte Gewühl neu ist und die oft nach dem Takte dieser Musik tanzt und doch mit ihren Gedanken nicht beim Tanze ist

Und wo sind dann Eure Gedanken? fragte der Chevalier rasch. — Leonore erröthete und beantwortete die Frage nicht.

Jetzt nahte sich ihr der Herzog wieder. Er kam von Julia, der er auf galante verbindliche Weise ins Geheim Vorwürfe gemacht hatte, daß sie ihm gestern die Pforten des Paradieses verschlossen und ihn durch die Unterschrift ihres Briefes mystificirt habe.

Herr Herzog! hatte ihm die Piemonteserin geantwortet: wer dem Himmel entsagt, darf nicht erwarten, daß er ihn geöffnet finde. Es scheint, die Frauen Eures Landes lassen sich ungestraft vernachlässigen und begnügen sich mit einem getheilten Herzen.

Und die Eures Landes, nahm der Herzog schnell das Wort: begnügen sich, wie es mir scheint, nicht mit einem Ritter, sie wollen ihrer zwei haben, die sich für ihre Schönheit gegenseitig die Hälse brechen sollen. Julia hatte bei diesen Worten einen flammenden Blick auf den Herzog geworfen, er lächelte ruhig und verließ sie, um zu seiner Dame zu gehen.

Nemours, einer von den Männern, die bei Frauen selten Widerstand gefunden hatten und welcher den Denkspruch, den er in seinem Wappen

führte: „Dem Kühnsten folgt das Glück" so bewährt gefunden hatte, daß er ihn überall anwenden zu müssen glaubte, hielt weibliche Tugend höchstens für einen köstlichen Kampfpreis, nach welchem man nur muthig und gewandt ringen müsse, um ihn sicher zu gewinnen und diesem Grundsatze folgend, hatte ihm bis jetzt noch kein weibliches Herz widerstanden. Leonorens Schönheit, ihre Befangenheit, die Unschuld, die aus ihrem dunkelblauen Auge so deutlich sprach, reizten ihn, sie schien ihm ein köstlicher, wenn auch schwer zu erringender Preis und dies spornte seine Eitelkeit und entflammte seine Begierde noch mehr. Er hoffte, der heutige Tag würde ihm die Bahn ebnen, die Eitelkeit das Mädchen verlocken, die Huldigungen, welche ihr von allen Seiten wurden, der Neid, den sie deutlich auf den Gesichtern aller Frauen lesen konnte, wenn sie an der Hand des Herzogs durch die Reihen schwebte, würde ihre Sinne bethören. Aber Leonore war zwar gegen Alles dieses nicht unempfindlich, die Huldigungen thaten ihr wohl, der Spiegel sagte ihr heute mehr als je, daß sie schön, sehr schön sei und die neidischen Blicke der Frauen entgingen ihr nicht; doch ein Blick auf den ernsten traurigen Mann, der einsam in dem Fenster stand, ließ sie Alles vergessen und ein freundliches Wort der alten Gräfin, die heute mit ihr sehr zufrieden war und es ihr auch wider Gewohnheit bei jeder Gelegenheit, bei jedem Worte unverholen zeigte, beglückte sie mehr als die Schmeicheleien, die sie bis zum Ueberdrusse vernahm, als alle verführerischen Worte, womit sie der Herzog zu umstricken hoffte. Sie nahm Theil an dem Vergnügen, wie es bei einem jungen fröhlichen Mädchen natürlich war, zeigte beim Tanze, daß er ihr Freude mache, gab sich diesem Vergnügen hin, ohne der Eitelkeit ein Opfer bringen zu wollen, war verbindlich gegen den Herzog und auch nicht verlegen, es öffentlich zu zeigen. Sobald er aber ins Geheim mit ihr sprach, war sie kalt, fast abstoßend gegen ihn.

Signora! sagte er endlich zu der Gräfin: Ihr habt ein Meisterstück von Sittsamkeit an Eurer Nichte geschaffen. Wahrlich! Wäre sie weniger schön, könnte diese Sprödigkeit leicht langweilig werden, so aber fordert es nur noch mehr zum Kampfe auf, wobei jedoch die junge Schöne unverwundbar dasteht und keine Blößen gibt. Ein seltenes Mädchen; bei Gott! wie ich noch Keine sah.

Die Gräfin lächelte. Mir gebührt nicht der Ruhm! erwiderte sie: Leonore ward im Kloster erzogen und tritt heute zum erstenmal in die Welt ein; aber ich freue mich Eures Urtheils über sie, gnädiger Herr, denn nur Ihr, als ein solcher Kenner unsers Geschlechts, vermögt zu unterscheiden, ob das Betragen meiner Nichte Befangenheit oder wahre Sittsamkeit sei, denn oft glüht die verborgene Flamme, wenn auch der Blick gesenkt sich nicht zu erheben wagt, oft schlägt das Herz laut, wenn auch der Mund schweigt.

Und glaubt Ihr, das könne bei Eurer Nichte der Fall sein? fragte der Herzog, durch die Reden der alten Dame aufmerksam geworden.

So gut wie bei jedem Mädchen, gnädiger Herr! erwiderte sie: nur die Thörigte zeigt sich Euerm Geschlechte ganz wie sie ist; auch der Unschuldigsten gab die Natur den Instinkt und die Gabe sich zu verstellen. Leonorens Geist ist trotz ihrer Schüchternheit lebhaft, ihr Gemüth weich, ihr Herz offen und ich wette, liebt sie, so sind ihre Empfindungen stark und feurig.

Der Herzog sah die alte Dame forschend an. Sollte ihre Rede ihn ermuntern, der schönen Nichte ferner den Hof zu machen und sich nicht abschrecken zu lassen? Sollte sie die Strenge, die aus ihrem ganzen Wesen sprach, hier verläugnen? Sollte ihre Eitelkeit — Nein, Nein! Es umzog, indem sie dieses sprach, ein so sarkastisches Lächeln ihre welken Lippen, er durfte ihren Worten nicht trauen und hätte ihnen so gern getraut.

Was kann es schaden? dachte er: schon oft hast Du die sprödeste Schöne am fügsamsten gefunden. Er setzte sich nun wieder zu Leonoren und vorsichtiger geworden, suchte er nur leise ihre Eitelkeit rege zu machen und gab seinen schmeichelnden Worten den Anstrich der Treuherzigkeit, redete als Freund zu ihr und bemerkte zu seiner Freude, daß sie auf diese Weise weniger schüchtern und nach und nach zutraulicher gegen ihn wurde.

So beschäftigte er sich den ganzen Abend nun ausschließend mit ihr und hatte seit der letzten Unterredung mit Julia sich dieser nicht wieder genaht. Immer emsiger bewarb er sich um Leonore, welche eine strenge Weisung, selbst die Bitten ihrer Muhme, den Herzog nicht unfreundlich zurück zu stoßen, bei ihm gebannt hielten. Jetzt aber, als das Fest schon seinem Ende nahte, erhob sie sich plötzlich von ihrem Sitze und kam, von dem Herzog gefolgt, eiligst auf die Gräfin zu, die eben mit dem Chevalier im Gespräch vertieft war. Sie glühte und konnte eine innere Bewegung nicht verbergen. Auch dem Chevalier entging dies nicht und da es ihm schien, sie habe der Gräfin etwas zu vertrauen, so folgte er dem Herzoge, der im Gewühl den Marchese aufsuchte.

Was Dir auch begegnet sein mag, raunte ihr die Gräfin hastig zu: so fasse Dich, wir werden beobachtet. Setze Dich zu mir, Kind, und erzähle mir, womöglich mit heitrer Ruhe, was Dich so empört, aber leise, daß es Niemand hört und sein ruhig, als sei es die gleichgültigste Sache von der Welt.

Wie kann ich ruhig sein? sagte das Mädchen, kaum seine Thränen zurückhaltend.

Du mußt! sagte die Dame gebieterisch, als sich Leonore neben sie gesetzt hatte — Was wird es sein! fuhr sie dann lächelnd fort: der Herzog hat Dir Schmeichelhaftes gesagt, hat Dir seine Liebe erklärt — Leonore nickte bejahend — und Du hast geschwiegen?

So ist es! unterbrach sie das Mädchen.

Und was ist das für ein Unglück? meinte die Dame: ist Dein Herz

verschlossen, so verhallen dergleichen Worte im Wind und verwehen bedeutungslos —

Ihr wißt noch nicht Alles! fiel ihr Leonore von Neuem in die Rede.

Hat er Dich vielleicht gar zu einer heimlichen Zusammenkunft bereden wollen?

Das wollte er, denkt! sagte Leonore mit Unmuth: Er wagte es, mich um die Erlaubniß zu bitten, morgen Abend, wenn Ihr ausgegangen wäret, mich heimlich zu sprechen.

Und was erwidertest Du?

Ich erhob mich unwillig von meinem Sitze, er folgte mir und begleitete mich hierher.

Da hast Du Unrecht gethan, sagte die Dame: warum gingst Du nicht in seine Wünsche ein? — Leonore sah sie bei diesen Worten erstaunt an — Du durftest es mich nur wissen lassen, so blieb ich zu Hause, überraschte den Herzog —

Und wozu sollte das führen? fragte das Mädchen empfindlich.

Wozu es führen sollte? murmelte die Gräfin vor sich hin: Zu gar Vielem! — Doch, liebe Leonore — fuhr sie in so herzlichem, gutmüthigem Tone fort, dem das weiche Gemüth des Mädchens nicht widerstehen konnte: — sei vernünftig, sei freundlich gegen den Herzog, gönne Deiner und meiner Feindin nicht den Triumph. Sieh nur, wie sie höhnisch lächelnd auf Dich blickt, Du mußt, wenn es Dir auch noch so viel Ueberwindung kostet, zuvorkommend gegen den Herzog sein. — Was schaden Dir die thörigen Worte eines Mannes? — Verschließe ihnen Dein Herz, dringen sie nicht bis zu dem, so sind sie unschädlich. Dies sagend, winkte sie dem von fernestehenden Chevalier, sagte ihm einige leise Worte, dann bat sie ihn, zu Leonorens Erstaunen, die heute ihre Muhme gar nicht begreifen konnte, Leonore zu jener Dame im grauen Sammetkleide zu führen, die eine Freundin von ihr sei.

Der Chevalier reichte der Jungfrau die Hand. Zum erstenmal ruhte sie in der Seinigen, zum erstenmal fühlte sie einen leisen Druck, den sie sogar unwillkührlich erwiedert zu haben glaubte und der alle ihre Nerven erbeben ließ. Ach! Der Weg bis zu jener Dame war so kurz, der Augenblick so süß! — Sie dankte ihm, als er sie der Dame übergeben hatte, mit keinem Worte, aber mit einem Blicke, so ausdrucksvoll und doch so verschämt, daß der Chevalier sich von diesem Augenblicke an für hoch beglückt hielt und sich in das einsamste Winkelchen des Saales zurückzog, um dort ungestört sich der Ahnung und seinem Glücke überlassen zu können.

Auch Leonore hing gar freundlichen Gedanken nach, denn das Erwachen der ersten Liebe ist ein fortgesetzter Traum; ein Traumbild reiht sich an das andere und wenn auch Keines klar und deutlich dem Blicke erscheint, Alle, wie mit einem Zauberflor umwoben, vor dem thränen-

feuchten Auge schweben, so giebt ihnen doch die Ahnung so liebliche Gestalten, daß man das Auge nicht von ihnen abwenden kann.

Als die Dame, zu der sie sich gesetzt hatte, sie endlich durch mancherlei Fragen aus ihren Träumen weckte, sie ihr antwortete und ihr Auge, vielleicht den Chevalier suchend, im Saale herumschweifte, erblickte sie zu ihrem Erstaunen den Herzog neben der Gräfin im emsigen Gespräche sitzen. Ihre Unterhaltung konnte nicht feindlich, nicht ernst sein, denn Beide lächelten, Beiden schien der Inhalt angenehm. Sie schüttelte bedenklich den Kopf, denn ohne daß es ihr recht klar wurde, glaubte sie in dem Charakter der ihr sonst so ehrwürdig und streng erschienenen Frau irre sein zu müssen; sie glaubte jetzt die Absicht der Gräfin, sie dem Herzog näher zu bringen, nicht mehr verkennen zu können und ohne eigentlich zu wissen warum, hielt sie diese Absicht für sträflich.

Der Herzog bezeigte sich nun während des übrigen Theils des Festes galant und zuvorkommend gegen sie und der Bitte ihrer Muhme gedenkend, wagte sie es nicht, ihn kalt zurückzuweisen. So verging dieser Tag, der erste, wo Leonore die rauschenden Freuden des Lebens genossen, wo ihre Eitelkeit erwacht und ihr Herz von schmerzlich süßen Empfindungen durchdrungen worden war. Der Herzog begleitete sie wieder mit seinem Gefolge zurück und von tausend lieblichen Bildern umgaukelt, schlief sie endlich ein.

Als Leonore am Morgen im Zimmer der Gräfin wieder bei ihrer Arbeit saß und ihr Auge kaum davon wandte, fand diese bald Gelegenheit, von dem gestrigen Feste mit ihr zu reden und suchte durch mancherlei Fragen Leonore dahin zu bringen, ihre Gefühle darüber offen auszusprechen. Aber es wollte ihr nicht gelingen, das Mädchen blieb verschlossen, beantwortete die an sie gerichteten Fragen nur kurz und einsilbig und der gestrige Tag schien keine freudigen Erinnerungen in ihr zurückgelassen zu haben, und die, welche ihr geblieben waren, schienen zu schön zu sein, um sie mittheilen zu können. Sie arbeitete emsig weiter und blickte nicht auf.

Du erscheinst mir heute sonderbar! brach nach einer langen Stille endlich die Gräfin das Schweigen: Du vermeidest, mit mir über den festlichen Tag zu sprechen, weichst jeder Frage aus und scheinst so emsig mit Deiner Arbeit beschäftigt, daß Du selbst Deinen Liebling, den Geharnischten, nicht einmal eines Blickes würdigst. Seit gestern scheint Dir selbst das Bild gleichgültig geworden zu sein; es hat freilich mit dem Chevalier Moucha keine Aehnlichkeit.

Leonore erröthete. — Ihr irrt, Muhme, sagte sie sich erhebend: wenn Ihr glaubt, daß die edlen Züge jenes Bildes mir nicht mehr so lieb wären wie sonst. Durch so manches zerstreut, gestehe ich, heute weniger nach dem

Gemälde gesehen zu haben als ich wohl sonst zu thun pflege, aber selbst in diesem Augenblicke, da ich es betrachte, fühl' ich recht lebhaft den Wunsch, der Mann möchte leben und mir zur Seite stehen.

Und weshalb?

Daß ich ihm alle die wirren Empfindungen, die sich in mir durchkreuzen, mittheilen könnte.

Und warum kannst Du das nicht mir? fragte die Gräfin gespannt.

Leonore ward verlegen — Nun! Bekomme ich bald Antwort? sagte die Dame streng.

Weil es mir dünkt, ich würde bei ihm Schutz gegen die Zudringlichkeiten des Herzogs finden und Ihr, liebe Muhme! verzeiht, scheint ihm so gewogen zu sein.

Die Gräfin lächelte, war nicht ungehalten über das, was sie gehört, und schwieg.

Während des ganzen Tages war sie freundlicher und weniger streng gegen ihre Nichte als je. Sie berührte das Fest nicht mehr und erwähnte weder den Herzog noch den Chevalier. Nur einmal schien der gestrige Tag wieder sein Recht zu fordern, sie drückte Leonore heftig an sich und küßte ihre Stirn. Du hast mich gestern glücklich gemacht! sagte sie: Du hast die stolze Julia verdunkelt; nun bin ich zufrieden, nun erst bin ich glücklich! Aber schnell brach sie das Gespräch ab und stand unter dem Vorwande auf, sich ankleiden zu müssen, da sie heute Abend noch zu einer Freundin eingeladen sei.

Als sie sich von Leonoren trennte, war sie bewegt, sagte ihr mit Rührung Lebewohl, schloß sie mit Heftigkeit in ihre Arme und die Jungfrau glaubte eine Thräne in ihrem Auge schwimmen zu sehen. Sie wußte sich das nicht zu erklären und noch mehr war sie erstaunt, als sie in das Zimmer zurückkehrte und jenes ihr so liebe Bild mit einem Schleier verhüllt fand. Gönnt sie mir nicht den Genuß? sagte sie vor sich hin: soll ich die mir so lieben Züge nicht mehr sehen? Sie legte verdrießlich die kaum begonnene Arbeit wieder hin und wollte der Gräfin zum Trotze das Bild sich vorzaubern; denn es zu enthüllen, wagte sie nicht; aber es wollte ihr heute nicht gelingen, statt der Züge des Bildes, traten die des Chevaliers vor sie und da sie sich nicht bestrebte, sie zu verscheuchen, blieben sie ernst und doch freundlich vor ihr und so an ihn denkend, schwanden die Minuten, die Stunden des einfachen Abends.

Die Gräfin blieb heute, wider ihre Gewohnheit, lange aus; die Stunde des Abendessens war schon längst vorüber und sie war noch nicht zurück. Es begann Leonoren bange zu werden; sie schellte, Niemand kam; sie wollte einen Diener rufen, nahm das Licht, ging auf den Vorsaal, aber das Haus schien heute wie ausgestorben, Niemand erschien auf ihr wiederholtes Rufen, da kehrte sie, ängstlich geworden, in das Zimmer zu ihrer Arbeit zurück. Aber so wenig wie vorhin wollte diese sie zerstreuen,

auch der zerrissene Faden der Erinnerung an ihn sich nicht mehr anknüpfen. Nur an die Gräfin denkend, nur ihre Zurückkunft mit ängstlicher Unruhe erwartend, saß sie, bald das Fenster, bald die Thüre öffnend. Da vernahm sie durch die Stille, die sie umgab, plötzlich einen Lärm auf der Straße, sie öffnete das Fenster, Waffengeklirr tönte von unten herauf; auch vernahm sie mehre Stimmen, die wild durcheinander schrieen. Sie schlug das Fenster wieder zu, setzte sich in banger Erwartung, und tausend ängstliche Gedanken durchkreuzten sich in ihr.

Der Lärm und das wilde Getöse entfernte sich und es ward auf der Straße wieder so still wie in dem Hause. Aber dies beruhigte Leonore wenig, die Einsamkeit war ihr heute grausig und nie war noch die Sehnsucht nach der Rückkehr der alten Dame so laut, so stark in ihr gewesen wie heute. Da vernahm sie auf dem Gange leise Tritte, sie faßte sich ein Herz, nahm das Licht und wollte hinaussehen, hoffte einen Diener dort zu finden — doch als sie eben die Thüre öffnen wollte, trat ihr der Herzog entgegen. Sie that einen Schrei, das Licht entsank ihr, sie stand im Dunkeln und fühlte sich in dem nämlichen Augenblicke von seinen Armen umfaßt.

Gnädiger Herr! rief sie, an allen Gliedern zitternd: Ist nicht alles Gefühl für Tugend aus Euerm Herzen gewichen, seid Ihr nicht ein gemeiner Bösewicht, den jedes edeldenkende Mädchen verachten muß, so entfernt Euch und gebt mir so die Gelegenheit Euch achten zu können.

Liebliches Mädchen! erwiederte der Herzog lachend und drückte sie fester an sich. — Ich müßte wohl ein Thor sein, die Gelegenheit ungenützt vorüber gehen zu lassen! Dies sagend, fühlte sie auch schon seine Lippen auf die ihrigen gepreßt. — Aber mit der Kraft, welche die Verzweiflung giebt, entwand sie sich eben unter lautem Hülferuf seinen Armen als eine Tapetenthüre sich öffnete und die Gräfin, zwei brennende Kerzen in der Hand, hereintrat.

Rettet mich! rief Leonore, sich an sie klammernd: rettet mich vor diesem Menschen!

Schönes Mädchen! sagte der Herzog lachend: Die Gräfin wird es mir gewiß verzeihen, daß ich es wagte, Eure rosigen Lippen zu küssen, sie kennt die Welt zu gut, um nicht zu wissen, daß ein kühner Ritter wohl solchen Minnelohn von seiner Dame nehmen darf.

Ihr seid nicht mein Ritter! — Ihr sollt es nicht sein, so wenig ich Eure Dame bin und es sein mag! rief Leonore heftig — Redet doch für mich, Muhme! wandte sie sich zürnend nach dieser: sprecht doch ein ernstes Wort, verweis't dem frechen Manne sein Unrecht, seid doch auch jetzt so streng, wie Ihr es sonst zu sein pflegt!

Gnädiger Herr! begann die Gräfin: ich begrüße Euch und heiße Euch willkommen, wie es Euerm Stand gebührt, doch kann ich es Euch nicht bergen, daß Ihr die Rechte der Gastfreundschaft verletzt habt. In dem

Hause der Gräfin Gagliano sollte jedes weibliche Wesen für dergleichen Ungebühr sich gesichert glauben. — Ich kann, gnädiger Herr, Euer Betragen nicht billigen; verzeiht, daß ich dies in Gegenwart meiner Nichte aussprechen muß.

Edle Dame! sagte der Herzog spöttisch, durch die Worte der Gräfin beleidigt und zugleich in Verlegenheit gesetzt: Ihr leset mir einen Sermon, als ob es Euer Amt, Eure Pflicht sei, spielt in Gegenwart dieser jungen Dame die strenge Duenna und seid es doch selbst, die mich einlud, während Eurer Abwesenheit das Fräulein zu besuchen.

Ihr habt den Herzog eingeladen? rief Leonore außer sich, Ihr, die Ihr die Stelle meiner Mutter vertreten solltet, habt mir die Schände bereitet?

Ja, ich habe den Herzog eingeladen, heute hierher zu kommen! sagte die alte Dame ruhig lächelnd: weil ich hoffte, der Herzog von Nemours sei zu edel, als daß er das Zutrauen so mißbrauchen, so unzart handeln würde.

Das entschuldigt Euch nicht! unterbrach sie Leonore noch immer mit Heftigkeit, da sie die Schmach nicht vergessen konnte.

So entschuldige mich dieser! sagte die Gräfin ruhig und enthüllte das Bild des Geharnischten.

Ah! rief der Herzog: wie kommt Ihr zu dem Bilde?

Es ist das einzige Vermächtniß Eures sterbenden Vaters, das er seiner Tochter hinterließ.

Seiner Tochter? fragte der Herzog erstaunt, während Leonore unverwandt mit leuchtenden Augen das Bild betrachtete.

Ja, seiner Tochter, Herzog von Nemours! erwiederte die Dame mit finsterm Ernst: Ja, seiner Tochter, die hier neben Euch steht.

Leonore ist —

Eure Schwester, gnädiger Herr!

Beschämt und doch freudig überrascht stand der Herzog vor den beiden Damen, dann eilte er auf Leonore zu, sie zu umarmen. Sie aber wies ihn ernst zurück: naht mir nicht, Herzog von Nemours! sprach sie noch immer zürnend: Ihr habt bis jetzt ein zu grausames Spiel mit mir getrieben, als daß ich der Nachricht glauben könnte, Ihr wäret mein Bruder.

Leonore! nahm jetzt die Gräfin das Wort und ein ernster, strafender Blick traf das Mädchen: glaubst Du, die Schwester Deiner Mutter würde je den Herzog von Nemours zu Deinem Kämpfer aufgerufen, ihm erlaubt haben, als Dein Ritter Dich zu dem Feste des Marchese Pescara zu führen, würde je einen Mann eingeladen haben, in der Dämmerung ihr Haus zu betreten, um ihre Nichte allein zu finden? O wie wenig kennst Du mich und mein stolzes Gemüth, das, obgleich von dem Fehltritte Deiner Mutter tief gebeugt, sich nie zu solch' einer Handlung hätte erniedrigen können. Ich wollte über Julia Gonfalieri einen Triumph feiern; wollte Dich und

den Ruf Deiner Schönheit durch Piemont verbreiten und dem Sohne Gelegenheit geben, den Fehler, den schweren Fehler seines Vaters wieder gut zu machen. Dies war meine Absicht und, Gott Lob, ich habe sie erreicht! —

Verzeiht, Muhme! sagte jetzt Leonore, ehrfurchtvoll ihr die Hand küssend: verzeiht, daß ich nur einen Augenblick an Euerm edlen Sinne zweifeln konnte! Alles war mir neu, die Begebenheiten häuften sich; was mir geschah, war so empörend —

Ich verzeihe Dir gern, Leonore, sagte die Gräfin sanft: Dein edler Unmuth hat mich gefreut, Du kanntest die Welt zu wenig, um mich durchschauen zu können.

So scheint es, Gräfin! nahm der Herzog das Wort: daß ich allein der Strafbare und auch der Betrogene bin. Aber ich will es gern sein, gab mir doch der Himmel Ersatz in meiner holden Schwester.

Verweilt einen Augenblick! sagte die Gräfin und ließ ihn mit Leonoren allein, die ihre ängstliche Scheu vor dem Herzog noch nicht überwinden konnte. Endlich aber überwältigte sie das kindliche Gefühl, sie sah mit thränenden Auge nach dem Bilde auf — Also das sind die Züge meines Vaters! sprach sie freudig: Dieser freundliche Zug um den Mund, dieser sanfte Blick des Auges gehörte ihm! — Ach, nun weiß ich doch, warum ich so ehrfurchtvoll an diesen theuern Zügen hing, was mir dies Bild so werth und lieb machte! Ach, nun kenn' ich arme Waise doch meinen Vater und dünke mich nicht mehr so verlassen auf dieser Welt! Sie faltete, die Gegenwart des Herzogs ganz vergessend, die Hände und dankte Gott mit leisem Gebete für die ihr erzeigte Gnade, während der Herzog nicht wagte, ihre Andacht zu stören.

So fand sie die Gräfin, welche ein Kästchen in der Hand, eintrat und es dem Herzog überreichte. Leset diese Schriften, gnädiger Herr! sagte sie: und überzeugt Euch durch die Handschrift Eures Vaters selbst, daß Leonore mit Recht die Ehre hat, Eure Schwester zu sein. Wenn auch der Priester ihre Mutter nicht mit Euerem Vater am Altare verband, werdet Ihr doch nicht eine Schwester verstoßen wollen, die Eurer an Schönheit und wahrlich auch an edlem Sinne so würdig ist.

Wahrlich, das werde ich nicht! sagte der Herzog, mit Feuer ihr die Hand reichend und durchflog nun rasch die Papiere. Es leidet keinen Zweifel! sagte er dann: und mit freudigem Herzen begrüße ich Leonore als die holde Tochter meines Vaters.

So gönnt mir einen Augenblick Gehör; nahm die Gräfin das Wort: vernehmt von mir den Verlauf der Sache und auch Du, Leonore, setze Dich neben mich, höre aufmerksam zu und fälle kein zu strenges Urtheil über Deine unglückliche Mutter.

In den mailändischen Kriegen Franz I. lernte Euer Vater, gnädiger Herr, meine Schwester, in diesem nämlichen Hause, wo Ihr Euch jetzt befindet, kennen. Das schöne Mädchen gefiel ihm und er wußte bald ihr

Neigung einzuflößen. Mir blieb es nicht lange verborgen; ich warnte, aber die Liebe war stärker als meine Worte, meine Schwester achtete nicht auf meinen Rath und ließ nur ihr Herz, nicht ihre Vernunft sprechen. Da beschloß ich, das einzige Mittel zu ergreifen, sie zu retten: ich wollte sie trennen, da ich leicht voraus sehen konnte, daß diese Liebe meine Schwester nur zum Verderben, nie zum Glücke führen könnte. In aller Stille machte ich ihr bei den Karmeliterinnen zu Turin eine Freistatt aus, wo sie so lange verborgen bleiben sollte, bis die Begebenheiten des Kriegs den Herzog aus hiesiger Gegend geführt hätten. Alles war bereit, ein Tag gewählt, wo Euer Vater abwesend war; nur meine Kammerfrau und der alte Haushofmeister, der noch in meinen Diensten ist, wußten davon. Da verrieth, durch unzeitiges Mitleid verführt, die Dienerin meiner Schwester das Geheimniß, sie fand Gelegenheit, es ihrem Geliebten mitzutheilen und unfern Turin ward die Sänfte, worin sie sich befand, durch einen Haufen Bewaffneter angehalten und die Unglückliche verschwand.

Nach einem schmerzvoll durchlebten Jahre, nachdem alle meine Nachforschungen nach ihr furchtlos geblieben waren, saß ich eines Abends auf meiner Villa am Lago Maggiore und schaute über die blaue Fluth, als ein Kahn, von Anguera kommend, gerade auf die Villa zu segelte und dicht an der Mauer landete. Zwei verschleierte Frauen, wovon die Eine ein Kind trug, stiegen ans Land und schritten die Terrasse herauf. Als die, welche die Kleine trug, mich sah, stürzte sie auf mich zu, hielt mir das Kind entgegen und sank bewußtlos zu meinen Füßen nieder. Ich faßte schnell nach dem Kinde, wollte nach Hülfe rufen, aber ihre Begleiterin raunte mir zu: Ruft Niemand! es ist Eure Schwester! Ja, es war die Unglückliche! Das Kind, das ich in meinen Armen hielt, warst Du. —

Die Gräfin schwieg, ihr Auge wurde naß, die Rückerinnerung erpreßte ihr die Thränen. Sie liebkos'te Leonore, die vor ihr niedergesunken, das Gesicht in ihren Schoos verbarg; der Herzog wagte durch keine weiteren Fragen die Stille zu unterbrechen.

Was soll ich die Wunde von Neuem aufreißen? sagte endlich die Gräfin — Ich will über diese traurige Erinnerung schnell hinweg eilen. Der Herzog, Euer Vater, fuhr sie dann fort, hatte sie entführt, sie nach Novara gebracht; dort ward sie ein Opfer ihrer Leidenschaft. Aber der Mann, der so sanft, so mild auf uns herabblickt, hat nicht edel an ihr gehandelt, denn während sie ihm dies holde Kind gebar, lernte er die Mutter Julia's Gonfalieri kennen, die, obschon Mutter von 4 Kindern, ihn mit buhlerischen Künsten umstrickte: er verließ die Unglückliche und jener Brief, den Ihr gelesen, war der einzige Trost, den er ihr zurückließ. Es war ein elender Trost! — Sie floh von Novara und kam mit ihrem Kinde zu mir. —

Monden nur ertrug sie im Verborgenen ihr Unglück, dann brach der Gram ihr Herz. — Friede ihrer Asche! —

Arme Mutter! klagte Leonore still vor sich hin, erhob sich, trat vor das Bild ihres Vaters und blickte wehmuthvoll nach ihm auf.

Sie vergab ihm, ihr letztes Gebet war — Segen für ihn von Gott zu erflehen, sprach die Gräfin: auch ich habe ihm vergeben. Zürne auch Du nicht mit dem Vater, Leonore!

Ich zürne ihm nicht, Muhme! sagte das Mädchen gerührt.

So vergieb auch mir! rief der Herzog: sieh in mir Deinen Bruder, der Dir durch das ganze Leben treu zur Seite stehen wird. Er streckte die Arme nach ihr aus, sie sank, vom Gefühle überwältigt, an seine Brust.

Tretet näher, der Herzog ist hier! rief in diesem Augenblicke der alte Haushofmeister, dem Chevalier die Thüre öffnend, der, als er Leonore in des Herzogs Armen erblickte, starr, wie von einem Zauber fest gebannt, an der Thüre stehen blieb.

Tretet näher, Chevalier, rief ihm der Herzog zu: und theilet mein Glück! Ich habe mir das Schönste der Erde erworben, dies holde Wesen ist —

Gnädiger Herr! unterbrach ihn mit Hast der Chevalier: der Marchese Pescara wartet in Eurer Behausung und verlangt Euch zu sprechen.

Laßt ihn warten! was kümmert es mich? sagte der Herzog, das erröthende Mädchen immer fester an sich drückend: Der jetzige Augenblick ist zu schön, als daß ich ihn mir stören lassen sollte. Seht, Moncha wie glücklich ich bin. — Seht Leonore und begrüßt sie als meine Schwester.

Als Eure Schwester? rief der Erstaunte, der in seinem Schrecke die freundlichen Blicke Leonorens nicht für sich gedeutet hatte — Gott gelobt! — Dies sagend, nahte er sich ihr — Wie ich Euch jetzt begrüßen soll, Dame, weiß ich nicht! redete er sie an: welcher Titel Euch auch gebühren, welcher Stand Euch auch geworden sein mag, er kann Euch nicht höher stellen, als Ihr schon in meinen Augen als die Schönste, Herrlichste der Jungfrauen standet!

Ich danke Euch, Chevalier! sagte Leonore ihm freundlich entgegen tretend: es freut mich doppelt, dies aus Euerm Munde zu hören.

Aber was will der Marchese? fragte jetzt der Herzog, die stumme Sprache der Beiden unterbrechend.

Er hat von dem meuchelmörderischen Ueberfall gehört, durch den Euer Leben bedroht war —

Und wo Euer tapfrer Arm mir so trefflich beistand; unterbrach der Herzog den Chevalier.

Und da er vernommen, fuhr Moncha fort: daß Ihr einen der Mörder in Eure Gewalt bekommen habt, bittet er um seine Auslieferung, um ihn nach dem Gesetze strenge strafen zu lassen. Ich habe ihm erwidert, Ihr hättet dem Menschen schon die Freiheit gegeben, obgleich ich ihn noch in sichrer Verwahrung habe. Er beruhigte sich jedoch dabei nicht und verlangt Euch selbst zu sprechen.

Habt Ihr den Menschen vernommen? fragte der Herzog.

Ja, gnädiger Herr, seine Aussage bestätigt unsere Vermuthung.

Der Herzog bedachte sich einen Augenblick, dann schien ihm ein glücklicher Einfall gekommen zu sein, denn er sagte lachend: habt die Güte nach unsrer Wohnung zurückzukehren und dem Marchese zu sagen, ich sei in ein Abenteuer verwickelt, das es mir unmöglich mache zu kommen: morgen in aller Frühe würde ich bei ihm sein. Entschuldigt mich so gut Ihr könnt. Auch habt die Güte meinem Haushofmeister den Befehl zu geben, das Nöthige zu unsrer Abreise bereit zu halten, sendet mir Dominique hierher und habt die Freundschaft mich mit einigen Bewaffneten um Mitternacht von hier abzuholen, wenn es nämlich die Gräfin erlaubt, daß ich so lange bei ihr verweilen darf. Nur ungern schied nun der Chevalier, den heute Leonorens Freundlichkeit zum glücklichsten Sterblichen gemacht hatte, die Befehle des Herzogs zu vollführen.

Jetzt bat dieser um Erlaubniß, nur einige Worte schreiben zu dürfen. Es wurde ihm das Nöthige hergebracht und die Gräfin und Leonore verließen ihn; er setzte sich und schrieb:

Signora!

Ihr verschlosset mir das irdische Paradies, sandtet aber ein halb Dutzend Banditen, mir das himmlische zu öffnen; einer von ihnen ist in meiner Gewalt. Finde ich nicht heute um Mitternacht das irdische mir geöffnet; so übergebe ich morgen Euern Gesandten der Gerechtigkeit.

Der Herzog von Nemours.

Mit diesem Schreiben sandte er Dominique an den vertrauten Diener Julia's und empfing dann die Gräfin, welche allein, ohne Leonore zu ihm zurückkehrte.

Gnädiger Herr! begann diese: Ich halte es für Pflicht, mit Euch über eine Sache zu sprechen, die wahrscheinlich Euerem Scharfblicke nicht wird entgangen sein. — Der Herzog horchte verwundert auf: Ich meine die so schnell entstandene Neigung Leonorens —

Davon hab ich wahrlich nichts bemerkt! unterbrach sie der Herzog: zu sehr mit ihr und mir allein beschäftigt und eine Neigung in diesem unschuldvollen, jugendlichen Herzen gar nicht ahnend, ist mir Alles entgangen.

Sie liebt, ich glaub' es gewiß sagen zu können, den Chevalier Moucha.

Da dauert sie mich, denn sie liebt den ärgsten Weiberfeind, den je die französische Erde trug, erwiderte der Herzog.

Und doch hat der sanfte Blick ihres schmachtenden Auges den Pfeil ihm in das Herz gedrückt — sagte die Gräfin.

Das wäre köstlich und mir höchst erwünscht! rief Nemours aus: Ich wüßte keinen Mann unter der Sonne, den ich werther hielt, Leonorens Herz und Hand zu besitzen, als den Chevalier. Er ist ein Biedermann, mir treu ergeben und ich bin ihm durch Mancherlei verpflichtet. Eure

Nachricht, Signora, macht mich in diesem Augenblick glücklich, noch vor kurzem hätte sie mich Eigennützigen betrüben können — Doch nein! sagte er plötzlich: Gern hätte ich jeder Hoffnung entsagt, um den bewährten Freund glücklich zu wissen!

Die Gräfin bat ihn nun, weder mit Leonoren, noch mit dem Chevalier über die Sache zu sprechen, da dieser sich noch nicht gegen sie und das Mädchen erklärt habe. Der Herzog versprach es, so schwer es ihm auch wurde, Leonore, die wieder eingetreten war, nicht ein wenig zu necken.

Mitternacht nahte, der Chevalier kam von Bewaffneten begleitet, auch Dominique brachte dem Herzog einen leichten Panzer, um für jeden Fall gesichert zu sein. Der Herzog verließ die Gräfin und Leonore, ohne sie von dem bevorstehenden Abenteuer zu unterrichten und eilte nun nach dem eisernen Gitterthore, das in den Garten Julia's führte. Er fand es offen und ging mit seinem Gefolge hinein. Erst an der Thüre des Pavillons kam ihm der Diener der Dame, welcher ihn einzutreten bat, entgegen. Der Chevalier rieth ihm ab, allein zu der Italienerin zu gehen, der Herzog aber bestand darauf und meinte, daß es ungalant sein würde, einen Fremden zum Zeugen eines solchen Auftritts zu machen.

Bei seinem Eintreten fand er die Dame auf einem Ruhebette sitzen, sie kam ihm jedoch entgegen. Herzog von Nemours! redete sie ihn an und ihr Stolz war noch nicht gebeugt: Willkommen kann ich Euch heute nicht heißen, denn Ihr habt mich gezwungen, mein Wort zu brechen und Euch noch einmal hier zu sehen.

Und Ihr, Signora, erwiderte der Herzog, dessen schnellem Blick der vortheilhaft gewählte Anzug der Dame nicht entging: Ihr habt mich gezwungen von einer Drohung Gebrauch zu machen, die Ihr, wäre der Herzog von Nemours besser von Euch gekannt, nicht zu fürchten gehabt hättet; nie würde er sie erfüllt, nie die Ehre einer Dame aufs Spiel gesetzt haben.

Und weshalb sehe ich Euch hier? fragte sie jetzt: kommt Ihr, mir Vorwürfe zu machen? — Kommt Ihr, mich tiefer kränken zu wollen als Ihr schon gethan? — Oder glaubt Ihr, mich zerknirscht, als büßende Sünderin vor Euch zu sehen? — Da irrt Ihr! In Frankreich mögen die Frauen weinen und sich über die Untreue, über die Vernachlässigung der Männer grämen und härmen; die edle Italienerin weint selten und fließen Thränen, so sind es nur blutige —

Aber sprecht, Herzog, was wollt Ihr hier? — Welche Rache habt Ihr Euch ausgedacht?

Ich wollte meine Laune befriedigen, Euch vor meiner Abreise noch einmal im Geheim zu sehen, erwiderte Nemours; denn öffentlich werde ich mich morgen bei Euch beurlauben, wollte Euch in diesem reizenden, ver-

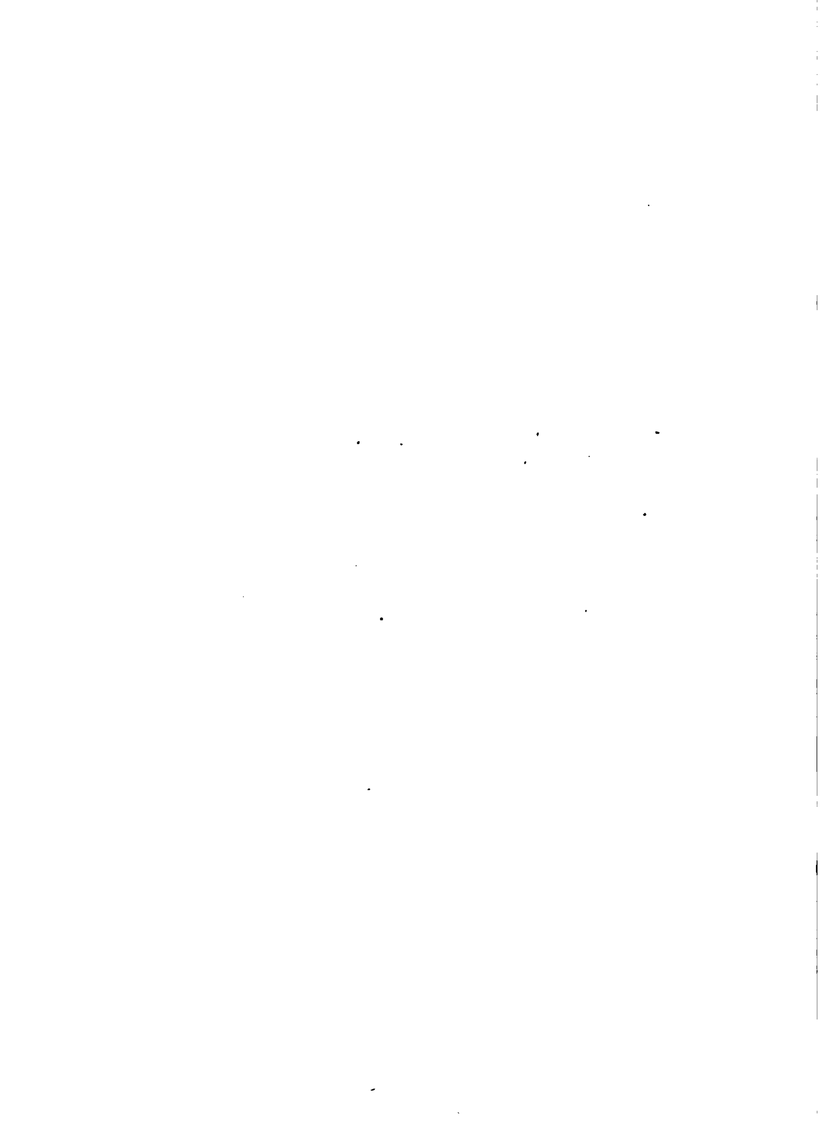
führerischen Anzuge sehen und Euch sagen, daß Schönheit ohne edlen Sinn kalt läßt und daß ein Mann dem schönsten Weibe selbst in der Mitternachtsstunde den Rücken wenden und ihre Reize unbeachtet lassen kann. Dies sagend, verbeugte er sich, ließ die Erstaunte stehen und verließ den Garten.

Noch lag er am andern Morgen im festen Schlafe, als der Chevalier schon vor seinem Bette saß und auf sein Erwachen harrte. Kaum daß der Herzog die Augen aufschlug, so theilte er ihm auch das Geheimniß seines Herzens mit und verhehlte ihm die Hoffnung nicht, die er nähre, auch Leonore sei ihm mit Liebe zugethan; die schnelle Abreise des Herzogs zwang ihn zu diesem eiligen Geständnisse. Dieser setzte seinen Wünschen nichts entgegen: auch Leonore, mit welcher der Herzog sprach, verbarg ihm die Gefühle ihres Herzens nicht und nach beendetem Feldzuge ward der größte Weiberfeind, den die französische Erde trug, auf der Villa am Lago Maggiore durch Leonorens Hand der glücklichste Gatte.

Oft noch trafen Pescara und der Herzog im offenen Felde zusammen, oft noch galt ihr Kampf dem Vaterlande, nie mehr der Schönsten der Frauen, denn das Vorgefallene ahnend, verließ der Marchese bald die schöne Julia und Isabelle Gonzaga entschädigte ihn als Gattin reichlich für die stolze untreue Piemonteserin.

Die Häuptlinge von Esens.

Erzählung aus dem 15. Jahrhundert.



Im Jahre 1421 stand an einem heitern Frühlingstage Ida, die Tochter des Häuptlings von Jever, auf dem Söller der Burg und schaute mit klopfendem Herzen gen Esens, woher sie Dedo und Gerold, die Söhne des Lubke Ommekens, erwartete.

Lange spähte ihr Auge vergebens. Da sah sie Reiter durch das Gebüsch nahen. Auf ihren kastanienbraunen Hengsten ritten die Zwillingsbrüder in die Burg ein.

Der alte Popinga, dieser Held der freien Friesen, jetzt durch Alter entkräftet, aber nicht entmuthigt, empfing die Jünglinge feierlich und sprach: Ihr kommt, um Ida, meine liebe Tochter, zu werben. Sie kann nur Einem zu Theil werden; welcher es ist, stehe in ihrer Wahl, und auch der, welchen sie wählt, kann nur unter einer strengen Bedingung mein Eidam werden.

Sprecht sie aus, riefen die Jünglinge, und ist sie nicht gegen unsere Ehre und unsern Stamm, so erfüllen wir sie.

Dedo, Gerold! sprach der Greis, und ergriff mit väterlicher Rührung ihre Hand: Euer Vater war mein Waffenbruder und nie hat ein Zwist unsere lange Freundschaft gestört. Wie Ihr, so innig, treu und fest liebten wir uns. Als er an seinen Wunden in meinen Armen starb, versprach ich ihm, Euch Vater zu sein, die Hand meiner Ida in die Hand seines Sohnes zu legen. Heute ist der Tag, der bestimmen soll, wer von Euch Beiden der Eidam des alten Popinga, welcher Ida's Gatte wird, ihre Neigung entscheide. Doch ehe sie nahet, schwöret mir, daß ihre Wahl Eure Herzen nicht trennen, Eure Liebe nicht in Haß verwandeln soll, und daß der, der die Braut heimführt, die Bedingungen erfülle, die ich von ihm heische.

Popinga! sagte Gerold mit bescheidenem Ernste: Das Erste beschwören wir nicht. Ein solcher Schwur würde unsere Bruderliebe entheiligen. Wir lieben Beide Euer holdes Kind, ich, mit schwärmerischer Liebe, mein Bruder gewiß mit gleicher Glut, aber wen Ida auch wählen mag, Frauenliebe wird Bruderliebe nicht mindern. Der Zurückgesetzte wird dem Glücklichen weichen, ihn beneiden, ihm aber mit gleicher Treue zugethan bleiben.

Das Zweite, rief der feurige Dedo: wollen wir beschwören. Ihr werdet nichts verlangen, was gegen Gott, unsere Ehre und unsern Stamm ist.

Nun wohl: sagte der Alte: Der Himmel erhalte Eure Liebe in jeder Anfechtung lauter und rein. Ich will Euch und Euern Herzen hierin auch ohne Schwur vertrauen.

Ida erschien. Eine holde Jungfrau, schön und herrlich, trat sie vor Gerold und Dedo hin, neigte sich züchtig, senkte den Blick und drückte, ihrer unbewußt, einen Blumenstrauß an ihre wogende Brust.

Du sollst wählen, mein geliebtes Kind, zwischen diesen Beiden. Beide verdienen Ida Popinga, Beide sind gut, edel und brav. Möge Gott Dein Herz lenken, daß es den sichern Weg zu seinem Glücke finde.

Ida trat mit gesenktem Blicke vor Dedo, reichte ihm den Strauß und sagte: Nehmet ihn, mein Ritter, bewahrt ihn treu. Am Altar lös' ich ihn ein! — Da neigte sich Dedo zu ihr, drückte den ersten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen und als sie aufblickten, hatte Gerold den Saal verlassen und ritt schweigend über die Zugbrücke nach Esens zu.

Laß ihn nur! sagte Dedo ruhig zu Ida, die nicht ohne Besorgniß ihm nachblickte: Laß ihn nur! er schied mit Liebe von uns. Auch ich wäre von hinnen gezogen, hättest Du diesen Blumenstrauß dem Bruder gereicht. Unsere Liebe trennt nur der Tod!

Und so ruhig hättest Du mir entsagen können? fragte Ida: So habe ich nur den zweiten Platz in Deinem Herzen?

Sei nicht ungerecht, Geliebte! sprach Dedo: Höher, himmlischer, herrlicher steht Deine Liebe in meiner Brust, aber was ich mit meinem Gerold zugleich aus unserer Mutter Brust gesogen, das senkte sich zu tief, zu fest in uns, um je vergehen zu können. Wir liebten Dich Beide gleich innig und treu, Du warest uns hold und gewogen; Du theiltest streng Deine Freundlichkeit mit gleichem Maaße aus; kein Neid, keine Eifersucht störte unsere Einigkeit. Fest stand es in uns, daß der, den Du verstießest, seiner Liebe Meister werden, sie beherrschen solle, und Gerold wird seinen Schwur halten, doch fliehen mußte er Dich, um es zu können.

Nun, mein Sohn, sagte der alte Popinga, höre die Bedingung, deren Erfüllung allein Dich an Ida's Seite an den Altar führen kann.

Vater! rief Ida bittend.

Schweig! entgegnete der Vater ernst. Du weißt, mein Entschluß ist unabänderlich!

Ergraut in den Waffen habe ich seit vierzig Jahren mit Bremen in Fehde gelebt. Was das Schicksal mir Schweres zu tragen aufgelegt, kam von dieser stolzen Stadt, an ihr habe ich das Mark meiner Jugend, die Kraft meines Alters nutzlos vergeudet. Mein einziger Sohn, mein treuester Freund, Euer Vater, fiel in diesem Kampfe; der edle Häuptling von Esens unterlag. Ich hatte diesen Bürgern Rache geschworen, als mein alter Vater mir das Schwert zum ersten Kampfe umgürtete; das Schicksal ließ mich meinen Schwur nicht lösen. Darum lös' ihn mein Eidam, da meine Hand zu schwach geworden ist, das Racheschwert zu führen.

Das Schloß Fredeburg, fuhr er nach einer Pause fort; kaum beendet, steht als Denkmal unserer Schande von Bremen erbaut, uns im Zaum zu halten, höhnend vor uns. Widerrechtlich haben sie es erbaut, die kühnen Bürger, mir zum Trotz. Sie muß fallen, diese stolze Veste. Sie müssen sie schleifen, oder wir. So lange sie noch steht als Urkunde unsere Schwäche, so lange bleibt mein holdes Kind bei mir. Nur über ihre Trümmer führt der Weg zum Altare. Er schwieg. Die Tochter hing sich schmeichelnd an ihn. Wohlan! rief der Greis, so schwöre die Fredeburg zu zerstören durch Unterhandlung, List und Gewalt.

Den Blick auf Ida geheftet schwur der hochherzige Jüngling. Er freute sich des Schwurs — er rächte durch ihn den Tod seines Vaters; sein Arm erkämpfte ihm die Geliebte.

Als der glückliche Dedo auf der Burg zu Esens eintritt, trat ihm Gerold freundlich entgegen. Die wenigen kummervollen Tage, die er hier allein verlebte, hatten die Rosen der Jugend auf seinen Wangen gebleicht und das Lächeln, mit dem er seinen Bruder empfing, war gleich dem Sonnenblicke, der sich durch die düstern Nebel des Nordmeers drängt. Sprachlos ruhten sie einander in den Armen, und ein Druck der Hand von Gerold gegeben, von Dedo erwidert, sagte diesem: die alte Liebe sei nicht erloschen.

Und was war die Bedingung, die Popinga von Dir forderte? rief endlich Gerold, ohne nur mit einem Worte Ida zu erwähnen.

Geschleift muß die Fredeburg werden, durch Unterhandlung, List oder Gewalt.

Da sah Gerold freudig gen Himmel, es schien, ein tröstender Gedanke schwebe an ihm vorüber. Laß mich nach Bremen ziehen! rief er aus. Als ich am vergangenen Pfingstfeste daselbst verweilte, hat mich der Rathsherr Heinrich Gröningk freundlich in seinem Hause aufgenommen. Er ist ein wackerer Mann, frei von dem anmaßenden Stolze der Reichsbürger. Er hat viel Einfluß im Rathe und eine mächtige Partei unter den Bürgern. Zu ihm will ich, will versuchen, ob das Recht nicht mein Fürsprecher werden kann, und habe ich ihn gewonnen, dann, hoffe ich, wird die Bosheit des listigen Bürgermeisters Duckel, dieses Friesen-Feindes, nichts gegen uns vermögen.

Lächelnd erwiderte Dedo: Auch hast Du noch eine Fürsprache in Bremen.

Und welche? fragte Gerold und eine leichte Röthe überflog sein Gesicht.

Maria Gröningk! Sie vermag viel über ihren Vater.

Sie ist eine herrliche Jungfrau! unterbrach ihn Gerold. Schön, lieb und gut und mir freundlich zugethan ...

Da sah Dedo forschend ihm in's Auge und in seinem Blicke lag eine stumme Bitte, die der Mund nicht zu sagen wagte. Gerold verstand ihn.

Nein, geliebter Bruder, Du kennst mich. Wer einmal Ida's Bild in sein Herz schloß, ist erstorben für Frauenliebe! — Laß das! berühre ferner diese Saite nicht mehr. Ich gönne Dir Dein Glück, genieße es und laß mich still in mir vergehen.

Dedo sank ihm um den Hals und drückte ihn heftig an seine Brust. Auch ich kann edel handeln, wie Du selbst, sie kann ich Dir opfern, mein Herzens-Bruder, rief er aus; Du bist mir mehr als sie!

Das sei fern von Dir, zürnte Gerold. Verdiene Dein Glück und achte es; verschließe Dir nicht freventlich den Himmel, indem Du mir ihn öffnen willst, ich könnte nicht einziehen in dieses Erden-Paradies — für mich ist es nun auf immer verschlossen. — Ich gehe nach Bremen! rief er nach einer Pause; ist mein Gang vergebens, so mag die List oder Gewalt uns nach Fredeburg geleiten.

Das überlasse mir! sprach Dedo: Mein ist der Preis, mein muß auch die Arbeit nur allein sein.

Schmerzlich lächelnd sah Gerold nach ihm hin. Und könntest Du in den Streit ziehen wollen und Dein Gerold stände nicht an Deiner Seite? Wir haben Beide Ida geliebt, für sie streiten wir — Dir will ich sie erkämpfen!

Des andern Morgens zog er, von Edlen und freien Männern begleitet, gen Bremen. Stattlich war sein Einzug, er wurde freundlich empfangen.

Junger Mann, sagte der alte Gröningk; Ihr muthet mir eine sonderbare Sache an. Ich, Rathsherr von Bremen, soll in der Versammlung der Bürger den Vorschlag machen, die Fredeburg zu schleifen, deren Erbauung der Stadt so viel Blut, so viel Geld gekostet hat? Das kann ich, das thue ich nimmermehr. Wohl aber darf ich des alten Lubke Ommekens bravem Sohn mein Haus anbieten, daß er darinnen wohne, und damit einen Theil dessen abtragen, was ich seinem Vater schuldig ward, der mich freundschaftlich auf seiner Burg aufnahm, als mich in meinen jüngern Jahren die Unruhen der Vaterstadt aus der Heimath vertrieben.

Aber das Recht ist auf unserer Seite, sprach der Jüngling bescheiden, jedoch fest.

Das Recht, mein guter Ritter, ist nicht immer das Rechte, was man zur allgemeinen Wohlfahrt ausüben kann. Nach hartem Kampf haben wir Euch und den Grafen von Oldenburg gezwungen, uns ungestört die Veste bauen zu lassen, und sollten sie jetzt ohne Grund, ohne Nutzen, blos auf Eure Aufforderung, schleifen? Das wäre doch thörig und mit der Weisheit des Alters nicht übereinstimmend. Nein, junger Herr, kein redlicher Bürger unserer freien Stadt wird Euerm Ansinnen genügen.

Versucht's im versammelten Rath — der Erfolg wird Euch lehren, daß Jeder denkt, wie ich.

Gerold, durch diese Worte nicht entmuthigt, nahm das Anerbieten des Rathsherrn an und zog aus der Herberge in dessen Wohnung. So drückend es auch dem friesischen Edeln war, irgend einem Bürger Dank schuldig zu sein, so glaubte er doch, seiner gerechten Sache zu nützen, wenn er befreundet mit dem wackern Gröningk in den Rath einträte.

Der alte Rathsherr empfing ihn herzlich; wohlwollend Maria Gröningk, welche für die schönste Jungfrau der freien Hansestadt gehalten wurde, und auch den Preis verdiente, den ihr Alt und Jung willig reichte. Sie blühte herrlich und prächtig im üppigen Glanz und strahlte, wie die Madonna unter den Heiligen, im Kreise ihrer Gespielen hervor. Man hatte Gerold am vergangenen Pfingstfest gesehen, bei einem Bankett mit ihm getanzt, er war freundlich, offen und zutraulich gegen sie gewesen und hatte sie unter allen holden Jungfrauen dieser Stadt ausgezeichnet. Mit innigem Wohlgefallen hatte ihr Blick auf dem kühnen, gefürchteten Ritter geruht, der in der ersten Blüthe der Jahre den Ruf seines Heldenmuthes am Ufer des Weserstroms so laut verbreitet. Sie hatte der Erzählung nach einen rauhen, unbändigen Krieger erwartet, dem die Wildheit seines Gewerbes — die Friesen waren in dieser Zeit die berüchtigtsten Seeräuber — aus seinem rollenden Auge strahlte, und ein bescheidener, schöner, blonder Jüngling stand vor ihr, der mit seinen Sitten ein weiches Gemüth verband, und sich ihr mit zartem Sinne näherte.

Auch ihm gefiel die sanfte, schwärmerische Maria. Er mußte sich gestehen, sie sei schöner als Ida, sie sei sanfter, freundlicher, inniger gegen ihn. Aber wo ist die Macht, welche der Liebe gebieten kann, dieser allmächtigen Zauberin, die das Herz, in das sie ihre Flammengluthen senkt, unauflösbar und ewig an das fremde Herz bannet, alles mit magischem Zauber umgiebt, und das Irdische in himmlischer Glorie erscheinen läßt! Mariens Engelgestalt erschien ihm nur als ein liebliches Bild, das er mit Ida's hohem Himmelsbilde nicht zu vergleichen wagte. Ihr liebeathmendes Wesen, ihr sanftes Schmachten, ihr zartes Neigen nach ihm that ihm wohl, aber für einen freundlichen Blick aus Ida's Auge hätte er dies willig hingegeben. Er nahte sich ihr, wie der Bruder der Schwester, und als er wieder auf der Burg zu Esens haus'te, war ihr freundliches Bild verschwunden; in Marien's frommem Herzen aber das seine glühend zurückgeblieben und gepflegt worden.

Auch nach Bremen erscholl die Kunde, daß die Häuptlinge von Esens um die reiche Erbin von Jever freiten. Man sah es hier nicht gern, daß Esens und Jever dann mit einander verbunden würden; doch selbst dem bedachtsamsten Rathsherrn machte diese Nachricht nicht so vielen Kummer, als Marien, die es sich nun nicht länger verbergen konnte, sie liebe hoffnungslos.

In dieser Zeit, es war am 16. Mai, kam Gerold nach Bremen und mit klopfendem Herzen hatte Maria den Jüngling in dem väterlichen Hause empfangen, ihm die Zimmer bereitet und ihn dort eingeführt. Blässer war seine Wange, trüber sein Auge, düsterer sein Blick, als am vergangenen Pfingstfest, aber es war ja immer noch der bescheidene, fromme Ritter Gerold Ommekens, der tapfere Häuptling von Esens, der vor ihr stand, und der vielleicht — ach, wie kettete an dies Vielleicht, das seine Schwermuth in ihr aufrief, sich Wunsch an Wunsch, Bild an Bild! —

Freundlich begrüßte Gerold sie, als er ihr dunkelbraunes Auge so innig, so theilnehmend auf sich gerichtet fand. Da wagte er an Ida zu denken und sie neben Maria zu stellen. Aber wo wäre die Himmlische, die neben der Auserwählten den Strahlenkranz ihres Hauptes dieser nicht reichen müßte?

Der alte Gröningk hatte wahr gesprochen. Das Gesuch, welches der kühne Jüngling in der Versammlung des Rathes vortrug, wurde höhnend verworfen, und Gerold beschloß, am andern Morgen Bremen zu verlassen. Am Abend vor seiner Abreise saß er mit Marien in dem Würzgarten des alten Gröningk vor dem Osterthore — der Vater hatte sich eben entfernt. Vor dem Jünglinge schwebten sonderbare Bilder und Gestalten aus der Zukunft und der Vergangenheit, wunderbar in einander gewoben, und er sah sinnend vor sich nieder. Maria störte ihn nicht, sie betrachtete ihn mitleidvoll und dachte: warum muß doch ein Schmerz zwei Herzen zerreißen — warum vermag der Jüngling nicht das Unerreichbare zu opfern, um das zu gewinnen, was sich ihm freundlich darbietet! — Sie schaute ihn dabei sehnsuchtvoll an, es knüpften sich an diesen Gedanken so manche andere, und die Thräne der Wehmuth drang in ihr Auge. Da sah Gerold auf — er sah ihr feuchtes Auge, und fragte wie im Traume, was ihr fehle.

Das möchte ich Euch wohl fragen, mein werther Ritter! entgegnete Maria. Seit mein Vater von hier ging, sehet Ihr so traurig vor Euch nieder. Ich wollte Euch nicht stören, ob ich gleich gern gewußt hätte, was Euch so sehr bekümmert.

Der Häuptling schüttelte schweigend den Kopf, drückte ihre Hand und sah wieder vor sich hin.

Lieber Gerold, sagte sie bittend, blickt nicht so stier vor Euch hin, Ihr erschreckt mich. Was kann Eure Heldenseele so tief erschüttern? — Ist es die Antwort des Raths? — Dem Manne stehen ja so viele Wege offen, die er versuchen kann, um zum Ziele zu gelangen, warum gleich verzweifeln? — Oder fließt Euer Gram aus einer andern Quelle? Oeffnet Euer Herz mir, Eurer Schwester!

Gerold schwieg.

Ihr habt kein Zutrauen zu der Jungfrau, die sich Eurem Geheimniß aufdringt; Ihr habt Recht, ich will schweigen. Sie saß stumm neben ihm,

da hob sie ihre Augen gen Himmel und sah einen Falken hoch über ihnen schweben. Lieber Ritter! rief sie aus, seht den Falken dort, das ist das Bild der Leidenschaft, und jene Taube das Bild des Herzens. In weiten Kreisen schwebt er, kaum sichtbar über der Armen, die nichts ahnend, ruhig von Dach zu Dach fliegt, sie sieht ihn nicht. Doch jetzt, wo er immer näher und näher schwebt und seine Bahn immer tiefer beschreibt, erkennt sie den Feind, und es treibt sie eine unnennbare Angst von hinnen, sie will entfliehen, sie flattert vom schützenden Dach hinweg in die weite Luft; da fährt wie ein Blitzstrahl schnell der Gierige herab, und sie verblutet unter seinen Krallen.

Was soll mir dies Gleichniß? fragte Gerold.

Der Falke ist Eures Stammes Wappen, er steht auf Eurem Schild und — in Eurem Herzen! setzte sie bewegt hinzu.

Es verblutet unter seinen Krallen! sagte er dumpf.

Ihr liebet Ida Popinga? fragte nun stammelnd die Hocherröthete.

Ja! — Ida, die Verlobte meines Bruders.

Die Verlobte Eures Bruders? rief, sich vergessend, freudeglühend Maria aus.

Ida ist Dedo Ommekens Verlobte, erwiderte Gerold finster.

Und Ihr?

Ich? sagte er mit Rührung und sein Blick traf Mariens himmlisches Auge. Ich trage ihr Bild wie ein Heiligenbild in meinem Herzen, dem ich nicht nahen, das ich nicht entschleiern darf! — Maria! was einmal hier glühte, verlöscht kein Sturm, keine Zeit!"

Da senkte sie den Blick und die Flamme der Hoffnung erlosch, die aus ihm gestrahlt hatte. Treue ist edel, wandelt sie an der Hoffnung Hand! sagte sie.

Auch hoffnungslos, gute Maria! Ohne Ankergrund muß das Schiff sich festhalten in Sturm und Gefahr. Was Gerold einmal aufgefaßt, rief er aus, und ergriff krampfhaft ihre Hand, das kann er nimmer lassen! Er wanderte durch einen Bogengang dem Osterthore zu und ließ Maria in Thränen zerfließend auf der Rasenbank allein.

Er hat Recht! rief sie nach einer Weile. Auch ohne Hoffnung blühet die Liebe. Ihre Knospe keimt, wenn auch der Wurm die Blüthe schon vor dem Entfalten zernagt. Hoffnungslose Liebe ist unsterblich, wie von oben träufelt der erquickende Thau auf ihre welken Blätter, nur jenseits ahnet sie ihr Entfalten.

Als Gerold des andern Tages aus Bremen zog, begleitete ihn Mariens Segenwunsch, aber auch die Ruhe des Herzens. Ihn zu lieben wie er Ida Popinga liebte, hoffnunglos und treu, das stand fest in ihr.

Gerold fand seinen Bruder nicht in Esens, er war in Jever bei Ida. Er sandte ihm einen Boten, während dem er alles ordnete und bereitete, seine Treuesten in der Stille zu sich berief und sich so ein kleines, aber tapferes Häuflein bildete, mit welchem er Dedo erwartete. Statt seiner kam der Bote allein zurück und brachte ihm einen Brief von dem Bruder, worin dieser ihn bat, doch nach Jever zu kommen, ehe sie zur Ausführung des Planes schritten. Ida wünsche sehnlichst ihn zu sehen.

Auch das noch! rief er aus. Auch diesen Kelch soll ich noch leeren. Doch ihr Wunsch ist mir Befehl — es sei! Schnell hatte er sein gutes Roß bestiegen, und trabte auf wohlbekannten Wegen nach Jever. Als er die alte Burg über dem weiten Moorbruche im Morgenlicht glänzend hervorragen sah, klopfte ihm das Herz schneller. Es war ihm, als sähe er vor sich den Leuchtthurm am Hafen seines Glückes, den ihn der Sturm des Schicksals nie erreichen ließ.

Der alte Popinga empfing ihn. Ihr habt alles schon zum Angriff der Burg bereitet, mein werther Gerold? sagte der Alte. Habt Euerm Bruder die Freuden der Liebe gegönnt und Alles geordnet, während er mit der Geliebten kos'te. Ich muß Euch ehren — solch ritterlicher Sinn, solch treue Bruderliebe ist ein seltenes Kleinod. Ein Sieg, wie Ihr über Euch errungen, ist herrlicher als der schönste Sieg in offener Feldschlacht.

Gerold verbeugte sich schweigend vor dem alten, würdigen Manne.

Und nun, fuhr dieser fort: da Ihr morgen ausziehen und meinen Schwur lösen wollet, gebe ich Euch die väterliche Warnung mit auf den Weg: Seid vorsichtig, laßt Euch nicht von Eurem Muthe zu weit führen. Der Kampf gegen die Fredeburg ist nicht wie der Kampf auf offenem Meere, wo Schiff gegen Schiff, Mann gegen Mann kämpft, wo der Muthige über Bord springend das Schwert in der Faust, den Schild am Arm seinem Feinde entgegen stürmt. Hier lauert er hinter Mauern und Gräben — der Pfeil schwirrt tückisch durch die Luft, er trifft und man hat den Feind noch nicht gesehen. Der Stein rollt herab vom festen Thurm, man sah die Faust nicht, die ihn schleuderte. Der Bolzen fliegt von der Armbrust und dringt durch den eisernen Panzer; den, der ihn schoß, verbirgt das schützende Gemäuer. — List muß sich hier mit Kühnheit einen, überraschen müßt Ihr die Söldner. Doch steht Ihr ihnen erst gegenüber, dann rasch, kein Hinderniß gescheut, dann sei keine Mauer zu hoch, Ihr müßt sie erklimmen; keine Pforte zu fest, Ihr müßt sie sprengen, und seid Ihr erst bis in den innern Hof gedrungen, dann nur den Thurm zur Rechten! rief der Alte aus und erhob sich mit Jugendkraft. Sein Eingang ist links dicht an der Mauer, da hinauf müßt Ihr; habt Ihr den Thurm, so ist die Burg Euer, denn aus ihm, ich weiß es gewiß, führen Gänge nach allen Theilen der Veste.

Und seid Ihr Sieger, so fuhr er fort, und setzte sich auf den Armsessel nieder, dann seid menschlich — denkt, es sind nur feige Miethlinge, die den

Haß gegen das freie Friesland nicht in ihrer Brust nähren, es sind nicht Bremens stolze Bürger, die überwunden vor Euch stehen und um ihr Leben betteln. Seid menschlich! — So nah' dem Grabe, wie ich, schaut man mit anderem Blick in die Welt hinein, in die Welt zurück, verschleierte so gern manchen Tag seines Lebens und wischte so gern manche That aus dem Buche der Erinnerung, die man einst im thörigen Wahne als die schönste pries. — Geht nun zu meiner Ida, lieber Gerold! sie wünscht Euch zu sprechen. Seid fest, unterdrückt das Klopfen Eures Herzens und denkt: die Liebe ist ein launisches Kind, sie neigt sich bald hier, bald da hin und kehrt vielleicht freundlich, wenn auch in anderer Gestalt, zu Euch zurück.

Ida ging ihm entgegen, als er in ihr Gemach trat. Sie war allein, Dedo nicht bei ihr. Es freut mich, lieber Gerold, sagte sie mit bewegter Stimme, daß Ihr meinen Wunsch beachtet und noch einmal hergekommen seid. Ich wünschte so sehr, ehe Ihr das kühne Werk beginnt, von Euch zu hören, daß Ihr keinen Groll auf mich habt und mir freundlich und mit brüderlicher Liebe zugethan seid. Es würde tröstend für mich sein, fuhr sie fort, da Gerold, den Blick zur Erde gesenkt, immer noch schwieg, wenn Ihr mir die Versicherung gäbet, daß meine innige Liebe zu Dedo Eure Bruderliebe nicht störe, die bisher so fest Euch vereinte. — Ihr schweigt? O redet, lieber Gerold, laßt mir den Trost zurück, den einzigen, der mir bleibt, wenn Dedo mit Euch in den Kampf zieht, den Trost, daß ich nicht feindlich zwischen Euch getreten bin.

Da hob Gerold den Blick und schaute auf Ida. Innig und fest ruhte sein Auge auf den ihrigen; als ob er alles Hohe, alles Holde dieser Engelsgestalt noch einmal in sich saugen, als ob er noch einmal den Kelch der Wonne und zum letzten Male leeren wollte, sah er sie lange und sinnend an. Ueberall wo Ihr steht, rief er endlich begeistert aus, breitet ein Gottesengel seine schirmenden Flügel über mich — Ihr könnt nur als Engel der Liebe erscheinen! Er ergriff ihre Hand, drückte sie an sein Herz und ging.

Gerold! rief die Jungfrau. Er wandte sich. Nur ein Wort, ehe Ihr scheidet, nur ein Wort!

Gerold nahte sich ihr.

Euch liebt Maria Gröningk. Was das Schicksal Euch hier entzog, reicht es Euch dort vielleicht doppelt wieder. Stoßt es nicht eigensinnig zurück — das innige Neigen nach Euch, die sanfte Gluth, die Euch aus den Augen dieser herrlichen Jungfrau entgegenstrahlt, die zaghafte Liebe, mit der sie Euch schüchtern entgegen tritt, sie muß Gegenliebe in Eurer Brust erwecken.

Schmerzlich lächelnd sah der Jüngling auf Ida.

Verbannt Euch nicht aus Mariens Nähe, treue Liebe überwindet alles, der Sieg wird ihr zu Theil, kämpft so viel, so tapfer Ihr auch wollt.

Ida Popinga! sagte Gerold ernst, und ein schmerzvolles Lächeln zuckte

um seinen Mund. Nicht immer wird Treue durch Liebe gelohnt, nicht immer zieht das innige Neigen das Geliebte an sich — nicht immer erwärmt die innere, heilige Gluth das fremde, kalte Herz — treue Liebe erkämpft nicht immer Gegenliebe!

Erröthend stand die Jungfrau vor ihm.

Seid glücklich! Auch ich werde es dann, und durch Euch sein, rief er aus.

So seid mir Bruder, seid mir Freund! sagte sie bewegt.

Ida! rief Gerold, vom Gefühl überwältigt, wer Euer Bild in seinem Busen trägt, dem heilet Freundschaft nie die Herzenswunde! — Lebt wohl! Er stürzte hinaus. Ernst und sinnend ritten die Brüder über die Zugbrücke, die sich hinter ihnen hob, als verschlösse sie ihnen auf immer den Eingang in die Burg des alten Popinga.

Durch sumpfige Wege über das weite Sehn zogen die Brüder mit ihrem kleinen aber muthigen Haufen. Voran die freien Friesen, die ihrem Häuptling gefolgt waren, dann die Knechte; die Nachhut bildete ein Trupp deutscher Arkebusirer und Bogenschützen. Es war eine stürmische Nacht, der Wind heulte, beugte das hohe Haidekraut, das zuweilen vom Mond erhellt, wie eine dunkle See um sie wogte; die Wolken flohen schnell an der leuchtenden Mondscheibe vorüber, der Fredeburg zu, als ob sie dem Feinde Kunde bringen wollten von der Gefahr, die ihm drohe.

Es ruht mein Schicksal auf den Flügeln dieser stürmischen Nacht, sagte Dedo. Als ich dem alten Popinga mein Lebewohl sagte, und Ida an mein Herz drückte, stürzte prasselnd der Helm des alten Kriegers herab und rollte zu meinen Füßen. Das war kein gutes Zeichen, mein Bruder! und sieh', diese stürmische Nacht, diese Finsterniß, die den Mond unsern Blicken verbirgt!

Desto besser! sagte Gerold. Laß brausen den Sturm, laß den Mond sich verbergen, verbirgt er doch auch uns; kaum erkenne ich die düstere Burg, die dort wie ein schwarzer Punkt vor uns liegt. Geht die Sonne freudig auf, so ist sie unser. Dann wacker an's Tagewerk, und auf ihren Trümmern — auch mein Schicksal ruht auf den schwarzen Flügeln dieser Nacht — ziehst Du ein in Deine Hochzeitkammer.

Das gebe Gott, geliebter Bruder! rief Dedo, und auch Dir reich' er dann ein Glück, dem meinen gleich.

Mein Himmel steht in meinem Herzen, entgegnete Gerold, ich kenne, ich mag keinen andern! Er drückte des Bruders Hand und ritt schweigend voran.

Sie näherten sich der Veste. Gerold führte die Friesen, Dedo die deutschen Schützen. Alles war still wie im Grabe. Grau und düster ragten die Steinmassen auf der nackten Ebene wie Riesen empor, und schauten in dem Dunkel ernst um sich. Kein beschattender Baum, kein freundliches Hüttchen belebte diese finstere Einsamkeit; wie ein verlassenes, trauerndes

Herz, so einsam, schweigend und in sich selbst versunken stand diese Geißel der Friesen vor ihnen; nur hier und da erhellte ein spärliches Licht ein kleines Fensterchen und gab dieser todten, finstern Masse ein mattes Leben.

Gerold schlich mit den Seinen an den Graben. Die Zugbrücke war aufgezogen, der Graben breit, tief und sumpfig. Da reichte er dem Bruder seinen Schild und sein Schwert, warf die Streitaxt über den Nacken, nahm einem Knecht den Springstock*) aus der Hand, senkte ihn rasch in die Tiefe, und schwenkte sich, der Gewandteste seines Volks, hinüber.

Wer da! rief die Wache an der Brücke, welche das Geräusch erweckt hatte.

Frei Friesland! antwortete Gerold, riß die Streitaxt von der Schulter und drang auf den Söldner ein. Bald lag dieser hingestreckt zu seinen Füßen. Aber auch in der Veste ward Lärm; Waffengeklirr ertönte, während Gerold mit seiner Axt die Ketten der Zugbrücke zu zersprengen suchte. Es gelang, prasselnd stürzte die Brücke nieder, Dedo stürmte heran, die Leitern wurden angesetzt, das äußere Thor gesprengt, und ohne Gegenwehr war das Außenwerk erstiegen.

Jetzt stürmten sie das Hauptthor. Gerold führte mit seiner Streitaxt mächtige Streiche, laut dröhnte die Luft von den dumpfen Schlägen. Balken wurden herbeigeschafft, wüthend rannten die Friesen gegen das feste eichene Thor; es widerstand. Da schwirrten die Bolzen, da pfiffen die Kugeln in der Luft, aus allen Fenstern, aus allen Schießscharten nahete feindlich der Tod. Schnell zog Dedo die Schützen zurück, stellte sie hinter das Gemäuer des Außenwerks und beschoß die Oeffnungen, aus denen der Tod ihnen entgegen geschleudert wurde, während die Friesen mit den Schildern ein Dach bildeten, um die Führer zu schützen, die mit ihren Aexten das Thor zu zertrümmern suchten.

Schon wichen an der Nordseite die Vertheidiger aus ihren Winkeln, das Feuer wurde auf dieser Seite schwächer, da trat Conrad Löbbeke, der Befehlshaber der Burg, an ein offenes Fenster und rief den Seinen Muth zu, ermahnte sie, auf ihren Posten treulich zu stehen und sich als tapfere Soldaten zu benehmen. Dies gewahrte bei dem Schein des Mondes der listige Enno aus dem Budjadinger-Land, er legte die Armbrust an, doch die Wolke, die den Mond deckte, entführte ihm auch sein Ziel, er setzte brummend die Armbrust ab. Doch schnell trat der Mond wieder hervor, Löbbeke stand noch am Fenster, ermahnte die Seinen; der Bolzen flog und fuhr dem tapfern Ritter durch das Hirn.

Der Fall des Anführers entmuthigte die Besatzung, das Feuer wurde schwächer, nicht mehr so häufig zerschellten die Steine die aufgehobenen Schilder. Unverdrossen hieben die Aexte auf das schon halb gespaltene

*) Ein Springstock, so nothwendig in Ostfriesland, ist eine lange Stange mit einer eisernen Spitze am Ende und einem hölzernen Teller, mit dem die Friesen über die breitesten Gräben sich schwingen.

Thor; da rannten die Friesen mit einem mächtigen Balken gegen das morsche, — es brach — sie stürzten hinein.

Jetzt standen sie in dem inneren Hofe. So mancher von ihnen hatte geblutet; zwei Brüder aus Esens, der tapfere Dirks und der freundliche Ukenna, lagen von einem Quader zerschmettert. Knechte waren verwundet, manche Kugel, mancher Bolzen hatte die Schützen getroffen, doch nicht entmuthigt; aber Muth war auch noch von Nöthen. Die Pforten waren fest verrammelt, die Schießscharten rings umher spieen noch Tod und vom hohen Thurm rollten die Steine herab.

Hier hinauf! rief Gerold und setzte eine Leiter an den Thurm. Diesen müssen wir gewinnen! rief er mit mächtiger Stimme, so befahl es Popinga!

Doch Dedo riß ihn von der Leiter herab. Mein ist der Tag, mein sei das Werk — ich stürme — Ihr Friesen, folgt Euerm Häuptling. Er klimmte die Leiter hinauf, die Friesen folgten, und Gerold versuchte nun, die Pforte des Thurmes zu sprengen. Vergebens!

Plötzlich, als ob auch er begierig sei, dem Kampfe zuzuschauen, trat der Mond hinter den Wolken hervor, und schauete herab auf die Streitenden. Da sah Gerold den Bruder auf der Leiter an einer der Luken des Thurmes mit den Söldnern kämpfen, die mit ihren Hellebarden wacker herabstießen. Steine rollten auf ihn und die nacheilenden Friesen nieder, die ihrem Häuptling zur Stütze dienten, damit die Stöße der Hellebarden, die dessen Panzer trafen, ihn nicht herabwarfen.

Ida! rief Gerold hinauf. Gedenke ihrer, mein Bruder! Du kämpfest für sie! Weiche nicht;

Da sprang Dedo die letzte Sprosse hinauf, packte den einen Söldner mit mächtiger Faust und schwang sich in die Luke hinein. Die Friesen folgten, der Kampf begann im Innern des Thurmes. Der Feind wehrte sich tapfer, doch bald leuchtete vom Thurme das Panner von Esens, die drei muthigen Falken der Morgensonne entgegen.

Ergebt Euch! rief nun Gerold in den Vorhof tretend, mit donnernder Stimme der Besatzung des Schlosses zu.

Wir sind deutsche Männer! rief Hans Dahme, der Waffenschmied aus Bremen, ihm entgegen; und fechten für gemeines Wohl gegen Euch Räuber! Er drückte die Büchse ab, und ihre Kugel drang durch die Schienen des linken Armes, den sie aber doch nur leicht verwundete.

So stürmt! rief der Jüngling, als er sein Blut unter der Rüstung hervorquellen sah: Stürmt! Ida Popinga! brüllte er fast wüthend, nahm die Leiter vom Thurm, setzte sie an den Erker des Schlosses und schwang sich hinauf. Mir nach, Ihr Deutschen, mir nach, Ihr Friesen!

Halt! rief Dedo vom Thurme herab. Oeffne erst die Pforte des Thurmes, mein Bruder! oder setze die Leitern an, daß ich zu Dir gelangen kann, denn alle Ausgänge sind verrammelt.

Dringe aus dem Thurme in die Burg, entgegnete dieser, und klimmte immer höher die Leiter hinauf.

Gerold! rief Dedo, ich sehe die Wurdener nahen, wohl 200 an der Zahl.

Und wären es Tausend! rief der Jüngling: es gilt Ida zu erkämpfen — blute für sie, wie ich!

Da stürzte ein mächtiger Stein hernieder auf die Leiter — sie brach — Gerold fiel herab. Betäubt lag er auf dem Boden, die Friesen bedeckten ihn mit ihren Schildern.

Todt! schrie der unglückliche Dedo, der, auf den Thurm gebannt, nicht herab konnte, dem geliebten Bruder zu helfen, ihn zu rächen. Doch dieser erholte sich bald, nur betäubt war er, nicht zerschmettert. Was steht Ihr um mich, Ihr Feigen! rief er aus, sich vom Boden erhebend: Mir nach! Er entriß einem Knechte eine Leiter, hörte nicht das Geschrei seines Bruders, nicht das Feuern der Schützen, die an der Zugbrücke den eindringenden Wurdenern wehrten. Nur erst als die Schützen in den innern Hof stürzten und muthlos ihm entgegen riefen, daß alles verloren sei, da warf er sich mit dem Reste seiner Getreuen dem eindringenden Feinde entgegen. Der Kampf war fürchterlich, die Besatzung fiel aus und umzingelte den Haufen. Dedo, der unglückliche Dedo, auf seinen Thurm gebannt, konnte dem geliebten Bruder nicht helfen, nicht an seiner Seiten fechten, und mußte sehen, wie ein Streitkolben ihn traf und ihn zu Boden schmetterte. Er und die Seinigen wurden gefangen.

Dedo verlangte freien Abzug. Doch Dahme, der Waffenschmied, der als der einzige Bürger von Bremen, den Befehl in der Burg übernommen hatte, verlangte, daß er sich auf Gnade und Ungnade ergeben sollte. Er verweigerte es. Man stürmte den Thurm, doch Dedo und seine Friesen vertheidigten ihn heldenmüthig: noch am andern Morgen fochten sie tapfer, aber nun schwanden die Kräfte, denn sie waren bis jetzt ohne Speise und Trank. Da riß Dedo das Panner von Esens herab, zertrat es in Wuth, und: Ida! seufzend, ergab er sich.

Es war am Tage der heiligen Fides, als um die zehnte Stunde jeder Bürger von Bremen die Arbeit verließ und nach dem Thore hineilte. Ein feierlicher Zug nahte. Es waren die Wurdener, welche die gefangenen Friesen einführten. Neugierig strömte das Volk herbei, die Männer frohlockten, daß der Anschlag auf die Fredeburg mißglückt sei und ihre Feinde gefesselt nahten. Die Frauen und Jungfrauen standen an den Fenstern, wo der Zug vorüber ging, und schauten nicht ohne Theilnahme nach den gefangenen Häuptlingen von Esens, denn die meisten waren Gerolden freundlich zugethan, manches Herz schlug ihm wohlwollend entgegen und manches Auge befeuchtete die Thräne der Theilnahme. Nur in dem Hause

des Heinrich Gröningk, das am Markte lag, war alles leer und wie ausgestorben.

Mit finsterm Blick schritt Dedo einher und rüttelte mit verbissenem Grimme an den Ketten, die er trug. Ruhig und freundlich ging Gerold ihm zur Seite, erwiderte den Gruß von manchem Bekannten und dankte mancher Jungfrau, die, sich vergessend, dem Unglücklichen freundlich zunickte. Als er auf den Marktplatz trat, wo der Zug hielt, und er nun dem Hause gegenüber stand, das ihn einst so gastfreundlich aufgenommen hatte, da schaute er hinauf. Er suchte Maria; ach diese weinte in stiller Einsamkeit auf ihrer Kammer und verging vor Schmerz und vor Betrübniß — sie ließ sich nicht blicken. O, eine Seele weilt doch in dieser feindlichen Stadt, die meiner mit Liebe gedenkt! dachte Gerold und schaute mit trübem Blick auf die öden Fenster, als der wilde Bürgermeister Duckel, der mit zorniger Geberde auf ihn zueilte, ihm schmähend zurief: Eitler Frauenknecht! In dem Prunkgemach, wohin ich Euch heute geleiten lasse, werdet Ihr keine Dirnen finden, mit denen Ihr kosen könnt, wie bei unsern Banketten. Diese Fehden bestandet Ihr glücklicher, als die blutige auf der Fredeburg.

Job von Duckel! entgegnete Gerold, und das Blut stieg ihm in die Wangen: Es geziemt Euch nicht, mich hier zu schmähen. Nehmt mir meine Ketten ab, gebt mir mein Schwert, und dann versucht es mit mir. Jetzt ehren Eure Worte nicht den Bürgermeister der Hansestadt Bremen.

Mehrere Bürger gaben laut ihren Beifall über die kühnen Worte des gefesselten Jünglings zu erkennen; aber Duckel rief zornig: Führt sie ab! — Jenen Wüthenden in das Verließ im Zwinger, diesen Stolzen dort in den Kerker unter dem Rathhause.

Lebe wohl, mein geliebter Bruder! rief Gerold, als sie nun scheiden mußten und sank an Dedo's Brust. Lebe wohl! gedenke unsers Stammes und laß uns sterben wie wir gelebt haben.

Das wollen wir! rief Dedo. Lebe wohl, mein Bruder! Die Ketten klirrten bei dieser Umarmung, man trennte sie.

In einem düstern Kerker, von keinem Mondlicht, von keiner Kerze erleuchtet, saß Gerold Ommekens und überdachte sein Geschick. Freundlich hatte er seine Jugend durchlebt, das Glück hatte ihm zur Seite gestanden, der Ruhm ihn begleitet — da täuschte ihn die Liebe und mit dieser Täuschung verließ ihn Alles. In der Blüte seines Alters sah er sich an der offenen Gruft; er sollte Abschied nehmen von allen Freuden des Lebens, von seinem Traume — von Ida. Als sein Todesengel trat diese vor ihn hin und erschien ihm dennoch so lieblich und engelgleich. Sie hatte ihn im Leben verstoßen, und doch zog sie ihn am Rande des Grabes noch immer nach sich hin. Auch Maria's Gestalt schwebte an ihm vorüber, doch hielt er sie nicht

fest; wie ein Schatten schwebte sie dahin, er streckte die Arme nicht aus, sie zu fassen. Sie erschien ihm wie ein tröstender Engel, doch schlug das pochende Herz nach dem Todesengel, der ihn auf seinem Rabenflügel entführte und ihn dann in eine unabsehbare Tiefe sinken und hier vergehen ließ.

O thöriges Herz des schwachen Sterblichen, das das Hoffnungslose in seinem Schooße liebend pflegt, während es das Hoffnungsreiche frevelnd verscheucht! Blinder Sklave der thörigen Leidenschaft, stolzer Rebell gegen die heilige Vernunft, Du reichst dem Erdenpilger in Deiner Verzuckung den Becher des Wahnsinns, oder die Nektar-Schale der Götter, Du hebst ihn zum Himmel, oder lässest ihn enden auf dieser Scholle, wo er, dem Ewigen nachstrebend, im Sterben vergeht. Thöriges, thöriges Herz! Du berauschtest den Jüngling auch jetzt noch mit deinem Zaubertrank; nach Ida zogest du ihn hin, von ihr, der frommen Maria, rissest du ihn fort, von ihr, die im stillen Gemach die Thräne der Verzweiflung weinte, während Ida nur ihres Dedo gedenkend dir zürnte, daß du im wilden Uebermuth die Stimme des Verlassenen, welche dir vom Thurm herabschallte, nicht hörtest.

Noch gedachte er Ida's mit Sehnsucht und Liebe, als die Thür des Kerkers sich öffnete. In einen Mantel gehüllt nahte sich eine vermummte Gestalt, die Kerze in der einen Hand, winkte sie mit der andern, zu folgen.

Wer bist Du? rief Gerold: Was willst Du von mir?

Der Vermummte schwieg, bedeckte die Augen mit der flachen Hand und winkte wieder.

Wer bist Du? sprich! rief Gerold noch einmal.

Die Gestalt winkte wieder und schwieg.

Willst Du mich retten, Du stummer Bote? fragte Gerold.

Die Gestalt nickte bejahend.

Wo weilt mein Bruder?

Der Vermummte gab mit der Hand ein Zeichen, daß er ferne sei.

Rette ihn, dann folg' ich Dir!

Der Unbekannte legte beide Arme kreuzweise über seine Brust und beugte sich.

Du kannst ihn nicht retten?

Er verneinte es kopfschüttelnd.

Dann geh'! Ohne ihn ist mir die Freiheit kein wünschenswerthes Gut. Meine Flucht könnte sein Unglück vermehren.

In bittender Stellung nahte sich der Vermummte.

Geh'! rief Gerold: Wer Du auch seiest, nimm meinen Dank, jedoch ohne ihn, ohne meinen Bruder verlaß ich diesen Kerker nicht.

Da stürzte der Vermummte zu seinen Füßen, umklammerte seine Kniee, und die Kerze sank zu Boden und verlosch.

Laß mich, Du Ungestümer! rief Gerold. Laß mich! Gerold Ommekens

theilt nur Dedo's Loos! Laß mich! fuhr er fort, als sich der Vermummte nun fester an ihm anklammerte: Wie könnt' ich ohne ihn vor Ida erscheinen?

O Gott! rief die Gestalt.

Maria Grönıngk! schrie Gerold, beugte sich und hielt die Sinkende in seinen gefesselten Armen. Vom Gefühl übermannt, von Dankbarkeit ergriffen, drückte er, ohne es zu wollen, die Ohnmächtige an sein wogendes Herz. Um zu lauschen ob der Hauch des Lebens die Erstarrte noch umwehe, bog er sich nieder zu ihr; da berührte sein Mund ihre kalten Lippen, da hielt es ihn fest — ein brennender Kuß, nicht von Liebe, nur von Dankbarkeit, vom Mitleid geleitet, hauchte den Odem in die Entschlummerte und rief sie zum Leben zurück.

Doch plötzlich riß sich die Jungfrau aus seinen Armen. Heilige Mutter! rief sie aus, was hab' ich gethan! Ich stehe sündhaft vor ihm, — er kennt meine Liebe, mein Herz. Ritter Gerold! sagte sie nach einer kurzen Pause, folgt mir. Alles ist zu Eurer Flucht bereitet. Vergeßt diesen Augenblick, vergeßt auch mich!

Euch werde ich nie vergessen, Maria! rief der Jüngling: so wahr ich Gnade hoffe vor Gottes Thron. Aber folgen kann ich Euch nicht, wofern ihr den Bruder nicht retten könnt, den mein wilder Muth in's Unglück gestürzt hat.

Das steht nicht in meiner Macht! sagte sie finster.

So kann ich Euch nicht folgen, entgegnete Gerold: Mich hält mein Schicksal hier und meine Pflicht!

Maria schwieg, sie schien mit etwas zu kämpfen. Plötzlich wandte sie sich hin, wo Gerold stehen mußte, und als ihre Hand ihn faßte, stürzte sie noch einmal zu seinen Füßen. Nicht Liebe! rief sie aus, bei Gott! nicht Liebe, die fühle ich nicht in mir in diesem angstvollen Augenblick; nein, ein anderes, mir unbekanntes Gefühl zieht mich zu Euern Füßen, Herr Ritter! Um aller Heiligen willen beschwöre ich Euch, rettet Euch! entflieht! — denn ehe die Sonne im Mittag steht, blutet ihr durch Henkers Hand!

Es sei! sagte Gerold ernst, ich weiche nicht. Nie soll man sagen: Gerold verließ seinen Bruder in der Stunde des Todes! Nie soll Ida Popinga sagen, ich habe nicht für sie sterben können!

Dein Wille geschehe, Vater im Himmel! sagte Maria leise und hob sich von der Erde. Lebt wohl, Ritter Gerold! sagte sie. Gedenket meiner mit Liebe, wenn Ihr vor Gottes Throne steht! — Lebt wohl!

Gerold streckte die Arme nach ihr: Lebt wohl, edle Jungfrau! rief er und die Thüre schloß sich.

Die Glocken tönten, das Volk strömte schaarenweise nach dem Marktplatz, wo vor dem steinernen Roland ein Blutgerüst aufgerichtet war. Todtenstille herrschte unter der Menge, nur der Ton der Glocken durchschwirrte

die Luft. Da zog ein Haufen bewaffneter Bürger vom Zwinger her, in ihrer Mitte Dedo Ommekens. Kräftig und stolz schritt er unter ihnen, das Schicksal hatte den Kühnen nicht gebeugt, er schien ihm trotzig entgegen zu gehen. Mit Verachtung sah er vom Blutgerüst herab, faßte sein langes, braunes Haar in seine Hand, band es zusammen und steckte es auf seinem Scheitel fest. Euch vergebe Gott! ich vermag es nicht! rief er der Menge entgegen, sprach ein frommes Gebet und kniete nieder, den Streich zu empfangen.

Noch nicht, noch ist es nicht Zeit, Meister Hartmund! rief der Bürgermeister Duckel dem Scharfrichter zu: Erst komme der andere Bundbrüchige!

Dieser nahte schon. Freundlich, wie ein frommer Engel, in voller Schönheit und Jugend schritt Gerold aus dem Rathhause, und kaum an dem Fuße des Gerüstes angelangt, erblickte er seinen Bruder, stürzte die Steigen hinauf und lag in seinen Armen.

Kein Ausruf, kein Laut der neugierigen Menge störte diesen heiligen Moment — nur ein Lüftchen säuselte in den blonden Locken des Jünglings, die flatternd ihn bedeckten. Mein Dedo! rief er endlich, daß ich Deine Stimme nicht vernahm, als Du vom Thurm mich mahnend gerufen, das hat uns hierher geführt. Vergieb, ich bin Dein Mörder!

Nein, Gerold! rief Dedo, und drückte ihn, statt weiterer Antwort innig an sich.

Noch hielten sie sich umarmt, als der Bürgermeister rief: Was soll das weibische Schauspiel! Meister Hartmund, thut Eure Pflicht!

Leb' wohl, mein Bruder! rief Dedo, entwand sich Gerolds Armen, kniete nieder — und zu des Bruders Füßen rollte sein blutiges Haupt.

Da fuhr Gerold zurück, doch schnell beugte er sich, hob das Blutende hoch in die Höhe, als ob er es, Rache fordernd, dem allmächtigen Gott zeigen wolle, und preßte mit Inbrunst seine bebenden Lippen auf die erstarrten. Mein Bruder, mein herzgeliebter Bruder! rief er aus: Ich folge Dir, bald sind wir vereint!

Nun endet! rief Duckel mit zorniger Stimme. Doch ein lautes Gemurmel des Volks unterbrach seine Rede. Gnade, Gnade! rief man von allen Seiten. Gnade! tönte es mit zarter Stimme aus allen Fenstern. Gnade dem edlen jungen Ritter! Der Bürgermeister gebot Stille, doch immer tobender wurde der Lärm, immer enger und enger schloß der Kreis sich um das Gerüste, während Gerold, dies alles nicht achtend, noch an den bleichen Lippen des Bruders hing und ihm nun schmerzvoll die starren Augen mit zitternden Händen schloß.

Da trat Meno Doringer, der Altmeister der Fleischerzunft, zu Duckel und sprach: Herr Bürgermeister! laßt Euch rathen, schenkt dem jungen Herrn das Leben, oder wahrlich, es thut nicht gut! Dies fromme Blut soll nicht über unsere Stadt kommen und sie verderben.

Gebt ihn frei! schrie die Menge und stürmte heran.

Da trat der Bürgermeister mit den andern Herren ab, um sich zu berathen; nach kurzer Zeit kehrten sie wieder, und Ahrend Ballaer, der Aelteste des Raths, sprach zu Gerold Ommekens: Herr Ritter! der Rath läßt Euch durch mich das Leben schenken und die Freiheit, jedoch unter dem Beding, daß Ihr in unsere Stadt ziehet, einer der Unsern werdet und Euch ein ehelich Weib aussuchet unter den Töchtern der Stadt. Keiner wird dem edlen Ommekens sein Kind versagen. Schwört Ihr, dies zu thun, so seid Ihr frei.

Da trat Gerold vor an den Rand des Gerüstes, doch als er zu reden anfangen wollte, unterbrach ihn der alte Ahrend Ballaer: Acht Tage gönnt Euch der Rath Bedenkzeit. Jetzt, wo der Schmerz um den Bruder Euch ergreift, wollen wir Eure Antwort nicht. Führt ihn zurück in's Gefängniß.

Gerold wollte antworten, doch das Jubelgeschrei der Menge übertäubte seine Worte, er mußte schweigen und folgen. Noch einen Blick auf seinen Bruder und er verließ das Blutgerüst. Der Kerker schloß sich hinter ihm.

Debo's Leichnam wurde in einen schön gezierten eisernen Sarg gelegt und in den Bleikeller gesetzt.

Als der Rathsherr Gröningk mit bewegtem Gemüthe in sein Haus trat, stürzte ihm Maria entgegen. Er ist frei! rief sie aus. Gott sei gedankt, mein Vater!

Ja, mein Kind! erwiderte mit anscheinender Ruhe der Vater, jedoch nur unter einer Bedingung hat ihm der Rath Leben und Freiheit geschenkt!

Unter welcher?

Daß er ein Bürger dieser Stadt werde und unter unsern Jungfrauen sich ein Weib erkiese!

Dann! sagte Maria erschrocken, dann wird er sterben!

Woher glaubst du dies? fragte der Vater und betrachtete sie mit forschendem Blicke.

Weil ich weiß, antwortete sie verlegen, daß er Ida Popinga liebt!"

Und der Häuptling von Esens zu stolz ist, Bürger einer freien Stadt zu werden! fiel ihr Gröningk in die Rede. Doch, du glüh'st ja, mein Kind, was ist Dir? — Und wie, wenn er doch seine Liebe vergäße, seinen Stolz beugte, und um sein Leben zu retten, Dich wählte? Ich wüßte keine der Jungfrauen, welcher er so wohl gewollt, als Dir!

Um sein Leben zu retten? murmelte Maria für sich.

Nun ja! sagte Vater Gröningk; könntest Du dann wohl Dich entschließen, ihm Deine Hand zu reichen und ihn zu retten?

Vater! rief Maria und sah mit ihren dunkelblauen Augen den Vater an. Ihr seid nicht offen gegen Euer Kind, Ihr wollt listig des Herzens Geheimniß ihm entlocken. Dessen bedürft Ihr nicht, Vater. Ja, ich

Liebe Gerold Ommekens, so treu, so innig, so ewig wie er Ida Popinga liebt, das gestehe ich Euch frei und unverholen. Nichts wird ihn aus diesem Herzen bannen — auch nicht sein Tod!

Glaubst Du, thöriges Kind, sagte Gröningk, daß ich dies nicht schon lange ahnete und sah? Seit Gerold hier war, bist Du nicht mehr meine liebe freundliche Maria! Sie schmiegte sich schmeichelnd an den Vater. Doch verzweifle nicht — wählt er das Leben für den Tod, dann wählt er auch Dich!

Ja, mein Vater! rief Maria begeistert. Wir sind vereint; eint uns nicht das Leben, so eint uns der Tod!

Maria, sagte der Vater zürnend: fromme, gute Maria! Wie konnte ein solcher Gedanke in Dein Herz, ein solches Wort von Deinen Lippen kommen?

Vater, sagte die Jungfrau mit ernster Ruhe. Ich fühle es, sein Tod zieht mich mit sich hinüber, ich kann ihn nicht ertragen, ich vergehe. Aber wähnt nicht, daß euer Kind mit frevelnder Hand die Bahn sich bezeichne, auf welcher sie ihm folgen wird. Mein Leben steht in Gottes Hand, aber der ist ein gütiger Vater, er wird sein Kind aufnehmen in seinen heiligen Schooß und es dort oben mit Gerold vereinen.

Und warum nicht hier? Warum sollte er Dich nicht wählen, Dich, die Schönste, Lieblichste der Jungfrauen dieser Stadt?

Weil er nicht wählen wird, weil er liebt und weil es so sein muß. Erst wenn sein Geist dort einsam trauert, Ida hier zurückgeblieben, und um ihren Dedo weinend, seine Nähe nicht ahnet, wenn sein Schatten sie umschwebt — wenn dann Eure Maria dieser Erdenbanden entledigt, sich zu ihm schwingt und spricht: Ich folgte Dir, mein Gerold! Dann wird sich sein Geist zu mir neigen, dann werden seine Flügel mich sanft umfassen, und mich liebend tragen durch die unermeßlichen Räume der Ewigkeit. Meine Liebe, Vater, entfaltet sich nur jenseits!

Höre mich, unglückliches Kind, sprach nun Gröningk, nachdem er in düsteres Nachdenken versunken, vor ihr gestanden hatte. Rein, heilig und geistig ist Deine Liebe zu Gerold?

Heilig wie mein Gebet, rein wie mein Herz und geistig wie die Ahnung, daß ich ihn dort einst finden, dort die Seine sein werde.

Nun, so sei ihm als Gattin nur die liebende Schwester. Vielleicht — vielleicht rettest Du ihn dann.

Ich verstehe Euch nicht, mein Vater!

Höre mich! fuhr der alte Gröningk fort: Hast Du den Muth, das Bittere zu ertragen, das Leben an Gerold's Seite, als seine Gattin zwar, zu durchwandeln, aber doch nur seine Schwester zu sein, nie den Kuß der Liebe von seinen Lippen zu schmecken, nie seinen Arm zu fühlen, wie er Dich liebend umschlingt? — Könntest du dies ertragen, um ihn zu retten?

Ich könnte es, mein Vater! Ich will ja nichts von ihm — ich will nur geben!

Hast Du den Muth, Maria — höre mich Kind — hast Du den Muth, zu ertragen, daß sein Herz von Dir gewendet an Ida hängt, daß er Dir nur Mitleid, nicht Liebe zollt? Hast Du Muth, es zu ertragen, wenn seiner Liebe Gluth sich nur nach ihr neigt, und seine Sehnsucht ihn nach ihr, ihn weg von Dir bannet?

Nein, mein Vater, diesen Muth habe ich nicht! Wäre es der Wille des Höchsten, diese Bürde auf mich zu laden, um ihn zu retten, will ich sie dulden; aber daß ich unterliege, weiß ich gewiß.

Armes Kind, sagte der Vater tief bewegt.

Laßt uns sterben, mein Vater! rief sie nun aus, dann bin ich glücklich, dann ist er mein!

Selbstsüchtiges Wesen! rief Gröningk zürnend. Weil Du thörig wähnst, Du besäßest ihn dann, willst Du ihn verderben. Er soll sterben, damit Du ihn Dir mit Deinem, mit seinem Leben erkaufen kannst!

Maria bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Vater! sprach sie nach einer Pause und ein Himmellächeln strahlte aus ihrem Auge. Ich will dulden, alles dulden, leben will ich ein qualvolles Leben, kann ich ihn retten. Thut was Euch gut dünkt, die Jungfrau will alles opfern, sie will betteln um seine Hand, sie soll ihr genügen auch ohne Liebe. Mein Leben soll mir die Märtyrerkrone erringen, die sonst nur der Tod uns reicht; der Tod sei dereinst mein Lohn.

Gröningk drückte sein Kind an seine Brust. Stärke Dich Gott, fromme Jungfrau! rief er aus, und mir gebe er Weisheit und Kraft!

Gerold saß im freundlichen Gewahrsam auf dem Rathhause. Sein Wort das er gegeben, nicht zu entfliehen, und die Hoffnung, daß er den Vorschlag des Rathes annehmen würde, hatte ihn in diese gelinde Haft geführt. Doch ihm war dies gleich. Das blutende Haupt seines Bruders begleitete ihn auch hierher, stand überall vor ihm und schien ihm zu winken. Auch Ida's Bild trat manchmal lockend vor ihn, der Myrthenkranz schmückte nicht mehr ihre Locken, sie winkte ihm zurück in's Leben. Aber vor diesem Bilde schaudernd, verscheuchte er den Gedanken, der es geschaffen, und dann trat die Geliebte, ihn an seine Pflicht mahnend vor ihn.

Er war entschlossen, sein Leben nicht durch Schmach zu erkaufen, und erwartete sehnsuchtvoll den entscheidenden Tag.

Es war der vierte Abend nach St. Fides, als der alte Gröningk zu ihm in's Gefängniß trat. Freundlich empfing Gerold den braven Alten, mit Herzlichkeit nahete Gröningk und konnte nur mit Mühe die Gefühle unterdrücken, die ihn so mächtig bewegten. Nach manchen freundlichen

Worten that er endlich dem Jüngling die Frage: ob er über sich und sein Schicksal einen Entschluß gefaßt, und welchen.

Den ich ergreifen muß, entgegnete Gerold — Sterben!

Kanntet Ihr denn in Bremen kein Herz, keine Hand, die Eurer werth sei? fragte der Rathsherr.

Das kenne ich wohl, entgegnete Gerold. Ich kenne ein Herz, dessen ich nicht werth bin, ein Herz, das für diese Welt zu fromm und gut, nur jenseits seinen Lohn erwarten kann. Der alte Gröningk schauderte bei diesen Worten zusammen. Es ist, so fuhr Gerold nach kurzem Stillschweigen fort, es ist das Herz der lieblichen Maria, Eures frommen Kindes.

Sie liebt Euch — schwesterlich! setzte Gröningk hinzu. Uneigennützig und rein ist ihre Liebe — sie könnte Alles opfern, um Euch zu retten.

Vater! sagte Gerold bewegt, könnte das Leben mir noch Liebliches reichen, ich erhielt es mir, um es Eurer Maria zu bieten, aber so liegt es todt hinter mir, und mein Herz ist erstorben, seit Ida's Bild es berührte.

Und wenn nun Maria Euer Herz der Glücklichen überließ, wenn, Euch zu retten, die Jungfrau Euch am Altare die Hand reichte, und sich neben Euch stellte mit zarter Sitte, nur als Eure Schwester dem Glücke der Liebe entsagte? sprach der Alte bewegt.

Um dies elende Leben zu retten, beugt sich Gerold nicht herab vom Gipfel des Edlen. Nur die Liebe gebietet über seine Hand! rief der Jüngling unwillig aus. Ida ist für mich verloren — Dedo's blutendes Haupt mahnt mich zu folgen, da ich ihn nicht rächen kann! Was soll mir noch ein feig erkauftes Leben, was soll mir noch ein gebrochenes Herz? Laßt mich ruhig sterben!

Ihr seid der Letzte Eures Stammes, sagte nun Gröningk; der letzte Zweig der Häuptlinge von Esens.

Eine mächtige Eiche sinkt unter den Streichen des Schicksals! rief Gerold aus. Ja, ich bin der Letzte des edlen Geschlechts — es schaudert mich, denk' ich, daß die drei muthigen Fallen mit mir in die Gruft gelegt werden und ich den Reihen der Edlen beschließen soll. Besser aber, der Baum sinkt vom Sturme entwurzelt, als daß er entlaubt stehe, ein verhöhntes Denkmal seiner vorigen Größe. Wie der Erste meiner Ahnen als edler Ritter begann, wie die andern wandelten auf makelloser Bahn, so will auch ich enden!

Und habt Ihr mit Gott abgerechnet? fragte nun Gröningk. Befiehlt Euch die heilige Religion nicht, das himmlische Geschenk des Lebens nicht freventlich zu verschleudern?

Was mir Gott gegeben, nimmt er mir, nicht ich. Als er mir das Leben verlieh, legte er auch das Gefühl der Ehre in meine Brust und verwebte es so innig mit dem Leben, daß beide unzertrennlich sind.

Noch versuchte Gröningk ihn zu überreden — vergebens! der Jüngling blieb fest, und treu seinem Entschluß.

So sagt Euch Maria durch mich Lebewohl. Bedenkt, Herr Ritter, es gilt nicht Euer Leben allein, es gilt auch das Leben meines Kindes! — Gott leite Euer Herz.

Mitternacht war längst vorüber, noch floh der Schlaf die müden Augen des tiefbewegten Gerolds. Maria, die bleiche Maria schwebte vor ihm, und die letzten Worte des alten Gröningk: Es gilt auch das Leben meines Kindes! tönten immer noch dumpf in sein Ohr, und zum ersten Mal erschien ihm der morgende Tag als ein Trauertag. Er sah jetzt Maria in der Fülle der Jugend vor seiner Einbildekraft schweben; sie winkte ihm freundlich — jetzt sah er sie als sanfte Hausfrau an seiner Seite wandeln, das freundliche Leben trat mahnend vor ihn und zeigte ihm eine liebliche Zukunft. Doch immer drängte sich das blutige Haupt des Bruders, drängte sich Ida mit strafendem Blick zwischen ihn und die holde Maria, und die sanfte Engelgestalt verschwand, wie Morgen-Nebel, vor seinem Blick.

Noch von ihr träumend, nicht ohne Sehnsucht nach dem schönen Leben, schloß er die müden Augen. Sanfter Schlummer umkränzte seine Schläfe mit dem Blüthenkranz von Mohn, nahm die lieblichen Bilder mit hinüber in sein schattiges Reich und übergab sie den Träumen.

Freundlich, wie in den Tagen des Lebens, schwebte jetzt Dedo die myrthenbekränzte Ida an seiner Seite ihm entgegen. Er nahm den Kranz aus ihren Locken, küßte ihn und reichte ihn Gerold, und als dieser aufblickte, stand Maria, nicht Ida, an Dedo's Seite, neigte ihr Haupt, als erwartete sie, daß er den Kranz ihr in das Haar schlinge.

Reich' ihr nur den Myrthenkranz, mein geliebter Bruder, sagte jetzt Dedo, führe diesen Engel ein zu Dir, und laß den Stamm nicht verdorren, der Jahrhunderte freudig empor wuchs! Da neigte sich Gerold zu der Jungfrau, kränzte sie, und als sie ihr Haupt erhob, ward der Myrthenkranz zum Sternen-Diadem und Maria strahlte, wie eine Himmlische. Da streckte er die Arme nach ihr, sie mit Inbrunst an sein Herz zu drücken, doch sie verschwand, sanft lächelnd, in Rosenduft, und wie eine Wolke des Frühroths entschwebte sie seinem Blick. Er wollte ihr nach, wollte sie fest halten und — ein barscher Ton, der ihn erweckte, ließ das holde Traumbild verschwinden. Der Kerkermeister stand vor ihm.

Junger Herr! sagte er, die Sonne steht schon hoch am Himmel, man erwartet Euch auf dem Markte. Seid klug und rette Euer junges Leben und freiet Maria Gröningk, die ich jüngst zu Euch einließ.

Maria Gröningk? sagte Gerold und glaubte, er sähe sie noch auf den Strahlen der Sonne entschweben. Ja, Maria Gröningk könnte mich an dieses Leben fesseln!

Nun, dann kommt, sagte der Alte; folgt mir, und wählt das fromme Kind zu Eurer ehelichen Hausfrau.

Das Volk war schon auf dem Marktplatze versammelt. Noch stand das Blutgerüst und auf demselben Meister Hartmund, das Schwert in seiner starken Faust. Gerold schritt muthig voran, immer das Bild der holden Maria, immer noch die rosige Wolke die ihm entschwebt war, vor Augen, und als er die Stufen des Gerüstes betrat, schaute er auf Heinrich Gröningks Haus. Am Erkerfenster stand Maria, wie er sie im Traume gesehen, den Myrthenkranz im Haar, sie faltete die Hände, warf einen bittenden Blick auf ihn und verschwand.

Er sah nicht den Meister, nicht das Schwert, bemerkte nicht den Bürgermeister Duckel, nicht die alten Rathsherrn, die oben standen und seiner warteten; er sah nicht den schwarzen Sarg mit den drei weißen Falken auf dem Leichentuche, der den Leichnam seines geliebten Bruders verschloß und in der Nähe des Gewölbes stand. Er sah nur Maria's Bild vor sich schweben, das Bild dieser Heiligen, die, gleich einem Opferlamme, ihm folgen wollte, im Leben, wie im Tode, und das Leben durchschauerte ihn um Hoffnung.

Da hob Ahrend Ballaer an: Ihr wißt, Ritter Gerold Ommekens, was ein edler Rath dieser Stadt Euch durch mich hat entbieten lassen. Wir sind hier, Euren Ausspruch zu vernehmen. Ihr legt den verlangten Eid ab und wählt ein Weib aus unsrer Mitte, oder Euch geschehe Euer Recht durch das Schwert!

Da hörte man Trauertöne von fern, und ein Haufe schwarz gekleideter Reiter zog dem Markte zu. Alles sah nach ihnen hin; es waren die freien Friesen von Jeverland und Esens, die Popinga sandte, den Leichnam des Eidams zu holen, den man ihm nicht verweigert hatte. Ein junger Rittermann, schön und lieblich zog voran, hinter ihm die Knappen von Esens, mit den Falken der Junker auf ihrer Hand, dann den Wagen, der die sterbliche Hülle tragen sollte, die Edlen folgten.

Junker von Esens, wofern Ihr nicht den Schwur leistet, werdet auch Ihr so geleitet! rief der tückische Duckel Gerold entgegen, der seiner nicht achtend, unverwandt nach dem Zuge hinblickte, welcher immer näher und näher kam. Da sah der junge Rittermann, der ihn führte, plötzlich auf nach dem Blutgerüst.

Ida! schrie Gerold.

Gerold! rief der Reiter, wandte sein Roß und sprengte zurück.

Bürger von Bremen!“ rief nun Gerold, und sein Gesicht glühte vor Ingrimm und Stolz. Ich bin ein edler, freier Friese, dort ziehen meine Mannen ein! Eure Töchter sind nicht für mich, den Häuptling von Esens; gebt sie, wem ihr wollt — gebt mir den Tod!

Er knieete nieder. Gnade! rief auch jetzt noch die Menge! Gnade dem kühnen Ritter!

Doch der Bürgermeister Duckel nahm das Wort: Nicht so, Ihr Rasenden! Glaubt Ihr, daß dieser stolze Häuptling je den Fuß auf seines

Bruders todte Lippen vergessen könnte? Ihr habt nie etwas Gutes von ihm zu erwarten! Er winkte dem Meister und — Gerolds Blut tränkte die Stelle, wo sein geliebter Bruder sank.

Da schwebte ein Falke in engen Kreisen um den entseelten Körper, senkte sich herab und, nicht die tobende Menge scheuend, setzte er sich auf den Leichnam seines Herrn. Er war, als er Gerolds Stimme vernahm, dem Edelknaben entflohn, und weihte sich neben seinem Gebieter dem Tode.

Am Ende des Domganges, wohin der edle Jüngling begraben wurde, wollte Heinrich Gröningk seinem Andenken ein steinernes Bild setzen lassen, aber schon am dritten Tage seines Todes, hatte Maria dem geliebten Jüngling des schönste Denkmal der Treue gesetzt. Sie entschlummerte zum ewigen Schlaf auf seinem Grabe, und folgte ihm hinüber, wo ihre Liebe, ihre Treue ihn sich gewonnen hat.

Noch steht am Eingange des Doms dies Denkmal der Bruderliebe, dies Denkmal einer heiligen Frauen-Liebe.

Ida entfloh nach Jever. Der Anblick des Jünglings auf dem Blutgerüst hatte ihre Sinne verwirrt. In dem Kloster der Büßenden gab ihr der Himmel die Ruhe wieder und ein baldiges Ende.

Die Berennung von Hohentwiel.

In der Würtembergischen Feste Hohentwiel, die der mannhafte Oberst Widerhold für die protestantischen Bundesgenossen so viele Jahre lang tapfer vertheidiget hatte, war im Sommer des Jahres 1644 alles in Bewegung, denn ein Bairisches Heer unter General Mercy zog sich bei Stockach zusammen und bedrohte die Feste. Da befahl Widerhold, daß jeder nicht Waffenfähige sie verlassen müsse, und er selbst ging der Besatzung mit seinem Beispiele voraus. Seine Gattin und sein eigenes einziges Kind mußten sich trotz ihrer Bitten reisefertig machen, denn er führte in seinem Hause, wie in der Festung ein strenges Regiment. Seiner Gattin war es schmerzvoll, sich in dem Augenblicke der Gefahr von ihm zu trennen, die achtzehnjährige Johanna aber wurde nicht allein von Kindesliebe zurückgehalten, eine andere Liebe noch, mächtiger als jene, kettete sie an das einsame Hohentwiel, und schuf ihr diesen finstern Aufenthalt zum Paradiese.

Es mochte nun wohl über ein Jahr sein, als Oberst Widerhold einen Streifzug nach dem Bodensee unternommen, und in der Gegend von Bodmann einen Hauptmann, einen Lieutenant und mehrere baierische Knechte zu Gefangenen gemacht hatte. Sie waren ihm auf Hohentwiel lästig, und er schickte bei der nächsten Gelegenheit Offiziere und Gemeine, die er nicht unter seine Besatzung gesteckt hatte, dem General Erlach nach Breisach. Die Gefangenen freuten sich wohl alle, aus diesem Burgzwinger erlöst zu werden, nur der Lieutenant Paul Werner nicht, der Hohentwiel gar ungern verließ, wo Johanna Widerhold, ohne daß sie es ahnen mochte, ihn mit festen Banden gekettet hatte. Der sonst etwas grämliche Oberst mochte den jungen Mann, der sich in dem Gefechte mannhaft gewehrt hatte, und schwer verwundet nach Hohentwiel gebracht worden war, wohl leiden. Der Mutter gefiel der feine stattliche Mann, und ihr Kind, eine blühende, sich entfaltende Knospe, mochte auch wohl dem jungen Manne nicht abgeneigt sein, doch verschloß ihr Ehrbarkeit und Zucht den rosigen Mund, und da die letzten Tage, welche Paul Werner auf Hohentwiel war der Zufall, oder vielleicht sie selbst, jede Zusammenkunft hintertrieben, hatte der Arme die Feste verlassen müssen, ohne sein Herz dem Mädchen ausschütten zu können.

Wie erstaunte nicht Oberst Widerhold, als nach einem halben Jahre Werner mit schwedischem Feldzeichen und einem Briefe des Generals Erlach, unter dessen besonderen Befehlen die schwedischen und französischen Besatzungen in Oberschwaben standen, vor den Thoren Hohentwiels hielt, und Einlaß begehrte; wie viel mehr erstaunte er, als ihn das Schreiben terrichtete, daß der bairische Lieutenant in schwedische Dienste getreten, und künftig einen Theil der Garnison von Hohentwiel ausmachen sollte. Kopfschüttelnd und unmuthig legte der alte Kriegmann den Brief neben sich, blickte den Ueberbringer eben nicht freundlich an, und antwortete auf dessen Frage daß es scheine, er sei ihm nicht willkommen, mit einem raschen Nein! — denn ich liebe das Wechseln der Farbe nicht und mißtraue jedem Ueberläufer! — Beschämt mußte Werner abtreten, und in der ersten Zeit seines Aufenthalts auf der Feste sah er sich absichtlich von dem Kommandanten und seiner Familie entfernt, und bei jeder Gelegenheit sprach sich des Obersten Mißtrauen gegen ihn aus.

Jedoch eine Expedition, welche Widerhold nach Engen unternahm, und wobei sich Werner mit ausgezeichnetem Muthe benommen, unterdrückte nach und nach den Groll, welchen der Alte gegen ihn gefaßt hatte, und da Werner Gelegenheit fand, sich der Mutter Johannas, und zuweilen auch ihr zu nähern, und diese Gelegenheit gut zu benutzen wußte, so wurde es ihm nicht schwer, sich wieder wie früher in dem Familienkreise des Kommandanten zu sehen, wo sein bescheidenes Betragen ihm bald Aller Herzen, wohl aber am meisten das Herz Johanna's gewann.

Als aber die Mutter, der er sowohl, wie die Tochter, ihr ganzes Zutrauen geschenkt, und sie zur Vertrauten ihrer Liebe gemacht hatte, eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, mit ihrem Gatten über das Verhältniß zu sprechen, erstaunte sie nicht wenig, ihn im vollen Zorne aufspringen zu sehen, und ein heftiges: Nun und nimmermehr! ausstoßen zu hören. Hätte ich das ahnen können, rief der Erzürnte, so hätte ich den Meineidigen lieber bei Bodmann die Kugel durch den Kopf jagen lassen, als hier die Schlange an meinem Busen zu nähren. Glaubst Du Thörin, daß wer seiner Fahne untreu wird, seinem Weibe treu bleibt? Willst Du Deinen Eidam bei dem ersten Glückwechsel, dem auch der bravste Soldat unterworfen ist, am Galgen hängen sehen, wenn er den Baiern in die Hände fällt? Des Obersten Widerhold Eidam muß ein makelloser Mann, seine Ehre unbefleckt sein, mithin wird der Lieutenant Paul Werner nie der meinige.

Von dem Tage an ward er aus dem engen Familienkreise, doch nicht aus Johanna's Herzen verbannt, und sicher würde der Alte Mittel gefunden haben, ihn ganz aus Hohentwiel zu entfernen, wenn ihm nicht das Heranrücken der Baiern Gelegenheit gegeben hätte, sein Kind selbst von sich zu thun, und so die Beiden zu trennen.

Johanna's Herz hing ganz an Werner; Trennung, das fühlte sie

zwar, konnte die Gluth ihrer Liebe nicht mindern, konnte sie nur anfachen, auch Paul hatte das feste Vertrauen zu ihrer Liebe und Treue, und dennoch war beiden die Nachricht, sich trennen zu müssen, schreckbar, und die wenigen Tage, die ihnen noch gegönnt waren, benutzten sie emsig, wie die Biene den flüchtigen Sonnenstrahl eines trüben Tages zum Einsammeln des Honigs. Ihre Liebe wuchs mit jeder Stunde, und in der Brust des so ruhigen sittlichen Mädchens ward die stille Gluth zur Flamme.

Der Tag der Abreise nahte. Die Baiern zogen sich immer dichter zusammen, Alle, die Hohentwiel verlassen sollten, waren schon entfernt, nur die Mutter und Johanna säumten und geizten mit jeder Stunde, die sie noch dort verweilen konnten. Diese Säumniß war für sie nicht von Gefahr; General Mercy hatte schon früher versucht mit Widerhold in Unterhandlung zu treten, jedoch war von dem rechtlichen Kriegmanne jede Bedingung verworfen, die sein persönliches Interesse betraf, und von ihm waren solche vorgeschrieben worden, die ganz das Wohl seines Herrn, des Herzogs von Würtemberg begründen mußten, und er hatte sich so bestimmt für diesen Zweck ausgesprochen, daß Jedermann gar leicht einsehen konnte, daß der Wiener Hof sie nicht genehmigen würde. So geschah es auch; Mercy erhielt von Wien den Befehl, statt zu unterhandeln, die Festung zu belagern, aber auch den geheimen Befehl von dem Churfürsten von Baiern, die Unterhandlung mit Widerhold wieder anzuknüpfen, und nichts Ernstliches gegen Hohentwiel zu unternehmen. Deshalb konnte auch Oberst Widerhold, hiervon unterrichtet, die Seinen ruhig nach dem nur drei Stunden entfernten, unbesetzten Radolfzell, mit der Ueberzeugung und mit der Gewißheit schicken, der bairische General werde, so wie er es versprochen, alles Nöthige zu ihrem Schutze anordnen.

Am Abend vor der, nun endlich bestimmten Abreise, saßen Vater Mutter und Tochter in dem Schloßgarten zusammen, und den alten Mann der sonst ziemlich früh zur Ruhe ging, schien heute der Schlaf zu fliehen. Er war bewegter als je, und man sah es ihm deutlich an, daß ihn etwas beunruhigen mußte. Schon seit jener Unterredung mit der Mutter, hatte er es immer vermieden, von Werner zu sprechen, und so oft Mutter oder Tochter seiner erwähnten, brach er das Gespräch ab. Heute aber fing er, nach langem Kampfe mit sich, selbst an, das Gespräch auf ihn zu bringen. So ungern ich es thue, begann er, eine Sache zu erwähnen, die mir schon den Schlummer mancher Nacht gekostet hat, so muß ich es doch in dem Augenblicke unserer Trennung thun, da ich nicht wissen kann, was Gott über mich verfügen wird. Ich meine, Johanna, Dein thörichtes Verhältniß zu Paul Werner. Er sprach diese Worte mit finsterem Unmuthe aus, drückte jedoch, von dem Vaterherzen überwältigt, sein Kind innig an die Brust. Vergiß ihn, fuhr er, immer bewegter werdend, fort, Segen könnte Dir ja nicht folgen. Sieh meine Johanna! wenn ich mir sonst dachte, daß ich Dich einmal an der Hand eines braven Mannes sehen würde, zufrieden

und glücklich, wie ich es war und noch bin, so klopfte mein Herz vor Freude, denn mir ist die Ehe, obgleich ich ihr Glück nur in stürmischer Zeit genoß, ein Paradies, worin es mir bis auf den heutigen Tag wohl ergangen ist, und deshalb verjüngte mich der Gedanke, und ich hoffte immer durch Dich noch einmal die schönen Jahre meines häuslichen Glückes durchleben zu können. Jetzt aber — wo an der Ehre des Mannes ein Makel hängt, ist sie unwiederbringlich verloren, und ich könnte einen solchen Mann nicht als meinen Sohn mit freudigem Muthe an das Herz drücken. So brav, so gut Herr Werner auch sein mag, so sehr Zeiten und Beispiele es auch entschuldigen mögen, so kann ich mich doch diesem Manne nicht vom Herzen nahen, denn sein Meineid führt eine unersteigliche Scheidewand zwischen uns auf. Darum versprich mir, ihm zu entsagen, alle Verbindung mit ihm zu zerreißen; versprich es mir Johanna in der feierlichen Stunde der Trennung!

Das Mädchen lag weinend an der Vaterbrust und schwieg.

Rede! rief der Alte, schon heftig werdend. Rede, antworte mir!

Was soll ich Euch antworten Vater! sagte endlich nach langem Zögern Johanna. Die Wahrheit wollt Ihr, und die würde Euch betrüben. Was Ihr von mir verlangt, kann ich nicht erfüllen, verspräche ich es, würde ich Euch und mich betrügen.

Also nicht! unterbrach sie der Vater, doch schien sein sonst so heftiges Gemüth ruhig, denn er schob sein Kind nur sanft von sich. Nun, so muß ich es dem Himmel, der Zeit und meiner Vorsicht überlassen. Jetzt lege Dich zur Ruhe, fuhr er fast gleichgültig fort, aber wisse, daß die Thüre Deiner Kammer verschlossen bleibt und Dein Vater unter Deinen Fenstern Wache hält. Sprechen sollst Du ihn nicht mehr.

Johanna warf sich, bei diesen sie zermalmenden Worten, laut weinend an seine Brust. Tausend Thränen, mein Kind, sagte er mit Bitterkeit, sind leichter geweint, als eine gute That gethan! Spare die Thränen auf bis an Deines Vaters Grabe —

Mann! fiel ihm die Mutter in die Rede, doch ein zorniger Blick Herrn Widerholds hieß sie schweigen. Sie nahm die Weinende unter den Arm und führte sie in ihre Kammer.

Mutter! sagte Johanna plötzlich. Weinet nicht um mich. Des Vaters hartes Wort hat mir Kraft und Muth gegeben. Wahre Liebe vermag keine irdische Macht zu trennen, das fühle ich jetzt in diesem schmerzvollen Augenblicke, und konnte sie getrennt werden, dann war sie nicht heilig und rein, und sie wäre dann der Thränen nicht werth, die man um sie weinte.

Ohne Werner noch gesprochen, ohne ihm Lebewohl gesagt zu haben, verließ Johanna mit ihrer Mutter Hohentwiel, und bezog bei einer weitläufigen Verwandten eine kleine Wohnung in Radolfzell am untern Bodensee. Sie hatte den einzigen Trost noch mit sich genommen, daß sie Werner,

als sie in den Wagen stieg, noch gesehen, und ihm einen tröstenden Blick hatte zuwerfen können. Dieses Blickes bedurfte er auch, dem am vergangenen Abende jeder Versuch, Johanna zu sehen, mißglückt war, denn überall war ihm Oberst Widerhold entgegen getreten, der ihn überdies seit längerer Zeit recht unfreundlich behandelte.

Auf Hohentwiel lebte fast seit dem Anfange des so lange dauernden, Deutschland verwüstenden dreißigjährigen Krieges, ein sonderbarer alter Mann, dem schon lange das wichtige Amt eines Ober-Konstablers auf der Festung übertragen, und der dem Obersten, seiner Brauchbarkeit wegen, werth war. Benedikt Kraaz hieß der Mann, der seit 26 Jahren den Berg nicht verlassen und dort so eingewohnt war, daß er jeden Morgen den lieben Gott bat, ihm nur auf Hohentwiel sein Grab zu gönnen. Seinem Aeußern nach, hätte man nicht einen Ober-Konstabler in ihm gesucht, denn er war ein kleines, zusammengeschrumpftes Männlein, das sich hinter einer Karthanne gar drollig ausnahm, sie aber demungeachtet recht geschickt zu richten, und sein Ziel fast immer zu treffen wußte. Von Jedermann in der Feste gefürchtet, schloß er sich auch an Niemand an, lebte ganz für sich, und die alten Thürme, die Zugbrücke, jeder Stein in seinem runden Zimmer, auf den er mit gar geschickter Hand mancherlei eingegraben hatte, waren ihm werther als die Menschen um ihn. Ziehen sie doch aus und ein, kommen und gehen wie es ihr Vortheil heischt, sagte er oft, und die alte Feste ist ihnen ein Gräuel, und Thurm, Wall und Mauer hat nur Werth für sie, weil sie ihnen Schutz geben. — Die alten Thürme aber stehen schon Jahrhunderte auf derselben Stelle, die Zugbrücke rasselt schon so lange ich hier bin auf und nieder, und die schön gehauenen Steine meines Thurmstübchens stehen so unwandelbar, und sind so geduldig, wenn ich in müßigen Stunden meine Laune an ihnen auslasse, daß es eine Freude ist, solch' Beständiges um sich zu sehen. Wollte ich meine Gedanken in das Herz eines Menschen prägen, wie hier auf diese Steine, würde er mir bald das Herz verschließen, und meine treuherzigen Mittheilungen wären ihm als eine zudringliche Gabe eines alten Mannes lästig, er ginge mir dann aus dem Wege, während Thurm, Brücke und Steine fein ruhig auf ihrer Stelle bleiben, und abwarten, bis ich komme, mich mit ihnen zu unterhalten.

Oberst Widerhold allein fand zuweilen Gnade vor seinen Augen; theils zwangen ihn die Verhältnisse oft mit dem Kommandanten manche lange Unterredung zu haben, theils behagte ihm der ernste strenge Kriegsmann, der eben so unerschütterlich auf seinem Willen bestand, wie die halben Karthaunen auf ihren Blöcken standen; zuweilen, doch nur selten, erzählte er ihm von vergangenen Zeiten, und klagte dann immer, wie zu Kaiser

Matthias Zeiten der Soldat zwar ein gefürchteter, aber ein gar wenig geachteter Mann gewesen sei.

Nur seit Paul Werner auf Hohentwiel war, schien die trockne, einförmige Natur des Alten sich verändert zu haben, und er dem Lebenden mehr Theilnahme zu schenken als dem Todten. Es mußte in dem jungen Manne für ihn eine besondere anziehende Kraft liegen, denn bald sah man ihn neben dem Lieutenant auf dem Walle spazieren gehen, ihm die Geschichte jedes Geschützes erzählen, und ihm berichten, wer sie gegossen, wie sie auf Hohentwiel gekommen, und was für Hauptschüsse er aus ihnen gethan habe. Sogar sah man den Lieutenant das Thurmstübchen betreten, eine Gunst, deren sich außer dem alten Klaus, dem Stubenheizer, noch Niemand rühmen konnte. Jedermann war es unerklärbar, daß der das Beständige, Unwandelbare so streng Liebende, eine fast väterliche Neigung gegen Herrn Werner gefaßt hatte, der durch seinen Uebertritt die Beständigkeit nicht eben beurkundete. Als ihn einst der Oberst um die Ursache befragte, und von ihm wissen wollte, was ihn denn eigentlich zu dem jungen Manne hinzöge, antwortete der Alte, das wüßte ich Euch wahrlich nicht zu sagen Kommandant, das liegt im Menschen und nistet sich da ein, und man weiß nicht so recht wie und warum. So wie ich lieber ein Stück Geschütz losbrenne als das andere ,und eine Vorliebe für dieses und jenes habe, so zieht es mich auch nach Werner hin, und ich könnte Euch keine Rechenschaft geben weshalb.

Auch Werner war gern bei dem kleinen Männchen, und ließ sich willig von ihm in der, damals noch nicht weit getriebenen Kunst eines Konstablers unterrichten, und wenn er nicht in dem Familienkreise des Obersten war, der ihn freilich stärker anzog als das Thurmstübchen des Alten, so war er bei Benedikt Kraaz und seinen Karthaunen.

In der jetzigen Zeit, wo der Feind so nahe war, und man jeden Augenblick die Festung berennt sehen konnte, hatte freilich der Ober-Konstabler viel zu thun, das Geschütz gehörig aufzustellen, die Munition zu untersuchen, und die Ladungen füllen zu lassen. Jeder Punkt, auf welchem der Feind allenfalls Geschütz gegen die Feste aufführen konnte, wurde berücksichtigt und die Karthaunen und Feldschlangen dahin gerichtet. Um ganz Hohentwiel war gewiß kein Fleckchen, dessen Entfernung der Ober-Konstabler nicht gemessen, und seine Maßregeln darnach getroffen hatte, und so wie der Oberst Widerhold jede Steinlücke in Thurm und Mauer jetzt sorgsam ausbessern ließ, so war gewiß keine Schießscharte, kein Schanzkorb, kein Block, an dem das mindeste gefehlt hätte.

An dem nämlichen Morgen, an welchem Johanna und ihre Mutter Hohentwiel verlassen hatten, und Paul Werner neben dem Ober-Konstabler stand, mit traurigem Blicke nach dem Wege sehend, der nach Radolfzell führte, trat Oberst Widerhold zu ihnen. Nun Alter, sprach er den Konstabler an, nachdem er seinem Lieutenant einen kalten Morgengruß gesagt

hatte, nun Alter mögen die Ligistischen kommen; das Nest ist rein gefegt, alles Unnütze hinausgeschafft, die Magazine sind gefüllt, an Munition fehlt es auch nicht — so kann denn in Gottes Namen der Tanz beginnen.

Und die alten Karthaunen brummen, fiel ihm Benedikt Kraaz in die Rede, haben lange genug schweigen müssen, und wie die Narren das Maul aufgesperrt, ohne ein vernünftiges Wort reden zu können. Nun mit Gott, Herr Kommandant! Nun wird die Langeweile ein Ende haben, und ich wette ein Maß Rheinfall gegen ein Maß Neckarwein, die Schlange mit ihrem langen Halse zischt zuerst und schießt ihr Gift dahinunter nach der Brücke von Singen. Gebt Acht, dort werfen sie die erste Schanze auf.

Ich meine, sie setzen sich zuerst auf Staufen fest, unterbrach ihn Werner.

Euer Wort in Ehren, junger Herr, unterbrach ihn der Konstabler, das glaub' ich nicht! Dies ist das siebente Mal, daß der Feind Hohentwiel berennt, und jedesmal beginnt er sich dort festzusetzen.

Eben deshalb, meinte der Lieutenant, wird General Mercy es nicht thun. Er folgt selten dem Wege, den Andere vor ihm einschlugen. Ich nehme Eure Wette an, Ober-Konstabler, aber Rheinfall gegen Rheinfall!

Ihr scheint genau von der Absicht des Feindes unterrichtet zu sein, Lieutenant Werner, unterbrach Oberst Widerhold das Gespräch, einen zweideutigen Blick auf jenen werfend. Geht indessen mit der nöthigen Mannschaft hinaus, laßt die wenigen Vorräthe aus dem Maierhofe herauf schaffen und bereitet Alles, daß er zu jedem Augenblicke angezündet werden kann; wir wollen uns doch die guten Baiern so weit vom Halse halten als möglich.

Als Paul Werner sich entfernt hatte, und der Oberst ihm kopfschüttelnd nachsah, nahm der Konstabler das Wort und begann gegen seine Gewohnheit das Gespräch. Herr Kommandant, Ihr seid unzufrieden mit dem Manne, hob er an.

Ja!

Und weshalb?

Laßt Euch das nicht kümmern Benedikt, sorgt nur für einen tüchtigen Empfang der Baiern, erwiederte Oberst Widerhold.

Soll nicht fehlen Kommandant! Aber sagt mir, was habt Ihr seit einiger Zeit gegen den Mann, fuhr der Konstabler fort.

Dem Obersten mußte diese Redseligkeit auffallend sein, doch wollte er den Alten nicht ohne Antwort lassen. Benedikt, sagte er, wenn Jemand die Schlange dort, oder hier den Pelikan von der Stelle rücken, oder ihnen eine andere Richtung geben wollte, und diesen könntet Ihr überdies noch als Konstabler nicht achten, wäret Ihr damit zufrieden?

Nein! erwiederte der Alte.

Wenn Jemand die glatt geschliffenen Steine Eures kleinen Gemachs,

auf die Ihr manche Karthaune, manch' Bollwerk, auch manche Fratze gekratzt haben sollt, wenn da eine geschäftige Hand den Meißel ansetzte und Euch alles verdürbe, bliebt Ihr da gleichgültig?

Nein Obrist!

So geht es auch mir mit dem Lieutenant. Er freit um mein Kind und ich mag es ihm nicht geben, er will es von dem Herzen des Vaters reißen, und das dulde ich nicht. Ein falsches Reis will sich auf den alten Stamm der Widerholde pfropfen, und dahin gehört nur ein makelloses.

Hm! brummte Benedikt Kraaz — Er ist doch ein Ehrenmann!

Ein Ueberläufer ist er!

Und ficht jetzt für die gute Sache, unterbrach ihn der Konstabler; besser spät zur Erkenntniß gekommen, als gar nicht.

Benedikt! fuhr der Oberst auf. Ich erkenne Euch nicht mehr. Sagt mir, Ihr Menschenfeind, der alle Welt, und den alle Welt sonst mied, was fesselt Euch an den Menschen? — er ist der Einzige. —

Und wird auch der Einzige bleiben! fiel ihm der Konstabler in's Wort, dann schwieg er und sah starr vor sich nieder. Mache Dir Luft, Herz! brummte er dann vor sich hin, und sein Blick, sonst so stechend, blickte fast wehmüthig auf.

Ein Landmädchen gab mir einen Sohn und starb, begann er nun mit bebender Stimme. Was ich an ihr verbrochen, wollte ich durch das Kind wieder gut machen. Es war ein lieber Knabe, mein Herz hing an ihm mit beispielloser Liebe. War ich nicht im Kriege, so war ich bei ihm, unterrichtete ihn in Allem, damit er einst ein guter Konstabler werden könne, und lebte nur in dem Kinde. Er wuchs freudig heran, 18 Jahre hatte ich ihn aufblühen sehen, als er mir nach Prag zu König Friedrich folgte. In der Prager Schlacht sollte er sein Probestück ablegen — eine Kugel riß ihm an meiner Seite den Kopf vom Rumpfe —

Seit dem Tage, fuhr Benedikt fort und preßte die Thräne gewaltsam zurück, ist die Liebe zu den Menschen von mir gewichen — er nahm sie mit sich.

Paul Werner ist sein Ebenbild, sein sprechendes Ebenbild — und darum die Liebe zu ihm! — Könnt Ihr es fassen Oberst! rief er mit Heftigkeit, könnt Ihr ein Vaterherz begreifen, das das Schicksal so furchtbar traf, und um ihm einen kleinen Trost zu reichen, ihm ein Contrefei des Verlorenen zum Ersatz giebt?

Armer Mann! unterbrach ihn der Obrist.

Hm! brummte der Alte, den dieser Ausruf des Mitleids unangenehm berühren mochte. So arm bin ich nicht! Dort bei der Nachtigall habt Ihr mir erlaubt meine Grabstätte ausmauern zu lassen, und was will der Mensch am Abend seines Lebens mehr, als sein Ruhebett bereitet zu wissen.

Obrist Widerhold war durch diese Erzählung überrascht; er drückte dem Alten herzlich die Hand. Ich wollte ein besserer Mann hätte Eurem

Sohne geglichen, sagte er dann, der nicht wie eine Wetterfahne sich heute von dem Wind aus Baiern, morgen von dem aus dem Schwedenlande drehen läßt.

Herr! erwiderte der Konstabler, ohne daß ihn jedoch sein Gleichmuth verließ. Die Steine zu jenem Thurme lagen auch ruhig in dem Steinbruche, als aber der Steinmetz sie herausbrach, mußten sie auch wandern, und jeder ist jetzt der Theil eines besseren Ganzen wie früher; so auch Werner, er, ein Protestant, verließ die Papisten —

Eines glatten Gesichtes wegen! fiel ihm der Oberst mit Heftigkeit in die Rede.

Das kann ich kaum glauben, lieber Herr, meinte Benedict. Doch wäre es so, hätte ihn nicht die Ueberzeugung, nur ein glattes Frauengesicht zu uns geführt, so wäre es freilich besser, ich hätte meines Herzens Kummer verschlossen gehalten, und mich ruhig auf den Pelikan, den alten Brummer gesetzt, als mich einmal wie ein alter Narr an einen Menschen gehangen. Doch dem will ich bald auf den Grund kommen! Aber seht nur Herr, brach er auf einmal das Gespräch ab, sehe ich recht, so kommt dort zwischen Hohenkrähen und der Staufenburg Kroatenvolk hinter dem Berge hervorgesprengt, und grade auf den Meierhof zu. Soll sie der Pelikan begrüßen, und zugleich dem Lieutnant da unten ein Signal geben, daß er sich zurückzieht? Bei diesen Worten ergriff er rasch eine bereit stehende brennende Lunte, Oberst Widerhold aber verbot es. Das Gesindel ist keinen Schuß aus einer Karthaune werth, sagte er, und mag sich der Lieutnant da unten helfen so gut er kann.

Kommandant! sagte der Alte, die Lunte neben den Pelikan steckend. Versteh' ich Euch recht, so —

Thut, wie ich befohlen, und bekrittelt meine Worte nicht, sagte Widerhold, trat dann auf die Brustwehr des Walles, wohin ihm Benedikt folgte, und sah, nicht ohne Besorgniß nach dem Meierhofe hinunter, wo das Vieh eben die Höhe hinaufgetrieben wurde; zugleich bemerkte er, wie die feindlichen Reiter sich auf der Ebene zerstreuten und einzeln im Galopp der Meierei zu jagten.

Soll ich immer noch nicht? fragte jetzt der Alte, der dem Allen mit weniger Ruhe zu gesehen hatte als Widerhold.

Keinen Karthaunenschuß sind sie werth, wiederholte dieser. Wir müssen unser Pulver für Besseres sparen.

Doch Werner schonte das Pulver nicht, denn in diesem Augenblicke empfing seine hinter Hecken und Mauern aufgestellte Mannschaft die wild Heransprengenden, daß sie schnell zurückprallten und auf ein Reiterregiment, welches die Straße von Duttlingen herabzog, zujagten. Die feindlichen Reiter gewahrend schaffte Werner noch Alles, was wegzubringen war, den Berg hinauf, und folgte ohne vom Feinde weiter belästigt zu werden.

Der Feind breitete sich um die Festung aus. Ein Theil, meist aus Fußvolk, besetzte, wie der Konstabler es voraus gesagt hatte, den Uebergang bei Singen, die Reiterei lagerte sich auf dem Wege nach Duttlingen, und die Kroaten schwärmten von dem Eselsgraben bis an den Singerwald. Oberst Widerhold sah dem Allen ruhig zu, sich auf seine Festungswerke verlassend, fürchtete er nicht einen Augenblick den feindlichen Angriff, und war auch fast gewiß, daß General Mercy nichts Ernstliches unternehmen würde.

Niemand war an diesem Tage auf Hohentwiel verdrießlicher als Benedict Kraaz. Er ging mit mürrischem Gesichte, immer vor sich hin brummend, von Mauer zu Mauer, von Wall zu Wall, sah nach allen Seiten und hoffte immer, ein feindlicher Trupp solle sich auf Schußweite nähern, damit er ein Geschütz losbrennen könne, aber immer vergebens, überall blieb der Feind in gehöriger Entfernung, und Schlange und Pelikan, Nachtigall und Rabe mußte schweigen, denn auf einzelne Reiter zu schießen, hatte der Kommandant streng verboten.

Hm! brummte er, als er sich am Abend verdrießlich neben die Nachtigall gesetzt hatte, und Lieutnant Werner freundlich grüßend zu ihm trat. Hm! das Ding gefällt mir nicht! Schonen wir doch das Pulver, als ob kein Salpeter mehr im deutschen Reiche zu finden wäre, und die da draußen schleichen um die Feste wie der vorsichtige Marder um den Taubenschlag. Mir scheint die Sache kein rechter Ernst und eitel Spiegelfechterei zu sein. Nehmt Euch in Acht Herr Paul, wandte er sich jetzt zu diesem, ist der Kommandant mit Mercy einverstanden, haben sie in Wien dessen Vorschläge genehmigt, so könnte Euch übel mitgespielt werden.

Wie so? fragte Paul Werner verwundert.

Es wäre eine gute Art einen lästigen Freiwerber los zu werden, brummte der Konstabler immer vor sich hin. — Doch schweig alte Unke! rief er plötzlich, und sagt mir lieber, junger Freund, was Euch eigentlich von den Baiern fort und hierher getrieben hat. Denke ich an Euren Uebertritt, ist es mir immer, als ob ich Euch feindlich den Rücken wenden müßte, statt Euch herzlich die Hand zu drücken.

Werner, dem aus manchen Gründen an dem Wohlwollen des alten Mannes gelegen, und der ihm auch wahrhaft gewogen war, stutzte bei dieser Frage nicht wenig, und da der Alte bei Werners augenblicklichem Schweigen rasch fortfuhr und sagte: Eure Feinde geben Euch Schuld, Johanna Widerhold sei der Magnet gewesen, der Euch vermocht habe, Euren Eid zu brechen und zu uns zu kommen, so blieb dem jungen Manne nichts weiter übrig als den Konstabler, so viel er vermochte eines Besseren zu belehren. Er berichtete ihm, daß er in Onolzbach geboren, in dem Glauben Lutheri erzogen, früh eine Waise, zu einem Verwandten nach Donauwörth gebracht worden sei, der väterlich für ihn gesorgt, und ihm dann Mittel gegeben habe, sich dem Kriegshandwerke zu widmen. So wär' er

unter General Mercy's Regiment gekommen, wo er schnell befördert, aber auch bald gefangen worden sei. Mir gefiel das Leben bei den Baiern nicht, fuhr er fort, sie mißtrauten mir, da ich kein Papist war, zu Gottes Tische konnte ich auch nicht gehen, nicht in meiner Kirche Gott verehren, da ward mein Gewissen rege. In Breisach, wo ich den Umgang mit gelehrten frommen Leuten suchte und fand, faßte ich den Entschluß, nicht für elenden Sold allein, sondern auch für meinen Glauben zu fechten, trug meinen Wunsch dem General Erlach vor, er nahm mich in Dienst und, gestehen muß ich es, daß ich es vorzog, mich in diesem Rattenneste einzuschließen —

Herr Werner! unterbrach ihn der Konstabler unwillig. Nennt mein gutes Hohentwiel kein Rattennest, ich bitte Euch sehr. Seine Mauern und Thürme gaben schon manchem braven Mann Schutz und trotzten dem Sturm und Wetter und den eisernen Kugeln, die der Feind heraufschickte. Seht das alte Gebäude wie stolz es dasteht, nichts fehlt — doch ja, die Wetterfahnen fehlen, die habe ich in der Stille abnehmen lassen, weil mich die ewig kreischenden, von jedem Lüftchen hin und her gewehten Dinger ärgerten. Doch laßt Euch dadurch nicht stören und fahrt in Eurer Erzählung nur fort.

Herr Werner hatte schon gehofft, der Alte würde über das Lob Hohentwiels ihn und seine Erzählung vergessen haben, und mußte nun wider Willen den abgerissenen Faden von neuem anknüpfen. Nun ja, begann er, daß ich hierher zu kommen mich bemühte, statt mit irgend einem Regimente zu Felde zu ziehen und ein freies Soldatenleben zu führen, daran war freilich Johanna Widerhold Schuld, und Ihr müßt mir gewiß beipflichten, daß Ihr wohl nie etwas Schöneres sahet, als dieß holde Mädchen, nichts Schöneres hörtet als ihre Silberstimme, wenn sie zur Laute singt.

Mit nichten, junger Freund! unterbrach ihn der Konstabler. Seht hier, meine Nachtigall, Hans Freigang von Augsburg hat sie gegossen: seht nur die herrliche Arbeit, schaut hier das Wappen von Würtenberg, und die Nachtigall darunter so täuschend als lebte sie. Ist wohl ein Frauenantlitz so blank, widersteht es so der Zeit, ist ein Weib so treu wie diese? Funfzig Jahre steht sie schon hier auf dem nemlichen Flecke, kein Auge von der Brücke von Singen verwendend. Und ihr Gesang — wie der Donner Gottes brüllt sie im hundertfachen Echo, bis Engen hört man sie, und traun, junger Herr, was sie sagt, hat ganz andere Kraft als so ein thöricht Liebeslied. Jungfer Johanna mag eine fromme Dirne sein, sittsam und wohlgezogen, ich will es glauben, aber immer nur ein gebrechlich Wesen von unhaltbarem Schrote, sich bald hier, bald dorthin neigend, wie die alten Wetterfahnen, plaudernd wenn es ihr beliebt, indeß meine Nachtigall nur singt, wenn ich sie losbrenne, und von reinem ächten Glockengute ist — Gott erhalte sie. — Doch Ihr hört ja nicht auf mich, obgleich ich wider Gewohnheit meine Lunge anstrenge.

Wo sie jetzt weilen mag, ob sie auch wohl meiner gedenkt wie ich ihrer? fragte Werner vor sich hin. Der Konstabler horchte auf, da er ihn nicht ganz verstand. Ihr glaubt nicht, lieber Benedict, fuhr der Träumende dann auf, wie mich die Sehnsucht ergreift sie zu sehen, und ihre holde Stimme zu hören.

Glaub' es, glaub' es! fiel ihm der Konstabler in die Rede. So ging es auch mir den ganzen Tag über, die Sehnsucht eine meiner Karthaunen brummen zu hören, ließ mir keine Ruhe, und wahrlich, wäre es nicht so ganz gegen Kriegsgesetz, ich nähme die Lunte, zündete die erste beste an, und schickte eine Kugel auf gut Glück in die weite Welt. Doch solche Thorheit wird der alte Benedikt Kraaz nicht begehen. Aber arg bleibt es doch — dort der Feind, der uns mit Schanzen umgeben wird, wie die Spinne mit ihrem Gewebe die zappelnde Fliege, und keinen Schuß, kein Zeichen von Leben und Muth. Aber das macht das Unterhandeln, da ist nirgends rechter Ernst, überall nur ein halbes Herz.

Alter Herr! unterbrach ihn Werner, der sich gern seinen Gedanken an Johanna überlassen hätte, Ihr seid ja heute von sonderbarer Redseligkeit, sprecht in einer Stunde mehr, als sonst in einer Woche. —

Ihr habt Recht, Herr Werner, sagte der Alte. Es ist heute so ein sonderbarer Tag und mir ist, als ob ich reden müßte, da meine Kinder, die Karthaunen, stumm sind. Aber gut, daß Ihr mich daran erinnert. Gute Nacht! sagend, setzte er sich wieder neben die Nachtigall hin, und da der Lieutnant ihm gleichfalls gute Nacht gewünscht und sich entfernt hatte, murmelte der Alte sein Abendgebet, sang dann mit kreischender Stimme ein Abendlied, und machte noch einmal die Runde auf dem ganzen Walle, ehe er sich in seinem Thurme zur Ruhe legte.

Während die Feinde Hohentwiel mit Schanzen, jedoch außer der Schußweite umgaben, der Ober-Konstabler sich täglich mehr und mehr ärgerte, daß noch kein Pfund Pulver verschossen war, und Lieutnant Werner, von den mit dem General Mercy gepflogenen Unterhandlungen unterrichtet, zu fürchten begann, daß dieß auf ihn einen traurigen Einfluß haben könne, saß Johanna Widerhold einsam und niedergeschlagen in Radolfzell. Ihr einziger Trost war ihre Mutter, der sie ihr ganzes Herz vertrauen, mit ihr von dem Geliebten sprechen, ihr ihre Hoffnungen und ihre traurigen Ahnungen mittheilen konnte. Johanna war eines jener sanften Wesen, die zum Dulden geboren sind, ihr ruhiges Gemüth schien keiner heftigen Leidenschaft fähig, ihr Herz eher verschlossen, als jedem Eindrucke schnell geöffnet zu sein, und dennoch, hatte einmal eine Neigung in diesem stillen Paradiese ein Plätzchen gefunden, so wurde sie auch mit Beharrlichkeit gepflegt, und was der Liebe am Flackern der wild ausbrechenden Flamme gebrach, das ersetzte die stille, nicht verlöschende, sorgfältig verbor-

gene Gluth. Sie hatte von dem ersten Augenblicke an, wo sie Werner kennen lernte, ihn geliebt, lange gegen ihre Neigung wie gegen etwas Strafbares gekämpft, und da sie zu mächtig in ihr wurde länger zu widerstehen, sich ihr ganz hingegeben.

Nicht durch die Trennung allein fühlte sie sich unglücklich. Sie kannte des Vaters eisernen Sinn, kannte seine böse Laune, die er nur zu oft Werner hatte fühlen lassen, und konnte diesen nun nicht, weder durch Blick noch Wort dafür entschädigen. Das machte sie so traurig, und furchtbare Ahnungen, diese finsteren Dämonen, die ein zartes weibliches Herz so tückisch verfolgen, quälten sie unablässig; nur in der Einsamkeit, wo sie sich ihren Träumen, oft auch ihren Hoffnungen überließ, fand sie noch Trost.

Am Ufer des Bodensees hatte sich eine kleine, von vier alten Ulmen beschattete Bucht gebildet, unter deren grünem Laubdach eine freundliche Aussicht auf die lachende Gegend dem Auge wohlthat. Dies Plätzchen hatte sich Johanna zu ihrem Lieblingsaufenthalte gewählt, hier störte sie nichts, hierher führte kein gebahnter Weg, selbst der gleitende Kahn schwamm schaukelnd der kleinen unbekannten Bucht vorbei, die wohl nie von Menschen besucht worden wäre, wenn nicht zuweilen ein Fischer sein Netz hier ausgeworfen hätte. Hier unter dem Schatten der hohen Ulmen, auf einem dicht am Ufer unter den Bäumen ruhenden Steine, saß Johanna, die Laute im Arme, fast alle Morgen, alle Abende, und sang unbelauscht ein Liedchen der Liebe, oder pflückte am Ufer die wilde Rose und den gelben Ginster, wand Feldblumen zu einem Kranze und überließ sich dann den Träumen ihrer Sehnsucht.

Eines Abends hatte sie Radolfzell früher verlassen als gewöhnlich und war nach ihrem Lieblingsplätzchen gewallfahret. Der kleine Ort war ihr heute überdies zu geräuschvoll, denn General Mercy war mit einer starken Bedeckung dahin gekommen, um von hier aus eine Recognoscirung an den Ufern des Bodensees zu machen. Schon früher hatte er die nöthige Fürsorge gehabt, daß der Gattin des Obersten Widerhold Schutz und Sicherheit in ihrem stillen Aufenthalte wurde, und heute ließ er ihr wissen, daß er nach seiner Zurückkunft sie begrüßen werde, ein Grund mehr, weshalb sich Johanna durch den Garten nach dem Erlengebüsche schlich, das sie zu ihrem Schattenplätzchen am See führte. Sie war heute besonders traurig gestimmt, und während sie Blumen am Ufer pflückte, waren ihre Gedanken nur auf Hohentwiel bei ihm. Als nun die Sonne schon zu sinken begann, und sie, vom Wandern ermüdet, sich auf den Stein setzte, überließ sie sich ganz ihren Träumen. Sie flocht die Blumen zum Kranze, flocht sie wieder auseinander, und ihre Gedanken waren nicht bei den Blumen, nur bei dem Geliebten. Sie hatte heute ihre Laute nicht mitgenommen, und dennoch stimmte sie, von dem eintönigen Plätschern der Wellen, von dem Rauschen des Abendwindes durch die dunkeln Zweige der Ulme verlockt, ein Liedchen an, dessen Worte und dessen Melodie vielleicht ihr selbst unbewußt, ihrem

Innern entquoll. Sie sang wehmüthig, das Auge auf die Blumen in ihrem Schooße geheftet:

Blumen des Frühlings, wie welkt Ihr so bald!
  Kaum noch zum Kranze gewunden,
Eh' Ihr die Locken der Liebe umwallt,
  Habt Ihr das Grab schon gefunden.
Blumen des Frühlings in Liebe und Lust
Drück' ich Euch Duftende an meine Brust;
  Drück' ich Euch Blumen in Liebe und Schmerz,
  Welkende Kinder des Frühlings an's Herz.

Während sie sang, zerpflückte sie den Kranz, warf den entblätterten in die Fluth, seufzte tief auf und sang dann weiter:

Wonne der Liebe, wie welkst Du so bald!
  Kaum, daß das Herz Dich empfunden,
Kaum, daß die Sehnsucht es freudig umwallt,
  Bist Du auch wieder verschwunden.
Wonne der Liebe! in Liebe und Lust,
Drückt' ich Dich Himmlische an meine Brust;
  Drück' ich jetzt weinend, in Liebe und Schmerz
  Fliehende, hoffnungslos Dich an mein Herz!

Die Blumen hatte sie, während sie sang, alle, bis auf eine wilde Rose in die Fluthen geworfen; sie drückte jetzt diese an die Lippen. — Hoffnungslos! rief sie weinend aus: O! es ist hart, daß auch dieser Stab mir gebrochen ist. Nun so sollst auch Du Deinen Schwestern folgen! Dies sagend zerpflückte sie die Rose und warf sie in den plätschernden See, doch plötzlich hielt sie inne und sprang auf, denn sie hörte Ruderschlag und das leise Murmeln von Stimmen. Sie lauschte wie das scheue Reh, wandte sich und wollte fliehen, als zwei bärtige Kriegsleute hinter ihr standen, und, sie ziemlich barsch begrüßend, fragten: Habt Ihr kein Schiff von Ueberlingen herauskommen sehen?

Ich sah keines, erwiderte Johanna, über diesen unerwarteten Anblick erschrocken.

Zeigt uns doch den Weg zu einem Orte, wo man den See übersehen kann, verlangte der Eine, welcher der Vornehmere zu sein schien.

Ich bin hier fremd und verließ diese Stelle noch nicht, antwortete die Jungfrau in höchster Verlegenheit.

Das macht einem Andern weiß, unterbrach sie der nämliche. Ziert Euch nicht und kommt.

Ich höre Ruderschlag, sagte der Andere, laßt die Dirne, Korporal. Seht dort um die Bucht kommt ein Kahn, und bei Gott der General ist drauf; konnten es ja wahrlich nicht besser treffen.

Bei dieser Nachricht wollte sich Johanna entfernen, aber der barsche Kriegsmann hielt sie zurück. Ihr werdet doch wohl den General Mercy sehen und ihn begrüßen wollen, er ist gar großer Freund von schönen Mädchen! sagte er widerlich grinsend.

Indessen war der Kahn näher gekommen und General Mercy stieg, nur von einigen Offizieren begleitet, an's Land. Ihr seid gewiß die holde Sängerin, die mich hierher gelockt hat! rief er Johanna freundlich grüßend zu, während der Korporal von des Rauschenbergs Regimente mit seinem Gemeinen in steifer Positur da stand, und den Augenblick erwartete, wo er sein Wort bei dem General anbringen konnte.

Johanna hatte die Frage des Generals nicht beantwortet, sie fühlte sich in ihrer Lage zu gedrückt um unbefangen bleiben zu können, und erst als Mercy seine Frage wiederholte, stammelte sie ein leises Ja!

Schönes Kind, Du bist wahrscheinlich aus Radolfzell, fuhr General Mercy fort, doch ehe diesmal Johanna ihr Nein! aussprechen konnte, nahm der Korporal das Wort, dem wohl bange werden mochte, die Unterredung mit dem schönen Kinde möchte zu lange dauern. General! sagte er, sich gravitätisch reckend. In Radolfzell wartet ein Eilbote aus München auf Euch, ich bin beordert Euch dies zu melden.

Gut, ich werde gleich folgen, sagte Mercy nnd wandte sich dann zu Johanna. Ihr habt wohl die Güte, uns den Weg zur Stadt zu zeigen, und uns dorthin zu begleiten.

Das würde wohl gegen Zucht und Sitte sein, erwiderte sie hoch erröthend.

Sind denn die Jungfrauen in Radolfzell alle so züchtig wie Ihr, die wie Purpur glühend vor mir steht? fuhr Mercy fort und wollte ihre Hand ergreifen, die sie schnell zurückzog.

Ich bin fremd in Radolfzell, erwiderte Joh anna, welcher der gekränkte Stolz den Muth wiedergegeben hatte, ich kenne nicht die Sitten der dortigen Jungfrauen, nur weiß ich, daß die Tochter des Obersten Widerhold auf Zucht und Sitte hält, und Eure Begleitung, General Mercy, sich verbitten muß.

Ihr seid des braven Kommandanten von Hohentwiel Tochter? — Seid mir willkommen, edle Jungfrau! sagte er, seinen Hut ziehend, und sie nun achtungsvoll begrüßend. So werde ich Euch noch heute Abend bei Eurer Mutter sehen, bis dahin lebt wohl, da Ihr meine Begleitung verschmäht. Er mußte in diesem Augenblicke sich des Eilbotens aus München erinnern, denn er entfernte sich schnell. Johanna schlich auf einsamem Pfade, traurige Ahnung im Herzen, nach Hause. Hier erzählte sie der Mutter was ihr begegnet war, theilte ihr die Furcht mit, die ihr der Besuch des Generals einflößte, und die Mutter, die hierbei nichts zu fürchten fand, suchte sie, jedoch vergebens, zu beruhigen.

Am Abende erschien der Gefürchtete, der, wenn er auch nicht gewußt hätte, das schöne Mädchen dort zu finden, schon aus andern Absichten der Gattin Widerholds seinen Besuch abgestattet haben würde, da ihm in dieser Zeit Alles daran liegen mußte, irgend eine friedliche Uebereinkunft mit dem Kommandanten von Hohentwiel zu treffen. Er zeigte die größte Bereit-

willigkeit den Frauen in Allem gefällig zu sein, bot seine Dienste mit aufrichtiger Treuherzigkeit an, und scherzte mit Johanna über das sonderbare Zusammentreffen am See, wo ihn der Klang ihrer Stimme aus seinem Schiffe in einen Kahn und nach der Bucht gelockt hätte. Sein Benehmen gegen das Mädchen war mit so viel Anstand, fast ehrfurchtsvoll, daß bald aus Johanna's Brust die Furcht vor dem Manne schwand, der sie in der Ulmenbucht so geängstigt hatte.

Das Gespräch glitt nun über allgemeine Gegenstände leicht hinweg und berührte bald Hohentwiel, wobei Mercy die Frauen bedauerte, daß sie die schöne Zeit zwischen den Mauern einer Festung verleben mußten; Johanna widersprach ihm jedoch mit Lebhaftigkeit und schilderte ihm die Einsamkeit auf Hohentwiel als gar reizend. Mercy that noch mehrere unbedeutende Fragen, die Bergfeste betreffend, welche die besonnene vorsichtige Mutter, so gleichgültig sie ihr auch schienen, doch unbeantwortet ließ. Jetzt wandte er sich aber, jedoch gewiß nur zufällig, an Johanna und fragte sie: Ist nicht der Lieutenant Paul Werner bei der Besatzung? Das Mädchen, hoch erröthend, stammelte, die Augen niederschlagend, ein leises Ja! und bemerkte die verweisenden Blicke der Mutter nicht, die ihr Schweigen gebieten sollten.

Es ist ein Taugenichts, fuhr General Mercy fort, ein Undankbarer, dem ich viel Gutes that, das er mir schlecht lohnte, ein Ueberläufer, dem der Strang gewiß ist, wenn er in meine Hände fällt. Doch ich hoffe, Oberst Widerhold verachtet wie ich, solch wetterwendisches Gesindel, das jetzt in Deutschland seine Heimath gefunden zu haben scheint, und wird gewiß nicht anstehen, mir in diesem Punkte willfährig zu sein. Doch was ist Euch, Jungfrau? rief er plötzlich, da er Johanna erbleichen sah: Ist Euch nicht wohl?

Die Mutter, sich bei Mercy entschuldigend, führte die Tochter eilig in ein Nebenzimmer, kehrte nach einer Weile zu dem General zurück, der sich nicht mehr lange aufhielt, und ehe er sich empfahl, sie benachrichtigte, daß er morgen in aller Frühe einen Parlementair nach Hohentwiel an den Obersten senden werde, der mit Freuden Briefe, und was sie sonst noch ihrem Gatten zu schicken habe, besorgen würde. Er soll noch diesen Abend zu Euch kommen, werthe Frau, und Ihr könnt dem Worte Mercy's glauben, daß, was Ihr ihm anvertraut, sicher und unverletzt in Eures Mannes Hände kommen wird.

Frau Widerhold nahm dies Anerbieten dankbar an, und der General verließ sie kurz darauf.

Am andern Morgen rief ein Trompeter, der mit einem Offizier am Fuße des Berges hielt, durch sein Geschmetter die Besatzung von Hohentwiel auf die Mauer. Als Oberst Widerhold ihn erblickte, schickte er den

Lieutenant Werner hinab, sich zu erkundigen, was sein Begehr sei, gab ihm aber die Weisung, im Fall der Parlementair eingelassen zu werden begehre, es abzuschlagen, habe er aber ein Schreiben zu übergeben, es ihm abzunehmen.

Werner begab sich nun, mit einer kleinen Bedeckung, durch das nach dem Eselsbrunnen führende Thor, den Berg hinab, und nach gegenseitiger Begrüßung vernahm er den Wunsch des bairischen Offiziers, eingelassen zu werden, was Werner ihm rund abschlug. Hierauf übergab ihm der Baier ein Schreiben vom General Mercy und noch ein anderes, es dem Kommandanten einzuhändigen, und reichte ihm heimlich noch einen Brief, die Bitte leise beifügend, ihn ja in die rechten Hände, doch wo möglich unter vier Augen zu geben. Werner warf einen flüchtigen Blick auf den Brief, erkannte Johanna's Handschrift und staunte nicht wenig, daß er an den Ober-Konstabler gerichtet war. Schnell verbarg er ihn in seinem Wamse, kehrte nach der Festung zurück, überreichte dem Obersten die erhaltenen Schreiben und begab sich dann eiligst zu seinem alten Freunde, der eben so erstaunt wie er war, von Jungfrau Johanna ein Sendschreiben zu erhalten. Der Konstabler erbrach es und fand ein zweites Brieflein für Herrn Werner darin.

Die Jungfrau bat in wenigen Zeilen den Konstabler, seinem jungen Freunde die Einlage, jedoch nur insgeheim zu geben; an Werner selbst schrieb sie:

Theurer, werther Freund!

So sehr ich mich auch sträube von meinem Vater zu glauben, daß er einer Handlung fähig sei, die mit den Gesetzen der Ehre und der Rechtlichkeit nicht übereinstimmt, so halte ich es doch für Pflicht, Dich zu warnen. Es zieht sich ein Gewitter über Dir zusammen, General Mercy verlangt Deine Auslieferung, seiner Aeußerung nach ist dies eine Bedingung bei der Unterhandlung mit dem Vater. Sei auf Deiner Huth, fielst Du in Mercy's Hände, erwartete Dich ein schreckliches Loos.

Ach wie sehne ich mich nach Dir, mein Geliebter! wie furchtbar ist mir die Einsamkeit, wie umziehen mich dann trübe Gedanken und grausige Ahnungen, die mich jetzt gar nicht mehr verlassen wollen, seit Dein freundlicher Blick, Dein trauliches Wort mich nicht mehr tröstet. Selbst bei meiner guten Mutter fühle ich mich einsam und die Worte des Trostes, die sie zu mir spricht, finden nicht den Eingang zu meinem Herzen. Ich bin recht elend und verlassen ohne Dich und seit ich Mercy's Drohung hörte, recht sorgenvoll. Rette Dich, da es noch Zeit ist! — Gott möge diesen Brief in Deine Hände kommen lassen.

Habt Ihr schlechte Nachrichten bekommen Herr Werner? unterbrach der Konstabler das Schweigen, da er die Furchen auf Pauls Stirn bemerkte. Das Blut ist von Euren Wangen gewichen, Ihr blickt starr vor Euch hin, daß es einen graußt Euch anzusehen. Was schreibt Euer Lieb-

chen? Einen Absagebrief, nicht wahr! — Je nun! es giebt mehr Dirnen im Schwabenlande, und die Treuprobe kann keine ganz bestehen, darum tröstet Euch. Oder ist sonst etwas vorgefallen? — Theilt es mir mit.

Da lest! sagte Werner und reichte ihm das Schreiben. Der Alte las kopfschüttelnd. Was ich gefürchtet habe, trifft ein, sagte er dann, und aus seinem ganzen Gesichte sprach bittrer Hohn. Oberst Widerhold ist um keinen Kreuzer besser als das ganze Menschengeschlecht. — Er will Euer Verderben, will Euch dem Feinde ausliefern, seid auf Eurer Hut! —

Ein Diener des Obersten unterbrach die Rede des Alten; er suchte den Lieutenant, ihn zum Kommandanten zu rufen. Werner, seinem menschenfeindlichen Freunde die Hand dankbarlich drückend, folgte dem Diener.

Lieutenant Werner! redete ihn der Oberst an, um den noch einige Offiziere der Besatzung versammelt waren. Habt Ihr mir alle Briefe eingehändigt, die Euch heute früh der bairische Offizier übergeben hat?

Ja Oberst! erwiderte Werner, der leicht das Weitere errathen konnte. Es waren zwei Briefe für Euch, und die habe ich Euch richtig übergeben.

Und der den Ihr empfingt und in Euer Wams stecktet? fragte Widerhold weiter.

Auf diese Frage vorbereitet, erwiderte Werner ein keckes: Ich erhielt keinen, konnte also auch keinen in mein Wams stecken! Um Alles in der Welt hätte er nicht Johanna verrathen.

Ruft die Mannschaft herein, welche den Lieutenant begleitet hat! — Sie trat ein, alle sagten auf Befragen einstimmig aus, daß sie es gesehen hätten, wie Lieutenant Werner noch einen Brief bekommen, wobei der feindliche Offizier ihm etwas heimlich zugeraunt, hierauf habe er den Brief rasch weggesteckt.

Und läugnet Ihr noch? fragte Oberst Widerhold sich zu Werner wendend.

Stehe ich denn vor den Richtern der spanischen Inquisition, daß ich ein Verbrechen gestehen soll, das ich nicht begangen habe? erwiderte Werner trotzig. Ich habe keinen Brief erhalten, als den ich Euch gab!

Gebt Euer Schwert dem Hauptmann und geht ins Gefängniß! befahl der Oberst. Werner gehorchte schweigend und wurde abgeführt.

Der Oberst befahl nun, daß sich der Kriegsrath in einer Stunde versammeln solle. Bis dahin überlegte der würdige Mann reiflich, ob Pflicht oder Leidenschaft ihn antreibe, gegen den jungen Mann streng zu handeln, und ehe noch die Stunde vorüber war, war er mit sich einig, daß nur die strenge Pflicht ihn leite. Obgleich ihm das Verhältniß Werners zu Johanna unangenehm war, er den festen Vorsatz hatte nie seine Einwilligung zu dieser Verbindung zu geben und er, des Uebertritts wegen, seinen strengen Grundsätzen nach, Wernern den Grad von Achtung entziehen mußte, den er mit seinem Eidam sich nur unzertrennlich denken konnte, so war er dem

jungen Manne doch wohlgewogen, der durch sein feines, einnehmendes, stilles Betragen, durch seine Brauchbarkeit ihn zu gewinnen gewußt hatte. Als seinen Lieutenant hätte er den Fehler mit der Zeit vergessen, als seinen Eidam konnte er es nie. Er trat deshalb nicht ohne sichtbare Bewegung in den Kreis seiner Offiziere.

Auch der Ober-Konstabler ging heute mit einer Unruhe die ihm so fremd war, zum Kriegsrathe, wohin ihn seine Stelle als Befehlhaber der Festungartillerie berief. Er hatte schon gehört, daß auf seinen jungen Freund, eines Briefes wegen, Verdacht gefallen und er arretirt sei. Leicht konnte er nun ahnen, daß der Kriegrath deshalb versammelt würde, und er überlegte, ob und wie er Werner retten könne. Daß er den von seiner Geliebten bekommenen Brief abgeläugnet, war ihm räthselhaft, da ihm das Zartgefühl der Liebe fremd war, doch glaubte er, Werner müsse seine Gründe haben, warum er es verschweige, und so beschloß auch er zu schweigen, und die Wahrheit nur im äußersten Nothfalle aufzudecken. — Mit diesem Entschlusse trat er in den, mit einer Menge Hirschgeweihen und den Bildnissen einiger Grafen und Herzöge von Würtemberg ausgeschmückten Saal, wo der Kriegrath bei wichtigen Angelegenheiten sich zu versammeln pflegte. Er war der Letzte, und kaum hatte er Platz genommen, begann der Oberst seinen Vortrag.

Ihr wißt, liebe Herren und Freunde, daß ich nichts Wichtiges unternommen, ohne Euch um Rath zu fragen, und mich mit Euch zu besprechen, und meinen Krieggenossen immer offen mein Thun und Handeln vorgelegt habe. Deshalb habe ich Euch auch von der Unterhandlung in Kenntniß gesetzt, welche ich mit dem Churfürsten von Baiern von Neuem angeknüpft habe. Nicht Eigennutz oder Eitelkeit haben mich dazu bestimmt, nur allein die Liebe zu meinem angebornen Herrn, dem Durchlauchtigsten Herzoge von Würtemberg, der mich hier zum Kommandanten eingesetzt hat. Ihm die Festung zu erhalten, mich von fremden Einflusse zu befreien, habe ich dem Churfürsten vorgeschlagen, mir Hohentwiel im Namen meines Herrn von Würtemberg zu überlassen, so daß die umliegenden Landschaften Sold und Lebensmittel der Besatzung geben, und wir neutral und unangetastet bleiben. Auch habe ich verlangt, daß im Fall die Kronen Schweden und Frankreich diese Neutralität nicht anerkennen wollen, mir Kaiser und Reich mit bewaffneter Hand Hülfe leiste. Diesen Vertrag verlangte ich von des Kaisers Majestät höchst eigenhändig unterschrieben. In Wien hat man dieß aber verweigert und den Churfürsten von Baiern dahin vermocht, seinen General Mercy mit dem Heere abzuschicken, uns zu belagern. Nun mit Gott und unsrer Artillerie wollen wir es ruhig und unbekümmert abwarten, die Besatzung ist vollzählig und guten Muthes, die Magazine für ein Jahr gefüllt, und bis dahin wird Gott weiter helfen.

Heute habe ich nun ein Schreiben friedlicheren Inhalts von Mercy erhalten. Er wünscht die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, und

hofft noch immer, daß man zu Wien den Vertrag unterzeichnen werde; er schlägt mir deshalb vor, unter uns stillschweigend alle Feindseligkeiten zu vermeiden, droht etwas prahlend mit seiner Macht, und fordert endlich, zum Beweise meiner aufrichtigen Neigung zu einer friedlichen Uebereinkunft, die Auslieferung des, ehemals in seinem Regimente gestandenen Lieutenants Paul Werner, unter dem Versprechen im gleichen Falle gleiche Gefälligkeit zu üben.

Und werdet Ihr das thun? unterbrach ihn der Ober-Konstabler mit finsterem Ernste.

Ihr, sonst mit Worten so karg, erwiderte der Kommandant hierauf, seid heute so rasch mit einer ganz überflüssigen Frage. Wer unter Euch könnte dem Obersten Widerhold so etwas zutrauen? und obgleich General Mercy seine Auslieferung zur unerläßlichen Bedingung gemacht hat, so könnte doch nur das allgemeine Beste, oder sonst eine wichtige Rücksicht mich zu solcher Handlung bestimmen.

Ich muß jedoch, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, Euch Ihr Herren und Kriegsgenossen auf etwas aufmerksam machen. General Mercy ist ein Ehrenmann, und ich glaube, auch mich erkennt er für einen solchen, auffallend ist es mir daher, daß er mir einen solchen entehrenden Vorschlag macht. Nun habe ich erfahren, und die feste Überzeugung erlangt, Lieutenant Werner hat heute früh von dem nämlichen Offizier, der mir das Schreiben des Generals brachte, auch eins erhalten, er läugnet es und giebt mir dadurch gegründeten Verdacht. Wie wenn Mercy mit ihm in Verbindung stände — wer einmal meineidig wurde, dem wird es das zweitemal leichter. — Wenn er Werners Auslieferung verlangt hätte, blos um mich sicher zu machen, und jeden Verdacht einer Verbindung mit diesem Ueberläufer abzuwenden? Das wäre wohl ein Streich des listigen Mercy's würdig. Sein Vorschlag, die Feindseligkeiten nicht zu beginnen, sollte uns vielleicht einschläfern und sicher machen, die halbe Besatzung besteht aus Gefangenen und Ueberläufern, es wäre ein böses gefährliches Ding. Für diesen Fall wäre es freilich am sichersten, dem feindlichen General zu willfahren, Werner auszuliefern, und so das Komplott mit einemmale zu trennen.

Der Konstabler hatte dem Obersten aufmerksam zugehört, und in dessen Rede den festen Vorsatz zu finden geglaubt, daß er jede Gelegenheit, sich Werners zu entledigen, benutzen wolle. Als die Reihe seine Meinung zu sagen an ihn kam, sagte er kalt: Der Mensch ist zwar zu Allem fähig, selbst zu dem Schlechtesten, doch den Angeschuldigten halte ich solch einer schlechten Handlung nicht fähig, und Ihr werdet nicht auf bloßen Verdacht hin einen Ehrenmann ins Verderben stürzen.

Aus bloßem Verdacht werde ich Niemand, wäre er selbst auch kein Ehrenmann, ins Verderben stürzen, erwiderte der Oberst. Aber Vorsicht ist Noth. Zwanzig Jahre vertheidige ich die Feste für meinen Herrn,

habe sie mit den Waffen in der Hand gegen Oestreich und die Liga geschützt, durch Unterhandlung bin ich, so weit es sich thun ließ von Schweden und Frankreich unabhängig geblieben, und kein Opfer dünkt mich zu groß, Hohentwiel seinem rechtmäßigen Herrn zu erhalten. Nach diesem Grundsatze werde ich handeln, und nichts scheuen; für die Erhaltung der Feste ist mir nichts zu theuer, es ist meines Lebens Zweck und Ziel.

Deshalb bleibe Lieutenant Werner im strengen Gewahrsam, beweiset er seine Unschuld, will ich mit Freuden mein Unrecht bekennen, finde ich ihn schuldig, dann werdet Ihr über ihn Gericht halten. Wenn wir aber ihn nicht für unschuldig erkennen, wenn starker Verdacht auf ihm lastete ohne sichern Beweis, wäre es da nicht Pflicht, lieber ein Opfer fallen zu lassen, als Alles auf's Spiel zu setzen? Sagt mir Eure Meinung unumwunden Ihr Herren! sagte er jetzt, im Kreise umherblickend, Ihr wißt, ich habe fremde Meinung anzuhören, oft auch zu befolgen gelernt! — Alle Anwesenden pflichteten ihm bei, nur Benedikt schwieg.

Wollt Ihr Eure Meinung nicht sagen? fragte ihn der Oberst.

Werner hat keinen Brief vom General Mercy oder irgend einem Feinde bekommen, erwiderte er kalt.

Könnt Ihr dieß beweisen? fragte einer der Offiziere.

Ich las den Brief.

Habt Ihr ihn gelesen, fuhr Oberst Widerhold auf, so müßt Ihr seinen Inhalt, müßt den Schreiber kennen!

Des Alten Gesicht sprach in diesem Augenblicke lebhafte Schadenfreude aus. Würde ich meinem jungen Freunde nicht wehe thun, sagte er hämisch lachend, so würde es mir eine wahre Freude sein, Euch Herr Kommandant in Gegenwart dieser Herren mit Inhalt und Schreiber des Briefes bekannt zu machen, so aber muß und werde ich schweigen. Nur so viel versich're ich Euch Ihr Herren, Lieutenant Werner ist unschuldig, dieß verbürge ich mit meinem Worte, und dem werdet Ihr doch glauben?

Oberst Widerhold mochte ahnen, von woher der Brief gekommen sei, denn es fiel ihm in dem Augenblicke ein, daß er ja selbst einen Brief seiner Gattin durch den feindlichen Offizier erhalten habe, und seine Tochter leicht die Thorheit hatte begehen können, an Werner zu schreiben. Er schwieg deshalb, und hob die Sitzung früher auf, als er vielleicht gewollt.

Nach einer Stunde, als der Konstabler finster vor sich hinstarrend, in seinem Thurmstübchen auf und niederging, trat Oberst Widerhold zu ihm. Ihr wißt um den Brief, den der Lieutenant bekommen hat, redete er ihn an, seid Ihr wirklich sein Freund, so sagt mir jetzt unter vier Augen die Wahrheit, ich gebe Euch mein Wort zu schweigen.

Fremd Geheimniß ist anvertrautes Gut! erwiderte Benedikt kalt.

Habt Ihr auch bedacht, daß ich Mittel habe Euch zum Reden zu

zwingen, alter Freund? — Der Konstabler lächelte — daß es meine Pflicht ist, fuhr der Oberst fort, denn hier gilt es das Wohl der Festung.

Zwingen? widerholte der Konstabler, und die Augen des kleinen Männchens blitzten luchsartig auf seinen Befehlhaber.

Ungewißheit, lieber Alter, nahm der Oberst das Wort, schadet Eurem Freunde mehr als Alles. Ist er unschuldig, muß ich ihn frei geben; ist er schuldig, ihn richten lassen; der Verdacht aber könnte mich zu etwas zwingen, wogegen sich mein Innerstes sträubt.

So! meinte Benedikt und faßte den Kommandanten scharf ins Auge.

Ich gestehe, Werner beunruhigt mich, fuhr Widerhold fort. Ich will ihm wohl und nicht wohl; ich möchte ihm vertrauen und kann doch kein rechtes Herz zu ihm fassen — Summa! — Ich wünschte er wäre wo anders als auf Hohentwiel, und doch — möchte ich ihn deshalb nicht gern ins Verderben stürzen.

Hm! brummte der Alte vor sich hin, und zeichnete mit dem Stabe, den er eben in der Hand hielt, allerlei Figuren auf den Boden.

Habt Ihr mich verstanden, so soll es mir lieb sein Benedikt, sagte jetzt der Oberst nach seinem Hute greifend. Verstanden! murmelte der Alte vor sich hin, grüßte den sich entfernenden Obersten, und zeichnete dann, immer noch wie in Gedanken, auf dem Estrich fort.

Also das war es, Du willst ihn los sein! brummte er vor sich hin. Er soll fort und Du willst Dir einen Schurkenstreich ersparen, und Benedikt Kraatz soll — Hm, hm! Wohin soll die Liebelei auch führen? Liebe ist Täuschung und Betrug, weiter nichts, der Ehestand ein Wehestand. — Ein Weib! — Gott bewahre jeden Adamssohn vor diesen Schlangen. — Was verliert er, wenn er geht? Nichts als seinen Sold, nun den hat ein braver Mann überall Gelegenheit zu verdienen. — Was gewinnt er? — Seinen Hals, denn mich dünkt, Oberst Widerhold hat große Lust ihn dem Mercy zu verhandeln. Drum fort wenn es mich auch schmerzt. — Desto besser! — Auch er hätte mich gewiß noch betrogen und meine Affenliebe mit Undank gelohnt. Fort Paul Werner, Du taugst hier nicht! — Dieß sagend warf er den Stab, mit welchem er gezeichnet hatte, in eine Ecke, sann einige Augenblicke, strich den langen spitz zulaufenden Bart, und verließ mit einer gewissen Hast seinen Thurm.

Bald stand er auf der Mauer, ließ die kleine Zugbrücke herab, welche nach einem vorspringenden Erdwalle führte, wo zwei halbe Karthaunen standen. Hier blickte er sorgsam hinunter in die Tiefe, kehrte dann wieder zurück, und bald sah man ihn in dem unteren Waffenplatze bei der äußeren Verschanzung, wo er spähend auf und ab ging.

Als es Abend wurde, begab er sich nach dem Thurme, wo der Lieutnant gefangen saß. Paul Werner! redete er ihn an. Ihr müßt von hier, Ihr steht in Gefahr ausgeliefert zu werden; zu Eurer Flucht soll Alles bereit sein. Hier ist ein Schreiben nach Schaffhausen an meinen Bruder,

ob er noch lebt weiß ich nicht, hier mein Sparpfennig! er warf einen ledernen Beutel auf den Tisch. Um Mitternacht komme ich wieder, bis dahin überlegt wohin Ihr wollt. Ohne Werners Antwort abzuwarten entfernte er sich.

Diesem war des Konstablers Erscheinen, mehr noch seine Worte überraschend; einen triftigen Grund mußte der Mann haben, sonst würde er ihn nicht zu diesem gefährlichen Unternehmen auffordern, und sich selbst der Gefahr aussetzen, in sein Schicksal verwickelt zu werden. Aber wohin fliehen? Und Johanna auf ewig verlassen? — Nein! dieß war ihm unmöglich, dieser Gedanke hielt ihn zurück. So schlecht kann Oberst Widerholb nicht handeln! rief er aus, und doch — Johanna's Warnung, des Obersten feindliches Benehmen gegen ihn, des alten Freundes frühere Warnung — Alles dieß überdenkend wankte sein Entschluß. Plötzlich bestimmte ihn des Konstablers Rath zu befolgen, das was ihn früher auf Hohentwiel festgehalten hatte; ein Gedanke, eine Hoffnung stieg in ihm auf, eine paradiesische Zukunft zeigte sich seinem Blicke, und er war nun fest entschlossen, dem Rathe des Alten zu folgen.

Um Mitternacht trat der Konstabler in's Gefängniß ein. Kommt! sagte er, sein Blendlaternchen unter dem Mantel hervorholend.

Wohin? fragte Werner.

Schweigt und kommt! — Werner folgte nun ungesäumt.

Bald waren sie an der kleinen Ausfallpforte, die aus dem eigentlichen Schlosse nach dem überbauten Mauergange führte, sie war geöffnet, so wie die Zugbrücke niedergelassen, die von der Mauer nach dem vorspringenden Erdwalle führte; der Schildwache gab der Konstabler das Losungswort, und sie ließ sie nun ungehindert gehen; auf dem Walle stand keine. Hier führte der Alte Werner zu einer Strickleiter, die er an einer halben Karthaune befestigt hatte. Nun frisch hinunter! sagte er. Habt Ihr festen Fuß, dann geht vorsichtig über den Waffenplatz gerade auf das steinerne Kreuz los, das zwischen den beiden Schilderhäusern steht, dort werdet Ihr einen Strick befestigt finden, laßt Euch den Felshang hinab, er reicht gewiß, und seid Ihr unten, so gebt mir durch Pfeifen ein Zeichen, daß Ihr gerettet seid. — Im Singer Wäldchen stehen keine feindlichen Posten so viel ich weiß. Und nun an's Werk. Ade!

Wie soll ich Euch danken, sagte Werner und wollte den Alten in seine Arme schließen, dieser aber schob ihn zurück. Dank ist falsche Münze, Gott mit Euch! Er ging rasch über die kleine Zugbrücke zurück, hob sie vorsichtig auf, blickte noch einmal nach dem Walle, und da er Werner nicht mehr sah, blieb er an der Brustwehr der Mauer stehen und ärgerte sich, daß sein Herz so laut klopfte und es ihm doch so beklommen war. Schweig! brummte er dann. Was steht weiter dabei auf dem Spiele als das elende Leben eines noch elenderen Menschen! nach einer Weile aber hielt er oft den Athem an und lauschte — da drang endlich ein leises Pfeifen

zu ihm herauf. So hat er nicht den Hals gebrochen, nun das ist gut, sagte er vor sich hin, und ging nach der Ausfallpforte zurück.

Als er in sein Thurmstübchen trat, die Blendlaterne auf den Tisch setzte und den Mantel abwarf, sah er in dem Zimmer umher. Hu wie einsam! rief er, mich friert, fort zu Bette! Er löschte das Lämpchen aus, aber legte sich nicht zur Ruhe, öffnete das Fenster, das die Aussicht nach Singen hatte, sah hinaus, und zum erstenmale seit vielen, vielen Jahren, ward es ihm weich um's Herz. Ade! rief er jetzt plötzlich, warf das Fenster zu und setzte sich in seinen Lehnstuhl.

Die durch die runden Scheiben von Johanna's Schlafkammer dringenden Strahlen der Morgensonne fanden die Jungfrau schon wach; unruhige Träume hatten ihren Schlaf gestört, und das bange Schlagen ihres Herzens sie nicht wieder Ruhe finden lassen. Sie hatte eben ihr Morgengebet in aller Stille verrichtet, und ihr thränentrübes Auge ruhte jetzt auf der Mutter, die neben ihr noch sanft schlummernd lag, als ein leises Klopfen an der Hausthür sie erschreckte. Johanna horchte auf — noch einmal klopfte es, da weckte sie die Mutter. — Horcht Mutter! sagte sie ängstlich, es klopft schon lange an unserer Thüre, und immer noch. — Wirf Deinen Mantel um und sieh wer es ist! rief die kaum Erwachte, vielleicht ist es ein Bote vom Vater, oder ein Unglücklicher, der unsrer Hülfe bedarf; es ist heller Tag, Du hast nichts zu fürchten.

Nur mit Zagen gehorchte Johanna, warf ihren Mantel um, warf einen Blick in den kleinen, neben dem Bette hängenden Spiegel, um zu sehen ob sie sich auch züchtig und ordentlich zeigen könne, öffnete dann mit zitternder Hand das Fenster, sah hinunter und warf es mit einem lauten Schrei wieder zu. Am ganzen Leibe zitternd stürzte sie laut weinend über die Mutter, und nur die Worte: Da unten, da unten! vermochte sie auszustoßen.

Gerechter Gott, wer ist unten! fragte die Erschrockene.

Er! Er!

Mein Himmel wer? erhole Dich nur, mein Kind! bat sie die immer noch Zitternde, und sage mir nur, wer ist vor der Thür!

Werner! rang sich endlich aus des Mädchens gepreßter Brust.

Er, mein Gott! Da ist ihm, oder meinem Manne ein Unglück begegnet. Rufe das Mädchen! rief sie aufspringend, warf gleichfalls ihren Mantel um und trat an's Fenster. Verweilt nur einen Augenblick, es soll gleich aufgemacht werden, Herr Werner! rief sie hinab.

Still, um Gotteswillen still, nennt meinen Namen nicht! bat dieser mit gepreßter Stimme. Laßt nur geschwind öffnen!

Während die Magd beschäftigt war, die Thüre aufzuschließen, kleidete

sich Frau Widerhold eiligst an, auch Johanna wollte ein Gleiches thun, aber die Kräfte versagten ihr. Sie war zu angegriffen, als daß sie die nöthigste Fassung hätte gewinnen können. Die Mutter ging allein Werner zu empfangen, der indessen in das Wohnzimmer getreten war. Was führt Euch hierher? fragte sie ihn ängstlich. Gutes ist es nicht, Herr Werner, was Ihr uns bringt!

Nennt meinen Namen nicht, bat er mit Hast. Ich bin ein Flüchtling, von Freund und Feind geächtet.

Mein Gott! unterbrach ihn Frau Widerhold. Was ist auf Hohentwiel vorgegangen? Haben die Feinde es überfallen? was ist aus meinen Manne geworden? redet, ich bitte Euch!

O sorgt nicht für den! unterbrach sie Werner mit bittrem Hohn, der sitzt ruhig auf seiner Feste und herrscht dort nach wie vor tyrannisch. Herr Werner! unterbrach ihn die Mutter verweisend.

Ja, wie ein Tyrann, fuhr der Gereizte fort. Mich wollte er den Baiern ausliefern, Gott weiß um welchen Preis.

Mit dergleichen verschont mich, Lieutenant Werner, diese Sprache beleidigt mein Ohr! nahm Frau Widerhold das Wort und schickte sich an sich zu entfernen. Solcher Handlung ist mein Gatte nicht fähig, und Ihr thut Unrecht irgend Jemand, besonders mir, dergleichen zu sagen.

Und doch ist es so! fuhr Werner fort, ihre Hand ergreifend, und hielt sie fest. Dann erzählte er, was seit ihrer Abreise auf Hohentwiel vorgefallen war, jedoch ohne dabei den Ober-Konstabler zu erwähnen, und als er eben berichtet hatte, wie er gerettet war, wie er sich glücklich durch die feindlichen Vorposten geschlichen und Radolfzell erreicht hatte, stürzte Johanna herein und lag in seinen Armen.

Glaubte die Mutter, daß es hart sei, den Liebenden den Augenblick ewiger Trennung, denn dafür mußte sie diese Stunde halten, zu stören, oder war sie schwach genug dem Herzen der Tochter in allem zu willfahren, sie vergaß in diesem Augenblicke was Werner ihr gesagt, verließ das Zimmer und ließ beide allein.

In dem ersten ruhigen Augenblicke, der nach der stürmischen Wonne des Wiedersehens eintrat, theilte Werner der Geliebten sein Schicksal mit. Unter Thränen hörte sie ihm zu: die Angst trieb die hellen Tropfen auf ihre Stirn als er erzählte, wie er beim Kreuz die steile Felswand sich hinabgelassen, wie ihn nur ein gewagter Sprung den Händen der Kroaten entrissen, ein Baum ihn vor den Kugeln der Feinde geschützt habe. Und nun, fuhr er fort, da ich hier vor Dir stehe meine Johanna, ein Bettler an Ehre und Gut, so arm, daß, wenn Du mich verläßt, selbst Kraft und Muth mir fehlt, nur einen kühnen Schritt vorwärts zu thun, jetzt frage ich Dich: Ist Deine Liebe unwandelbar geblieben? Hängst Du noch mit gleicher Neigung an dem Unglücklichen, wie einst an dem Glücklichen?

Mit gleicher Liebe, mein Paul! rief das Mädchen ihn fest umklam-

mernd. Dein Unglück gibt meiner Liebe neues Leben, wäre es möglich, daß sie ersterben könnte!

Nun denn, so folge mir! Geld habe ich genug; an Deiner Seite stärkt sich mein Muth und das Vertrauen, der Blick in die Zukunft wird wieder frei. — Folge mir, aber noch in dieser Stunde, denn ich muß schnell von hier nach dem Lande der Freiheit.

Werner! sagte das Mädchen, ihre Arme sanken schlaff von seinem Nacken herab und eine heiße Thräne rollte aus ihrem Auge, Werner! Leben und Glück opfert Dir freudig mein Herz, aber was mir Tugend und Religion ins Herz legte, das kann ich Dir nicht opfern, das ist nicht mein Eigenthum, das habe ich von Gott und meinen guten Eltern. Sollte ich meine gütige Mutter verlassen, meinem Vater ein frühes Grab öffnen? Nein, das verlangst Du nicht von mir! Könntest Du mich achten, wenn ich Dir folgte? Müßte Deine Liebe nicht schwinden, meine Liebe nicht in Gram und Schmerz untergehen? Fordre das Unmögliche nicht von mir? Treu will ich Dir bleiben in Glück und Unglück, an Deiner Brust oder ferne von Dir, aber Vater und Mutter verlassen, von meiner Pflicht, von der Tugend lassen, nein! das kann ich nicht mein Geliebter! — Werner sah finster vor sich hin und schwieg. — Sei nicht ungerecht Paul! fuhr Johanna fort. Sei nicht ungerecht gegen mich. Fühltest Du meinen Schmerz, so nähmst Du die Ueberzeugung mit, daß mit Dir mein ganzes Lebensglück mich verläßt, so würdest Du — wenn es geschieden sein muß, zu mir sagen: Ich weiß, Du kannst mir Alles opfern, nur nicht Dein Seelenheil, und das wäre verloren, folgte ich Dir. — Sei menschlich! — Blicke nicht so verzweiflungsvoll vor Dich hin, fasse Muth! Es waltet ein Gott über uns, zu ihm wende Dich! —

Werner hob jetzt den gesenkten Blick. Du hast mich an meine Pflicht gemahnt, ich werde Deiner Mahnung folgen! sprach er von des Mädchens frommen Worten gerührt. Ich verlasse Dich, will allein, ein Geächteter umherirren, nicht auch Dich reines engelgleiches Wesen mit mir ins Verderben stürzen. Leb wohl! Mit Dir entsage ich jedem irdischen Glücke!

In diesem Augenblicke stürzte die Mutter herein. Bewaffnete Reiter jagen durch die Stadt! rief sie. Gilt es vielleicht Euch Herr Werner, so eilt von hier, daß man Euch nicht hier finde, um Alles wünschte ich das nicht. — Flieht durch den Garten, die Pforte steht auf, sucht das Erlengebüsch zu erreichen, es führt an den See, nur geschwind!

Um unsrer Liebe willen flieh! bat Johanna und ihre Knie wankten, sie sank zu Boden.

Soll ich fliehen und sie im Todeskampf zurücklassen? rief er verzweiflungsvoll aus.

Rettet Euch und überlaßt mir die Sorge für mein Kind! bat die Mutter, Johanna in ihre Arme schließend, die mit einer leisen Bewegung

der Hand Werner zu bitten schien, sich zu entfernen. Da drückte er einen brennenden Kuß auf ihre Lippen. Jenseits sehen wir uns wieder! rief er und stürzte fort.

Erst nach einer qualvollen Stunde gelang es der Mutter, Johanna wieder zum Leben zurückzurufen. Mit Werners Flucht war auch die Hoffnung geflohen, und als sie ihrer Sinne wieder mächtig wurde und ihre Gedanken zu ordnen vermochte, da fühlte sie schmerzvoll die Kluft, die sie nun unabänderlich von ihm trennte. Sie wies den Trost der Mutter nicht zurück, aber er glitt nutzlos an ihrem Herzen ab und träufelte keinen Balsam auf das zerrissene; nur ein Thränenstrom schien ihr Linderung bringen zu wollen, aber er öffnete nur dem Schmerz die Pforte, daß er in Worten hervorbrechen konnte. Da unterbrach ein Getümmel auf der Straße ihre laute Klage, aufgereizt wie sie war, glaubte sie Alles in Beziehung auf sich — ach sie irrte diesmal nicht — sie eilte an's Fenster und sah — Werner in der Mitte bairischer Reiter vorbei führen. Gab ihr Gott in diesem furchtbaren Augenblicke die Kraft, oder war die Spannung zu groß, in welche dieser Anblick sie versetzte, sie sank nicht zusammen, wandte das Auge nicht von dem Unglücklichen, und als der Zug sich um die Straßenecke bog, warf sie sich auf ihre Knie, hob die Hände betend zu dem Barmherzigen auf, und konnte nur die Worte lallen: Herr sei Deinem Kinde gnädig! dann stand sie auf und setzte sich neben die weinende Mutter. Gott wird helfen, liebe Mutter! sprach sie vertrauenvoll. Laßt mich nur machen und hindert mich nicht in meinem Vorsatze! Die Zuversicht, das Vertrauen auf Gott, hatte dem schwachen Mädchen Muth und Kraft gegeben.

Werner, den die feindlichen Reiter von Hohentwiel aus verfolgt hatten, und der nur, da sie seine Spur verloren, auf unbekannten, ungebahnten Fußpfaden ihnen entgangen und einen Vorsprung gewonnen hatte, war glücklich bis an den See gekommen, wo er aber leider keinen rettenden Kahn fand. Nachdem er sich eine Zeitlang verborgen, entdeckte ihn ein feindlicher Reiter, und er wurde, da er unbewaffnet war, leicht gefangen.

Im Lager des feindlichen Heeres hatte man bei der ersten Nachricht, daß sich ein Mann von Hohentwiel durch die Posten geschlichen, die Vermuthung gehabt, es sei ein Bote, der dem französischen General Nachricht aus der Festung bringen sollte; dieser Glaube war die Ursache, daß man den Flüchtling so eifrig verfolgen ließ. Deshalb wurde er auch bei seiner Gefangennehmung genau durchsucht, ob man keine Briefschaften bei ihm fände; Briefe fanden sie nicht, wohl aber den Sparpfennig des alten Benedikt, der ihnen noch willkommener war. Er wurde nach dem Schlosse Rosenegg, dem Hauptquartier des General Mercy, gebracht.

Wie erstaunte dieser, in dem Gefangenen den ehemaligen Lieutenant

seines Regimentes zu finden, den er um jeden Preis in seine Hände zu bekommen gesucht hatte. Mercy hatte, als Werner noch gemeiner Reiter war, ihn bei einem Scharmützel, seines ausgezeichneten Muthes wegen, bemerkt, ihn liebgewonnen, von Stufe zu Stufe befördert, und ihn wie einen Sohn behandelt. Seine Gefangenschaft schmerzte ihn, er suchte, wiewohl vergeblich, ihn auszuwechseln, sein Uebertritt aber, den er für den schwärzesten Undank hielt, kränkte ihn so tief, daß die ehemalige Zuneigung sich in bittren Haß verwandelte.

Von dem Augenblick an, wo Werner in die Hände Mercy's gefallen war, sah er sein Schicksal voraus, er kannte den General zu gut, um Gnade hoffen zu können, und er beschloß, als Mann dem Tode entgegen zu gehen. Als er daher vor den General geführt wurde, dieser ihn erkannte, anfangs mit stummer Verachtung sich von ihm wendete, doch endlich die Frage an ihn that: Was bewog Dich, Elender, meineidig zu werden und meine Fahne zu verlassen, unter deren Schutze es Dir so wohl ging? ward auch Werners Herz weich, da er sich seinem Wohlthäter gegenüber sah.

General! sagte er mit tiefer Rührung: Liebe zu einem Mädchen und meine Religion bestimmten mich. Mit dankbarem Gemüthe habe ich stets des Guten gedacht, das Ihr mir gethan, und mit diesem Gefühle werde ich auch dem Tode entgegen gehen. Die einzige Bitte, die ich noch zu thun wage, ist: entscheidet schnell über mein Schicksal.

Die Bitte sei Dir gewährt! erwiderte Mercy. Man führe ihn in das Lager meines Regiments, dort richte man vor der Front einen Galgen auf, und hänge ihn ohne weiteres Urtel und Recht.

General! fuhr Werner auf. Laßt mich einen ehrlichen Tod sterben, gönnt meinem Herzen eine Kugel, laßt mich durch Soldatenhand sterben.

Man führe ihn ab, und thue was ich befohlen, sagte Mercy ernst. — Werner wurde abgeführt.

Da trat ein alter Offizier, ein Freund des Generals zu ihm, der durch lang erprobte Ergebenheit sich ein Recht erworben hatte, zuweilen ein Wörtchen mitzureden. General! sagte er, Ihr habt wohl etwas zu leidenschaftlich ein strenges rasches Wort gesprochen, das Euch vielleicht gereuen könnte. Er hat den Tod verdient, aber nicht Ihr müßt sein Richter sein.

Du magst Recht haben, Alter, erwiderte der General nach einigem Nachdenken und gab den Befehl, daß die Exekution verschoben, der Gefangene einem Krieggerichte zu übergeben sei und nach dessen Urtheil gerichtet werden solle. Auch schrieb er an den Obersten Widerhold, zeigte ihm an, daß Lieutenant Werner in seiner Gewalt sei, und das Krieggericht noch heute über ihn sprechen würde; habe er noch etwas wegen ihm zu verfügen, so möge er es bald thun. Ihr habt mir seine Auslieferung standhaft verweigert, schloß das Schreiben, nun hat er sich mir selbst in die

Hände geliefert. Diesen Brief sandte er durch einen Trompeter nach Hohentwiel.

Dort hatte die Flucht Werners, die man am Morgen erst erfuhr, Alles in Bewegung gesetzt, Widerhold ahnete den Zusammenhang, und erhielt Gewißheit, als man ihm ein von dem Entflohenen im Gefängnisse zurückgelassenes Schreiben überbrachte. Werner schrieb ihm:

Das Schreiben, weshalb Ihr einen Verdacht auf mich warft, war nicht aus dem feindlichen Lager; Euch wissen zu lassen woher es kam, verbietet mir die Pflicht, und auch die Ueberzeugung, daß Ihr es nur zum Vorwande nahmt, mich unglücklich zu machen. Die Liebe zu Eurem Kinde ist mein Verbrechen, darum suchtet Ihr mich zu verderben, nicht weil Ihr meiner Treue mißtrautet. Deshalb wolltet Ihr mich, weiß Gott für welchen Preis, den Baiern ausliefern, und warfet so auf Euer sonst so ehrenvolles Leben einen Makel, den nichts auslöschen wird. Die Gewißheit, daß mich, bliebe ich länger in Eurer Gewalt, ein schreckliches Schicksal erwartet, zwingt mich zur Flucht. Tausend Gefahren gehe ich freiwillig entgegen, um der einen zu entgehen, die mich durch Euch bedroht.

Ich bin Euch für manches Dank schuldig, den ich Euch hiermit vom Herzen sage, thätig beweisen kann ich ihn fürder nicht mehr. Was mir auch begegne, welches traurige Schicksal mich auch treffen mag, so verzeihe ich Euch um Eures Kindes willen, das ich ewig und trotz Euch lieben werde. Gott möge Euch nicht Böses durch Böses vergelten.

Dieser Brief erschütterte den Obersten tief. Er mußte sich gestehen, daß er sich selbst getäuscht und wohl mehr aus persönlichen Rücksichten, als aus Dienstpflicht gehandelt, und wahrscheinlich durch seine absichtlichen Aeußerungen im Kriegrathe und gegen den Ober-Konstabler den jungen Mann in's Verderben gestürzt habe. Auch seiner Johanna gedachte er, und wie unglücklich sie sich durch Werners Flucht fühlen würde, und auch dies ergriff ihn schmerzvoll. Widerhold war ein zu edler Mann, als daß ihn die Ueberzeugung, er habe absichtlich zu dem Unglücke eines Menschen beigetragen, gleichgültig hätte lassen können, und gern hätte er jetzt alles Vorgefallene ungeschehen gemacht.

Als der Ober-Konstabler zur gewöhnlichen Zeit in der eilften Stunde, zu ihm kam, seine Befehle zu empfangen, fragte er ihn, ob er schon wisse, daß Werner entflohen sei.

Ich weiß es schon lange! erwiderte der Alte, auf dessen Gesicht heute der Unmuth sich noch schärfer aussprach als gewöhnlich.

Es hat mich überrascht, unangenehm überrascht, fuhr der Oberst fort.

Das wundert mich! meinte der Konstabler. War es doch noch gestern Euer sehnlichster Wunsch.

Den Ihr zu erfüllen die Hand geboten.

Ja! — Mußte ich, sollte ich nicht? erwiderte der Alte.

Und wie entkam er?

Das kann Euch gleichgültig sein, Kommandant, Niemand weiß darum als ich.

Der arme Werner, wenn er in die Hände der Baiern fällt! sagte der Oberst unwillkührlich vor sich hin.

So trifft Euch allein die Schuld!

In diesem Augenblick vernahmen sie das Schmettern einer Trompete, und kurz darauf wurde dem Obersten der Brief des Generals Mercy überbracht, den er ihn wegen Werner geschrieben hatte. Meine Furcht ist gegründet, sagte Widerhold tief erschüttert, nachdem er den Brief gelesen. Werner ist in die Hände der Baiern gefallen — er ist ohne Rettung verloren!

Was könnte ich zu seiner Rettung thun? rief der Oberst, dem sein Gewissen mahnend zurief: Du hast ihn in's Verderben gejagt, Du mußt ihn retten. —

Ihr wolltet zu seiner Rettung beitragen? rief der Konstabler höhnisch.

Mit Freuden! entgegnete Widerhold.

Sonderbar! brummte der Alte wie gewöhnlich vor sich hin. — Nun so erlaubt, daß ich zu Mercy gehe, sagte er nach einer Weile.

Wollt auch Ihr mich verlassen? fuhr der Oberst auf.

Euch? Hm! — Hohentwiel verlaß ich nicht! — darf ich? —

Geht mit Gott, sagte Widerhold. Thut was Ihr könnt, kein Opfer ist mir zu groß!

Der Alte verließ nun sogleich, seit vielen Jahren zum erstenmale, die Feste, und ging, von einem Trompeter begleitet, dem feindlichen Lager zu. Ohne noch deutlich zu wissen, was er eigentlich dort zu Werners Rettung thun wollte, schritt er dennoch getrost, und auch nicht ganz von Hoffnung verlassen, den Berg hinab.

Das Krieggericht, dem Werner übergeben worden war, hatte sich schnell versammelt, und da die Beisitzer die Ansicht ihres Generals auf diesem Punkt zu kennen glaubten, so beeilten sie sich, die Sache in aller Kürze abzumachen. Werner wurde vorgeführt, und da er nichts zu seiner Entschuldigung sagen konnte, zum Strange verurtheilt. Mercy, dem jedoch noch ein Rest von Anhänglichkeit geblieben war, milderte die Sentenz, indem er den Strang mit Arquebusiren vertauschte.

Bald war im Katzenthale, wo des Mercy's Regiment im Lager stand, das Nöthige zur Exekution bereitet, das Regiment rückte aus, die Mannschaft, aus der Kompagnie gezogen, bei welcher Werner gestanden, war bereit, und der Gefangene, von einem katholischen Priester begleitet, wurde auf den Richtplatz geführt. Er schritt mit Fassung einher, grüßte hier und da einen alten Bekannten, kümmerte sich wenig um das Gebet und

die Ermahnung des Geistlichen, und betrat, seine Seele Gott empfehlend, den kleinen Hügel an der Waldecke, auf dem ihm der Tod werden sollte. Als man ihm die Augen verbinden wollte, weigerte er sich, kniete nieder, sprach ein kurzes Gebet, und die sechs, zur Exekution beorderten Schützen, steckten die Haken in den Boden, legten ihre Musketen darauf, ergriffen die Lunten und klopften die Asche ab, damit sie desto schneller zündeten. Eben als der Korporal den Stab zerbrach, und das Wort: Feuer! aussprechen wollte, sprengte um die Waldecke plötzlich ein Mädchen mit verhängten Zügeln hervor, ritt, Halt! schreiend, die schon im Anschlage Begriffenen fast um, und hielt mit so kräftiger Hand das jagende Roß vor dem Knienden an, daß es hoch aufbäumte und stand. Haltet ein, um der Wunden des Heilandes willen, haltet ein! rief sie. — Habt Barmherzigkeit! dann wandte sie sich zu dem Nächststehenden, nennt mir den, der hier befiehlt, ruft ihn her! bat sie.

Durch diese plötzliche unerwartete Erscheinung war die Exekution unterbrochen. Die Schützen waren aufgesprungen, und das Wort! Feuer! in dem Munde des Korporals erstorben. — Wer ist hier der Befehlende? rief noch einmal das Mädchen, ängstlich umherschauend, und als man ihr sagte, dort komme Oberstlieutenant Graf Rechberg herbei, sie sollte nur getrost zu ihm reiten, so erwiderte sie, angstvoll nach Werner blickend, der jetzt vom Kriegsvolk umgeben, auf dem Hügel stand: ich weiche nicht von hier, bittet den edlen Herrn, zu mir zu kommen.

Graf Rechberg kam. Staunend sah er auf das schöne Mädchen, das, mit fliegenden Haaren, immer noch auf dem keuchenden Rosse sitzend, ihn mit heftiger Ungeduld erwartete. Herr! rief sie ihm entgegen. Schlägt ein menschliches Herz in Eurer Brust, ist es nicht ganz dem Mitleide verschlossen, so haltet mit der Vollführung des Bluturtheils ein, bis ich mit General Mercy gesprochen. Versprecht es mir, tröstet ein angsterfülltes Mädchen, die das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, auf Menschenmilde noch nicht ganz verlassen hat. — Wartet bis ein neuer Befehl Gnade oder Tod bringt.

Ich darf nicht! erwiderte Graf Rechberg.

Ihr dürft der Stimme der Menschlichkeit nicht Gehör geben? fiel ihm das sonst so sanfte Mädchen mit Heftigkeit in die Rede. O Ihr armer Unglücklicher! — Ich bitte ja nicht um sein Leben, nur um Aufschub seines Todes!

Die Bitte könnt Ihr wohl der Tochter des Oberst Widerhold gewähren! erscholl in diesem Augenblick eine, Johanna bekannte Stimme, sie wandte sich nach ihr und sah den alten Ober-Konstabler, der, mit verbundenen Augen, so eben von der Kroatenwache die Höhe heraufgebracht wurde.

Seid Ihr die Tochter des Kommandanten von Hohentwiel? fragte jetzt Graf Rechberg Johanna.

Die bin ich, erwiderte sie, und wiederhole meine Bitte!

Der Oberstlieutenant besprach sich mit einigen Offizieren, dann sagte er der ängstlich Harrenden: Euer Wunsch sei Euch gewährt, die Exekution sei bis auf weitere Befehle des Generals aufgeschoben.

Darf ich Euren Worten trauen? rief das Mädchen, Freude glänzte aus ihrem Auge, und ihre Hand faßte schon die Zügel straffer, das Roß zu lenken.

Mein Wort ist mir heilig, reitet mit Gott nach Rosenegg, ich werde Euch begleiten lassen.

Erlaubt, daß die Tochter meines Obersten mit mir dahin geht, nahm der Ober-Konstabler das Wort, aber ehe er noch ausgesprochen, hatte Johanna schon ihr Roß gewendet, und sprengte im vollen Jagen dahin.

Herr! bat der Alte, so laßt mich nur schnell ihr nach. Man nahm ihm die Binde von den Augen und sie trafen Werner. Er warf einen traurigen Blick auf den Gefangenen. Muth! rief er ihm zu, und schritt nun mit Hast nach Rosenegg hinauf.

General Mercy, der eben unter einer Linde mit Oberst Winneberg beim Pokale saß, war nicht wenig erstaunt, als er die Reiterin, in der er sogleich die Tochter des Obersten Widerhold erkannte, auf den Schloßhof sprengen sah. Mein Gott, was ist Euch begegnet? fragte er auf sie zueilend und, dem schäumenden Rosse in die Zügel fallend. Wo kommt Ihr her?

Ich komme, rief Johanna vom Pferde springend, Euch um Gnade für Paul Werner zu bitten. Seid barmherzig, seid menschlich!

Holde Jungfrau! erwiderte der General. So gern ich mich auch der Tochter des Obersten Widerhold gefällig zeigen möchte, so steht das nicht in meiner Macht; nur mein Herr, der Churfürst von Baiern, könnte ihn begnadigen.

Nun so haltet wenigstens die Vollstreckung des Urtheils so lange zurück, bis ich von München wiederkomme. — Ich will dahin wallfahrten, will den Churfürsten fußfällig bitten — O! er wird mich anhören, wird nicht hart, nicht grausam gegen mich sein!

General Mercy mußte über die kindliche Einfalt des Mädchens lächeln. — wie kommt es, fragte er plötzlich, daß Ihr so viel Theil an dem Gefangenen nehmt? ist es mehr als Mitleid, was Euch mit diesem Feuer für ihn sprechen läßt?

Johanna erröthete und schwieg; sie war durch die Frage beschämt, und erst in diesem Augenblicke fühlte sie ganz, was sie unternommen hatte. Doch faßte sie auch bei diesem sie niederbeugenden Gefühl, den festen Entschluß, Alles zu seiner Rettung zu wagen.

Da erschien ihr noch ein Gehülfe. Der alte Konstabler kam keuchend auf den Schloßplatz und schritt grade auf den General Mercy zu. Ich komme vom Oberst Widerhold gesendet, er reklamirt den Lieutenant Werner, der in gestriger Nacht ohne Erlaubniß die Festung verlassen hat,

um ein Liebesabentheuer zu bestehen, und ich hoffe, General, Ihr werdet des Obersten gerechtem Wunsche willfahren.

Hätte Lieutenant Werner nicht früher meine Fahne verlassen, würde ich mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, Eurem Obersten gefällig zu sein! erwiderte Mercy. So hatte ich aber noch gestern selbst seine Auslieferung als Ueberläufer verlangt.

Bedenkt General, die Uebereinkunft, keine Feindseligkeiten zu üben —

Dies hindert nicht, fiel ihm Mercy schnell in die Rede, daß ich mein Eigenthum zurücknehme, wo es wieder in meine Hände fällt.

Wißt Ihr auch, raunte jetzt der Konstabler dem General heimlich zu, während Johanna in der qualvollsten Angst auf jedes Wort, jeden Blick lauschte. Wißt Ihr auch, daß der Gefangene der Verlobte der Jungfrau ist — Jede Unterhandlung wäre durch seine Hinrichtung abgebrochen, jede fernere Annäherung unmöglich gemacht. Und so wahr ich Benedikt Kraaz, der Ober-Konstabler zu Hohentwiel bin, krümmt Ihr Paul Werner ein Haar, mache ich morgen ein mörderisches Feuer, brenne alle Karthaunen los, beginne die Feindseligkeiten, und sollte ich darüber arquebusirt werden!

Versucht's! sagte Mercy empfindlich, versucht's nur, Herr Konstabler! — Doch Oberst Winneberg, dem diese Aeußerung des Konstablers nicht entgangen war, nahm Mercy bei Seite. General! sagte er, hier gilt es Hohentwiel, was ist in dieser Wagschale das Leben eines elenden Ueberläufers.

Auf den General Mercy schienen diese Worte Eindruck zu machen. Johanna Widerhold, sagte er freundlich zu dem Mädchen, Ihr seid die Verlobte des Lieutenants Paul Werner?

Die bin Ich! erwiderte sie hoch erröthend.

Nun so will ich um deswillen, und mich Eurem Vater gefällig zu zeigen, das Urtheil des Krieggerichts aufschieben, bis ich weitere Befehle von meinem Herrn empfangen habe; seid überzeugt, holde Braut, daß ich mich für ihn bei dem Churfürsten verwenden werde.

Johanna wollte Mercy's Hand ergreifen und sie küssen, er aber litt es nicht, zog das Mädchen zu sich und küßte ihre Stirn. — So ist er frei! rief die Hocherröthete und griff nach ihres Rosses Zügel, um sich darauf zu schwingen, und die Erste zu sein, die ihm die frohe Botschaft bringe.

Die Freiheit darf ich ihm nicht geben, er bleibt in meinem Gewahrsam, erwiderte der General, und schlug damit des Mädchens Freude nieder. Kehrt zu Eurem Vater zurück, grüßt ihn von mir, und überlaßt Euch der schönsten Hoffnung. Dann wandte er sich zu dem Ober-Konstabler. Ihr seid also der berühmte Konstabler Benedikt Kraaz?

So heiß' ich! —

Ihr seid durch ganz Schwaben berühmt als ein furchtbarer Schütze, der mit einer Karthaune so sicher trifft, als der beste Scharfschütze mit einem gezogenen Rohre.

Wohl möglich! war die kurze Antwort des Wortkargen.

Ihr seid ein alter Mann, Euer Haar ist gebleicht, in Eure Stirn hat die Zeit tiefe Runzeln gegraben, und dennoch habt Ihr nicht gelernt, Eure Worte zu zügeln, und kennt mich so wenig, mich mit leeren Drohungen schrecken zu wollen!

Drohungen! widerholte der Konstabler. Versucht's General! Jeden Schuß Eurer Schützen auf ihn, erwidere ich hundertfältig mit meinen Karthaunen!

Mercy lächelte. Nun so weit wird es nicht kommen, und ich hoffe, Ihr werdet bald da oben ruhen können.

Leider! brummte der Alte kopfschüttelnd. Doch gehabt Euch wohl, gnädiger Herr, Dank für freundliche Aufnahme und guten Bescheid. Kommt Jungfer Johanna, wandte er sich dann zu dieser, kommt zum Vater. Er grüßte höflich: Johanna, die nicht wußte, ob sie aufjauchzen, ob sie weinen sollte, dankte Mercy gleichfalls, wandte ihr Roß und wollte hinunter jagen, Werner die Entscheidung des Generals mitzutheilen, aber Benedikt ergriff die Zügel ihres Rosses, und hielt sie zurück. Im Angesichte versammelten Kriegvolkes ziemt es Euch nicht, von Lager zu Lager zu jagen; jener Offizier, der vor uns hinab ritt, wird schon die nöthigen Befehle überbracht haben. Sie mußte nun langsam und von quälender Ungeduld gepeinigt, neben dem Alten herreiten, der den Zügel nicht fahren ließ.

Als sie an den Hügel kamen, auf welchem der Gefangene gekniet hatte, den Todesstreich zu empfangen, fanden sie die Stelle leer und alles Kriegvolk wieder in's Lager zurückgekehrt. Da hielt Johanna ihr Roß an, blickte auf die leere Stelle, und ihr thränenvolles Auge hob sich dankbar gen Himmel. Du hast bis jetzt Barmherzigkeit geübt, Vater im Himmel, schütze ihn auch weiter! betete sie.

Sie ritt nach Hohentwiel. Dort fand sie schon die Mutter, die in Sorgen um sie, sich schnell zu ihrem Gatten begeben hatte; Niemand vom Feinde hatte sie auf ihrem Wege aufgehalten, jeder sie ungehindert in die Festung ziehen lassen. Der Vater zürnte über Johanna's unsinniges Handeln, er empfing sie ernst und kalt, und selbst die Nachricht, die sie brachte, konnte ihn nicht versöhnen. Dirnen müssen in Geduld und Demuth ertragen, nicht handelnd mit thörichtem Muthe in das Rad ihres Schicksales eingreifen, sagte er. Besteige nie wieder ein Roß!

Daß Ihr der Sache solche Wendung gegeben, dafür danke ich Euch, Benedikt! sprach er, als er allein mit dem Konstabler war, nur wünschte ich, Ihr hättet meine Tochter nicht als Verlobte jenes Mannes genannt. Ich werde thun, was meine Pflicht erlaubt, ihm das Leben zu retten; aber nie wird sie die Seinige!

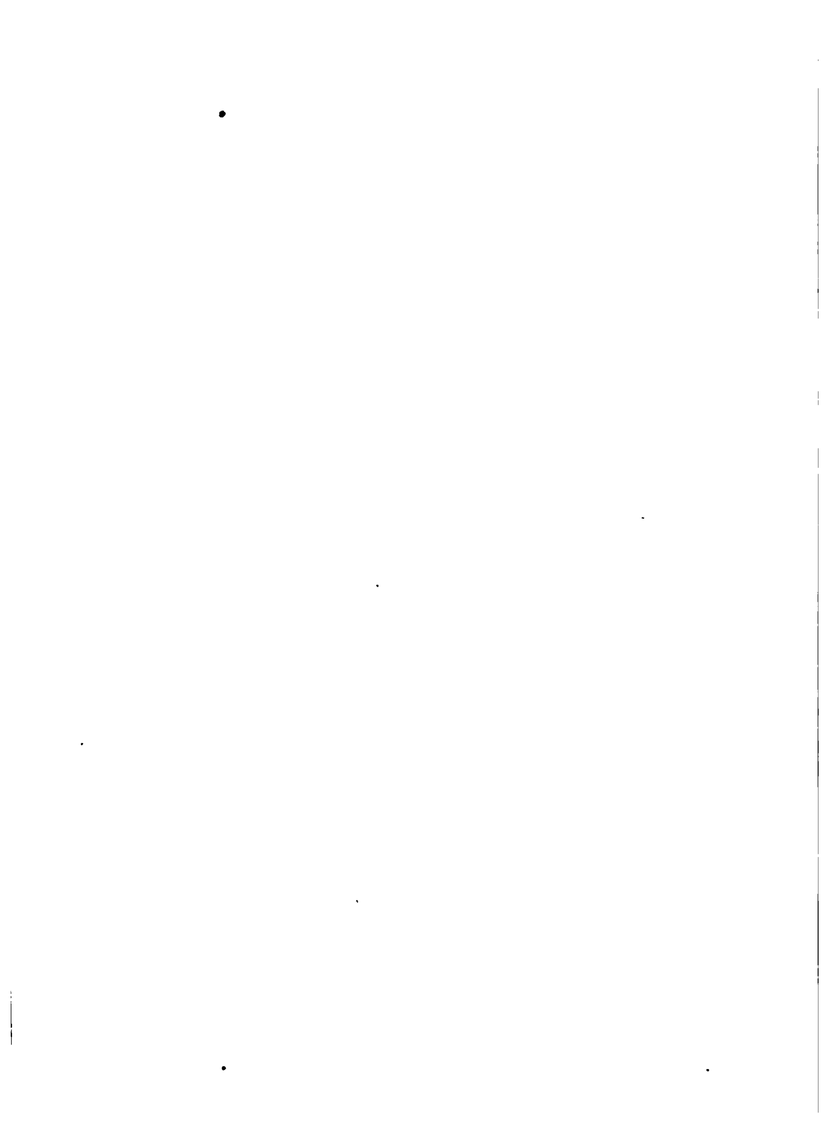
Der Mensch ist doch ein bösartiges Thier! brummte der Ober-Konstabler vor sich hin als er den Obersten verließ.

General Mercy hoffte das Vorgefallene zu seinem Vortheile zu benutzen, und Widerhold zur Abänderung der abgeschlagenen Bedingungen zu vermögen; dieser aber gab in nichts nach, und erklärte unumwunden, daß er die Freilassung Paul Werners dankbar erkennen würde, aber sie ihn zu keinem Schritte bewegen könne, der nicht mit seiner Ehre und Pflicht verträglich wäre. Als nun die Begnadigung von München anlangte, gab Mercy Werner die Freiheit, der jedoch nicht nach Hohentwiel zurückkehren durfte, sondern Schafhausen zum Aufenthalte wählte.

Widerhold blieb für die Bitten seiner Gattin und seines Kindes unerbittlich, und erst als nach einigen Jahren der Tod ihn von den Seinen abrief, segnete die Mutter den Bund treuer Liebe. Der Konstabler verließ auf einige Tage Hohentwiel, ging zur Hochzeit nach Schafhausen, wohin die Mutter gezogen war, und erhöhte die Freude des jungen Paares. Als Paul Werner ein Jahr darauf nach Hohentwiel kam, seinen alten Freund zu bitten, den Neugebornen aus der Taufe zu heben, fand er ihn auf dem Siechbette. Ihr habt mich mit den Menschen versöhnt! waren die einzigen und letzten Worte, die er zu Werner sprach, in dessen Armen er verschied. Werner drückte ihm die Augen zu und begleitete ihn zur Gruft, die der Alte sich selbst neben der Nachtigall hatte ausmauern lassen. Wenn sie singt, wacht er nicht auf, fest ist sein Schlaf und sanft.

Ritter Franz.

Sage aus dem siebzehnten Jahrhundert.



Es war an einem schwülen Tage, als zwei Reiter im Walde von Lorch eilig daher getrabt kamen. Der Eine, jung, schön und reich gekleidet, blickte freundlich und fröhlich um sich her, der Andere älter und von finsterem Ansehen, den Kopf verbunden, sah mürrisch vor sich hin. Die armen Rosse konnten kaum mehr schnaufen und deshalb hielten sie bei einer ärmlichen Köhlerhütte an, banden die Pferde an eine junge Eiche und klopften an die Thüre. Eine junge braunwangige Dirne öffnete den oberen Theil derselben und sah heraus; kaum gewahrte sie jedoch den finstern wilden Mann, so schlug sie die Thür schreiend wieder zu, entfloh durch eine Hinterpforte, und eilte mit Pfeilesschnelle in den Wald. Die Ritter traten in die ärmliche Hütte, sie war leer an Menschen und allem was der Mensch bedarf; kein Bett, kein Geschirr, kein Bissen Brod war zu finden. — Alter, sagte der Jüngling, wir sind auf dem rechten Wege, hier waren sie schon, bald müssen wir sie finden! — Der Alte schwieg und setzte sich auf eine Bank. Der Jüngere schweifte in der Gegend umher, eine Quelle, oder nur eine Pfütze für die durstigen Rosse zu finden; auf eine Höhe gekommen, sah er ein kleines rings mit Hügeln umschlossenes Thal vor sich liegen, in welchem aus einem Felsen das Wasser murmelnd hervorsprang. Er eilte zurück, rief seinen Begleiter, nahm des Rosses Zügel, und sie eilten dem Thale zu.

Noch hatten sie nicht die Höhe erreicht, von der sie zur Quelle hinabsteigen wollten, als sie, in sanftem Ruf, die Töne eines Hifthornes vernahmen; oben angelangt, sahen sie in einer kleinen Felsschlucht unweit des Quelles, eine recht liebliche Erscheinung. Es war, wie es schien, eine Dame in reicher Jagdkleidung; die Büchse über die Schulter, das Hifthorn in der Hand, lehnte sie sich mit der Linken auf den Sattel eines schneeweißen dänischen Rosses, das ruhig neben ihr stand und aus der Quelle leckte. Sie setzte das Horn an den Mund, die Töne erschallten wieder, und als wäre es das Echo, so antworteten gleiche Töne auf der andern Seite.

Die Reiter hielten ihre Pferde an, bargen sich hinter Gestrippe, und beobachteten die Jägerin, welche bei dem Wiederschalle der Töne aufhorchte, noch einmal das Hifthorn ansetzte und stärker blies; der Däne an ihrer Seite hob den Kopf, sah feurig in die Höhe und wieherte, da jetzt ein Reiter durch das Gebüsch drang. Sie eilte ihm entgegen; er sprang ab, ließ un-

bekümmert seinen Rappen laufen, und sank in ihre Arme. Die Lauscher bemerkten einen schönen goldgelockten Jüngling, in sonderbar phantastischer Kleidung, hellblau war sein kurzes Reiterwams, mit großen blauen Federn sein Barett geschmückt, der ganze Schnitt der Kleidung hatte etwas Sonderbares. Traulich setzte sich die Dame neben ihn an den Quell, und beide sprachen, wie es schien, von wichtigen Dingen, nur zuweilen unterbrach ein leichter Kuß den Strom ihrer Rede. Von der Stelle wo die Reiter standen, konnten sie die Glücklichen da unten nicht recht erkennen; sie schlichen deshalb seitwärts, um ihnen näher zu kommen.

Was soll diese Jagd wieder? fragte der Alte brummend; wir schleichen hier um das lustige Wild, und uns steht doch eine so ernste Jagd bevor.

Du weißt mein alter Freund, sagte der junge Reitersmann, daß ich dem leichten Spiele der Liebe so wenig aus dem Wege gehen kann, als ich dem ernsten Spiele des Schicksals ausweiche. Dies Jägerpaar fesselt meine Neugierde.

Sie waren näher gekommen und lugten durch das auseinander gebogene Gebüsch. Die Dame gewahrte sie, ergriff die Zügel ihres Dänen, warf die Büchse über die Schulter, und jagte davon. Der Jüngling bestieg ruhig seinen Rappen, spannte seine Büchse, und sie auf den Sattelknopf stützend, erwartete er die Reiter, welche ihre Pferde führend, von oben herabstiegen. — Schon von ferne rief der blaue Ritter ihnen entgegen: Euer Losungwort?

Gottes Freund, der Pfaffen Feind! rief der Jüngere Reiter. Hierauf setzte der Blaue den Hahn in die Ruh, und warf das Gewehr über die Schulter. — Die Dame hielt an der andern Seite des Thales; auch sie hatte ihre Büchse gespannt, und war kampffertig halten geblieben, doch als der Jäger einige leise Töne auf seinem Horne blies, verschwand sie in den Wald.

Seid mir gegrüßt, Ihr Herren, sagte der Jüngling. Ihr hattet bei Höchst einen harten Tag. Nun Gott Lob, daß Ihr hier seid; vereint wollen wir wohl die Scharte wieder auswetzen!

Berichtet mir doch junger Freund! rief ihm der Alte entgegen, der unterdessen sein Roß tränkte, wo finden wir den Mannsfelder?

Lächelnd antwortete der Jüngling: Herr, auf seinen Füßen, und umringt von seiner treuen Schaar.

Junger Fant! unterbrach ihn der Alte verdrießlich, Euren Scherz erspart für Andere. Ich will bestimmte Kunde haben, an welchem Orte der Mannsfelder heute zu treffen sei?

Daß ich ein Thor wäre und Euch daß verriethe. Die gelbe Scherpe des Braunschweigers könnt Ihr immer tragen, und doch ein Tilly'scher sein. Wollt Ihr aber zu ihm, so will ich Euch geleiten lassen; begleitet mich nur bis auf jene Höhe.

Der Jüngere hatte indessen auch sein durstiges Roß getränkt, und

schöpfte nun für sich, mit einem silbernen Becher aus der Quelle. — Wollt Ihr nicht lieber einen Trunk echten rheinischen Weines? er wird Euch besser munden als dieses Wasser, sagte der Jäger, schob einen Stein aus dem Felsen und holte aus einer kleinen Wölbung einen zinnernen Krug mit dem köstlichsten Rüdesheimer. Der Abt von Lorch verehrte mir diesen Labetrunk, setzte er hinzu, indem er den Fremden kredenzte. Nachdem sie sich erquickt, und der Jägermann den Krug wieder in der Felsschlucht verwahrt hatte, bestiegen sie ihre Rosse, und trabten der Höhe zu. Dort hielt der Jäger, stieß einigemale in sein Horn, und wie die Elfen im Mondscheine, wenn Oberons Zauberruf ertönt, so stiegen von allen Seiten rüstige Jäger, hier freundlichen, dort wilden Aussehens, aus dem Dickicht hervor, und eine kleine Reiterschaar sprengte ihnen entgegen; Alle trugen blaue Scherpen. Gürg, sagte der Jägersmann zu einem der Reiter, geleite diese fremden Ritter zum Grafen — sei ihr stummer Begleiter. — Er grüßte freundlich, winkte seinem Häufchen, das sich wieder zerstreute, und ritt in den Wald hinein; die Ritter folgten Gürgen.

In Ladenburg haus'te Graf Mannsfeld, und erwartete sehnlichst die Ankunft des Herzogs Christian von Braunschweig mit seinem Heere. Schon einigemal von dem Tilly wacker geklopft, wagte er nicht mehr allein, ihm Stand zu halten. Der Sold fehlte, sein Heer murrte, er mußte jenseit des Rheines eine fette Provinz aufsuchen, um sich in den Winterquartieren zu erholen. Die Kunde von dem Treffen bei Höchst war schon bis zu ihm gelangt. Er hatte deshalb bei Altripp eine Brücke über den Rhein schlagen lassen, und sich des Uebergangs über den Neckar versichert. Der Pfalzgraf war bei ihm und dieser Schattenkönig stand an der Spitze einer Armee, von der kein Mann zu seinen Fahnen geschworen hatte.

Sie saßen eben bei Tafel und der Wein, dieser Sorgenbrecher, verscheuchte die Grillen. Die fröhliche Ida, die Tochter Mannsfelds, wußte dem Pfalzgrafen so lieblich zu kredenzen, daß er seine Pfalz und sein Königreich für den Augenblick vergessen hatte, als zwei Ritter in den Saal traten, Mannsfeld aufsprang, den Einen umarmte, den auch der Pfalzgraf herzlich willkommen hieß, ihn seiner Tochter als den Herzog Christian vorstellte, die, sich tief verneigend, bei seinem Anblick erröthete.

Meine wilde Ida, sagte der Mannsfelder, die mich auf allen meinen Zügen begleitet, und die an unser Kriegleben gewöhnt, Freud' und Leid, Noth und Sorge mit mir theilt. Eine brave deutsche Dirne, deren Hand eben so leicht das Schwert führt, als sie die Zither schlägt, und die mich gewiß auch ins Gefecht begleiten würde, hielte sie nicht ein ernster Befehl davon ab. Herzog Christian, der ein eben so großer Freund der Weiber, als ein Feind der Pfaffen war, sah mit innigem Wohlgefallen auf die schöne schlanke Gestalt, und in das blaue, lebhafte und doch schwermüthige Auge

des Mädchens. Sie schien in seiner Nähe verlegen, stand von ihrem Sitze auf, als der Pokal fleißig herum ging, und entfernte sich.

Das Gespräch nahm nun eine ernste Wendung. Der Mannsfelder fragte nach dem Tilly und seinem Heere, nach dem Treffen bei Höchst, wo Christian, wenn auch geschlagen, doch rühmlich gekämpft hatte, und nach dem Ueberreste der Braven, die er ihm zuführte. Viel hatten sich die beiden Männer zu sagen, welche von dem Glücke eine Stelle ertrotzten, die sie als alleinige Beschützer der deutschen Freiheit und der protestantischen Religion über alle Fürsten Deutschlands erhob. Mißlich war in dem jetzigen Augenblicke ihre Lage; Mannsfeld sah ein, daß er auch nach der Vereinigung mit dem Herzog gegen Tilly das Feld nicht halten konnte; der Rückzug wurde beschlossen.

Das Heer ging am andern Tage über den Rhein, Tilly drängte des Herzogs Truppen. Herzog Christian, von seinem Ungestüm fortgerissen, setzte sich an die Spitze der letzten Fähnlein Reiter, und warf sich auf den andringenden Feind. Er wich; doch aus allen Büschen krochen die Kroaten hervor, um ihm den Rückzug abzuschneiden — da sprengte im Augenblicke der höchsten Gefahr ein Reitertrupp um die Waldspitze. Hörner erklangen, ein wohlgerichtetes Büchsenfeuer aus dem Gestrippe am Ufer lichtete die Ebene; der Kroatenhaufe floh auseinander, der Herzog gewann Zeit, seine Schaar zu ordnen und den Rückzug zu sichern; die kleine willkommene Rettungschaar, die letzte von Allen, zerstörte vertheidigend die Brücke.

Alles war nun herüber. Die Reiter sowohl als die Jäger, welche den Rückzug gedeckt hatten, verschwanden, sobald das jenseitige Ufer erreicht war, in einem nahen Busche, und als der Herzog ihnen danken wollte, waren sie schon nicht mehr zu sehen. Alle im Heere hatten die blaue Schaar erkannt.

Der Herzog erzählte dem Grafen Mannsfeld den Vorfall. — Ha! rief dieser, das war Ritter Franz mit seinen trefflichen Jägern!

Und wer ist dieser Ritter? fragte der Herzog.

Ich kenne ihn nicht weiter, als daß er vor ungefähr acht Monaten mit hundert Büchsenschützen und funfzig Reitern zu mir stieß. Er nimmt keinen Sold für seinen Trupp, dafür aber schwärmt er frei umher, fehlt jedoch nie bei dem kleinsten Gefechte. Sein Haufe wächst mit jedem Tage; mit Pferd und Waffen kommen Viele zu ihm, und Niemand kennt doch seinen Werbeplatz. Die sicherste Nachricht über den Feind erhalten wir von dem Ritter und seiner Schaar, und Ihr könnt leicht denken, Herr Herzog, daß ein so trefflicher Haufe, der nie um Sold schreit, meinem Heere eine schöne Zugabe ist; daher halte ich auch den Ritter Franz und seine Jäger hoch in Ehren.

Und habt Ihr denn nie etwas Näheres von diesem sonderbaren Krieger erfahren können?

Nie! diese Menschen sind entweder verschwiegener als andere, oder

sie sind das Werkzeug in der Hand eines Höhern. Schon oft fragte ich Einzelne nach ihrem Führer, aber sie wußten von ihm nicht mehr als ich. Oft ist er hier bei mir; er erscheint bei jedem Feste, dann ist er freundlich und bescheiden, und spricht so verständig, daß sich die Aeltesten im Heere gern mit ihm unterhalten, und ihm gewogen sind. Er spielt meisterhaft die Laute, und dichtet so sinnig, daß man ihn eher für einen Minnesänger halten sollte, als für einen so braven Reitermann; meine Ida scheint er zu seiner Dame erwählt zu haben, himmelblau ist auch ihre Farbe. Viele seiner Lieder sind, wie es mir geschienen, an sie gerichtet, und auch sie ist wohl dem braven Sänger nicht abhold. Ich schweige dazu, da er in den Schranken der tiefsten Ehrfurcht entfernt bleibt, und sich nur selten sehen läßt.

Der Herzog horchte theilnehmend dieser Rede zu. Der Ritter, ihm durch das letzte Gefecht schon werth, wurde es ihm noch mehr durch das Abenteuerliche, welches ihn umgab. Eine leise Ahnung stieg in ihm auf — er glaubte den Jägermann am Quell wiedergefunden zu haben, und beschloß, ihn näher kennen zu lernen.

Jenseit des Speierbaches bei Neustadt an der Haard lagerte sich das Heer bis tief in die Vogesen hinein; auf der Burg St. Martin hatte der Mannsfelder sein Quartier genommen. Einsam ragte die alte Veste an der düstern Waldspitze hervor, und das Gewühl, welches den Heerführer begleitete, brachte ein neues Leben in diese öden Wohnungen. Auch Christian von Braunschweig, der in Kirweiler, ohnfern St. Martin, sein Quartier genommen, war täglich dort; ihn ergötzte Ida's fröhliche Laune, ihr ewig reger Geist. — Eines Abends, als er, nur von einem Stallmeister begleitet, wieder nach Hause ritt, schallten ihm von fern Töne eines Jagdhornes entgegen; sie glichen den Tönen im Walde von Lorch. Schnell wendete er sein Pferd dahin, und sah im Mondlichte einen Reiter im hellblauen Gewande, den er sogleich für den Ritter Franz halten mußte, nach der Burg reiten. — Der Herzog stieg ab, schickte den Stallmeister zurück, und schlich allein vorwärts. Am Fuße des Berges bildete sich eine Schlucht, und Sitze waren in den Felsen gehauen; dort sah er den Ritter sitzen, welcher noch einmal in sein Horn stieß und dann die Zither nahm und sang:

Einsam harr' ich Dein in stiller Nacht,
Holde Liebe, holdes Leben;
Hifthorns Klang hat Kunde Dir gebracht,
Willst Du mir nicht Antwort geben;
Still ist's um mich wie im finstern Grab,
Und kein Echo hallt zu mir herab.

Eine weibliche Gestalt erschien über dem Gesteine, ein leiser Akkord der Zither tönte durch die stille Abendluft hernieder. Der Jüngling sprang

auf, sah in die Höhe, die Gestalt war verschwunden, aber um die Felswand trat bald eine Jungfrau hervor, die in seine Arme flog. Dem Herzoge pochte das Herz, als er Ida erkannte, er griff nach seinem Schwerte. Das wäre unritterlich, Christian! sagte er für sich, und blieb ruhig hinter der alten ihn verbergenden Eiche stehen.

Der Mond erhellte den Sitz und umglänzte die Beiden, die sich liebend umfaßt hielten. So lange habe ich Dich nicht gesehen, mein Franz, rief Ida, jeden Abend, wenn alles um mich her ruhte, lauschte ich am Fenster nach dem süßen Rufe Deines Hifthornes, und immer vergebens. Schon fünf Nächte hatte ich sehnsuchtvoll Deiner geharrt, da erscholl mir heute der liebliche Ton, schnell weckte ich meine Hedwig, sie begleitete mich zum Pförtchen hinaus und nun, Gott sei gelobt! nun bin ich wieder bei Dir, nun habe ich Dich wieder! Sie sank in seine Arme, und Beide koseten traulich mit einander. Der Herzog konnte sie im Mondenlichte genau beobachten, er sah, daß der heiligste Bund der Liebe sie vereinte, und fühlte, daß eine Störung grausam sei. Als aber die treue Hedwig kam, die Jungfrau ihrem Ritter ein traulich Lebewohl sagte, die beiden Frauen hinter dem Felsen verschwanden, der Jüngling, den Kopf auf den Arm gestützt, träumend auf der Felsbank saß, da trat Christian hervor und ging auf ihn zu. Franz fuhr auf, und legte die Hand auf das Schwert.

Wer seid Ihr, der mich hier zu stören wagt? rief er zornig aus.

Nur gemach, junger Herr, sagte der Herzog; die weite Welt ist doch nicht Euer alleiniges Eigenthum? In dem Quellenthale des Lorcher Waldes, wo ich Euch zuerst begegnete, wart Ihr viel freundlicher als jetzt. Warum dieses barsche Wesen? es kleidet Euch nicht, nnd paßt nicht zu dem lustigen Aeußeren Eures Gewandes.

Ueberlaßt das mir, entgegnete Ritter Franz immer noch mürrisch, und sagt mir lieber auf Ritterwort: Sahet Ihr, wer hier war?

Ich sah eine holde Engelgestalt!

Und hörtet Ihr, was wir sprachen?

Ich hörte es.

Und kanntet die Jungfrau?

Wie sollte ich Ida Mannsfeld nicht kennen!

Nun so gebt mir Eure ritterliche Rechte und schwört mir, niemals etwas von dem zu verrathen, was Ihr hier gesehen und gehört habt.

Und wenn ich nicht schwöre!

So kommt Ihr, beim heiligen Gott! nicht lebend von dieser Stelle. Er zog sein Schwert; der Herzog lächelte.

Ich fürchte nicht, daß sich Ritter Franz zum Meuchelmörder erniedrige?

Mit nichten, Herr Ritter! Im ehrlichen Gefecht will ich Eure Lippen schließen, und mein Geheimniß in Euer Grab legen!

Kennt Ihr mich, junger Mann? fragte der Herzog sehr ernst.

Nein.

So wißt, ich bin Herzog Christian von Braunschweig.

Und wäret Ihr der Dänenkönig, wäret Ihr selbst Kaiser Ferdinand, ich ließ Euch nicht von hinnen ohne Schwur!

Und genügt Euch mein fürstliches Wort nicht?

Ich verlange Schwur oder Kampf.

Wunderlicher Kauz! sagte der Herzog; hier hast Du meine Hand, hier schwöre ich Dir, nicht zum Verräther Deiner Liebe zu werden, die jedoch Graf Mannsfeld kennt.

Der Jüngling beugte sich vor ihm, ergriff des Herzogs Hand, drückte sie ehrfurchtvoll an seine Lippen, und sagte bescheiden: Verzeihet mir, gnädiger Herr, was mir die Liebe zu thun gebot, und gedenket meiner nur im Guten. Der Herzog, von dem edlen Anstande des Jünglings gerührt, umarmte ihn und sagte: Ich bin Euch, Herr Ritter, noch Dank schuldig von Altripp aus, ich hoffe bei längerer Bekanntschaft quitt zu werden.

Als der Herzog des andern Tages mit seinem Hanns Bottendorf nach St. Martin ritt und nachdenkend auf dem Pferde saß, that ihm der Alte die sonderbare Frage: ob der Tilly oder Fräulein Ida ihn so tiefsinnig gemacht? Der Herzog wurde düsterer, doch Bottendorf that als bemerke er es nicht. Ich glaube fast, fuhr er fort, Ihr habt den Tilly längst vergessen, ob er uns gleich noch so nahe auf den Fersen ist, und sich wohl in diesen Tagen in die Erinnerung zurückführen wird; aber das Fräulein mit ihren dunkeln Augen raubt Euch Eure Fröhlichkeit, die wir, seit Ihr täglich nach St. Martin reitet, an Euch vermissen.

Ei Alter! erwiderte der Herzog halb unwillig, wie wäre es möglich, daß die Liebe mich unmuthig machen könne; Du weißt ja nur zu gut, daß sie mir die frohesten Lebensstunden gegeben hat.

Hm! entgegnete Bottendorf, mit der Liebe ist es wie mit dem Weine, gähren müssen beide: geht es glücklich, so fließt der edle Rebensaft rein und klar in das Kelchglas; geht es schlecht, hat er zu schwach oder zu stark gegohren, so wird er schaal und herbe.

Nein, sagte der Herzog, über das hinkende Gleichniß lachend, mit der Art Liebe ist es vorüber.

Doch höchstens für heute und morgen, meinte Bottendorf, denn für die anderen Tage wird sie schon wieder einkehren.

Das Banket war glänzend; es wurde zu Ehren des Pfalzgrafen gegeben, der das Heer verließ, um nach Haag zu gehen. Die Edelfrauen der umliegenden Gegend verherrlichten es; unter Allen aber strahlte die Witwe von Lembach hervor, welche die Neugierde aus der Gegend von Hagenau hierher geführt hatte, die beiden Helden des Tages, den Herzog und den Mannsfelder zu sehen; in ihrer Schönheit schien sie die Königin des Festes.

Als der Abend nahte, und der Tanz beginnen sollte, schallten von

fernen Bergeshöhen die lieblichen Töne der Hifthörner herüber; jetzt hallten sie klagend in die stillen Abendlüfte, jetzt rauschten sie wie auf Sturmesflügeln daher. — Die blaue Schaar! rief der Mannsfelder, ich kenne diese Melodieen! — Der Herzog beobachtete Ida, mit welcher er eben den Tanz eröffnen wollte; ihre Hand zitterte in der seinen, und als die Musik im Saale noch länger schwieg, als Niemand wagte die blauen Gesellen zu unterbrechen, schlich sie an das offene Fenster, und schaute hinüber nach den buschigen Höhen.

Kennt Ihr diese Töne? fragte der Herzog, der zu ihr an das Fenster getreten war, und sah ihr bedeutungvoll in's Auge.

Warum sollte ich nicht, erwiderte Ida verlegen; Jeder im Heere kennt ja diese Musik. Die Töne der Hörner verhallten in diesem Augenblicke, die Musik zum Tanze rauschte, der Herzog ergriff ihre Hand, und schwebte mit ihr durch den hohen gewölbten Saal. Der Tanz endete, sie trat zurück an das Fenster, und schaute sehnend hinaus in die mondhelle Nacht; eine sanfte Stimme flüsterte hinter ihr ein leises: guten Abend! Sie wandte sich, und Franz stand freundlich da, neigte sich ehrerbietig, bot ihr die Hand zum Tanze, und rasch wogten die Glücklichen dahin.

Der schöne Jüngling, der so bescheiden und doch so keck eingetreten war, erregte die Neugierde der fremden Frauen. Am meisten schien die Edelfrau von Lembach ihn zu bemerken; ihr schönes feuriges Auge ruhte mit Wohlgefallen auf seiner herrlichen Gestalt, und selbst die Bewunderung des Herzogs, der deutlich zeigte, daß er schon jetzt in den Fesseln dieser gefeierten Schönen schmachte, konnte sie nicht aus ihrem Traume reißen. — Die Liebe will wieder in's Quartier rücken, sagte Bottendorf leise zu ihm, als er so vor der Lembacherin stand, und sie nicht auf ihn zu achten schien; doch der Wirth will sie nicht annehmen. — Unwillig sah ihn der Herzog an; da trat Meister Kunz, der Minnesänger aus Nürnberg zu ihm, der nun schon seit einem Jahre des Mannsfelders Feldlager gefolgt war, und sagte: Gnädiger Herr! hört nicht auf den alten Reitersmann, ich will Euch ein Liedchen singen, das lieblicher tönt.

Thut das Meister! erwiderte der Herzog, und Alt und Jung trat hinzu, auch Ida und Franz standen ihm gegenüber. Der Alte nahm die Harfe und sang:

„In der Hand die Himmelgabe,
schwebt die Liebe sanft hernieder,
und ihr rosiges Gefieder
deckt das wunde Herz;
aber aus dem stillen Grabe
steigt sie himmelwärts.

Wonne, Sehnsucht und Entzücken
reichet sie mit sanften Händen,
auch den Kummer muß sie spenden,
Trennung, Qual und Schmerz;
ach! die Rose, die wir pflücken,
drückt den Dorn ins Herz.

Fühllos auf dem Göttersitze
knickt die Zeit die holde Rose,
und sie sinkt, die Blüthenlose,
welk und hingestreut —
doch des Dornes scharfe Spitze
schmerzt für Ewigkeit.

Schwebe hin, du Himmelgabe,
nur für meine süßen Lieder
samml' ich deine Blüthen wieder,
nicht für dieses Herz!
nur im finstern öden Grabe
heilet Liebeschmerz.

Während des Sanges beobachtete der Meister den Ritter Franz und Ida; auch hatten seine finstern, ernsten Blicke Mathilde von Lembach getroffen, die dann ihr Gesicht, nur mit Mühe es von dem Ritter abwendend, wieder ruhig und lächelnd zeigte. Der Herzog dankte ihm freundlich. Eine schöne Himmelgabe sei doch der Sang, meinte er, und wenn nun noch die Worte, die dem eigenen Herzen entströmten, von den Tönen begleitet würden, dann müsse der Sänger auf den Schwingen der Melodie sich hoch über andere Menschen erheben.

Der alte Meister lächelte. Gnädiger Herr, ein Minnelied in meinem Alter gesungen, gleicht dem Liede des Schwanes, der alle Töne der Erinnerung in seinem Todeslaute eint. Wir singen und dichten im Alter, wie wir den Frühling im eisigen Winter besingen: sehnsuchtvoll und traurig, daß er vorüber ist.

Bist ja heute ganz melancholisch, alter Freund! sagte der Mannsfelder, und reichte ihm einen gefüllten Becher; trink, der Wein begeistert den Sägner, und ohne ihn seid Ihr verstimmte Instrumente!

Gnädiger Herr! rief Meister Kunz, auf Euer Wohlergehen, und auf das Wohlergehen Aller, die ihr Feinliebchen treu minnen! Und als er den Becher leerte, begegneten sich die zärtlichen Blicke der Ritter und Frauen; nur Ida und Franz sahen stumm vor sich hin; bei ihnen bedurfte es keines Blickes zur Versicherung der Treue.

Ihr scheint den blauen Ritter, den Ihr so unverwandt betrachtet, genau zu kennen! sagte jetzt der Herzog zu der Frau von Lembach.

Ich kenne ihn nicht, antwortete Mathilde, und wünschte durch Euch, gnädiger Herr, Kunde von ihm zu erhalten. — Der Herzog schwieg. — Der alte Sänger scheint ihn zu beobachten, er kennt ihn gewiß.

Meint Ihr? äußerte der Herzog fast empfindlich, sollen wir zu ihm und uns befragen.

Schöne Frau! antwortete Kunz der Fragenden. Ein Geheimniß waltet über dem Jüngling und gefährlich ist es, hinter den Schleier zu schauen, der ihn verbirgt, gefährlicher noch, setzte er bedeutsam hinzu, ihm zu lange in die ehrlichen, dunkelblauen Augen zu sehen! Er wandte sich und ging von dannen. Der Herzog lachte laut auf. Ist auch Eure Neu-

gierde nicht befriedigt, schöne Frau, habt Ihr doch eine weise Lehre auf den Weg bekommen! sprach er. Die Lembacherin schwieg, doch kaum nahte sich ihr Ritter Franz, so war des Minnesängers Lehre vergessen, sie wogte mit ihm in wildem Tanze dahin, und schaute mit begehrlichen Blicken in sein dunkles Auge.

Herr Ritter, sagte Ida, als der Tanz, dem sie zugesehen, geendet hatte, Ihr scheint heute nur Augen zu haben für jene blonde Schöne im grünen Kleide, und für Eure Ida — Hab ich das Herz, unterbrach er sie mit Innigkeit. Die herbeigeschlichene Mathilde hatte diese Worte des Ritters gehört; genug für sie, um zwischen Beiden ein Verständniß zu ahnen. — Jetzt ertönte ein Hörnerruf von den Bergen; ein leiser Druck der Hand sagte Ida ein stilles Lebewohl. Der Ritter eilte zum Mannsfelder, sprach einige Worte mit ihm, und verließ den Saal. Das Fest wurde schnell geendet. Der Herzog stahl im Fluge den ersten Kuß von Mathildens Lippen und schwang sich auf sein Streitroß; der Feind nahte; schon war er bei Wachenheim.

Im Binnenwalde, bis wohin Tilly den Mannsfelder heftig verfolgte, war ein für beide Theile unentschiedenes Gefecht vorgefallen. Die Blauen hatten tapfer gefochten, aber auch manchen Mann eingebüßt. Herzog Christian ergriff eine Gelegenheit, da er sich mit einem Trupp der Blauen allein befand, und im schlichten Reiterwammse ihnen unkenntlich sein mußte, sie um die näheren Verhältnisse ihres Anführers zu fragen. Er erfuhr weiter nichts, und mehr konnte ihm auch wohl keiner sagen, als daß Alle meist Jäger und gute Büchsenschützen, sich dem Ritter Franz angeschlossen, und ihm treu in allen Sachen wären, wo er es gegen den Kaiser und Papst verlange; dieß hatten sie ihm geschworen. Er zahle ihnen guten Sold, lasse es an nichts mangeln, und täglich wachse ihr Haufe. Einer sagte zuletzt: Wir kümmern uns weiter nicht um ihn selbst, von dem viel wunderliche Dinge umhergehen; bald soll er der Sohn des Papstes, bald der Sohn des Baierfürsten und von einer Nonne geboren sein, uns ist das gleichgültig; wir freuen uns des braven Führers, folgen willig, und unterwerfen uns ohne Murren seiner strengen Mannzucht. Tiefer im Walde ertönten die Hifthörner. Er läßt zum Rückzuge blasen! riefen die Blauen, dort ist es nicht geheuer! Ich rathe Euch Kamerad, daß Ihr links zurückkehrt, denn rechts ist die Gefahr, das Zeichen benachrichtigt uns. Der Herzog sprengte fort. Noch einmal griff Tilly den Wald an; er fand heftigen Widerstand, zog sich zurück, und der Feldzug war für dieses Jahr beendet.

Wie ein Bienenschwarm über eine blumige Wiese, so schwärmte nun das Heer in dem reichen Elsaß, und sog den Honig aus dem geöffneten Kelche. Jeder Anführer bekam seinen angemessenen Kreis, den er aussaugen konnte. Die blaue Schaar nahm Besitz von der Gegend an der Lauter; der Herzog blieb in Hagenau, der Graf Mannsfeld ging nach Schlettstadt

— Man wunderte sich sehr, daß der Herzog so weit entfernt von dem Mannsfelder sein Quartier genommen, und mit dem Reste seines Heeres in dem schlechtesten Theile des Elsaßes, der schon früher hart mitgenommen war, zurückgeblieben sei. Ihn fesselte aber Mathilde von Lembach, die hier, nach dem Tode ihres Gatten, auf ihrem Schlosse am Abhange der Vogesen lebte. Ihr schien das Glück sehr hold zu sein; der Herzog, ihr hoher Verehrer war nicht fern, aber noch näher war ihr Ritter Franz, der in Climbach sein Quartier hatte. Doch an den Ufern des Surbaches, der dicht an dem Berge vorbeifloß, ließ sich kein Blauer sehen, und obgleich Schloß Lembach mit in ihrem Bereiche lag, lebten die Bewohner dort ruhig, ohne nur Einen von diesen lästigen Gästen erblickt zu haben. Desto öfter war der Herzog dort; ein Fest folgte dem andern, zu jedem wurde Ritter Franz geladen, zu keinem kam er. Mathilde war außer sich, sie dachte nur an ihn, spähte nach seinem Thun und Treiben, während er mit dem alten Meistersänger Kunz, der sich zu ihm begeben hatte, einsam in seiner Wohnung saß, und nur selten sein Roß bestieg, die umliegende Gegend zu durchstreifen.

Eines Tages ritt er allein auf die Jagd im Climbacher Forste. Sein Roß war ermüdet; er selbst, in Gedanken versunken, dachte nicht des Weges, und überließ es ihm, wohin es ihn führen wollte; langsam ging es tief, immer tiefer in den Wald hinein, doch plötzlich blieb es stehen und wieherte hell. Der Ritter erwachte aus seinen Träumen, und vor ihm hielt auf einem scheckigen Polen die Edelfrau von Lembach; es war zu spät, ihr auszuweichen, und er sah sich genöthigt an ihrer Seite zu bleiben, und sich von ihr auf den rechten Weg nach Climbach geleiten zu lassen. Es war ein schöner Herbstabend, die Sonne, schon im Sinken, blickte nur noch hier und da durch die lichten Bäume, und bestrahlte das liebliche Antlitz der reizenden Frau. Ihr Auge hing sehnend und liebend an ihm, der süße Ton ihrer Stimme tönte schmeichelnd seinem Ohre, freundlich, innig waren ihre Worte. Er wollte seine Augen schließen vor ihrem Liebeblicke, sein Ohr bewahren vor diesem Syrenentone, umsonst, es wurde ihm warm ums Herz, und heftiger wallte sein Blut. Sie bemerkte es, stieg ab, eine Waldblume zu pflücken, und die Höflichkeit befahl ihm, zu folgen. Den Zügel am Arme führte er beide Rosse; die schöne Frau hüpfte vor ihm her, beugte sich, pflückte einen Strauß, und in den mannigfaltigen Biegungen ihres Körpers, zeigten sich seinem glühenden Blicke die üppigsten Formen. Sie setzte sich endlich auf einen Baumstamm. Laßt Euch neben mir nieder, lieber Ritter, sagte sie, ihres Rosses Zügel an eine Ulme bindend, Ihr müßt ermüdet sein. Franz, des Rosses Zügel am Arme, stellte sich ihr gegenüber, und sah ernst und düster nach ihr hin. Auch sie betrachtete ihn unverwandt, und ihre glühenden Blicke trafen sein finsteres Auge, das nach und nach freundlicher wurde, aber dennoch blieb er still und bescheiden vor ihr stehen, und schien sich des herrlichen Auges, der schönen Formen zu freuen, wobei

sein Mund jedoch schwieg; da ertönte der Jagdruf in ihrer Nähe. Erlaubt, daß ich Euch nach Euerem Schlosse geleiten lasse, sagte er, als seine Diener, ihn suchend, sich näherten und dennoch erwiderte er den leisen Druck ihrer Hand, als er sie auf das Pferd hob. Mathilde warf noch einen feurigen Blick auf ihn, und eilte fort, die glühendste Liebe im Herzen, und mit dem festen Vorsatze ihn zu gewinnen, es koste was es wolle

---

Unfern Schlettstadt lag in dieser Zeit noch ein altes Schloß, von seinen Bewohnern verlassen, die bei den jetzigen Kriegunruhen nach Straßburg, dem einzigen freien Punkte des Elsasses, gezogen waren. Jenes Schloß bewohnte Ida Mannsfeld mit ihren Frauen, und dem kleinen Hofstaate, der sich um sie gebildet hatte. Sie war, gleich ihrem Vater, ein Kind der Liebe; ihr Rang, ihr Stand und der Glanz der sie umgab, hing nur von den mehr oder minder glücklichen Verhältnissen ihres Vaters ab. Seit lange schon an das unstäte Leben gewöhnt, folgte sie ihm von Pilsen aus überall, und hatte sein unruhiges Schicksal mit ihm getheilt. In voller Blüthe der frischen Gesundheit, war sie feurigen und abergläubigen Gemüthes, jeder Empfindung offen, reizbar, zur Liebe wie zum Hasse. Das Kriegsgetümmel in welchem sie die ersten Jahre ihrer Jugend verschwärmte, hatte ihrer Weiblichkeit die sanfteren Züge verwischt, und sie war mehr Heldin, als Weib. Nachdem Mannsfeld, von dem spanischen General Cordova im vorigen Jahre über den Rhein getrieben, die Unterpfalz verlassen mußte, war Ida aus Leichtsinn bei dem letzten Haufen geblieben. Hier war es, wo Ritter Franz zum erstenmale auftrat, die nacheilenden Spanier aufhielt, und Ida über den Rhein hinüber geleitete. Die Schönheit des jugendlichen Helden, sein bescheidener Ernst, das über seinen Ursprung verbreitete Geheimniß, gab ihm in ihren Augen einen besonderen Werth, die Liebe erwachte, und bei Ida Mannsfeld mußte sie schnell in Flammen ausbrechen und einen romantischen Schwung nehmen. Sie gab sich dem Ritter hin mit der Glut eines aufgeregten Gemüthes, doch auch mit dem ernsten Willen, rein und heilig ihre Liebe zu bewahren, und nur mit dem Tode sie zu enden. Der alte Nürnberger Meistersänger, der sich wunderbar zu ihr hingezogen fühlte, und Hedwig, ihre Kammerfrau, waren ihre einzigen Vertrauten.

Dieser alte Meister, erglüht für Deutschlands Freiheit und seinen Glauben, war schon lange dem Mannsfelder gefolgt. Er fand in Ida ein Ideal seiner Phantasie; das holde Mädchen, das auf seinem schneeweißen Rosse, in der romantischen Kleidung wie eine Dame in Arthurs fabelhafter Zeit ihm erschien, ward die Königin seiner Lieder, ihr tönte seine Harfe, sie war die Flamme die ihn von neuem mit Jugendgluthen erwärmte; auch an Ritter Franz, diesem abenteuerlichen Jünglinge, hing er mit der innigsten Sorgsamkeit. Er war der fromme Geist, der seine schirmenden

Flügel über die Liebe und Tugend der beiden Schützlinge breitete, und dessen Stimme warnend und väterlich in ihr Herz drang.

Sehnsuchtvoll saß Ida an einem stürmischen November-Abende, auf dem alten Schlosse zu Schlettstadt, ihren Geliebten erwartend. Sie hatte schon im vorigen Jahre dort gewohnt; schon einmal war der öde Garten der stille Zeuge ihrer Liebe gewesen, deshalb war ihr dieser Aufenthalt so lieb geworden, und jetzt saß sie mit Hedwig allein in ihrem Zimmer. Sie sprachen von dem Ritter Franz, von seinem treuen Herzen, wie er auf dem Banket zu St. Martin die schöne Lembacherin keines Blickes mehr gewürdigt habe, und nur für Ida lebe. Hedwig lobte seine Bescheidenheit, die Zartheit womit er ihr stürmisches Herz umfing, das Treue und Biedere in jedem seiner Worte; nur misfiel ihr das Geheimnißvolle, das um sein Thun und Wesen, und selbst um seine Person sich breite. Sie tadelte, daß er sich dem Grafen nicht näher verband, unabhängig für sich herumschwärme, und — setzte sie zagend hinzu — daß er noch nicht ein Wörtchen gesagt, Euch als seine eheliche Hausfrau heimführen zu wollen. Ida wurde nachdenkend; sie mußte es sich selbst gestehen, daß ihr Geliebter noch nie dieser ersehnten Zukunft gedacht habe, und daß zu dem süßen Geschwätze ihrer Liebe nur die Gegenwart den Stoff gegeben habe. Still, in sich gekehrt, dachte sie der Zukunft — da tönte der Ruf des Hifthornes leise zu ihnen herüber. Er ist es! rief Ida, und zog die lächelnde Hedwig rasch mit sich fort.

In der wohlbekannten Laube des Schloßgartens saßen sie bald Hand in Hand, der Nordwind wehte die letzten welkenden Blätter in ihren Schoos, und dankend warf Ida den schützenden Pelz um, den ihr die vorsichtige Hedwig brachte. Was nur die geschwätzige Liebe fragen und erzählen kann, alle die süßen bedeutsamen Worte, die ganze, tiefe Sprache des Herzens theilten sie sich einander mit. Sie ruhten Arm in Arm, die lieblichste Gegenwart umfing sie mit ihrem Zauber und mit dem Kusse, den er glühend auf ihre Lippen drückte, hob die Sehnsucht ihren Busen, und auf ihren Flügeln schwebte die mahnende Zukunft ihr entgegen. Nach einer Pause in der sie Worte suchte, ihn mit sich hinüber zu führen, sagte sie endlich: mein Geliebter! könnten wir doch ewig Arm in Arm bis zu unserer Todesstunde vereint sein. Ach, ohne festere Bande wird das Schicksal schnell die rosigen lösen! Franz sah trübe vor sich nieder. Du sagst Deiner Ida kein tröstendes Wort? Geht die Zukunft düster an Dir vorüber, so theile mir Deine Ahnungen mit, Du kennst mich, ich trotze dem Schicksale, trotze dem Tode. Allem will ich kühn entgegen gehen, nur nicht der Macht, die mir Dein Herz rauben kann; ach, hier ist Ida Mannsfeld ein schwaches Weib!

Du berührst eine Saite meines Innern, holde Ida! erwiderte Franz, indem seine Hand die Augen bedeckte, als wolle er die Bilder, die vor ihm schwebten, verwischen, berührst eine Saite, die nur traurig tönt; doch es sei. —

Ich stehe allein auf der Welt, aus keinem Mutterbusen sog das Kind den Lebensquell, an keiner Vaterbrust ruhte der Jüngling. Den Elternlosen erzog ein alter Reitermann in den Gebirgen des Herzogthums Westphalen und raubte mir, kaum daß ich denken konnte, das erste Glück des Kindes: die Liebe zu den Seinen. Er sagte mir rauh und offen, daß er nicht mein Vater, daß ich nur seiner Pflege anvertraut sei, und ich im Franziskanerkloster zu Arensberg einst mehr von meinen Eltern erfahren würde. Ach, wie oft bin ich nach dem Kloster gewallfahrtet, wie oft habe ich den freundlichen Abt gebeten, mir von meinen Eltern, von meiner Geburt zu berichten; er schwieg, legte die Hand auf mein Haupt, und sagte gerührt: „Schmerzenkind du kostetest deinen Eltern viel, sie haben dich theuer erkauft; noch ist es nicht Zeit, vielleicht — doch Dein Schicksal ruht in der Hand des Allerbarmers, vertraue auf ihn!“ Als ich ungefähr zehn Jahr alt war, verließ mein Pflegevater die finstern Gebirge Westphalens und zog in ein freundliches Häuschen an der Bergstraße, wo ich in Calvins Lehre unterwiesen, diesem Glauben mich hingab. In allen ritterlichen Uebungen unterrichtete mich mein Pflegevater selbst, und der Verkündiger des Evangeliums in Weinheim fand in den übrigen Wissenschaften einen gelehrigen Schüler an mir. Doch trieb mich ein innerer Drang hinaus ins Freie, und als ich älter wurde, als ich von den Thaten Deines Vaters hörte, wie er blos durch sein Heldenherz, seinen Heldenarm, Heere um sich bildete, und, er allein unter den Deutschen, kühn dem Kaiser trotzte, da zog mich eine unnennbare Sehnsucht zu ihm.

Eines Abends befahl mir mein Pflegevater mich noch heute zu einer Reise anzuschicken. Freudig packte ich meine Sachen, schüttete meinem Dänen doppeltes Futter in die Krippe, warf meine Büchse über die Schulter, schnallte mein Schwert um, und erwartete nun ungeduldig die Stunde der Abreise Mit tausend lieblichen Bildern hatte ich mir die geheimnißvolle Reise ausgeschmückt; ging es doch in die Welt, in ihr buntes Leben und Treiben. Wir trabten die Nacht durch. Als der Morgen graute, ruhten wir an einer Quelle im tiefen Walde, ein Handroß, das der Pflegevater mitgenommen, trug Futter für die Pferde und Nahrung für uns, die Quelle gab den Trunk. Nur erst am Abende sattelten wir die Rosse wieder und ritten weiter; so ging es während dreier Nächte, meist auf menschenleeren ungebahnten Straßen. In der vierten Nacht waren wir noch nicht lange geritten — es mochte Mitternacht sein — als wir an eine Burg gelangten. Sie öffnete sich; ich stieg ab, ein Diener nahm unsere Pferde, ein anderer geleitete mich durch einen langen Gang in eine Kapelle. Keine lebende Seele, als meinen stummen, schwarz gekleideten Führer sah ich in diesen öden Mauern, wo jeder Fußtritt dumpf wiedertönte, und nur einige Kerzen ihr mattes Licht im hohen Gewölbe verbreiteten. Mein Begleiter führte mich nun zu einer offenen Gruft, und reichte mir eine Kerze. Da hinunter geht Euer Weg! sagte er ernst, und

verließ mich. — Ich stand allein in dem Gotteshause, vor mir die geöffnete Fallthüre, wo dunkle Stufen in eine schweigende Finsterniß führten, um mich die hochgewölbte Kapelle. Matt brannten die Kerzen auf dem Altare, zwei in Stein gehauene Ritter knieten andachtvoll an der Wand, und aus einer alten Rüstung fuhr flatternd eine Fledermaus auf, und schwirrte um meine Kerze — noch heute überläuft mich ein kalter Schauer, denke ich des Augenblickes. — Heller flackerte jetzt das Licht meiner Kerze; ich erblickte den heiligen Georg über dem Altare, wie er den Lindwurm tödtet, und der muthige Streiter Gottes gab auch mir den Muth wieder. Ich eilte nach dem Gewölbe, und kaum hatte ich die morschen Stufen betreten, so hallten mir sanfte Harfentöne entgegen. Ich trat nun in eine finstere Gruft, die nur eine herabhängende Lampe matt erleuchtete. Rings an der Wand stand Sarg auf Sarg gethürmt, die ihren Moderduft mir widrig entgegen hauchten und in der Mitte des Gewölbes erblickte ich auf einem Postamente einen schönen schwarzen Sarg, auf welchem ein himmelblauer Schleier ruhte. Mir war es, als ob die Harfenklänge ihm entstiegen; ich sank unwillkührlich an dem Sarge nieder, und betete in stiller Andacht. Da erhob sich hinter ihm eine lange ehrwürdige Gestalt, die mehr vom Schicksale als von den Jahren gebeugt schien, trat auf mich zu, umarmte mich mit Heftigkeit und sprach: Kaiser und Papst, Pfaffen und Mönche haben Deinen Vater unglücklich gemacht, Deine Mutter in die frühe Gruft gesenkt, weil sie Beide der geläuterten Lehre Christi anhingen. Deshalb schwöre in meine Rechte, schwöre auf diesem Sarge, der eine Dir theure Hülle deckt: Krieg dem Kaiser und dem Papste! Schwöre Dein Leben, Deinen Arm der reinen Lehre Calvins zu weihen, für sie zu leben und zu sterben. Ich schwur! der ehrwürdige Mann drückte mich an sein Herz, ich sah Thränen aus seinen Augen quellen, und küßte gerührt seine zitternde Hand. Er sah freundlich, mit Wohlgefallen auf mich nieder, betrachtete mich lange und innig, und drückte mich wieder an seine Brust. Nun geh' mit Gott, mein Sohn! sagte er, und führte mich zur Treppe hin. Noch einmal zog es mich unwiderstehlich in seine Arme. Leb' wohl! rief er aus, Gott sei mit Dir! Ich wankte die Stufen hinauf, mein Begleiter, den ich oben wieder fand, geleitete mich in ein altes, ödes Zimmer, wo mich Speise und Trank erquickten, die Rosse harrten im Schloßhofe, noch ehe der Morgen graute, saßen wir wieder zu Pferde, und gelangten wieder, auf die nämliche Weise, wie wir gekommen waren, jedoch auf anderen Wegen, in unsere Wohnung an der Bergstraße. Ich bat meinen Pflegevater, mir das Geheimniß zu lösen; er schwieg und ich kenne es bis jetzt noch nicht.

Von diesem Tage an begann für mich ein neues Leben; Euer Vater nahte, der Pfalzgraf mit ihm. Ich, mein alter Pflegevater, der Pfarrer in Weinheim, und mehrere treue Pfälzer, warben in der Stille. Schon waren dreißig Mann beisammen, als aus dem Elsaß ein Häuflein von funfzig Büchsenschützen, wohl gekleidet und ausgerüstet, zu mir stieß,

lauter junge stattliche Jäger. Wer sie gesendet, konnte ich nie erfahren, sie waren im Elsaß von einem Unbekannten für mich geworben, zu ihnen gesellten sich immer mehr, und Geld und Waffen bekamen sie von unbekannter Hand. Euer Vater erschien; ich schloß mich ihm an, ohne in seinen Dienst zu treten. Nur gegen Kaiser und Papst zu fechten, hatte ich geschworen, diesen Schwur hatten die Meinen auch mir geleistet; deshalb darf ich keines Andern Diener sein, um frei zu handeln, und für meinen Schwur leben und sterben zu können. Den himmelblauen Schleier vor Augen, der ausgebreitet über dem Sarge ruhte, kleidete ich mich in diese Farbe; auch meine Schaar trägt sie, und als ich Euch zum erstenmale blau gekleidet sah, als ich hörte es sei Eure Lieblingsfarbe, ach, doppelt lieb wurde sie mir von diesem Augenblicke an! — Darf aber nun der Eltern-, der Heimathlose um die Hand der Gräfin Ida werben? Muß die That mich nicht erst adeln, und die Zukunft den Schleier, der über meinem unglücklichen Dasein liegt, hinweg ziehen?

Bedarf die Liebe dessen, mein Franz? sagte Ida; auch ich bin ein Kind der Liebe, auch meine Geburt ist nicht rein, und der Glanz, der mich umgiebt, nur der trügerische Schein glücklicher Augenblicke. Darf sich Ritter Franz nicht kühn Ida Mannsfeld zur Seite stellen, und wird mein Vater dem Jünglinge seine Tochter versagen, der so tapfer für ihn und die gute Sache focht? Franz stand vor ihr und blickte zweifelnd in ihr Auge. Muth, Geliebter! die Liebe besiegt alles. Wer den Tod nicht scheut, dem ist kein Hinderniß zu groß. Ich werde mit dem Vater sprechen, ihm unsere Liebe entdecken, und verweigert er mir mein Glück, dann folge ich Dir wohin Du willst!

Leise hallten Harfentöne aus dem Thale herauf. Ida erbebte. Du warnst, alter Harfner! sagte sie ernst; doch jetzt gellen mich deine süßen schmelzenden Töne nur widrig an — was willst Du jetzt von uns? — Treue bis in den Tod! rief Franz, drückte Ida stürmisch an sein Herz, entwand sich ihren Armen und schied.

Auf Burg Lembach war indeß Freude in Fülle; auch in Hagenau wurde des Landes Schweiß verpraßt, und in Gastmählern und Festen, der Edelfrau von Lembach zu Ehren, vergeudet. Franz war oft dort; er sah zwar Frau Mathilden, schien aber ihre süßen lockenden Blicke nicht zu verstehen. Ruhte auch sein Auge zuweilen auf ihrer holden Gestalt, betrachtete er auch die lieblichen Züge ihres Gesichtes, stand die holde Frau doch nur als ein schönes Bild vor ihm: sein Herz blieb kalt, und er, Herr seiner Sinne. Allein oft, wenn er sie unbemerkt zu betrachten glaubte, gewahrte sie seine Blicke und deutete sie falsch; sie wähnte, es streite in ihm die Liebe zu Ida Mannsfeld mit dem Verlangen nach ihr, und glaubte, sie sei ihres Sieges gewiß, wenn es ihr gelänge, seine Sinne nur so lange

zu fesseln, daß er, wenn auch nur auf Augenblicke, die Treue vergessen könne. Die Liebe siegte über ihren Stolz; noch einmal wollte sie es versuchen, ihn in ihre Fesseln zu schmieden.

Ritter Franz hatte ein großes Jagen angestellt; mehrere Ritter waren geladen. Man verfolgte einen angeschossenen Edelhirsch — da tönte das Horn, lieblich und wohlbekannt. Er ließ seine Begleiter die Fährte des schweißenden Thieres verfolgen, und trabte unbemerkt seitwärts dem Schalle zu, während sein Hifthorn in wohlbekannter Weise antwortete; aber immer ferner und ferner hallten die Töne. Jetzt nahte er ihnen, sein Roß spornend machte er sich Bahn durch das Dickigt, und aus einer dunkeln Felsmasse, die er im Gesträuche zu erblicken glaubte, schien ihm jetzt der Ton zu kommen, den er endlich deutlich von dort vernahm. Er eilte hin, und sah sich vor der kleinen Oeffnung einer hohen Felswand. Hier stieg er ab, band sein Pferd an, stieß noch einmal in sein Horn; ein leiser Ton antwortete von innen seinem Rufe, und er eilte hinein und sah bei dem Strahle der Sonne, die durch eine Spalte von oben herab die Grotte erhellte, auf einer Moosbank — Mathilde; die zu schlummern schien. Der Ritter stand ergriffen von ihrem Anblicke, die Ahnung, die ihn so oft an Ida's Lippen durchschauert hatte, glaubte er hier verwirklicht zu sehen, sein Auge glühte, er wollte die Hand ergreifen, die, nachlässig herabhängend, eine Zither nur schwebend noch hielt — da schien es ihm plötzlich, als bebten leise ihre Saiten und er trat erschrocken zurück. Aber die Töne schwiegen, es war gewiß nur Täuschung gewesen; das schöne Weib aber, welches im Schlummer süß zu träumen schien, war Wirklichkeit. Er beugte sich über sie, unwillkührlich senkte sich sein Haupt, seine Lippen näherten sich — da erklangen feierliche Akkorde einer Harfe durch die halb dunkele Höhle. Der Ritter, wie aus einem Traume erwacht, drückte die bebende Hand auf die Augen, nahm dann, halb abgewandt, den Mantel von seiner Schulter, und ihn über die Schlafende werfend, floh er aus der Höhle.

Treue nur lohnt Minne,
doch dem falschen Sinne,
gräbt sie schnell ein Grab!

sang der alte Kunz, der auf einem Baumstamme vor der Höhle sitzend, ihn nicht zu bemerken schien. Komm, komm Alter! sagte Franz, und zog ihn mit sich fort in den Wald hinein.

Kaum hatte sich der Ritter entfernt, so fuhr die schöne Schlummernde von ihrem moosigen Bette auf. Was war das? rief sie aus. O! diese Schmach, diese kalte Verachtung erträgt kein glühendes Herz! Rache! rief sie aus, den Mantel stier anblickend, und ihn hoch in die Luft haltend. Sei du mir die Flagge, die bei Tag und Nacht, im Sonnen- und Sternenlichte mich glühend umweht; sei der Todtenmantel ihrer Liebe, und flattere höhnend über ihrem Grabe!

Schon früher waren Franz und Ida von ihr mit Lauschern umgeben; sie hatte erfahren, daß sie sich auf der Burg Schlettstadt gesehen, das Hifthorn ein Zeichen sei, womit er die holde Geliebte locke, und daß auch sie ihn mit gleichen Tönen herbei rufe; selbst die Töne waren ihr verrathen worden. Hierauf baute sie ihren Plan, in der Gegend am Surbach und der Lauter kannte sie jeden Weg', jedes Büschchen, mitten im Walde hatte die Natur mit seltsamer Laune diese Grotte von hohen Granitfelsen gewölbt, diese war zu ihrem Plane ausgewählt, sie sollte der Tempel ihrer Liebe sein — und jetzt verließ sie, Wuth im Herzen, den stillen Ort ihrer Schmach. Von ihren Lippen, die nach seinem Kusse geschmachtet hatten, tönte der fürchterliche Schwur der blutigsten Rache, und wie eine Verzweifelnde warf sie sich dem harrenden Herzoge in die Arme; die Rache gab, was die Liebe verweigert hatte.

Ritter Franz kam verstört nach Climbach; diese Begebenheit hatte einen sonderbaren Eindruck auf ihn gemacht, schlummernde Gefühle waren erregt, und Ida trat in ganz anderer Gestalt vor ihn. Dem Meister Kunz entging diese Stimmung nicht; er entlockte dem Ritter den Ton, der jetzt in seinem Innern anschlug, faßte traulich seine Hand und sagte: Laßt uns nach Schlettstadt gehen, und drückt die Braut an Eure Brust! Sie zogen, ohne den lockenden Ton des Hifthornes, frei und offen in das Schloß, und als der Ritter das Fräulein an sein Herz drückte, ihr Kuß auf seinen Lippen brannte, da riß er sich plötzlich aus ihren Armen, den schweren Gang zum Vater zu wagen.

Schon am andern Tage stand der Mannsfelder zwischen Franz und Ida traulich in seinem Gemache zu Schlettstadt, und segnete den Bund ihrer Liebe. Er kannte zu gut den Wechsel des Glücks, hatte ihn zu oft erfahren, um auf das Wandelbare fest zu vertrauen; er ergriff schnell den Augenblick, wo ihm das Glück lächelte, benutzte ihn nach Kräften, und beugte sich unter seinem Druck, wenn es sich von ihm wandte. Ihm war deshalb auch die Bitte des jungen Ritters nicht unwillkommen, besonders, da sie so ganz mit Ida's Wünschen übereinstimmte. Er hoffte, sich an diesem Eidam einen treuen Kriegsgefährten zu erhalten, der wohl dereinst, das angefangene Werk zu vollenden, Muth und Kraft habe. Er bedachte, daß Ida, ein Kind der Liebe, keine großen Ansprüche machen könne, und wenn ihm das Glück hold blieb, wenn es ihn auf die ersehnte Stufe stellte, so träte ja der Eidam zugleich mit auf diese Höhe. Ueberdies glaubte er, daß es Zeit sei, dem Herzen der wilden, und doch schwärmerischen Ida eine bestimmte Richtung zu geben, und so waren alle die Hindernisse, welche Franz zu erblicken glaubte, schnell gehoben, und die Liebenden vereint.

Bald war der Tag der Vermählung bestimmt, denn des Mannsfelders Aufenthalt im Elsaß ging zu Ende. Franz kehrte daher nur auf einige Tage zu seiner blauen Schaar zurück.

Der Herzog brachte die Kunde dieser Vermählung von Schlettstadt, wo er sich einige Zeit aufgehalten hatte, nach Hagenau; durch ihn erfuhr sie Mathilde. Sie schien zu lächeln und sich dieser Verbindung zu freuen, besonders da ihr das Hochzeitfest, wozu sie durch den Mannsfelder eingeladen war, Gelegenheit gab, im schönsten Glanze ihres fürstlichen Geliebten würdig, zu erscheinen.

Franz schweifte indessen von Sehnsucht getrieben umher. Seinen alten Pflegevater zu holen, war heimlich ein Bote nach Weinheim geschickt; er kam aber mit der Nachricht zurück, der Alte sei aus dortiger Gegend verschwunden, Niemand wisse wohin er gegangen sei. Nur von seinem nahen Glücke träumend, sein theures Hifthorn an der Seite, den muntern Gürg hinter sich, gönnte er im nahen Forste keinem Hirsche, keinem Keuler Ruhe. Es fing schon an zu dämmern, als ihn einst der Zufall nach jenem Theile des Waldes führte, wo ihn vor mehreren Wochen der so süß tönende Ruf des Hifthornes in die Grotte gelockt hatte. Er dachte jetzt den mannigfachen Verkettungen menschlicher Schicksale nach; es schien ihm sonderbar, daß eben diese Begebenheit wahrscheinlich die Ursache seines schnellen Glückes gewesen war, und ihn rascher zum Ziele geführt hatte. Noch in diesen Gedanken versunken, erblickte er, von den höher gewölbten Buchen beschattet, die wohlbekannte Felswand. Die Oeffnung in dies heimliche Plätzchen lud ihn freundlich ein; er stieg ab, ließ seinem Gürg die Pferde halten, und ging mit sonderbaren Gefühlen, und von lockenden Bildern umgaukelt, der Grotte zu. Er trat ein und sah — den Herzog und Mathilden in traulicher Umarmung auf der Moosbank. Rasch zurückstürzend, eilte er zu seinem Rosse und jagte nach Climbach. Von jetzt an sah er in Mathilden nicht mehr das thörigte, leichtsinnige Weib, er sah nur die gemeine Buhlerin in ihr, in dem Herzoge, für den er so viel Ehrfurcht gehegt, nur einen leichtsinnigen Wüstling. Deshalb war er unangenehm überrascht, als er am nächsten Morgen die Einladung des Herzogs erhielt, zu ihm zu kommen, was er füglich nicht verweigern konnte. Der Herzog kam ihm freundlich entgegen, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in sein Zimmer, und sprach mit ihm in vollem Lachen über die Begebenheit des vorigen Abends. Ich hoffe, fuhr er fort, Ritter Franz wird Gleiches mit Gleichem vergelten, und eben so verschwiegen meine Liebe bewahren, wie ich die seinige in mir verschloß; wir sind dann quitt, Herr Ritter! — Mathilde trat herein, der Herzog eilte ihr entgegen; hohe Röthe glühte auf ihrem Gesicht, als sie den Ritter gewahrte. Also Verschwiegenheit! hob der Herzog noch einmal an.

Verschwiegenheit geziemt dem Rittermanne, Herr Herzog! erwiderte Franz, die gelobe ich; doch bitte ich Euch, gnädiger Herr, meine Liebe nicht

mit der Eurigen zu vergleichen. Rein trete ich mit meiner Verlobten an den Altar, sie steht an meiner Seite gleich dem Engel der Unschuld.

Herr Ritter! fuhr Mathilde zornig auf.

Edelfrau von Lembach! sagte dieser gelassen, die Liebe ist zwiefacher Art. Die eine gleicht der lieblichen Rose, welche die Hand der Jungfrau sorgfältig pflegt und treulich bewahrt, selbst vor dem Kosen des Zephyrs schützte sie gern ihren Liebling. Die andere gleicht dem wilden Busche, auf dem die Flatterrose üppig erglüht, jede Biene nascht von ihrer Blüthe, jeder Schmetterling flattert um sie; die treue Liebe aber geht an ihr vorüber! Er neigte und entfernte sich.

Der Herzog lachte laut auf, Mathilde erglühte vor Zorn. Warum Euch deshalb ereifern? sagte der Herzog; laßt doch den Thoren neben dem gefüllten Humpen durstend verschmachten, laßt ihn sein Liebchen schirmen und schützen vor jedem kosenden Lüftchen, während wir genießen und in Seligkeit schwelgen. Komm Liebchen, und vergiß den hoffärtigen Narren! Aber Mathilde konnte ihn nicht vergessen, je schöner sein Bild vor ihr stand, desto wilder glühte die Rache in ihrem Busen.

Mit klopfendem Herzen erwartete Ida Mannsfeld ihren Geliebten. Er kam, geschmückt mit fürstlichem Glanze, doch sie sah nur ihn, nur an seinen Lippen hing ihr Blick, auf der schönen männlichen Gestalt des Geliebten ruhte ihr Auge. So traten sie im hohen Gefühle ihres Glückes in den festlich geschmückten Saal, wo Alles sich zur Hochzeitfeier versammelt hatte. Auch Herzog Christian war zugegen, und mit ihm die Edelfrau von Lembach. Morgen, sagte scherzend der Herzog, indem er ihn bei Seite zog — morgen werdet Ihr gewiß nachsichtiger sein für mich und die Lembacherin, die Ihr zu vermeiden scheint, und der Ihr wohl eine freundliche Entschuldigung gönnen solltet.

Für Euch, gnädiger Herr, thue ich gern, was ich vermag und darf! sagte Franz, doch — die Trompeten erschallten, und der Ritter führte seine holde Braut, geschmückt mit der lieblichen Myrthenkrone, hin zur Kapelle.

Als sie eintraten, ergriff den Ritter ein ängstliches Grauen. Meine Ida, sagte er leise zu ihr; diese Kapelle erkenne ich wieder — es ist die nemliche, in welche mich der schwarze Führer geleitete. Sieh hier links die knieenden Ritter, dort neben dem Altare die Rüstung, hier rechts die Thüre zur Gruft. O schweig, Geliebter! sagte Ida, sich an ihn schmiegend, mir wird so bang! Da erschallten die feierlichen Worte des Priesters, welcher den Segen des Himmels für sie erflehte; ein herzliches Ja! schloß den Bund auf ewig.

Die Freuden der Tafel konnten sie nicht erheitern; immer stand die Nachtscene und die Kapelle mit der offenen Gruft vor ihnen, immer sah Franz den ehrwürdigen Alten, wie er sich hinter dem Sarge erhob. Als er aber nach aufgehobener Tafel mit Ida in einem einsamen Zimmer,

am flackernden Feuer des Kamines stand, von wo aus sie die Laube, diese stille Vertraute ihrer Liebe sehen konnten, als er sie umarmte, den Kuß der sehnsuchtsvollen Liebe auf ihre Lippen drückte, und endlich Kapelle und Todtengruft vergessen hatte, da trat Herzog Christian herein, ein hohes Kelchglas in der Hand, ihm folgte die Edelfrau von Lembach, einen Krug mit Wein tragend.

Herr Ritter! sagte der Herzog, vom Weine zur ausgelassenen Fröhlichkeit gestimmt, und fast berauscht. Der Zufall hat uns gegenseitig sonderbar geneckt und doch nicht entzweit, nur mit dieser Dame seid Ihr in Fehde begriffen; laßt mich am heutigen Tage, wo Ihr so beseligt seid, Versöhnung stiften und nicht wahr, werthe Gräfin, sagte er, sich zu Ida wendend, auch Ihr seid ein Friedensengel und trinket mit zum Bunde der Eintracht? — Franz und Ida schwiegen. — Thät es mir doch leid, fuhr der Herzog fort, wenn der bravste Ritter im Heere, dem ich persönlich so zugethan bin, mir, dem Herzoge Christian, die Bitte an seinem Hochzeitstage abschlüge, durch einen Trunk und durch ein freundliches Wort die stille Fehde zu endigen, die zwischen ihm und meinem Liebchen besteht!

Gnädiger Herr! sagte Franz, mit Frauen bin ich nie in Fehde, doch wünscht Ihr es, ich möge der Edelfrau von Lembach die Versicherung geben, daß ich ihre Schönheit bewundere, und keinen Groll in meinem Herzen hege, so erfülle ich diesen Wunsch, aus Achtung für Euch, Herr Herzog, gern und willig. Mathilde verneigte sich erröthend, und schenkte den purpurnen Wein in's Kelchglas, das Franz leerte. Da tönten aus dem tiefen Erkerfenster die Harfentöne des alten Meistersängers; er sang:

Ach unter Blumen lauscht schon lange
die schöne, buntgefleckte Schlange;
weh Dir, wenn Dich ihr Stachel trifft!
Der Ritter lauscht! — der Alte singet!
Du bist verloren, wenn's gelinget,
aus jenem Becher trinkst Du Gift!

Alter Narr! sagte der Herzog, indem der Ritter das Kelchglas leerte; sing ein freundlich Lied, eine fröhliche Weise zum Trunke der holden Braut! Er reichte Ida das Glas, nachdem es Mathilde wieder mit Wein gefüllt hatte.

Trinkt nicht! so rief der alte Sänger,
dem Ritter wurd' es immer bänger —

sang mit starkem fast schreiendem Tone der Meister aufspringend; das Glas bebte in des Fräuleins Hand, es entfiel ihr, und zerschmettert lag es zu ihren Füßen. — Ich danke Euch für Euer freundliches Wort, sagte Mathilde, sich gegen den Ritter wendend, ich werde dieses Augenblickes, wo mein sehnlichster Wunsch erfüllt wurde, nicht vergessen! Sie verneigte sich, und verließ am Arme des Herzogs schnell das Zimmer.

Schweigend standen die Neuvermälten vor den Trümmern des Pokals. Was war das? sagte Ida; o ewig Geliebter, es sprachen die finsteren

Mächte ein fürchterliches Wort! Nur Muth, bald seid Ihr am Ziele! sagte herbeikommend der Harfner, der es nicht gesehen, daß Franz schon getrunken hatte, suchte die Scherben des Kelchglases zusammen, warf sie zum geöffneten Fenster hinaus, und zog stumm und schweigend die Saiten der Harfe wieder auf, die sein Ungestüm zersprengte.

Sie ruhten Arm in Arm, als der Mannsfelder eintrat, und sie zum Tanze abholte. Alles harrte ihrer; doch weder der Tanz, noch die Festspiele der Gaukler und Sänger, die sich heute auf der Burg eingefunden, konnten Ida's Trübsinn zerstreuen, und auch Franz fand nicht die Heiterkeit, die man sonst an ihm gewohnt war. Als nun gar der Herzog mit Mathilden auf ihn zutrat, und im Weinrausche ihn bat, die schöne Frau zum Tanze zu führen, als er mit verbissener Wuth ihr die Hand reichen mußte, trübte eine finstere Wolke sein freundliches Auge. Wie ist es Euch heute, Herr Ritter? fragte ihn während des Tanzes die Frau von Lembach; schleicht Euer Blut auch jetzt noch so langsam und kalt, oder tobt es in Euren Adern? — Verachtend blickte sie der Ritter an und schwieg. — Einmal, so fuhr sie fort, als ob sie seine Verachtung nicht bemerkte; einmal, dessen bin ich gewiß, setzt Mathilde von Lembach Euer Blut in Wallung! — Schlaft wohl, schöner Ritter, im Arme Eures Weibchens! Sie endete den Tanz, entfernte sich, und ließ ihn sinnend stehen.

Als endlich der lärmende Zug die Neuvermählten zur Hochzeitkammer geleitete, sie im einsamen Gemache nun allein standen, da knieeten sie vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder, das in einer Blende freundlich mit dem Jesuskinde ihnen entgegen blickte. Alles Irdische vergessend, beteten sie inbrünstig, während leise Harfentöne in trauriger Weise vor ihrem Gemache, gleich Grabgesängen sich hören ließen. Ida warf sich ergriffen in die Arme des Geliebten, der sie krampfhaft an sich drückte; sie blickte ihm wehmüthig ins Auge, und trocknete den Schweiß von seiner Stirn. Lustig und jubelnd schallten jetzt von fernen Bergen die Hörner der Blauen, freudig blickte der Ritter auf, der Schlachtgesang tönte, der Ruf zum Angriffe erscholl. — Meine Getreuen! so rief er, blasen das Siegeslied! Läß uns, meine Geliebte, den köstlichen Augenblick nicht mit düstern Ahnungen vergiften. Komm Geliebte, komm! — Die Hörner klangen wild ermuthigend — er ergriff die schmachtende Ida, und — sank leblos zu Boden.

Ida warf sich über den Geliebten, der noch einmal aufzuckte, sie starr anblickte, ihre Hand ergriff, und sie fest an sein Herz drückte. Sie wollte aufspringen, nach Hülfe schreien — krampfhaft hielt sie seine eiskalte Hand und zog sie zurück an sein Herz. Sie versuchte es noch einmal sich loszuwinden, aber vergebens! Und als sie ängstlich empor sah, war es, als fühle sie Geisternähe, als erblicke sie eine Gestalt in geistlichem Gewande der heiligen Frauen zu Gerresheim, die sich über den Entschlafenen bog, seine starren Augen mit ihrer luftigen Rechten schließend, einen Kuß auf

seine bleichen Lippen hauchte, und leise seine Hand berührte, die nun Ida losließ. Die Erscheinung verschwand.

Wankend eilte Ida zur Thüre, ihre treue Hedwig saß vor derselben, der Meistersänger neben ihr, die Harfe im Arme; Beide schlummerten sanft, kaum waren sie zu erwecken — ermattet sank sie neben ihnen hin.

Alles kam nun im Schlosse herbei; keine Hülfe — der Ritter war todt. Leblos brachte man Ida auf ihr Lager, und als sie nach einem tiefen Schlafe erwachte, erhob sie sich voll Lebenskraft, und trat vor ihren Vater. Nur eine Bitte noch gewährt mir, sagte sie. Laßt mich unbemerkt von hinnen ziehen, in drei Tagen bin ich zurück; um die eilfte Stunde der Nacht senkt meinen Geliebten in die Gruft, ich bin dann wieder bei Euch und geleite ihn zu Grabe! Sie bat so innig, so ernst; der Vater konnte ihr nicht widerstehen. Nur von Hedwig und dem treuen Görg begleitet, ritt sie auf ihrem schneeweißen Dänen über die Zugbrücke in die dunkle Nacht hinein.

Die Kunde dieses Vorfalles durcheilte die Gegend. Man muthmaßte, daß die Pfaffen den Ritter vergiftet hätten, denn daß er Gift bekommen habe, war gewiß, die Spuren desselben zeigten sich schon am andern Tage. Tausende von Menschen strömten herbei, um den schönen Jüngling zu sehen, der in der Burgkapelle im Sarge liegend, öffentlich ausgestellt war, und dessen Gesicht noch schön wie eine weiße Rose, und allein von den Spuren des Giftes verschont, freundlich zu lächeln schien. Mädchen und Frauen wallfahrteten hin, um den im Tode zu sehen, von dem so viele Märchen und Geschichten im Umlaufe waren. Sie streuten Blumen auf sein Grab, und beteten für die Seele des Entschlafenen; Allen war es jedoch unerklärbar, daß von der blauen Schaar Niemand erschien.

Der Abend des dritten Tages nahte; die Glocke schlug zehn und Ida zeigte sich noch nicht. Da kamen fremde Reiter in den Schloßhof, ein großer, ehrwürdiger Mann, in einen Mantel gehüllt, stieg ab, und verlangte den Mannsfelder zu sprechen. Kurze Zeit waren Beide in einem Zimmer allein gewesen, als sie heraustraten, und der Fremde, noch verhüllt, mit dem Mannsfelder nach der Kapelle ging. Alles war dort schon zu dem feierlichen Begräbnisse bereitet, die Gruft geöffnet, der Sarg verschlossen. Alle Frauen aus Schlettstadt erschienen in Trauer gehüllt, um den blauen Ritter zu Grabe zu geleiten; die Kapelle war voll Menschen. Jetzt nahte der Mannsfelder mit dem Fremden, Jedermann machte Platz. Sie traten zu dem Sarge und während er wieder geöffnet werden mußte, knieete der Fremde auf den Stufen des Altars und betete. Mit freundlichen Zügen, mit Blumen und Kränzen geschmückt, lag der Entschlafene da, der Fremde warf sich über ihn. Es war der unglückliche Gebhard Truchseß von Waldburg, der geächtete Churfürst von Cöln*),

*) Churfürst Gebhard von Cöln, aus dem Geschlechte der Truchseß von Waldburg.

der an dem Sarge seines Sohnes den Leidenkelch des Schicksals leerte. Seine Agnes Mannsfeld war früh heimgegangen, und nun stand der alte Fürst an der Gruft des letzten menschlichen Wesens, an dem sein gekränktes Herz noch gehangen hatte. Er faßte des Sohnes Hand, drückte den Abschiedkuß auf seine eiskalten Lippen, und als er, vom Schmerz ergriffen, dem Mörder des einzigen Kindes fluchen wollte, da erscholl der Hörnerklang der Blauen, ihr Todtenmarsch hallte durch die Lüfte. Bei Fackelschein zogen sie Paarweise in die Kapelle, an ihrer Spitze Ida Mannsfeld, neben ihr die Edelfrau von Lembach, die sie zum geöffneten Sarge hinführten. — Mörderin! sagte Ida, ihre Hand ergreifend, blick' auf Dein Opfer, und bekenne! — Franz! rief Mathilde bebend, und wollte sich über ihn stürzen. Zurück! donnerte die Stimme des Churfürsten, zurück Unheilige von diesem Schlummernden! Er schleuderte sie weit hinweg. Thränenlos, mit freundlichem Lächeln, drückte Ida den Abschiedkuß auf die Lippen des Todten. Ich räche Dich, mein Franz! sprach sie mit funkelndem Blicke; ihr Blut färbe die erbleichten Rosen unsrer Liebe! Sie winkte den Blauen. Thut wie ich Euch befohlen! Sobald er die Gruft hinabsinkt, sinke sie von Euren Kugeln durchbohrt! — die Wilden faßten die Zitternde. Da tönte Meister Kunzens Harfe vom Chor herab in heiligen Weisen, und Alle wollten gesehen haben, wie Agnes Mannsfeld, die Kanonissin von Gerresheim, einen Palmenzweig in der Rechten, über der Gruft leuchtend schwebte. Sie beugte sich zu dem Entschlummerten, fächelte mit der Palme Ida's glühender Stirn Kühlung zu, und höher und höher schwebte sie dann hinauf, immer leiser und leiser hallten die Töne der Harfe, bis sie verschwand.

Den Entschlafenen senkten sie nun in die Gruft neben dem Sarg, der die Hülle Agnesens, Gräfin von Mannsfeld umschloß und der alte Churfürst drückte die Tochter an seine Brust, die mit wehmüthigem Tone der bebenden Mathilde zurief: Ziehe in Frieden!

Nun flattre wieder lustig am Hute meines Herrn, sagte am andern Tage der alte Bottendorf, als er seines Herren Hut ergriff, an dem Elisabeth's von England Handschuh befestigt war, nun darfst du deines untreuen Ritters dich nicht mehr schämen.

Bottendorf! unterbrach ihn der Herzog zürnend. Denn von nun an, fuhr der Alte fort, ohne die Worte des Herzogs zu beachten, kennt er den Werth wahrer ritterlicher Minne.

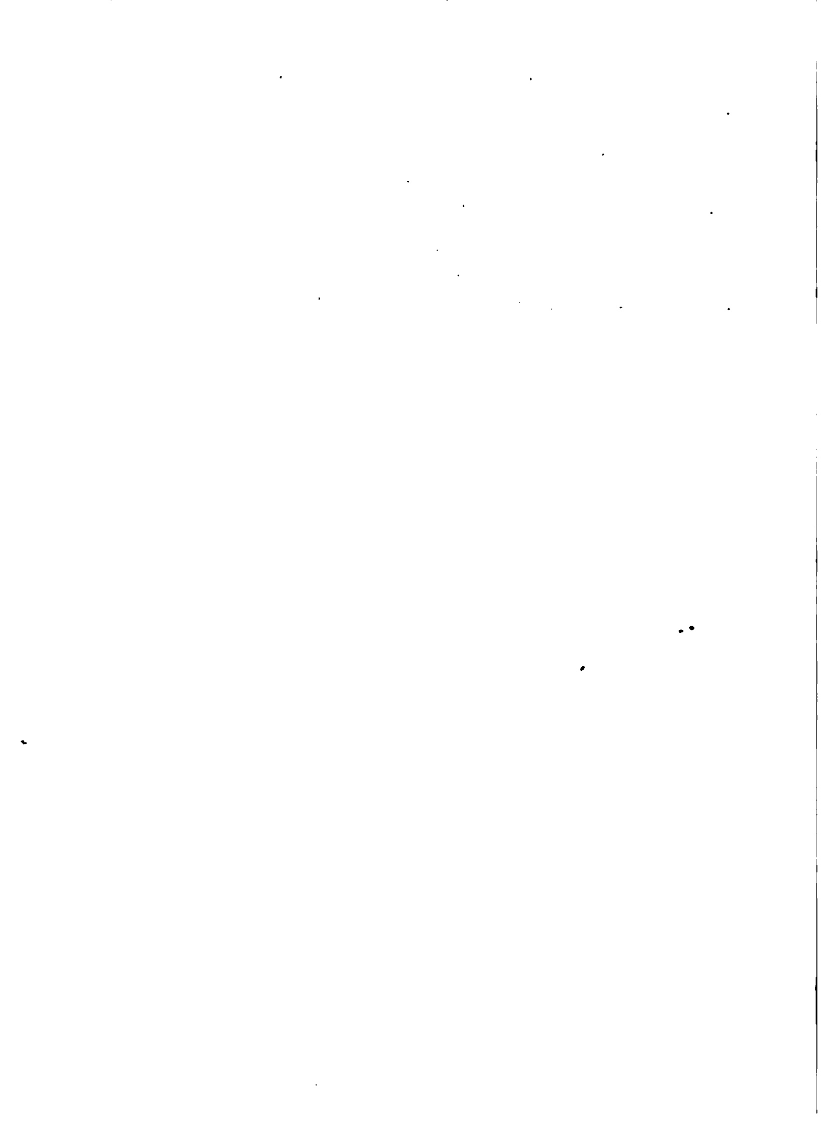
Bei Gott, Du hast Recht! rief Christian von Braunschweig aus, den Handschuh an seine Lippen drückend. Fortan nur für sie schlage ein treues Herz!

---

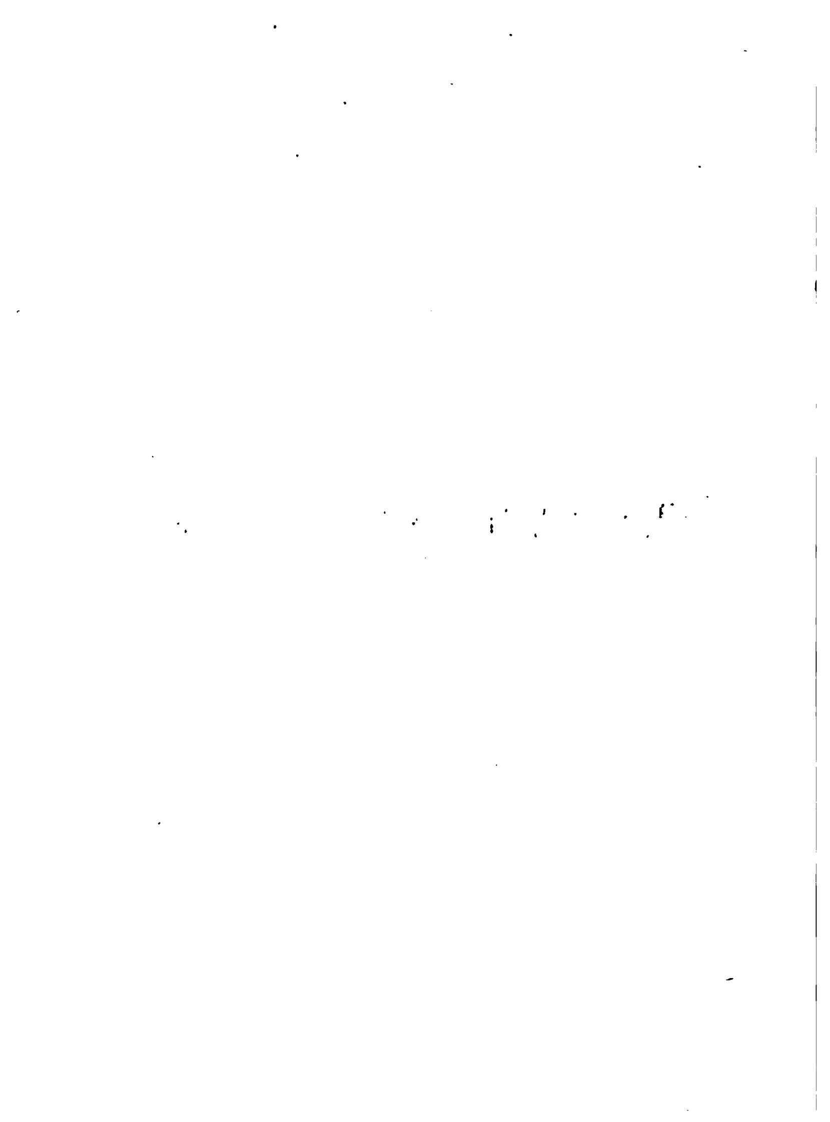
liebte Agnes von Mannsfeld zu Gerresheim. Er trat deshalb zur Calvinischen Religion über. Die Union nahm sich seiner nicht an; er wurde abgesetzt, verlor sein Land, und starb als Domherr zu Straßburg. Ein Sohn war die Frucht seiner Ehe.

Amen! sprach der Alte, und küßte die dargereichte Hand seines Fürsten, der, so lange er lebte, die schreckliche Begebenheit, die wie ein düsterer Punkt den Glanz seines romantischen Lebens verdunkelte, nicht vergessen konnte. Bei jedem zerbrochenen Pokal durchzuckte ihn fortan ein ängstliches Zittern.

Im Straßburger Dome ruht Churfürst Gebhard; er folgte nach wenig Monden seinem Theuern. Auch Ida's Sehnsucht stillte das ernste Schicksal nur zu bald, sie suchte den Tod und fand ihn, umringt von der getreuen blauen Schaar, im Treffen bei Fleurus. Lange noch zeigte man dort das einfache Grab der gefallenen Heldin. Die Zeit hat den Grabstein zerstört, aber nicht die Erinnerung an ihre Liebe und Treue verwischt.



Der Rebell von Hoogstraten.



Es war ein heißer Nachmittag des Jahres 1602, als zwei Haufen spanischer Reiterei dicht hinter einander die Straße von Brüssel nach der Maas zogen. Ihre Anführer ritten vertraulich zusammen und waren über ihre Kriegsoperationen in ein ernstes Gespräch verwickelt.

Es waren zwei in der spanischen Armee berühmte Parteigänger, die Schrecken der feindlichen und neutralen Provinzen. Obgleich von ganz verschiedenem Charakter und Denkweise, waren sie dennoch Freunde, und bisher hatte keine militairische Eifersucht zwischen ihnen stattgefunden. Der eine war Jacques du Terail, ein französischer Edelmann, der, in Birons Verschwörung verwickelt, noch zu rechter Zeit sein Vaterland verlassen hatte und in spanische Dienste getreten war, wo er sich bald durch Muth und Verschlagenheit auszeichnete. Er war jung und ein vollkommen schöner Mann, mehr nach Genuß, als Ehre, mehr nach Beute, als Ruhm strebend. Nur Weiber, Wein und Würfelspiel war ihm Reiz des Lebens. Offen und freigebig gegen Jedermann, war er Jedermanns Freund, und die Soldaten liebten ihn, weil er mit ihnen sein geraubtes Geld zum Theil wieder vergeudete. Er war das Schrecken der Bürger und Landleute, und wo seine Arquebusiere mit ihren rothen Schärpen und der rothen Hahnfeder auf dem Hute einritten, da verbarg Jeder seine Habe, oder flüchtete mit Weib und Kind.

Der Andere, Thomas Filler, eines Kaufmanns Sohn aus Tirlemont, war älter, doch noch in kräftigen Mannesjahren. Zum Kaufmannsstande erzogen, hatte er sich früh etablirt und ein reizendes Mädchen geheirathet, die ihm untreu ward, ihn heimlich verließ und bald darauf starb. Er wollte sein Glück zum zweiten Male nicht wieder seinem Herzen, sondern allein der Vernunft anvertrauen und heirathete deshalb eine bejahrte reiche Witwe, die ihm das Leben auf vielerlei Weise verbitterte, besonders als er, ohne seine Schuld, durch seinen innigsten Freund, sein ganzes väterliches Erbe verlor, und sie, statt ihn zu retten, ihn hülflos lies. Der Tod befreite ihn von diesem Weibe, das ihn enterbt und so dem Elende ganz preisgegeben hatte. Da trieb ihn die Verzweiflung und die Noth, Dienste bei dem Regimente des Herzogs von Arschot zu nehmen. Den Tod suchend, stürzte er sich in tausend Gefahren, unternahm die abenteuerlichsten Dinge,

zeichnete sich dadurch aus und stieg bald bis zum Hauptmann, wo sich ihm ein neues Feld der Thätigkeit zeigte. Der Erzherzog übergab ihm 2 Fahnen freiwillige Reiter, mit denen er bald das Schrecken des feindlichen Landes wurde; im befreundeten Lande hielt er jedoch die strengste Mannszucht.

Dieser Mann war ernst, zurückhaltend, und schon in seinem Gesicht sprach sich der Trübsinn aus, der ihm das Leben verbitterte. Er glaubte sich von Jedermann gemieden und mied deshalb auch Jedermann; nur du Terail hatte sich seine Freundschaft dadurch zu erwerben gewußt, daß er ihn einst aus einem Haufen Feinde hieb und nicht einmal Dank dafür annehmen wollte. Mit allen seinen Kameraden blieb er auf entferntem Fuße, das Leben war ihm mehr Last, als Freude, und so ging er in dem Glauben, nun gegen alle Pfeile des Schicksals gepanzert zu sein, ernst aber freudig dem Tode entgegen.

Jetzt hielten die beiden Freunde unter einem schattigen Eichbaume an, ihre Reiter lagerten sich und fütterten die Rosse: Nun, Thomas! begann du Terail, so muß das Loos entscheiden, da Du, als der Aeltere, nicht wählen willst.

Mir ist Alles gleich, ob ich nach Erkelens oder nach Weert ziehe, erwiderte der Niederländer; den schlechtesten Theil bekomme ich doch, ob ich wähle, oder loose.

Sonderbarer Mensch! nahm du Terail das Wort, so kühn im Handeln, und doch stets so wenig Hoffnung zum Glück. Dächt' ich, wie Du, stände mir nicht bei jedem Unternehmen ein glücklicher Ausgang vor Augen, ich bliebe daheim, und nicht Ehrgeiz, nicht Gewinnsucht trieben mich aus meinem Zelte, wenn ich nicht müßte. Sag' mir nur, was bringt Dich noch auf Dein fahles Roß, das fast so bleich und melancholisch aussieht, wie Du selbst?

Der Tod! erwiderte Hauptmann Thomas.

Du Terail lachte laut auf und leerte mit raschen Zügen den vor ihm stehenden Becher. Wenn mich der Freund einladen wollte, rief er, dem folgt' ich sicher nicht! Der Tod ist mir im Himmel, wie auf Erden, das unleidlichste Geschöpf. Denk' Dir nur, wie widrig sein Anblick, wie unausstehlich die Musik ist, mit der er angeklappert kommt. Hohl und leer, wie gemeiniglich mein Seckel, nicht eine Unze Fleisch an dem ganzen Knochenmanne, und doch hat er ohne ein Quentchen Lunge stärkeren Odem als unsres Hufschmieds Blasebalg, denn mit einem leisen Hauche bläs't er unser Lebenslicht aus, und dann hat der Spaß ein Ende. Der Tod ist mir ein grausiger Gedanke; und so oft er in mir aufsteigt, Gott sei es gedankt, das geschieht nicht oft, ersäufe ich ihn in gutem altem Weine —

Glücklicher! unterbrach ihn der Niederländer; ich erwarte ihn, wie der Gefangene die Freiheit. — Mich hat das Leben betrogen!

Und weißt Du, ob Dich der Tod nicht auch betrügt, weißt Du, wohin er Dich führt?

Aus dem Leben, und das ist mir genug! Mich hat die Liebe, mich hat die Freundschaft hintergangen. Mein Roß und mein Jagdhund blieben mir treu, ein Mensch noch nie!

Auch ich nicht? fragte du Terail empfindlich.

Thomas lächelte bitter. Unsre Freundschaft, du Terail, hat noch keine Probe bestanden. Du hiebst mich aus einem Haufen deutscher Reiter, das hättest Du jedem Deiner Kameraden gethan. Dankbarkeit fesselte mich an Dich. — Ach, unser Herz sehnt sich nach einem Herzen, das mit ihm fühlt. — Ich hoffte —

Hast Du Dich in Deiner Hoffnung getäuscht? fragte ihn du Terail hastig.

Ich fürcht' es! erwiderte der Niederländer: wir gehen auf verschiedenen Wegen, um immer mit einander zu gehen.

Ja wohl! meinte du Terail; Du suchst den Tod und sein geleertes Stundenglas, ich den vollen Pokal und des Lebens fröhliche Stunden. Auch Dir wird noch manch freundliches Stündchen schlagen, wenn nur erst ein liebliches Kind mit schwärmerischem Auge Dich in sein Netz lockt —

Nie! unterbrach ihn Thomas.

Kein menschliches Herz kann dem Eindrucke eines schönen Weibes widerstehen; auch das Deine wird es nicht.

Laß uns loosen! sagte Hauptmann Filler und schlürfte seinen Wein hinunter. Ich wette, mir wird Weert zu Theil, wo wenig Ehre zu gewinnen, viel aber zu verlieren ist.

Du Terail machte zwei Loose, Hauptmann Thomas zog und hatte das Loos von Weert gezogen. Sagt' ich Dir es nicht? sprach er bitter lächelnd. Das Glück verläßt mich!

Wie kannst Du das sagen? fuhr du Terail unmuthig auf; hat es Dich nicht noch bei allen Deinen Unternehmungen begleitet?

Wenn ich für Andere morde und brenne und mein Schuldbuch mit blutiger That anfülle, ja dann! Handle ich für mich, begleitet es mich nie!

Wahrlich, Kamerad, ich glaube, Du bist ein Dominikaner geworden, so fromm und gottesfürchtig sprichst Du, sagte du Terail lachend, nahm den noch halb gefüllten Krug und schenkte den Becher voll. Auf glückliche Expedition! rief er anstoßend, und auch auf ewige Freundschaft!

Auf ewige Freundschaft! fiel ihm Thomas kopfschüttelnd in die Rede. Ewig ist nichts auf dieser Welt, als der Gram im Herzen. — Trompeter, blas' zum Aufsitzen! — Mein Roß, Nicolas! rief er; der Unmuth hatte ihn ergriffen, und bald saß der finstere Mann auf seinem fahlen Rosse, drückte du Terail die Hand und ritt langsam den Weg nach Weert, während du Terail nach der Maas zog.

Du Terails Auftrag war, Erkelens, ein zu Geldern gehöriges, mit einem festen Schlosse versehenes Städtchen, das mitten im Jülicher Lande lag, und mit schlechtem Kriegsvolke des Herzogs von Cleve besetzt war, zu

überrumpeln. Die Landleute der dortigen Gegend hatten die wenigen Kostbarkeiten, die ihnen seit des Admirals Mendoza Einfall in die Jülicher Lande geblieben waren, auf dies Schloß geflüchtet, und so hatte du Terail die Aussicht einer guten Beute, wenn ihm sein Anschlag gelang.

Sobald er die Maas in Mastricht überschritten hatte, rückte er unbeachtet immer weiter und so gelangte er am Abend unbemerkt in einen Wald, der nur eine Stunde von dem Schlosse lag. Hier machte er Halt, theilte seine Leute in zwei Abtheilungen; ließ der einen das Feldzeichen von Cleve, der andern die rothe Feldbinde anlegen, und da sehr häufig spanische oder niederländische Streifkorps das neutrale deutsche Gebiet betraten und es feindlich behandelten, so hoffte du Terail, daß ihm seine List gelingen würde.

Kaum daß der Morgen graute, als auch schon Pistolenschüsse in dem Walde gehört wurden; gleich darauf zog sich die Abtheilung, die das Clever Feldzeichen trug, von den Spaniern verfolgt, nach dem Schlosse zurück und, meist aus Deutschen bestehend, riefen sie der unter's Gewehr getretenen Besatzung zu, ihnen die Thore zu öffnen. Der Kommandant beging die Unvorsichtigkeit, die Flüchtigen einzulassen; diese besetzten das Thor, du Terail drang ein, entwaffnete die nur 50 Mann starke Besatzung, schickte sie in ihre Heimath zurück, und fand in dem Schlosse eine Menge Lebensmittel, Munition, 8 schwere metallne Geschütze und eine stattliche Beute, ihm gewiß das Liebste.

Nicht so leicht wurde dem Hauptmann Filler seine Expedition nach Weert, einem Lüttichschen Städtchen, das den Spaniern der Verbindung wegen mit Mastricht, Venloo und Ruremonde von Wichtigkeit war. Das Lütticher Kriegsvolk war hier besser auf seiner Hut und ließ sich nicht überfallen, und da die 500 Spanier es zur Uebergabe aufforderten, gab der Kommandant die spöttische Antwort: die Herren möchten es nur mit ihren Rossen versuchen, über Graben und Mauern zu setzen. Hauptmann Filler mußte sich daher begnügen, in der umliegenden Gegend Quartier zu nehmen, und so lange es sich thun ließ, auf Kosten der Lütticher seine Mannschaft zu verpflegen und seine Pferde auszufüttern.

Bei dieser Gelegenheit traf er seine Leute, die sonst an Mannszucht gewöhnt waren, einen großen, abgelegenen, noch unbesetzten Maierhof plündernd. Seine Gegenwart stellte schnell die Ordnung wieder her und entriß ein junges blühendes Mädchen der Gewalt der Soldaten.

Habe ich doch einmal in meinem wilden Kriegsleben etwas Gutes thun können! dachte er, als das schöne Mädchen dankend vor ihm stand, und er sie mit Wohlgefallen betrachten mußte. Sollte wohl dies Geschöpf, das ich von Schande und Elend befreit habe, auch gegen mich undankbar sein können? fragte er sich und wagte nicht, sich diese Frage zu beantworten. Sein Vertrauen auf menschliche Tugend war so schwach, und doch hätte es ihm so wehe gethan, wenn auch dieses Mädchen, das so sanft, so jung-

fräulich an ihm aufblickte, keines edeln Gefühles fähig gewesen wäre. Er nahm auf das inständige Bitten des Vaters, wohl nicht ungern, das Quartier bei ihm, und während der Admiral Mendoza, der das spanische Heer befehligte, unthätig in Alen an der Maas lag, hatte er Zeit, hier auszuruhen.

Gegen seine Gewohnheit benutzte er sie auch zur Ruhe, machte zwar zuweilen Streifzüge über die Maas in das Kölner und Jülicher Land, doch kehrte er schnell in die Umgegend von Weert zurück, wohin er gebannt zu sein schien. Die Prophezeihung du Terails wurde bald erfüllt. Gertraud fühlte sich eben so sehr von ihrem Retter angezogen, als dieser nicht ungestraft in das feurige Auge des Mädchens blicken konnte. Mit jedem Tage schmolz die eisige Rinde mehr und mehr, die das Schicksal um sein Herz gezogen hatte; der Trübsinn schwand, die Liebe ließ dem ernsten Manne die Vergangenheit vergessen und zeigte ihn nur noch eine freundliche Zukunft.

Ganz die Erfahrung seines früheren Schicksals vergessend, gab er sich jetzt seiner Neigung hin; ganz überließ sich die 17jährige Gertraud ihrem ersten glühenden Gefühle. Unerfahren, unbekannt mit der Welt, die sie nicht kannte, glaubte sie, Thomas Filler sei der schönste Mann, da sie noch keinen schöneren gesehen, und fand es natürlich, daß ihre fröhliche, heitere Laune ihr von der Natur nur dazu gegeben sei, den Ernst des oft noch trübsinnigen Mannes zu erheitern, und glaubte, das was sie für ihn fühle, sei unauslöschliche, ewige Liebe.

Der Niederländer täuschte sich vielleicht eben so wie das Mädchen. Auch er wähnte, das Herz einer siebzehnjährigen Jungfrau könne noch für ihn in Liebe erglühn, und kehrte auch in ruhigen Stunden der alte Glaube in ihm zurück, er sei nur dem Unglück geweiht, kein lebendes Wesen könne sich mit treuer Liebe ihm anschließen, so war ein Kuß, ein Händedruck, ja ein Blick hinreichend, ihn eines Andern zu belehren. Mit der Liebe kehrte die Hoffnung und das Vertrauen in ihm zurück. Er warb um der Tochter Hand, die ihm nicht versagt wurde, und so beschloß er, nach beendetem Feldzuge das schöne, reiche Mädchen als sein Weib heimzuführen, das Kriegshandwerk aufzugeben und im Arme der Liebe und im ruhigen sorgenfreien Leben Ersatz für die entflohenen trüben Jahre zu finden.

In dieser Zeit hatten die norddeutschen Staaten ein Heer gegen Spanien ausgerüstet, die Gräuelthaten zu rächen, die der Admiral Mendoza im vergangenen Jahre jenseit des Rheins verübt hatte, und die Städte wieder einzunehmen, welche die Spanier noch am untern Rheine besetzt hielten.

Mendoza konnte diesem Heere keine bedeutenden Streitkräfte entgegen setzen; er mußte sich auf die Tapferkeit seiner Besatzung verlassen, und ihm blieb nichts übrig, als den beiden Parteigängern den Auftrag zu geben, gemeinschaftlich gegen den Rhein zu rücken und dort den Deutschen den möglichsten Abbruch zu thun.

Dieser Befehl überraschte Gertraud mehr, als den Kriegsmann, der längst schon die Ordre zum Abmarsch erwartet und sich mit dem Gedanken der Trennung vertrauter gemacht hatte. Dem liebesiechen Mädchen öffnete mit jedem Tage die Liebe ein neues Pförtchen ihres Paradieses, und wie die Biene aus dem Blumenkelch, so sog Gertraud aus jedem süßen berauschenden Augenblick neue Seligkeit, ohne doch den heißen sich immer mehrenden Durst stillen zu können. Nur wenig Tage noch und du Terail mußte mit seinen Fahnen in Ruremonde eintreffen, und da Ade, Glück der Liebe! Fort ging es über die Maas, dem Rheine zu.

Der Meierhof, den die Liebe zum Paradiese gezaubert hatte, lag dicht an der Maas, Ruremonde gegenüber. Hätte Thomas Filler wohl so viel Resignation haben können, seinem Freunde den Schatz nicht zu zeigen, den er seit ihrer Trennung gehoben hatte; sollte er ihm das Mädchen nicht zeigen, das so plötzlich die Falten seiner Stirn geglättet, ihm den Frohsinn wiedergegeben hatte? — Er lud ihn ein, den Meierhof zu besuchen und Gertraud zu sehen.

Du Terail, der eines schönen Mädchens wegen durch Maas und Rhein geschwommen wäre, begleitete willig seinen Freund zu der Verlobten und wurde von der Schönheit des Mädchens überrascht. Bei ihrem Anblicke war sein erster Gedanke: Sie ist zu schön für den grämlichen Niederländer. Der erste Gedanke der feurigen Gertraud, als sie den du Terail begrüßte, mochte auch wohl sein: Er ist schöner, als mein Verlobter, viel schöner!

Der Franzos war während des ganzen Tages heiter und von der fröhlichsten Laune, der Niederländer, nur an Trennung denkend, traurig; das Mädchen nachdenkend. Sie mochte vergleichen, und Thomas nicht dabei gewinnen, und als nun die Stunde der Trennung am andern Morgen schlug, sie den letzten Kuß auf ihren glühenden Lippen fühlte, und nun der schaukelnde Kahn mit den beiden Kriegsleuten die Wellen des Flusses durchschnitt, setzte sich Gertraud auf einen Stein, blickte ihnen nach und seufzte tief auf: Ich wollte, ich hätte sie Beide nicht gesehen!

Fern von dem Liebchen hatte die Liebe nicht ihre Gewalt über das Herz wohl aber die Kraft verloren, das trübe Gemüth des Niederländers aufzuheitern. Die Trennung schmerzte ihn, das frohe Wesen des Mädchens verscheuchte nicht mehr die trüben Ahnungen, die, wie dunkle Wolken das Mondlicht, seine Seele umdüsterten. Ohne du Terails scherzende neckende Laune wär' er sicher dem kaum entschwundenen Trübsinn wieder verfallen; so aber malte dieser Lebhafte ihm das Mädchen mit den hellsten, schönsten Farben; die lachende Zukunft umwob er mit Rosengluth, und der Becher, dieser Sorgenbrecher, wurde so oft auf Gertraudens Wohl geleert, daß, je näher sie dem Rheine kamen, der Trübsinn allmählig schwand.

Ihre Kriegsverrichtungen waren nicht von besonderer Wichtigkeit.

Die Feinde nahmen eine Schanze bei Rheinbergen und belagerten Rees, es blieb ihnen daher nichts zu thun übrig, als im Herzogthume Cleve und im Erzstift Köln Brandschatzungen einzutreiben; auch wagten sie es, zwischen Rees und Emmerich über den Rhein zu setzen: sie mußten aber, der auf sie eindringenden Macht der Feinde weichend, schnell wieder über den Fluß zurück. In Calcar, wo sie Posto gefaßt hatten, erhielt Hauptmann Filler den Befehl, zu dem Heere Mendoza's zu stoßen und du Terail im Clevischen zurückzulassen: so wurden die Freunde getrennt.

Aber auch bei dem Heere ward die Thätigkeit Fillers nicht sattsam beschäftigt. Mendoza, dem die Soldaten den Spottamen El gran Capitan del Rosario (der große Feldherr des Rosenkranzes) gegeben hatten, liebte den Niederländer nicht, weil er kein fleißiger Kirchengänger war und sich nicht tief genug vor dem Stolze des Spaniers beugte; er gab ihm daher auch nur ungern Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und ließ ihn, wo man Monate lang verschanzt sich gegenüberstand, unthätig in seinem Lager stehen.

Während dem schwärmte du Terail zwischen der Maas und dem Rhein im neutralen Lande umher, hatte gleichfalls keine Gelegenheit einen bedeutenden Streich auszuführen, aber seinen Seckel füllte er desto besser. So kam der Winter heran, die Winterquartiere wurden bezogen, und Hauptmann Filler rückte in das Lütticher Land, wo ihm die seinigen angewiesen waren; du Terail nahm seine Quartiere im Herzogthum Jülich, ohnfern Erkelens, das er immer noch mit seinen Arquebusieren besetzt hielt.

Seit Thomas von der Verlobten und dem Freunde getrennt war, hatte ihn der alte Trübsinn, wenn auch nicht in solchem hohen Grade, wie früher, wieder ergriffen. Der Gedanke, das Mädchen könne ihn doch wohl hintergehen stieg zuweilen in ihm auf; aber er hatte doch so viel Kraft, sich diesem Gedanken nicht hinzugeben, und er kämpfte muthig gegen diesen Dämon, der nie so recht sein Quartier verlassen zu wollen schien. Der Befehl, im Lütticher Lande seine Winterquartiere zu nehmen, war ihm daher willkommen, führte er ihn doch seiner Gertraud näher. Die Hoffnung und das Vertrauen begleiteten ihn nach der Maas, und fest war er entschlossen, noch vor dem Beginn des neuen Feldzuges die Kriegsdienste zu verlassen. Er hatte sich durch Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben, seine Verlobte war wohlhabend, und so konnte er ruhig sein Schwert an den Nagel hängen und sorgenfrei in die Zukunft blicken.

Es war am Tage vor Weihnachten, als er bei Cranendonk das Lütticher Land betrat und, nur von 20 Reitern und einem Diener mit einem Saumrosse begleitet, das die Weihnachtsgeschenke für seine Verlobte trug, nach der Maas zutrabte. Je näher er Gertraudens Heimath kam, desto freier athmete seine Brust, desto lebendiger trat ihr Bild vor ihn. Er sah sie dann in ihrem knappen schwarztuchnen Mieder, das schwarze Sammtmützchen über die blonden Locken, die langen, dichten Flechten über den blendenden Nacken herabrollend, die Spindel am Steinkohlenkamin

drehen, und sehnsuchtsvoll das große dunkelblaue Auge nach Holland hin gerichtet, wo sie noch glauben mußte, daß er fern von ihr hause. Er malte sich dann den Gedanken so lebhaft aus, wie er sie überraschen, durch das Hinterpförtchen in den kleinen Hof schleichen wolle, wo man so bequem in die Wohnstube, wie in ihr Kämmerlein sehen konnte. Wie er dann, das Bellen des Kettenhundes beschwichtigend, die Haus-, die Stubenthür öffnen und die Hocherfreute in seine Arme schließen würde. Hier erlahmte jedesmal der Flug seiner Phantasie, um die nämliche Bahn von Neuem zu durchfliegen; das arme fahle Roß fühlte den Sporn doppelt, wurde rascher vorwärts getrieben, und als ob sie die Hoffnungen ihres Herrn theilte, so freudig sprang die treue Dogge bellend an ihm hinan.

Aber das flüchtige Roß hatte nicht Phantasienflügel, nicht die Schwalbenschwingen glühender, sehnender Liebe; es ward Abend, und noch tauchte das rothe Dach der Meierei nicht aus den hohen, sie umgebenden Eichen hervor. Aber des Weges wohl kundig, trabte der Falbe, trotz Dunkelheit und Schneegestöber, immer vorwärts und stand endlich an dem wohlbekannten Schlagbaume, der den Weg nach dem nahen Meierhofe schloß. Hier stieg, von freudiger Hoffnung das Herz bewegt, Thomas von seinem Rosse, ließ seine Begleitung zurück und trat, nur von dem Jagdhunde gefolgt, den Weg nach seinem Paradiese an. Auch jetzt, so nahe dem Ziele, überließ er sich ganz seinen Träumen; er mußte sein nahes Glück im Voraus schon genießen, den Becher, den seine Hand schon erreichen konnte, mußte er aus der Ferne leeren; er schwelgte in Wonne, öffnete mit zitternder Hand, die ihm die Sehnsucht erbeben ließ, die Pforte, trat in den kleinen Hof, erblickte schon in der Ferne einen matten Kerzenschimmer in Gertraudens Kämmerchen, schlich an das noch nicht durch den Laden verschlossene Fenster der Wohnstube und sah hier den Vater auf dem Lehnstuhle schlafen, den sonst so wachsamen Haushund zu seinen Füßen — Gertraude sah er nicht — wohl aber hörte er sie lachen und sprechen. Worte glaubte er zu vernehmen, die ihm wenige Augenblicke später die Melodie der Himmlischen gewesen wären, jetzt aber — er trat mit raschem Schritte dem Fenster näher — sah durch eine Ritze des angelegten Ladens. — Das Mädchen saß auf du Terails Schooß, den blonden Lockenkopf auf seine Stirn gelegt — das knappe Mieder aufgelös't, die dicken Flechten in Unordnung — so hielt er sie fest umschlungen, inniger, als der Verlobte es je gewagt. — Starr, vor Entsetzen, regungslos stand der Unglückliche da, warf einen finstern Blick gen Himmel, einen flammenden auf die Berauschten, griff dann langsam nach dem Pistol im Gürtel und spannte es —

Nein! murmelte er leise vor sich hin und schleuderte das Pistol weg. Komm, mein treues Thier! sagte er dann zu seinem Jagdhunde, und schlich so still, als er gekommen war, durch den Hof. Als er die Thüre wieder hinter sich anlehnte, seufzte er tief auf; der Himmel hatte sich auf ewig vor ihm geschlossen.

Am andern Morgen, als er wieder zu seinen Reitern gestoßen war, die er an der Grenze von Brabant zurückgelassen hatte, ordnete er mit Ruhe und Umsicht das Nöthige wegen der Quartiere, die er zwischen Weert, Peer und Hamond bezog, einte sich wegen Sold und Verpflegung mit den Lütticher Behörden und betrieb Alles so ruhig, als ob kein Gram sein Herz zernage. Als er aber seine Geschäfte beendet und in Bocholt allein auf seinem Stübchen saß, da gewann der Schmerz Gewalt über ihn, übergab ihn jedoch nicht der Verzweiflung. Ich muß ja durch mein ganzes Leben gegen mein Schicksal kämpfen! — rief er aus. Nun gut, so will ich nichts mehr vom Schicksal hoffen, und den Kampf als Mann bestehen und enden! Er ließ einen jungen Reiter rufen, der ihm von seinen Eltern übergeben war. Er liebte diesen jungen Mann, weil er ihn für fromm und von treuem Gemüth hielt, und hatte sich seiner angenommen, als sei er sein Sohn. Er gab ihm einen Brief und befahl ihm, den Rittmeister du Terail aufzusuchen, den er entweder auf dem Meierhofe an der Maas, oder in Erkelens finden würde; dann ließ er seinen Lieutenant, einen alten Wallonen, kommen und fragte ihn mit kurzen, trocknen Worten, ob er ihn bei einem bevorstehenden Zweikampfe als Sekundant begleiten wollte, was dieser mit Freuden zu thun versprach. Es hatte den Unglücklichen ein furchtbarer Gleichmuth ergriffen, der ihn theilnahmlos an Allem machte; selbst die kleinen, werthlosen Geschenke Gertraud's, die ihm beim Auspacken in die Hände fielen, besah er genau und legte sie ruhig, fast theilnahmlos, bei Seite. Er glaubte nun jedes künftige Lächeln des Glücks als ein Hohnlächeln betrachten zu müssen, und so wollte er sich gegen die Tücke des Schicksals abstumpfen, denn er war gewiß, daß kein Glück mehr auf Erden für ihn blühe.

Der junge Reiter war indessen nach dem Meierhofe geritten, wo er du Terail, von dem Vorgefallenen nichts ahnend, vorfand. Er übergab ihm das Schreiben seines Hauptmanns, als er eben scherzend bei wohlbesetzter Tafel saß und mit dem Alten, an Gertraud's Seite, zechte. Du Terail erbrach das Schreiben und entfernte sich, sobald er einen Blick hineingeworfen hatte.

Rittmeister du Terail! schrieb Thomas, Du hast unedel an mir Deinem Freunde, gehandelt; denn ich sah Dich, meine Verlobte auf dem Schooß, mir meinen Himmel zerstören. Dies heischt Blut! — Ich hätte Dich und sie niederschießen können, doch ich bin kein Meuchelmörder und setze mein Leben freudig gegen das Deinige ein. Ich fordere Dich daher auf, mir mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu geben. Mehr als zwei Begleiter sind überflüssig; wozu noch Mehrere in's Verderben stürzen? Bestimme Tag, Stunde und Ort, Du wirst mich dann gerüstet und mit Degen und mit Pistole gewaffnet finden.

Der Narr! rief du Terail, den Brief verdrießlich auf den Tisch werfend. Macht er nicht ein Aufsehen um den Kuß eines Weibes, als ob

Brüssel in die Hände des Prinzen Moritz gefallen wär'. Bald aber, nach einigem Sinnen, nahm er die Sache ernster und schrieb:

Ehe ich Deine Ausforderung annehme, wünschte ich eine Unterredung mit Dir. Bevor sich zwei Freunde die Hälse brechen, müssen sie ein verständiges Wort mit einander reden. Ich schlage Dir daher Boxen als den Ort vor, wo Du mich morgen Mittag treffen wirst. Dein Charakter bürgt mir für sicheres Geleit, da ich außer 2 Dienern, ohne alle Begleitung bin.

Lange kämpfte Thomas Filler mit sich, ob er die Einladung annehmen solle. Ja, ich will den Kelch bis auf die Hefen leeren! rief er, traurig gen Himmel blickend, ließ sein Roß satteln und ritt, auch nur von 2 Dienern begleitet, zu der bestimmten Stunde nach Boxen.

Du Terail empfing ihn hier mit dem ihm eignen guten Humor. Als sei nichts zwischen ihnen vorgefallen, begrüßte er ihn, füllte die Becher, und reichte den einen dem Niederländer, der ihn anzunehmen ablehnte.

Thomas! sagte jetzt du Terail, Du zürnst mit Unrecht auf mich. Schon das erste mal, daß ich Gertraud sah, sagte mir der leise Druck ihrer Hand beim Abschiede, daß sie eine leichtsinnige Dirne und meines edlen Freundes nicht werth sei. Dir damals meine Vermuthungen mitzutheilen, wäre Wahnsinn gewesen, da Du von den Banden der Liebe so umstrickt warest, daß meine Warnung unsre Freundschaft nur getrennt und nichts geholfen hätte. Mir blieb also nichts übrig, als meinen Verdacht in mir zu verschließen; doch hielt ich es für Pflicht, mich zu überzeugen, ob er gegründet sei. Ohne mich, Thomas, wärest Du in die Falle gerathen, und ein wollüstiges Weib wäre Dein Theil geworden; freue Dich, daß die Binde fiel, und danke es mir!

Thomas hatte du Terails Rede mit keinem Worte unterbrochen; nur zuweilen zeigte ein mitleidiges Lächeln, daß er auf ihn höre, und als dieser jetzt geendet hatte, erhob sich der Niederländer. Hast Du mir sonst noch etwas zu sagen? fragte er.

Nichts, als daß ich Dich bitte, um solcher Kleinigkeit willen, da Du mir noch Dank schuldig bist, unsere Freundschaft nicht zu trennen!

Dein oder mein Blut muß fließen! sagte Thomas; ich bin keines Unedeln Freund! du Terail griff nach dem Degen. — Wie Du willst ich bin jeden Augenblick bereit! fuhr der Niederländer mit kalter Ruhe fort und zog sein Schwert. Doch du Terail, wohl überlegend, daß, da der Hauptmann Thomas hierher ohne Zeugen beschieden, wo man ihn leicht, im Fall er seinen Gegner niederstieche, des Meuchelmords beschuldigen könne, trieb daher die Sache nicht weiter, und versprach, in 6 Tagen mit zwei Freunden auf der Haide zwischen Bocholt und Weert sich einzufinden. Die Gegner trennten sich, und du Terail ritt nach dem Meierhof zurück, theilte Gertraud das Vorgefallene mit und beredete sie leicht, ihm nach Erkelens

zu folgen, wo sie vor des Hauptmanns Rache sicher sei Die Unglückliche war so fest in seinen Banden, daß sie wohl folgen mußte.

Der Tag des Zweikampfes erschien. Nach damaliger Sitte waren die Zweikämpfe meist Reitergefechte, wo die Gegner zu Pferd gegen einander, wie bei einem Scharmützel, fochten, der eine sich auf die Gewandheit seines Rosses, der andere sich auf die Führung seiner Waffen verlassend. Der Lieutenant und der junge Reiter, der flehentlich seinen Hauptmann um diese Vergünstigung gebeten hatte, folgten dem Niederländer auf den Wahlplatz.

Gleich darauf kam auch du Terail, von zweien seiner Offiziere begleitet, angeritten. Er sprengte an Thomas heran, grüßte ihn höflich, ritt dann wieder zurück, machte sich nun zum Kampfe bereit und nahm seinen Platz dem Gegner gegenüber. Dreißig Schritt waren auf beiden Seiten die Sekundanten von ihrem Partner entfernt, 500 Schritt war der Raum zwischen beiden Parteien.

Jetzt gab ein Trompeter das Zeichen zum Angriff. Im Schritt, das Pistol in der Hand, ritt der Niederländer seinem Gegner entgegen, der karakolirend sich in steten Kreisen nahte und alle Kunststücke der Reitkunst versuchte, seinem Gegner den Schuß abzulocken. Doch Hauptmann Thomas, das Pistol auf den Sattelknopf gestützt, kam nicht aus seinem Gleichmuth; fest seinen Gegner im Auge behaltend, schien er immer noch einen günstigern Augenblick erwarten zu wollen. Dieser bot sich ihm bald. Den Franzosen ärgerte die Ruhe des Niederländers, Ungeduld ergriff ihn, er jagte auf ihn ein, schoß das Pistol ab, fehlte, und ehe er noch sein Pferd wieder wenden konnte, zerschmetterte ihm eine Kugel die Schulter und er stürzte vom Roß, aber noch im Fallen zog er sein Schwert und stach es, als Thomas herbeiritt, dem braven Falben in den Wanst; er sank mit seinem Herrn zu Boden.

Schnell sprang der Niederländer auf. Elender! Was hat Dir das arme Thier gethan? rief er, und setzte die Spitze seines Degens auf den Helmkragen des Verwundeten. Fleh' um Dein Leben oder ich stoße Dich nieder!

Stoß! röchelte du Terail. — Aber Thomas sah in diesem Augenblick den jungen Reiter fallen und eilte ihm zu Hülfe. Es war zu spät; mit zerschmettertem Hirn lag er vor ihm. Die Andern erklärten, da du Terail gefallen sei, den Kampf für beendet; die beiden Offiziere hoben den schwer Verwundeten auf sein Roß und brachten ihn fort.

Da stand nun der Unglückliche zwar als Sieger auf dem Wahlplatze, aber der Jüngling, der so treu an ihm gehangen hatte, lag todt, sein gutes Roß zuckte nur noch im Todeskampfe. So stehe ich allein! rief er schmerzvoll aus, als sein Lieutenant die Diener rief, ein anderes Pferd zu bringen.

Keine menschliche Seele hab' ich mehr, die mir anhängt, auch mein treues Roß ist hin, und ich muß mich fortan mit einem Hunde begnügen. Von diesem Augenblicke an ward er tiefsinniger, als je, und vermied jedes gesellige Vergnügen.

Der Zweikampf unter den beiden tüchtigsten Parteigängern im Heere hatte Aufsehen erregt und war bis zu den Ohren des Admirals gedrungen, der in der Ausforderung Fillers eine Gottlosigkeit mehr zu sehen glaubte. Er nahm ihm in Abwesenheit des Erzherzogs seine beiden Fahnen, und auf der Citadelle von Gent, wohin er abgeführt wurde, brauchte er nicht den Umgang mit Menschen zu vermeiden; er saß dort einsam genug in seinem kleinen Stübchen.

Thomas Filler war wohl eigentlich trotz seines finstern Aeußeren ein nicht gefühlloser Mensch. Seinem ungetreuen Weibe hatte er vergeben, ohne jedoch ferner irgend eine Sehnsucht nach ihr zu fühlen; seine zweite Frau hatte er wohl nie geliebt, daher war es ihm zu verzeihen, daß keine Thräne an ihrem Grabe floß. Die Erinnerung an beide weckte nur den Schmerz, nicht die Wehmuth, Gerdraut aber weckte bei aller Bitterkeit, welche die Erinnerung an sie in ihm aufregte, das Mitleid; er betrachtete sie als ein Opfer der Verführungskunst du Terails, und er nahm immer noch Theil an ihrem Schicksal, über das er fortwährend Erkundigung einzog.

So erfuhr er, daß sie in Erkelens war, dort den Verwundeten pflegte, von ihrem Vater enterbt, aber nicht das Weib du Terails sei. Dies bekümmerte ihn. Eben so kränkend mußte es sein, daß du Terail, als er von seiner Wunde geheilt war, nicht sein Schicksal theilte, sondern an der Spitze seiner Arquebusiere blieb, und bei dem Admiral und dem indessen aus Spanien mit der Infantin zurückgekehrten Erzherzoge in besonderen Gnaden stand. Den armen Thomas Filler schien man auf der Citadelle von Gent vergessen zu haben.

Der Feldzug ward indessen von dem Prinzen Moritz mit der Belagerung von Nieuport eröffnet, der zum Entsatz heranrückende Erzherzog geschlagen und der Feind des niederländischen Hauptmanns, der Admiral Mendoza, gefangen, den Prinz Moritz mit den bittern Worten anredete: Schon oft habt Ihr, Herr Admiral, Holland einen Besuch abstatten wollen, diesmal sollt Ihr ohne Blutvergießen den Haag zu sehen bekommen! Die Schlacht von Nieuport, oder vielmehr die Abwesenheit des Admirals war für Hauptmann Filler von guten Folgen; sie gab ihm seine Freiheit, aber nicht seine Fahnen wieder, und erst bei der Eröffnung des künftigen Feldzugs erhielt er eine Fahne Wallonen, die eben nicht geeignet war, ihn eine alten Kameraden verschmerzen zu lassen.

Die unregelmäßige Zahlung des Soldes hatte schon unter dem Herzoge von Alba und dem Prinzen Alexander von Parma Meutereien in dem sonst durch seine strenge Mannszucht so ausgezeichneten spanischen Heere herbeigeführt. Späterhin waren dergleichen Auftritte, die selbst das Ansehen Alba's und Farnese's nicht zu hindern vermochte, noch häufiger. Ein Mann, wie Mendoza, der weder die Liebe, noch die Achtung der Soldaten hatte, war sicher nicht dazu geschaffen, unter solchen Umständen die in Verfall gerathene Kriegszucht wieder herzustellen. Schon vor der Schlacht von Nieuport hatte ein Theil der Truppen rebellirt, und nur mit Mühe hatte sie der Erzherzog bewegen können, dem Feinde entgegen zu gehen, was sie jedoch nur unter Anführung der von ihnen selbst gewählten Elettos thaten. In dieser Schlacht hatte man das sonderbare Schauspiel, die treugebliebenen Regimenter und die Rebellen in einer Linie fechten und nach der Schlacht sich wieder trennen zu sehen. Jetzt, wo die Holländer weislich den Admiral Mendoza gegen Loslassung aller Gefangenen seiner Haft entlassen hatten: da sie dem Erzherzoge keinen schlechtern General geben konnten, war die Stimmung im Heere wieder durch das verbreitete Gerücht bedenklich geworden: der Erzherzog wolle zwar von jetzt an den Sold richtig auszahlen, jedoch alle Rückstände unbeachtet lassen. Es gab Regimenter im Heere, besonders unter den Italienern und Wallonen, die seit mehreren Jahren den Sold zu fordern hatten, und bei diesen war der Mißmuth und die Desertion am größten. Als daher der Erzherzog mit dem größten Theile des Heeres vor Ostende rückte und den Admiral mit 7000 Mann zum Ersatz von Grave detaschirte, machte das Heer in der Gegend von Herentals Halt, verlangte den rückständigen Sold und drohte, nicht weiter zu marschieren. Der Admiral versuchte Drohungen und Bitten, nichts wollte fruchten: die aufrührerischen Regimenter wählten Abgeordnete, und diese mußten noch einmal dem General ihre Forderungen vortragen. Einer dieser Abgeordneten von niederländischer Seite war der Hauptmann Filler, dessen Fahne zu dem in Aufruhr begriffenen Regimente gehörte. Der rechtliche Mann, der strenge Soldat, weit entfernt, den Aufruhr zu billigen, obgleich er das Unrecht fühlte, das man den Soldaten anthat, glaubte nur die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen und unterwarf sich nur mit dieser Ansicht der Wahl der Soldaten.

Als die Abgeordneten dem stolzen Mendoza vorgeführt wurden, war zufällig der jetzt zum Obersten beförderte du Terail gegenwärtig. Der Admiral hatte kaum den Hauptmann der Wallonen erblickt, als er auf Einflüstern du Terails mit barschem Tone erklärte: so lange dieser Mann in ihrer Mitte sei, würde er sich in keine Unterhandlungen einlassen. Gelüstet Euch wieder nach der Citadelle von Gent? fragte er ihn hierbei höhnisch.

Wahrlich, nein, erwiderte Hauptmann Thomas ruhig. Aber da Ihr nicht mit mir unterhandeln wollt, so tret' ich ab; seht zu Excellenza, wie

Ihr mit den andern fertig werdet. Der Niederländer, öffentlich beschimpft, fühlte sich tief gekränkt und ein finsterer Gedanke stieg in ihm auf. Er kehrte zu seinem Regimente zurück, berichtete, was ihm begegnet war, machte sie aufmerksam, was ihnen bevorstehe, und, so weit kann gekränktes Ehrgefühl selbst den edeln Mann von der Bahn des Rechts ableiten, er blies die Flamme des Aufruhrs an und stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. 1200 Mann Reiter und Fußvolk trennten sich noch an demselben Tage von dem Heere und zogen nach Hamond. Hier ereilte der Admiral mit den treugebliebenen Regimentern das Fußvolk, das sich ihm ergeben mußte, Hauptmann Filler aber rettete sich mit 500 Reitern nach dem festen Schlosse Hoogstraten, wo die Besatzung ihm die Thore öffnete und sich den Rebellen anschloß.

Mit jedem Tage zogen ihm Unzufriedene zu. Von allen Regimentern verließen sie zu Hunderten die Fahne und strömten nach Hoogstraten, wo die Rebellen es nun für nöthig fanden, sich eine förmliche gesetzliche Konstitution zu geben. Sie wählten vier Elettos, einen Spanier, einen Italiener und zwei Niederländer, unter denen Thomas Filler war, und entwarfen strenge Gesetze zur Erhaltung der Ordnung. Sie nannten sich die Schwadron, nahmen ein eignes Wappen an; auf Entweichung stand der Strang; wer ohne Erlaubniß auf Plünderung auszog, wurde gleich dem Diebe mit dem Tode bestraft. Jeder Beschluß, den die Elettos faßten, wurde der versammelten Verbrüderung vorgelegt und von ihnen bestätigt, oder verworfen, und Niemand mehr in die Schwadron aufgenommen, der nicht mit guten Zeugnissen versehen war.

Leicht konnten die Rebellen voraussehen, daß der Erzherzog Alles anwenden würde, sie zum Gehorsam zurückzuführen; sie ließen sich daher mit dem Prinzen von Oranien in Unterhandlungen ein, der ihnen auch Munition, Lebensmittel und Geschütz zukommen ließ. Vergebens erklärte sie der Erzherzog in einer feierlichen Proklamation für Schelme und Verräther, brachte durch Geld und Verheißungen die treugebliebenen Truppen zu dem Versprechen, gegen ihre Kameraden zu ziehen, und rief das Landvolk auf, sich gegen diese Landplage zu rüsten. Die Rebellen verlachten diese Drohungen, befestigten Hoogstraten immer mehr, und setzten sich in den Stand, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Die Belagerung von Ostende und die Einnahme von Grave durch den Prinzen Moritz ließen die Drohungen nicht in Erfüllung gehen, und erst im Spätherbst, als von Spanien, Italien und Deutschland dem Erzherzoge bedeutende Hülfsvölker zugesandt wurden, befahl er dem Grafen von Berg mit einem Corps von 7000 Mann zur Belagerung Hoogstratens anzurücken. Die Rebellen hatten sich indessen bis auf 3000 vermehrt. Von diesen blieben nur 700 Mann Fußvolk und 100 Reiter zur Vertheidigung Hoogstratens zurück; die übrigen zogen zum Heere der Holländer, das im Begriff war, Herzogenbusch zu belagern. Hauptmann Filler, zum Be-

fehlshaber von Hoogstraten ernannt, traf alle Anstalten zur Vertheidigung und war gutes Muths.

Seit er an der Spitze der Rebellen stand, und eine stete Beschäftigung seinen Geist in Thätigkeit erhielt, hatte der Gram weniger an seinem Herzen genagt, als früher; ein Gedanke durchglühte ihn, sich an du Terail und dem Admiral zu rächen. Du Terail, von dem nemlichen Rachegeiste beseelt, hatte schon oft versucht, die Rebellen zu überfallen, wenn sie, Brandschatzungen einzutreiben, in den Provinzen umherzogen; aber gegen diese alten ergrauten Soldaten hatte er kein Glück, und versuchte nun gegen Hoogstraten selbst einen Meisterstreich auszuführen, der um so eher gelingen konnte, je kühner er war.

Während Graf Heinrich von Berg in Gent das Heer sammelte, war du Terail von Antwerpen aus an dem nämlichen Tage aufgebrochen, an welchem die Reiterei der Rebellen mit dem übrigen Fußvolke die Gegend von Hoogstraten verlassen und zu dem Heere des Prinzen Moritz gestoßen war. Um Mitternacht rückte er in aller Stille heran; die Besatzung, keinen Feind ahnend, da erst die Ihrigen am Morgen die Umgegend verlassen hatten, war nicht wachsam, die Petardiere schwammen durch den Graben und setzten am äußersten Thore und an der Aufziehbrücke die Petarden an. Beide sprangen glücklich; die Zugbrücke fiel, das Thor zersprang, und, von einem Ausreißer der Rebellen geführt, drang nun du Terail bis an's innere Thor. Auch hier wurde die Petarde angesetzt, auch hier sprang sie, machte jedoch nur eine Oeffnung in das Thor, durch welche höchstens 2 Mann kriechen konnten. Aber schon der Knall der ersten Petarde hatte die Besatzung geweckt; halb bewaffnet eilte der Eletto herbei, sammelte die Nächsten um sich und stürzte nach dem Thore. Hier war schon du Terail mit einiger Mannschaft durch die Oeffnung gedrungen, hatte die Wacht überwältigt und versuchte, das Thor vollends zu sprengen, doch die Ankunft der Rebellen rettete das Schloß. Es entstand ein heftiger Kampf, wobei sich, trotz der Dunkelheit, die ehemaligen Freunde an ihrem Rufe erkannten; alsbald suchten sie sich im Kampfgewühl auf, fanden sich und trafen wüthend zusammen; doch, bald wieder getrennt, mußte auch hier du Terail unterliegen und auf schnelle Flucht bedacht sein, denn von dem Walle herab erhielten die in dichten Reihen Angerückten ein mörderisches Feuer, selbst du Terail wurde, nachdem er glücklich durch die Oeffnung des innern Thores zurückgekommen war, in's Bein geschossen, sank, und da die Seinen in wilder Flucht ihr Heil suchten, blieb er zurück und wurde gefangen.

Hauptmann Thomas vermied, ihn zu sehen, schickte aber den Wundarzt zu ihm und ließ ihn verbinden. Hätte er seinem Herzen folgen dürfen, würde er du Terail sogleich großmüthig die Freiheit gegeben haben, so aber war dies gegen die bestehenden Gesetze, und von Obrist du Terail konnten die Rebellen ein bedeutendes Lösegeld erwarten. Er befahl deshalb, mit

ihm zu unterhandeln, und sie wurden um 12000 Livres einig. Du Terail, der immer noch hoffte, der Graf von Berg werde ihm das Lösegeld ersparen und Hoogstraten einnehmen zögerte die Summe herbeizuschaffen, und dies wäre ihm fast theuer zu stehen gekommen.

Der Graf von Berg rückte endlich heran. Eine Proklamation ging ihm voraus, worin er jedem Rebellen, der zu ihm übergehen würde, Verzeihung versprach, denen aber, die mit den Waffen in der Hand gefangen würden, mit dem Strange drohte. Die alten Krieger, dergleichen schon zu sehr gewohnt, verlachten diese Drohung; als aber der Graf am andern Tage 2 Mann der Besatzung, die auf Kundschaft ausgeschickt waren, in seine Gewalt bekam und sie im Angesicht von Hoogstraten aufknüpfen ließ verlangte die Besatzung mit Ungestüm von ihrem Eletto, daß alle Gefangenen, auch du Terail, als Repressalien aufgeknüpft würden.

Thomas Filler war in schmerzlicher Verlegenheit. Sollte er die Gelegenheit zur Rache ergreifen? Dagegen sträubte sich sein edles Herz; so freudig er ihm auch im Kampfe entgegen getreten wäre, so war es ihm ein schrecklicher Gedanke, den Wehrlosen zum Tode führen zu lassen, und doch war es außer seiner Macht, ihn zu retten, denn so willig sich auch das Kriegsvolk unter die sich selbst gegebenen Gesetze beugte, hätte es sicher das Ansehen ihres Elettos nicht geachtet, wenn er gegen das Gesetz hätte handeln wollen. Die einzige Hoffnung blieb ihm, vielleicht den Eigenutz des Kriegsvolks zu du Terails Rettung zu benutzen. Er versammelte deshalb die Besatzung. Kameraden! redete er sie an, Ihr verlangt den Tod der gefangenen Spanier, und das mit Recht; ein Sühnopfer gebührt den Unglücklichen, die da draußen, uns zum Hohn, ein Spiel der Winde sind. Wollt Ihr aber edelmüthig handeln, wie es die Niederländer von Euch erwarten, so laßt die 10 Gefangenen losen, nur zwei unter ihnen mögen an der Spitze des Thurmes aufgeknüpft werden, die andern verschont aus Großmuth, denkt, daß ihr einst mit ihnen in Reih und Glied fochtet. Was den gefangenen Obersten betrifft, so wißt Ihr, daß er mein Feind ist, und ich ihm aus Freundschaft nicht das Wort rede. Aber zu Eurem Nutzen bitte ich für ihn. Er will Euch 12000 Livres zahlen — 800 seid Ihr hier, will denn ein Jeder von Euch 15 Livres an den Galgen hängen, statt dies schöne Geld in Lust und Freude zu verzehren?

Den Rebellen leuchtete dies ein, doch bemerkten sie, daß der Oberst lange mit der Bezahlung zögern könne; Gott wisse dann, was ihnen indessen begegnet sei, doch wollten sie es in Ueberlegung ziehen. Der Eletto versprach nun im Namen des Gefangenen schnelle Zahlung, und stellte ihnen nochmals vor, wie klug es gehandelt sei, wenn sie nicht allen Gefangenen den Tod gäben, damit sie Mittel behielten, fernere Repressalien zu gebrauchen. Er stimmte endlich die Besatzung, in seinen Vorschlag einzugehen, und mit freudigem Herzen trat er nun in sein Schlafgemach.

Hier hatte er in einer eisernen Truhe seinen kleinen Schatz aufbe-

wahrt, 15400 Livres war sein ganzer Reichthum, sein ganzes Ersparniß. Es hängt doch wohl manche Thräne an diesem Gelde, sprach er vor sich hin; so soll es wenigstens zu einem guten Zwecke verwendet werden. Er nahm 12000 Livres heraus und vertheilte sie als das Lösegeld du Terails unter die Besatzung. Dann versammelte er die Gefangenen, ließ sie auf einer Trommel um ihr Leben würfeln, und die zwei, die das unglückliche Loos traf, wurden sogleich aufgeknüpft; hierauf befahl er, eine Sänfte in den Stand zu setzen, den Verwundeten darauf zu legen und in's spanische Lager zu bringen. Dort übergab einer der Träger du Terail ein Schreiben des des Eletto:

Ich habe die 12000 Livres für Eure Ranzion bezahlt, du Terail, und Euch dadurch von einem schmählichen Tode gerettet; schickt mir das Geld zurück oder nicht, mir gleichviel. Den Grafen von Berg grüßt von mir und sagt ihm, die Schwadron von Hoogstraten würde stets Gleiches mit Gleichem vergelten.

Der Narr, rief du Terail, nachdem er den Brief gelesen hatte, glaubt, ich werde ihm sein weggeworfenes Geld bezahlen; da müßt ich ein noch größerer Thor, als er sein. Sagt Euerm freigebigen Eletto, wandte er sich dann zu dem, der ihm das Schreiben eingehändigt hatte, wenn er sein Geld wieder haben wollte, möchte er selbst kommen und es sich holen.

Das will ich! sagte Thomas, als man ihm diese Antwort überbrachte, doch schmerzte ihn der Undank tief.

Der Graf von Berg begann nun, Hoogstraten förmlich einzuschließen; schon waren Batterien errichtet und 6 Feuerschlünde schleuderten Tod und Verderben in das Schloß. Er forderte die Besatzung noch einmal vergebens zur Uebergabe auf, und rückte nun mit den Laufgräben bis an das Glacis der Festung. Doch dies war das Ziel seiner Anstrengungen. Prinz Moritz war mit 10,000 Mann Holländern und den Rebellen zum Entsatz von Hoogstraten in Anmarsch. Schnell hoben die Spanier in der Nacht die Belagerung auf, ließen 2 Geschütze und die Verwundeten zurück und eilten nach Antwerpen.

Am andern Morgen begrüßte lauter Freudenruf das Heer des Prinzen, das über die Höhen heranrückte. Der Prinz selbst, nur von einigen Offizieren begleitet, ritt vertrauensvoll in Hoogstraten ein, und überraschte durch diesen Besuch den Eletto nicht wenig.

Gnädigster Herr! sagte dieser nach der Bewillkommnung. Ihr habt viel Zutrauen zu einem Haufen Rebellen, daß Ihr Euch ohne sattsame Begleitung in ihre Mitte wagt.

That ich Unrecht daran? fragte der Prinz.

Nein, gnädigster Herr! Wahrlich Ihr seid so sicher hier, als lagerten die Holländer um Euch.

Ich komme auch nicht absichtlos hierher, fuhr der Prinz fort, erstens wünscht' ich Euch kennen zu lernen, ich habe so Manches von Euch gehört, was diesen Wunsch in mir erweckt hat; dann möcht' ich über Mancherlei mit Euch sprechen und dies Schloß sehen, das durch Eure Besitznahme in den Niederlanden Bedeutung gewonnen hat.

Gern führe ich Euch in unserm Asyl umher, sagte der Eletto verbindlich.

Das ist nicht nöthig, erwiederte der Prinz; was ich sehen wollte, zeigt mir der erste Anblick. Das Schloß ist für Euch zu klein, von Tage zu Tage mehrt sich Eure Schwadron; Ihr seid nicht im Stande, Euch hier gegen einen Angriff zu wehren, und nicht 4 Wochen läßt es sich vertheidigen. Ich mache Euch daher einen Vorschlag: übergebt mir Hoogstraten, und ich überlasse der Schwadron die mir zugehörige Stadt Grave an der Maas, wo Ihr alle ein Unterkommen und sattsame Mittel zur Vertheidigung findet. Tragt es Euren Kameraden vor!

Hauptmann Filler, ganz in den Plan des Prinzen eingehend, versprach es.

Und dann, da ich einmal Zutrauen zu Euch gefaßt, frage ich Euch: wie sind die Gesinnungen der Schwadron? Das Regiment der neuen Geusen, wie sie sich nennen, das wir aus den Rebellen der Andreasschanze bildeten, hat den Staaten so treu und mit so viel Eifer gedient, daß sie wünschen, in gleichen Verband mit Euch zu treten. Habt Ihr Hoffnung, wenn die Staaten den rückständigen Sold zahlten, daß die Schwadron in unsre Dienste träte?

Nein, gnädigster Herr! erwiderte der Eletto mit Freimuth; die Meuterer der Andreasschanze verkauften Euch die Schanze, als sie dieselbe nicht länger vertheidigen konnten; sie verkauften sie aus Noth und blieben dann als redliche Soldaten der neuen Verbindung getreu. Wir aber unterhandeln noch mit dem Erzherzoge; die Religion bindet uns an Spanien; nur so lange der Erzherzog nicht zahlt, stehen wir ihm feindlich gegenüber. Dennoch werden wir redlich erfüllen, wozu wir uns gegen Euch, mein gnädigster Herr, verpflichten, aber so lange die Verbrüderung dauert, darf kein einzelner der Neigung seines Herzens folgen.

Ich verstehe Euch! sagte der Prinz, ihm traulich die Hand reichend. Rechnet für Eure Person stets auf mich. Ueber das, was ich Euch wegen Grave gesagt, berathet Euch und gebt mir baldigen Bescheid

Mit Freuden gingen die Rebellen den Tausch ein, wobei sie nur gewinnen konnten, und bald waren die Punkte aufgesetzt; und so kam der merkwürdige, in der Kriegsgeschichte einzige Vergleich zu Stande.

Der Prinz räumt gegen Abtretung von Hoogstraten der Schwadron die ihm gehörige Stadt Grave auf ein Jahr, doch so ein, daß die Schwadron verspricht, die Einwohner nicht zu drücken, sich nicht in die Angelegenheiten der Stadt zu mischen und die Religionsverfassung unverändert zu lassen,

auch nicht in das Gebiet der Republik oder des deutschen Reichs zu streifen. Sollte die Schwadron sich mit dem Erzherzoge in dieser Zeit aussöhnen, so übergibt sie dem Prinzen Grave, erhält dagegen Hoogstraten zurück und verspricht, 4 Monate von der Uebergabe an nicht gegen die Staaten zu dienen.

Dem Prinzen war wegen der Nähe von Breda und Antwerpen viel an dem Besitze des festen Hoogstratens gelegen: in Grave, am äußersten Ende Brabants, waren die Rebellen von den Spaniern entfernter, mithin die Aussöhnung schwerer, und da der Vergleich rein militairisch abgeschlossen war, so konnte der Prinz auch eher das Vertrauen haben, daß er streng gehalten werden würde. Was die Stadt betraf, die man ihnen einräumte, so war des Prinzen Meinung, daß der Marder nie auf dem Hofe stehle, wo er sein Nest baue.

Kurze Zeit darauf übergab die Schwadron den Holländern Hoogstraten und zog in Grave ein. Der Schauplatz hatte sich nun verändert, doch blieb der Name: immer noch hieß man die Schwadron die Rebellen von Hoogstraten. Auch von Grave aus durchstreiften sie Brabant, trieben Contributionen ein und schleppten Lebensmittel zusammen. Das nahe Geldern litt am meisten, so wie das Bisthum Lüttich, das nicht als deutsches Land angesehen wurde. Die Bürger von Grave, die von ihnen nicht gedrückt wurden, waren am Ende mit ihren Gästen, die Lebensmittel und Geld in Menge in die Stadt brachten, wohl zufrieden, und nur selten fanden die Elettos Gelegenheit, ihr Richteramt auszuüben. Auch trieb sie der Müssiggang und die Kriegslust oft zu Hunderten zu dem Heere des Prinzen Moritz, wo sie als Freiwillige tapfer dienten, und so lange blieben, als ihnen dort das Leben gefiel.

Die erste bedeutende Expedition von Grave aus war nach Helmont und Eyndhofen. Beide Orte, die ihnen Widerstand leisten wollten, wurden geplündert. Die kleinern Städte und die Landschaften des nördlichen Brabants trafen nun eine Uebereinkunft mit ihnen, und lieferten monatlich eine bestimmte Anzahl Geld und Lebensmittel nach Grave, wodurch sie sich von jedem Streifzuge loskauften. Oft durchzogen die Rebellen ganz Brabant, durchstreiften Namur und Hennegau; nur Flandern, wo das Heer des Erzherzogs stand, blieb von ihnen verschont.

Bei Herentals hatte auch du Terail ein ernstes Gefecht mit ihnen gehabt; jeder Theil schrieb sich den Sieg zu, keiner hatte aber dabei gewonnen, jeder bedeutend verloren. Seitdem war du Terail die Lust vergangen, sich mit den Rebellen zu messen. Erkelens war sein Hauptquartier, und von hier aus hatte er das Clevische zu seiner Goldgrube erwählt, und sogar einigemal das holländische Gebiet betreten, wo er, bis Batenburg und Nimmwegen streifend, das platte Land verheerte und plünderte.

Der Prinz schickte deshalb einen Offizier nach Grave, die Schwadron

zu bewegen, den Streifereien du Terails Einhalt zu thun. Er stellte ihnen vor, wie belohnend ein Unternehmen auf Erkelens sein müsse, da du Terail und seine Bande Alles, was sie geraubt, dort aufgehäuft hätten; zugleich ließ ihnen der Prinz 10,000 Gulden als Lohn für diese Unternehmung und eine gleiche Summe bieten, wenn sie nach der Einnahme des Schlosses es den Holländern überliefern wollten.

Dieser Vorschlag kam dem Hauptmann Filler sehr gelegen und stimmte zu seinem schon gehabten Plan. Er trug der Schwadron den Wunsch des Prinzen vor, zeigte ihnen die Vortheile, die sich für sie im Limburger Lande darböten, das, vom Kriegsschauplatze entfernt, von ihnen noch nie heimgesucht war, und brachte es endlich dahin, daß er mit 500 Pferden und 1000 Mann zu Fuß nach Erkelens aufbrechen konnte.

Du Terail hat mich aufgefordert, mein Geld von ihm zu holen, sagte Thomas zu Federico, dem Eletto der Spanier, ich werde seiner Einladung folgen.

Ein so bedeutender Zug, der selbst zwei leichte Geschütze bei sich führte, blieb nicht lange ein Geheimniß; das Bisthum Lüttich zitterte, denn man glaubte allgemein, es gelte ihm. Die geistliche Regierung schickte schon Abgeordnete den Rebellen entgegen, um mit ihnen über ein Abkommen zu unterhandeln, und Niemandem kam es in den Sinn, daß die Rebellen von Hoogstraten über die Maas setzen würden.

Während seines Aufenthalts in Bocholt hatte Hauptmann Thomas Gelegenheit gehabt, alle Fuhrten der Maas zu untersuchen; zwischen Buggenum und Horn kannte er eine Furth, welche die Reiterei bei seichtem Wasserstande leicht passiren konnte, und wo sie vielleicht nur 20 Schritte zu schwimmen hatte. Hier bestimmte er den Uebergang. Vorher aber konnte er nicht umhin, nach dem von hier nicht weit entfernten Meierhofe zu reiten, um den alten unglücklichen Vater Gertrauds zu sehen, und wohl auch Erkundigungen über sie einzuziehen. Er fand den alten, sonst so rüstigen Mann von Gram gebeugt; sein braunes Haar weiß wie Schnee; sein freundliches Auge erblindet. Er wagte es nicht, sich dem alten Manne zu erkennen zu geben, viel weniger ihn nach seiner Tochter zu fragen, denn er fürchtete, die vielleicht verharrschte Wunde aufzureißen und den Gram von neuem herbeizurufen. Er schwieg von dem, was die eigne Brust beklemmte, sprach nur von gleichgültigen Dingen; aber sein Auge blickte in der Stube umher, wo alles noch stand wie sonst, und jedes Hausgeräthe nur traurige Erinnerungen in ihm erweckte. Als er den Alten verließ, zog es ihn nach Gertrauds Schlafkammer; da stand noch der Stuhl, auf welchem du Terail saß, als er sie überraschte; da stand noch ihr Bett mit den grünwollenen Vorhängen. Er glaubte, er müsse, wenn er sie zurückschlüge, die Schlummernde noch hinter ihnen erblicken. Ach, sie war fern, das Heiligthum entweiht und all seine Sehnsucht vernichtet —

Rache im Herzen, ritt er zurück; Rache im Herzen, setzte er der Erste in die Fluthen der Maas; seine Reiter, jeder einen Fußknecht hinter sich, folgten ihm. Glücklich gelangten sie an das jenseitige Ufer, schwammen noch einmal hinüber, die Andern zu holen. Ein Mann ertrank, die übrigen kamen glücklich an das rechte Ufer. Die beiden Geschütze wurden auseinander genommen und mit den vorräthigen Sturmleitern in Kähnen hinüber geschafft. Bald war Alles wieder in Stand gesetzt, und nun ging es Erkelens zu.

Um nicht von den Einwohnern auf den ersten Blick erkannt zu werden, hatten sie ihre Fahnen mit den 7 aufrecht stehenden Schlangenköpfen zusammen gerollt und trugen die rothe spanische Feldbinde. Sie fragten nach dem Wege der über Dahlen nach Neuß führt, wendeten sich aber, bei Arsbeck angelangt, schnell nach Schwanenberg. Hier überfiel sie die Nacht, die mit Sturm und Gewitter hereinbrach. Sie setzten in aller Stille ihren Weg fort, und bald zeigten ihnen die leuchtenden Blitze den spitzen Thurm des Städtchens und die stumpfen Thürme des alten Schlosses.

Es war Mitternacht; nur noch in der Ferne rollte der Donner, aber heftig braus'te der Sturm und peitschte den Regen herab. Hier und da sah man Licht in einigen Häusern, wo gewiß eine furchtsame Seele noch in der Angst ihres Herzens betete. So kamen sie unbemerkt an das Thor. Einige vorangegangene Fußknechte, denen ein größerer Trupp folgte, pochten an und baten um Einlaß. Der Pförtner lugte aus einem kleinen Thurmfenster heraus. Seid Ihr schon zurück? rief er ihnen zu; dachte es wohl, daß Euch das Unwetter wieder heimführen würde.

Mach' nur auf, Alter! rief der Eine, sich ungeduldig stellend. Es ist ja ein Wetter, daß ein armer Fußknecht selbst den lieben Herrgott erbarmen möchte; geschwind!

Es dauerte eine Weile, ehe der Alte kam, der dann erst mit seinem Lämpchen durch eine Luke des Thores leuchtete, ehe er aufschloß. Als er aber nur die Beiden gewahrte, schloß er getrost auf und ließ sie hinein. Diese packten ihn schnell, schleppten ihn aus der offenen Pforte, nahmen ihm die Schlüssel zum Thor und öffneten es.

Das ging ja besser als wir erwarten konnten, meinte der Eletto, als er mit den Uebrigen vorrückte; da er aber erfuhr, am Abend sei Oberst du Terail mit dem größten Theile der Besatzung dem Rheine zugezogen, und daß nur höchstens 100 Mann das Schloß besetzt hielten, war seine Freude dahin. Also ihn finde ich nicht? brummte er vor sich. Nun, so ist es auch besser; Rache bringt keinen Segen. Hierauf gab er die nöthigen Befehle, daß 500 Mann Fußvolk nach dem Schlosse rücken, die Reiterei mit den Uebrigen aber das Thor besetzen sollte, damit das Pferdegetrappel die Bürger nicht aufwecke; er selbst begab sich mit nach dem Schlosse.

Sorglos fand er die Wachten, und ohne bemerkt zu werden, sprengte man die Kette der Zugbrücke und setzte die Petarde an. Auch das innere

Thor war bald gesprengt, und, im völligen Schlafe überrascht, leistete die Besatzung nur schwachen Widerstand; das Schloß ward schnell erobert, die Stadt genommen und die Thore gehörig besetzt.

Der Eletto hatte strengen Befehl gegeben, nicht zu plündern. Die Stadt sollte eine bedeutende Brandschatzung geben, was im Schlosse gefunden würde, zu gleichen Theilen vertheilt werden. Deshalb wurde auch Schloß und Stadt verschont und völlige Ordnung gehandhabt.

Wo Oberst du Terail seine Schätze verwahrt habe, war die erste Frage, die Hauptmann Filler an den gefangenen Kommandanten that; dieser aber versicherte, daß ihm dies selbst unbekannt sei, da der Oberst es vor Jedermann geheim halte; sein alter Diener aber, den er zurückgelassen, könne vielleicht bessere Kunde geben. Der Alte wurde gerufen, läugnete anfangs; als er jedoch dem Stückknecht zur Tortur übergeben wurde, führte er den Eletto und den Zahlmeister nach einem verborgenen kleinen Gewölbe, wo sie zwei große eiserne Truhen fanden. Thomas überließ dem Zahlmeister die Freude, sie zu öffnen, nahm den alten Diener bei Seite und fragte ihn, sonderbar bewegt: Wo ist das Weib des Obersten?

Sein Weib? erwiderte der Alte lachend. Mein Herr tritt gewiß mit keinem Weibe vor den Altar. Meint Ihr aber die Dirne, die hier ist, so ist ihr Zimmer nicht fern von hier.

Führe mich hin! befahl der Hauptmann. Der Diener ging, eine Leuchte in der Hand, voran, öffnete die Thür und trat mit klopfendem Herzen ein. Das Gemach war leer, aber Alles zeigte, daß seine Bewohner es erst vor Kurzem verlassen hatten. Hier schaute sich Thomas traurig um, und bemerkte, daß das Hausgeräth nur ärmlich und nirgends eine Spur von Wohlhabenheit zu finden sei; es schien mehr das Zimmer einer Dienenden, als das der Geliebten zu sein.

Die Arme ist gewiß bei dem Sprengen der Petarden und bei dem Lärme im Schlosse in die untern Gewölbe entflohn; ich will hin, sie zu suchen; übergebt sie nicht dem Kriegsvolke, handelt menschlich an der Unglücklichen! bat der alte Diener.

Sei ohne Sorge! beruhigte ihn Filler. Ich gehe selbst mit Dir, sie aufzusuchen. Er ließ Fackeln herbeischaffen, nahm zwei Kriegsleute zu seiner Begleitung mit und folgte dem Diener die steilen Treppen hinab.

Die Gewölbe des Schlosses waren hoch und geräumig und Vorräthe aller Art darin in Menge aufgehäuft. Für Wein hatte du Terail gesorgt. Sie fanden hier Mancherlei, nur nicht das was sie suchten. Sollte sie etwa den Schlüssel zu diesem Keller gefunden und sich hierher geflüchtet haben? sagte der Diener. Ich will doch hinauf und den Schlüssel suchen.

Begleite ihn und laß ihn nicht außer Acht! befahl der Eletto einem seiner Begleiter; er selbst blieb mit den Andern zurück.

Der Diener zögerte, zurückzukommen, die Ungeduld ergriff den Hauptmann, er nahm die Fackel aus der Hand seines Begleiters und

durchschritt das lange Kreuzgewölbe. — Plötzlich heftete sich sein Blick auf den Boden, er zog erschrocken den schon gehobenen Fuß zurück; ein Kind lag vor ihm auf einem Bündel Stroh, das hier so ruhig schlief, als läg' es in einem Bett von Daunen. — Ihr — sein Kind — das war der erste Gedanke, der ihn durchflog. Ein sonderbares Gefühl durchschauerte ihn bei dem Anblicke des schlafenden Engels; war es Freude, war es Schmerz, er wußte es selbst nicht. Jetzt beugte er sich über das schlummernde und glaubte die Züge der Mutter in dem Kinde wieder zu sehen, hob es auf, wickelte es in seinen Mantel, beleuchtete es, und ein wehmüthiges Lächeln umzog seinen Mund. — Armes Kind! sagte er leise, damit es ja nicht in seinem Schlummer gestört werde, und seit langer Zeit drang zum ersten Male wieder eine Thräne in sein Auge; unglückliches Kind, in Sünde geboren, in Sünde genährt — Dich will ich retten vom Verderben, ich will Dir Vater sein! Er wollte mit dem Kinde auf dem Arme zurückgehen, aber plötzlich blieb er stehen. Wo das Kind ist, muß auch die Mutter sein — grausam wäre es, ihr das Kind zu rauben! — Er ging weiter vorwärts, sein Auge spähte umher — da sah er in der Ferne eine weiße Gestalt auf dem Boden liegen; er hob die gesenkte Fackel — angstvoll blickte er hin, hoffend und fürchtend, sie sei es. — Ja, sie war es auch; ohnmächtig lag die Unglückliche, ein Kissen in der Hand, das sie wahrscheinlich dem Kleinen, des feuchten modrigen Bodens wegen, hatte bringen wollen. Thomas, das Kind nicht aus seinen Armen lassend, kniete neben sie, wollte sie durch Rütteln zum Leben bringen, wollte eben den Diener rufen, als Geschützesdonner über ihm dröhnte und der Mann, den er mit dem Diener hinaufgeschickt hatte, eiligst zurückkam und ihm zurief: Eletto, geschwind hinauf, der Feind ist vor dem Thore!

Euch übergeb' ich dies Kind und jenes Weib, rief der Ueberraschte, stürzte, die Fackel in der Hand, die Treppe hinauf und eilte auf die Mauer.

Schon graute der Morgen, und deutlich konnte der Eletto sehen, daß der Feind das nördliche Thor angriff. Schnell beorderte er 300 Mann aus dem Schlosse mit den beiden Feldstücken dorthin; er selbst schwang sich auf sein Roß und jagte nach dem Kampfplatze. Schon trabten die Reiter aus allen Gassen herbei, an 200 sammelten sich um ihren Führer und wollten kampflustig hinaus dem Feinde entgegen; jedoch der Bedächtige hielt sie zurück und wollte nicht eher den Angriff wagen, bis alle seine Mannschaft beisammen war. Er ermuthigte die Wacht am Thore, sich tapfer zu halten, da Succurs komme, besetzte den Wall und, nicht ahnend, daß du Terail, gegen seine Gewohnheit, Geschütz mit sich führe, spottete er des nutzlosen Angriffs. Aber plötzlich fuhr die Kugel einer Feldschlange durch das Thor; noch ein Schuß dröhnte, und das Thor brach ganz zusammen. In diesem Augenblicke kam aber auch der Succurs von dem

Schlosse, die beiden Feldschlangen fuhren auf, doch ein glücklicher Schuß der Feinde demontirte beide zugleich. Zwei Räder lagen in Stücken 10 Todte und verwundete deckten den Boden. Da räumte der Eletto schnell Thor und Straße, ließ den Wall nur besetzen und vertheidigte von hier aus das offene Thor. Vom Schlosse donnerte das Geschütze auf die Anrückenden; da es aber dort an Constablern fehlte, schossen sie schlecht und thaten dem Feinde keinen Abbruch.

Noch vertheidigten die 300 von dem Walle herab das Thor und vereitelten den wiederholten Angriff du Terails; aber im steten Feuer hätten sie unterliegen müssen, wenn nicht der Eletto die Reiterei auf dem Marktplatze gesammelt und mit ihr und dem Reste des Fußvolks zu einem andern Thore ausgerückt wäre und seinen Gegner auf offenem Felde angegriffen hätte; zugleich gab er den 300 Mann am nördlichen Thore den Befehl, das Geschütz zu nehmen.

Du Terail war ihm an Reiterei überlegen, an Fußvolk gleich. Aber die alten Schaaren der Rebellen, die aus den verwegensten Kriegern des spanischen Heeres bestanden, achteten nicht eine kleine Uebermacht; sie griffen den Feind mit Ungestüm an, unddieser Angriff würde schon das Gefecht entschieden haben, hätte nicht du Terail durch einen Pistolenschuß das Pferd ihres Anführers getödtet; es stürzte, und wie der Tiger auf seine Beute, sprang der Franzos von seinem Roß, warf sich mit gezücktem Dolche auf den unter seinem Pferde liegenden, aber auch im nämlichen Augenblicke fühlte er sich an der Gurgel gepackt. Die treue Dogge, die seinem Herrn auch in den Kampf gefolgt war, riß ihn nieder, Reiter kamen ihrem Eletto zu Hülfe, und zum zweiten Male ward du Terail ihr Gefangener. Dies entschied das Gefecht; zweihundert Spanier wurden gefangen, die andern nahmen die Flucht. Du Terail hatte einen Anschlag auf Crefeld gehabt, war deshalb am Morgen ausgezogen, hatte aber in Neersen die Nachricht erhalten, daß die Rebellen über die Maas gegangen wären. Er vermuthete mit Recht, daß es Erkelens galt, kehrte um, marschirte ohne Rast und hoffte den Feind bei der Plünderung zu überfallen; die weise Vorsicht des Eletto aber zerstörte seinen Plan.

Dieser, durch den Fall seines Rosses beschädigt, ließ sich auf das Schloß bringen, du Terail aber wurde in der Stadt in strengem Gewahrsam gehalten. Auf dem Schlosse erfuhr er nun, daß man in den beiden eisernen Kasten 62000 rheinische Gulden, eine ungeheure Summe für die damalige Zeit, und eine Menge Kostbarkeiten, silberne Becher und selbst Kirchengut gefunden habe. Mehr aber freute er sich, als man ihm berichtete, die Ohnmächtige sei wieder zum Leben zurückgebracht; sie sei aber noch so matt, daß sie ihr Zimmer hüten müsse.

Nicht Liebe war es, was Thomas bei dieser Nachricht so sonderbar bewegte; wie hätte dieses edle reine Gemüth noch Liebe für eine Gefallene empfinden können? Aber Mitleid, innige Theilnahme ergriff ihn, dachte

er sie sich jetzt so unglücklich — und doch? fühlte sie sich unglücklich? konnte ihr nicht der Mann ihres Herzens, der Knabe Wonne bereiten, die der arme Thomas nie empfunden hatte? Sein Gemüth war tief bewegt, besonders hatte ihn der Anblick des schlafenden Kindes erschüttert. In dem kurzen Augenblicke, daß das Schlummernde in seinen Armen geruht hatte, war eine Sehnsucht in ihm erwacht, die ihn sich so einsam fühlen ließ. Unwillkürlich streichelte er seine Dogge, das einzige treue Wesen, das ihm noch geblieben war, denn ihm hatte ja das Schicksal so viel versagt, Weib und Kind. — Bringt mir den Knaben! rief er plötzlich, als sei das Kind seines Feindes der gute Geist, seinen Gram zu verscheuchen, und sie brachten ihm den Kleinen, der jetzt die großen blauen Augen aufgeschlagen hatte und den bärtigen Mann, der ihn auf seinen Schooß nahm und mit ihm spielte, freundlich ansah. Bei dem Lächeln des Kindes vergaß er ganz seinen Kummer, selbst wenn das sprechende Auge und das Grübchen des Kleinen ihn an Gertraud erinnerte. Seit langer Zeit war dies die erste Stunde wieder, wo sein Herz Freude fühlte.

Da öffnete sich leise die Thüre, eine bleiche Gestalt trat zitternd herein. — Mein Kind! rief sie mit ängstlicher Stimme — und der Kleine streckte die Arme nach der Mutter, während Thomas ihr den Knaben mit abgewandtem Gesichte entgegenhielt. Sie ergriff, küßte ihn und schlich so leise wieder fort, als sie hereingetreten war.

Das war Gertraud? seufzte Thomas tief auf. Diese bleiche Gestalt, diese hohlen Augen war die Gestalt, sind die Augen Gertrauds? O Sünde, Sünde, wie brandmarkst du deine Diener. — Nein, nein! rief er bewegt und wischte die Thräne aus seinem Auge; sie ist unglücklich, darum habe Mitleid mit ihr, verdamme sie nicht! Er raffte sich zusammen, so schwer es ihm auch wurde, und ließ sich nach Gertrauds Zimmer führen.

Als man es leise öffnete, sah er sie, den Knaben liebkosend, auf einer kleinen Bank sitzen. Sie gewahrte ihn nicht sogleich und überließ sich unbefangen der mütterlichen Zärtlichkeit. Als sie ihn aber erblickte, fuhr sie erschrocken auf, drückte daß Kind fest an ihre Brust und blickte ängstlich umher.

Warum erschreckt Ihr vor mir, was bebt Ihr so, Gertraud? fragte er sich auf einen Schemmel niederlassend, und winkte seinen Dienern, sich zu entfernen. Ich komme in Frieden!

Aber das Weib drückte das Kind voll banger Furcht, es sollte ihr entrissen werden, immer fester an sich.

Fürchtet Euch nicht, fuhr Thomas fort und die ernsten Züge seines Gesichts zwangen sich, freundlich zu sein. Ich bringe nicht Vorwürfe mit mir, nur Theilnahme und Mitleid. Habt Zutrauen zu mir, setzt Euch mit dem Kleinen dorthin, mir gegenüber — So! — Ja, wovon wollt ich doch mit Euch sprechen, sagte er jetzt, wie aus einem Traume erwacht; die Vergangenheit verwirret meinen grauen Kopf — die braunen Locken, Gertraud,

sind gebleicht; seit ich Euch nicht sah, sind sie grau geworden, so wie die Eures Vaters schon weiß sind.

Saht Ihr meinen Vater, Herr? fragte sie, aufspringend.

Ich sah den alten Mann, aber er sah mich nicht, denn er ist blind!

Das Weib fing an, heftig zu zittern, legte den Knaben auf das Bett und hielt sich krampfhaft an die Pfosten fest. Blind, blind! wiederholte sie mehrere Male leise — Ja er wollte seine Tochter nicht mehr sehen, da erfüllte Gott sein Gebet und schloß sein Auge.

Thomas war erschüttert; Gertraud jammerte ihn; er wußte nicht, wie er dem Gespräche eine andere, schonendere Wendung geben sollte. Ihr habt einen schönen Knaben, sagte er endlich; sein Auge ist ganz das Eurige, sein Mund lächelt wie Ihr sonst zu lächeln pflegtet; seinem Vater gleicht er, Gott sei Dank, wenig.

Wo ist du Terail! rief Gertraud und schien bei dieser Frage ihren Vater schon vergessen zu haben.

Er ist gefangen, antwortete Hauptmann Thomas, und auch sein Gefühl mochte in diesem Augenblicke von einem andern Eindrucke bewegt werden.

Sein Schicksal? fragte sie mit Heftigkeit.

Wird das Schicksal eines Gefangenen sein, der kein Lösegeld mehr hat, sich loszukaufen, und zum zweiten Male wird sich kein Thor finden, es für ihn zu bezahlen, erwiderte er mit Bitterkeit.

Armes Kind, rief sie weinend und drückte den Knaben an ihr Herz; arme vaterlose Waise!

Laß mich sein Vater sein! sagte Thomas mit Herzlichkeit, und der Anblick des schreienden Kindes hatte jede Bitterkeit schnell verwischt.

Gertraud schüttelte schmerzvoll lächelnd den Kopf.

Auch diese Freude gönnst Du mir nicht, sagte er empfindlich. Nun wohl! — Nehmen kann ich Dir den Knaben nicht, und überlassen willst Du mir ihn nicht; so muß ich auch diese Hoffnung zu Grabe tragen, wie alle andere. Er sah finster vor sich hin; Gertraud betrachtete ihn jetzt genau, sie fand ihn sehr gealtert, der Gram hatte seine Furchen tief auf seine Stirn gezogen, das schmerzte sie. Da hob er langsam das gesenkte Haupt. — Bist Du denn glücklich, Gertraud? fragte er, sie scharf ins Auge fassend. — Sie schwieg. — Liebst Du noch du Terail?

Er ist der Vater meines Kindes, wie könnt' ich ihn nicht lieben? erwiederte sie leise.

So! — sagte er gedehnt, versuchte aufzustehen, aber vermochte es nicht. Da legte Gertraud das Kind schnell auf das Bett, sprang herzu, griff ihm unter den Arm, wollte ihm helfen, aber sie war zu schwach, es gelang ihr nicht. Laß nur, sagte er, indem er sie freundlich anblickte. Ein sonderbares Gefühl hatte ihn durchzuckt, als ihre Hand ihn berührte, und sie sich sorgsam mühte, ihm hülfreich zu sein. Laß nur! wiederholte er; ich danke Dir.

Höre Gertraud, sagte er dann nach kurzem Schweigen, was ich hier in Deinem elenden Zimmer sehe, spricht nicht für du Terails Liebe, nicht für die Liebe des Vaters zu seinem Kinde. — Du leidest Noth, wenn er schwelgt; mich dünkt, Du bist ihm lästig.

Sie schüttelte mit Heftigkeit verneinend den Kopf und Thränen strömten aus ihrem Auge. —

Du bist ihm lästig! wiederholte Thomas; Deine Thränen zeigen es mir — deshalb verlaß ihn! Das Weib nahm ihr Kind wieder auf den Arm, küßte es, drückte es an ihre Brust und antwortete nicht.

Ich will für Dich und den Knaben väterlich sorgen; was ich habe, es ist freilich wenig, gehöre sein. Fern von mir magst Du ziehen, zu Deinem Vater den ich vielleicht mit Dir versöhnen kann, nach Holland, Deutschland, wohin Du willst. — Sie blieb stumm. — Weib, er verdient Deine Anhänglichkeit nicht! rief er jetzt mit Heftigkeit, da sich endlich ein leises ich kann nicht! aus ihrer Brust rang. — Nun wohl! sagte er gelassener, rief seinen Diener und befahl ihm, dem Lieutnant zu sagen, daß der Obrist du Terail auf das Schloß gebracht werden solle.

Was wollt Ihr mit ihm? fragte Gertraud ängstlich.

Gericht über ihn halten! antwortete der Eletto kalt.

Seid menschlich! bat sie und stürzte zu seinen Füßen; erbarmt Euch meiner, erbarmt Euch des Kindes.

Eben das will ich, sagte er, sie aufhebend und versank in Nachdenken, das sie nicht zu unterbrechen wagte. So saßen sie lange schweigend; nur zuweilen richtete er eine gleichgültige Frage an sie, die sie zitternd beantwortete.

Jetzt meldete der Diener, Oberst du Terail sei da. Der Eletto ließ ihn hereintreten. Auf du Terails Gesicht malte sich bei dem Anblicke seines Gegners Zorn, auf dem Gesichte des Hauptmanns Ernst und Ruhe.

Ich bin gekommen, mir, wie Du es verlangt hast, mein vorgeschossenes Lösegeld zu holen, redete er den Gefangenen an; ich bin hier, es einzufordern.

Nimm, wo Du es findest, mein Seckel ist leer, erwiederte du Terail höhnisch.

Das ist schon geschehen, sagte der Niederländer ruhig. Ich habe mehr gefunden, als es bedurfte. Doch habe ich noch etwas zurückzufordern, was mein war.

Sicher die Dirne, fiel ihm der Franzos schnell in die Rede. — Nimm sie, wenn Du mit den Brosamen zufrieden bist, die von des Herrn Tische fielen; nimm auch das Kind noch oben drein!

Gerechter Gott! rief Gertraud und vermochte kaum, sich aufrecht zu erhalten.

Steh' ihr doch bei, sagte Thomas zu du Terail, der gleichgültig auf die Jammernde blickte, und während der Eletto nochmals versuchte, aufzu-

sind gebleicht; seit ich Euch nicht sah, sind sie grau geworden, so wie die Eures Vaters schon weiß sind.

Saht Ihr meinen Vater, Herr? fragte sie, aufspringend.

Ich sah den alten Mann, aber er sah mich nicht, denn er ist blind!

Das Weib fing an, heftig zu zittern, legte den Knaben auf das Bett und hielt sich krampfhaft an die Pfosten fest. Blind, blind! wiederholte sie mehrere Male leise — Ja er wollte seine Tochter nicht mehr sehen, da erfüllte Gott sein Gebet und schloß sein Auge.

Thomas war erschüttert; Gertraud jammerte ihn; er wußte nicht, wie er dem Gespräche eine andere, schonendere Wendung geben sollte. Ihr habt einen schönen Knaben, sagte er endlich; sein Auge ist ganz das Eurige, sein Mund lächelt wie Ihr sonst zu lächeln pflegtet; seinem Vater gleicht er, Gott sei Dank, wenig.

Wo ist du Terail! rief Gertraud und schien bei dieser Frage ihren Vater schon vergessen zu haben.

Er ist gefangen, antwortete Hauptmann Thomas, und auch sein Gefühl mochte in diesem Augenblicke von einem andern Eindrucke bewegt werden.

Sein Schicksal? fragte sie mit Heftigkeit.

Wird das Schicksal eines Gefangenen sein, der kein Lösegeld mehr hat, sich loszukaufen, und zum zweiten Male wird sich kein Thor finden, es für ihn zu bezahlen, erwiderte er mit Bitterkeit.

Armes Kind, rief sie weinend und drückte den Knaben an ihr Herz; arme vaterlose Waise!

Laß mich sein Vater sein! sagte Thomas mit Herzlichkeit, und der Anblick des schreienden Kindes hatte jede Bitterkeit schnell verwischt.

Gertraud schüttelte schmerzvoll lächelnd den Kopf.

Auch diese Freude gönnst Du mir nicht, sagte er empfindlich. Nun wohl! — Nehmen kann ich Dir den Knaben nicht, und überlassen willst Du mir ihn nicht; so muß ich auch diese Hoffnung zu Grabe tragen, wie alle andere. Er sah finster vor sich hin; Gertraud betrachtete ihn jetzt genau, sie fand ihn sehr gealtert, der Gram hatte seine Furchen tief auf seine Stirn gezogen, das schmerzte sie. Da hob er langsam das gesenkte Haupt. — Bist Du denn glücklich, Gertraud? fragte er, sie scharf ins Auge fassend. — Sie schwieg. — Liebst Du noch du Terail?

Er ist der Vater meines Kindes, wie könnt' ich ihn nicht lieben? erwiederte sie leise.

So! — sagte er gedehnt, versuchte aufzustehen, aber vermochte es nicht. Da legte Gertraud das Kind schnell auf das Bett, sprang herzu, griff ihm unter den Arm, wollte ihm helfen, aber sie war zu schwach, es gelang ihr nicht. Laß nur, sagte er, indem er sie freundlich anblickte. Ein sonderbares Gefühl hatte ihn durchzuckt, als ihre Hand ihn berührte, und sie sich sorgsam mühte, ihm hülfreich zu sein. Laß nur! wiederholte er; ich danke Dir.

Höre Gertraud, sagte er dann nach kurzem Schweigen, was ich hier in Deinem elenden Zimmer sehe, spricht nicht für du Terails Liebe, nicht für die Liebe des Vaters zu seinem Kinde. — Du leidest Noth, wenn er schwelgt; mich dünkt, Du bist ihm lästig.

Sie schüttelte mit Heftigkeit verneinend den Kopf und Thränen strömten aus ihrem Auge. —

Du bist ihm lästig! wiederholte Thomas; Deine Thränen zeigen es mir — deshalb verlaß ihn! Das Weib nahm ihr Kind wieder auf den Arm, küßte es, drückte es an ihre Brust und antwortete nicht.

Ich will für Dich und den Knaben väterlich sorgen; was ich habe, es ist freilich wenig, gehöre sein. Fern von mir magst Du ziehen, zu Deinem Vater den ich vielleicht mit Dir versöhnen kann, nach Holland, Deutschland, wohin Du willst. — Sie blieb stumm. — Weib, er verdient Deine Anhänglichkeit nicht! rief er jetzt mit Heftigkeit, da sich endlich ein leises ich kann nicht! aus ihrer Brust rang. — Nun wohl! sagte er gelassener, rief seinen Diener und befahl ihm, dem Lieutnant zu sagen, daß der Obrist du Terail auf das Schloß gebracht werden solle.

Was wollt Ihr mit ihm? fragte Gertraud ängstlich.

Gericht über ihn halten! antwortete der Eletto kalt.

Seid menschlich! bat sie und stürzte zu seinen Füßen; erbarmt Euch meiner, erbarmt Euch des Kindes.

Eben das will ich, sagte er, sie aufhebend und versank in Nachdenken, das sie nicht zu unterbrechen wagte. So saßen sie lange schweigend; nur zuweilen richtete er eine gleichgültige Frage an sie, die sie zitternd beantwortete.

Jetzt meldete der Diener, Oberst du Terail sei da. Der Eletto ließ ihn hereintreten. Auf du Terails Gesicht malte sich bei dem Anblicke seines Gegners Zorn, auf dem Gesichte des Hauptmanns Ernst und Ruhe.

Ich bin gekommen, mir, wie Du es verlangt hast, mein vorgeschossenes Lösegeld zu holen, redete er den Gefangenen an; ich bin hier, es einzufordern.

Nimm, wo Du es findest, mein Seckel ist leer, erwiederte du Terail höhnisch.

Das ist schon geschehen, sagte der Niederländer ruhig. Ich habe mehr gefunden, als es bedurfte. Doch habe ich noch etwas zurückzufordern, was mein war.

Sicher die Dirne, fiel ihm der Franzos schnell in die Rede. — Nimm sie, wenn Du mit den Brosamen zufrieden bist, die von des Herrn Tische fielen; nimm auch das Kind noch oben drein!

Gerechter Gott! rief Gertraud und vermochte kaum, sich aufrecht zu erhalten.

Steh' ihr doch bei, sagte Thomas zu du Terail, der gleichgültig auf die Jammernde blickte, und während der Eletto nochmals versuchte, aufzu-

stehen, erhob sich jener nicht von seinem Sessel. Laß nur, sagte du Terail gleichgültig, diese Scenen sind mir nicht neu.

Der Eletto warf bei diesen Worten einen verächtlichen Blick auf seinen ehemaligen Kampfgenossen, rief den bereit stehenden Diener und befahl ihm, den Lieutnant zu rufen. Während dem hatte sich Gertraud erholt und sich auf einen Schemmel gesetzt und sah bald, im Innersten tief betrübt, auf du Terail, bald ängstlich auf Thomas, der mit sich einen schweren Kampf zu kämpfen schien.

Was wird mein Loos sein und wieviel Lösegeld verlangst Du? fragte jetzt du Terail, das Schweigen brechend.

Ich mag Dein Schicksal nicht bestimmen, erwiederte dieser ernst.

Glaube nicht, daß mit diesem Schlosse alle meine Mittel dahin sind; ich habe noch so viel, diesmal mein Lösegeld selbst zu zahlen.

Ich möchte um alle Schätze der Erde nicht Dein Richter sein, sagte der Eletto, und seine Stirn umwölkte sich; denn ich fühle es, ich würde ein strenges Gericht halten. Getrennt wirst Du von Ihr und von Deinem Kinde, sprach er dann nach einer Pause; hast Du noch über ihr Schicksal Etwas zu bestimmen, so laß es mich wissen. Willst Du ihnen Lebewohl sagen, so thu' es jetzt. Du Terail schwieg.

Mann! rief Gertraud außer sich und stürzte in seine Arme, willst Du so lieblos von mir gehn, hast Du kein Wort, kein Liebeswort für mich und Dein Kind?

Du gehst, wie verrufenes Geld, schnell aus einer Hand in die andere, antwortete er lachend; jetzt kommst Du wieder in die Hände dessen, der Dich zuerst besaß. Vielleicht geht es Dir da wohler.

Mit Gott! sprach Thomas feierlich. Laß den Mann, wendete er sich dann zu Gertraud, die du Terail noch immer fest umfangen hielt; — er stößt Dich zurück — verachte ihn! — Komm zu mir, bring mir Dein Kind, ich will Dir Bruder, dem Knaben Vater sein! — Bei diesen Worten trat der Lieutnant ein. Kamerad! sagte der Eletto, auf du Terail weisend, führe den in engen Kerker, daß er uns nicht entwischt. Behandle ihn menschlich, obgleich kein menschliches Herz in seiner Brust schlägt, aber streng! Er folge uns nach Grave, wo die Kameraden über ihn entscheiden mögen. — Führt ihn ab.

Noch einmal wollte Gertraud, das Kind fest im Arm, sich ihm um den Hals werfen; doch das donnernde Halt! des Eletto hielt die Erschrockene zurück. Auch im Unglück muß der Stolz uns nicht verlassen, sagte er, den höhnisch lachenden du Terail mit Verachtung anblickend, der im Weggehen sich plötzlich wandte.

Hoffentlich sehen wir uns wieder, dann wehe Dir! rief er dem Hauptmanne zu und entfernte sich.

In dieser Welt mag es sein, sagte Thomas ruhig lächelnd; in jener, da bewahrt mich die Gerechtigkeit Gottes davor.

Die Kontusion des Eletto war bald geheilt, und nachdem er hinlängliche Besatzung in Erkelens gelassen hatte, zog er mit den Gefangenen, wovon die meisten in die Schwadron eingetreten waren, über die Maas zurück. Gertraud folgte mit ihrem Kinde; du Terail war jedoch schon früher unter Bedeckung nach Eyndhoven geschickt worden.

Diesmal setzten sie in Schiffen über, und Thomas ritt sogleich nach dem Meierhofe, wohin auch Gertraud fuhr. Sie fanden ihn verödet; die Rebellen von Eyndhoven hatten ihn rein ausgeplündert, und den blinden Vater hatte dabei ein Schlagfluß hinweggerafft. Theils verbrannt, theils zerstört, lagen die Gebäude in Trümmern, alles Vieh war weggetrieben, nirgends fand Gertraud ein Plätzchen, wo sie hätte wohnen können. Sie mußte daher Thomas nach Grave folgen.

Dort auch fand dieser Manches verändert. Seine Abwesenheit benutzend, da er unter den Elettos am meisten gegen eine Aussöhnung mit den Spaniern war, hatten die Unterhändler des Erzherzogs die Gemüther zur Unterwerfung geneigter gestimmt. Die Belagerung von Ostende, wo statt des gottesfürchtigen Mendoza der tapfere, kluge Spinola das Heer befehligte, reizte die Kriegslist der alten Soldaten, und es fehlte nur noch an Geld, ihre übertriebenen Forderungen zu befriedigen, die sie so weit ausdehnten, daß sie sogar für die Zeit der Rebellion ihren Sold verlangten. Diese tolle Forderung verschob noch auf längere Zeit ihre Unterwerfung.

Du Terail fand er auch nicht mehr als Gefangenen. Der Erzherzog, der ihm besonders gewogen war, hatte sogleich das Lösegeld für ihn bezahlt, und er stand schon wieder an der Spitze eines bedeutenden Reitergeschwaders, mit dem er die Lüttichen und Trierschen Lande durchzog. Das Einzige, was dem Eletto dort Freude machte, war das Benehmen seiner Kameraden in Rücksicht der Beute. Es war bei der Schwadron Gesetz, sämmtliche durch Brandschatzung erpreßte Gelder, sowie die Hälfte der Beute an Geld und Kostbarkeiten in die allgemeine Kasse zu legen, aus welcher der Sold bezahlt wurde, die übrige Beute aber, sobald sie nicht einzeln den Gefangenen abgenommen war, unter das auf Streifzüge ausgezogene Korps zu gleichen Parten zu theilen, wobei dem Anführer ein Sechstel gehörte. Bei dem Gelde aber, das sie auf dem Schlosse zu Erkelens fanden, machten sie eine Ausnahme. Sie zogen die 12000 Livres, die der Eletto zur Bezahlung des Lösegeldes für du Terail in Hoogstraten vorgeschossen hatte, vorweg ab und händigten sie ihm ein, der das Geld auch mit Freuden unter den jetzigen Umständen annahm und außerdem noch 4000 Gulden für seinen Antheil an der Beute bekam. Er dünkte sich jetzt reich und glaubte des Knaben und Gertrauds wegen, die er beide nach Nimwegen sandte, außer Sorge sein zu können. So gern er auch das Kind wenigstens so lange bei sich behalten hätte, als die Rebellen in Grave blieben, so blieb ihm doch die Gegenwart Gertrauds drückend; sie war ihm leider nicht achtungswerth.

So verging wieder ein halbes Jahr in Unthätigkeit. Die Belagerung von Ostende zog sich in die Länge; der Prinz von Oranien rückte, eine Diversion zu machen, vor Sluis in Flandern und belagerte es. Da sandte der Erzherzog, die Lücken, welche Ostende in seinem Heere gemacht hatte, wieder zu ergänzen, den Grafen von Berg und den Bischof von Ruremonde nach Grave, das Versöhnunggeschäft zu betreiben, was ihnen auch endlich gelang. Die Rebellen verzichteten auf den verlangten zweijährigen Sold — so lange hatte die Rebellion gedauert — und erhielten eine vollkommene Amnestie, von der jedoch diejenigen ausgeschlossen wurden, die nicht wieder zu ihren Fahnen zurückkehrten. Die Hälfte des ihnen zukommenden Soldes wurde ihnen baar ausgezahlt, für die andere Hälfte verpfändete ihnen der Erzherzog die Stadt Ruremonde, worein sie von den Ihrigen Besatzung legen durften.

Hauptmann Filler war dieses unthätigen Räuberlebens müde und hatte sich nicht mehr gegen die Aussöhnung gesetzt, sondern sie vielmehr betrieben; nur drang er darauf, daß der mit dem Prinzen Moritz abgeschlossene Vertrag treu gehalten werde, was auch geschah. Ehe die Rebellen von Grave abzogen, ließen sie es den Prinzen wissen, der ein Regiment zur Besetzung der Festung schickte. Eben so redlich übergab der Prinz Hoogstraten an die Rebellen. In der Kriegsgeschichte findet man wohl kein ähnliches Beispiel.

Hauptmann Filler, der Behandlung gedenkend, die er die letzte Zeit im spanischen Heere hatte dulden müssen, gab jetzt, frei von der Verbindlichkeit gegen seine Kameraden, dem Vorschlage des Prinzen Gehör, trat mit 1200 Rebellen, meist Niederländern und Deutschen als Oberst in holländische Dienste und zog mit diesen, deren Befehl ihm anvertraut wurde, zu dem Heere des Prinzen nach Sluis.

Vorher aber reiste er nach Nimwegen, den Knaben noch einmal zu sehen, an dem sein ganzes Herz hing. Er fand Gertraud blühender, als je, und dies mochte wohl die Ursache sein, daß er seinen Aufenthalt dort gegen seinen früheren Vorsatz abkürzte.

Der Prinz wollte Sluis durch Hunger zur Uebergabe zwingen und hielt es eng eingeschlossen. Marquis Spinola rückte zum Entsatz heran, stürmte aber zweimal vergebens die Verschanzungen der Holländer. Da beschloß er, die Insel Kadsand zu nehmen und von hier aus den Angriff zu erneuern. Der Prinz, dies erwartend, hatte den Damm befestigen lassen und dem Obersten Filler mit seinem und einem deutschen Regimente die Vertheidigung anvertraut. Der Zufall wollte, daß 2000 der Hoogstrater Rebellen hier ihren alten Kameraden entgegenrückten. Statt der alten Freundschaft erregte dieser Zufall die höchste Erbitterung; die Rebellen stürmten wüthend, wurden aber jedesmal zurückgeworfen und fast gänz-

lich aufgerieben. Spinola mußte sich nach bedeutendem Verluste zurückziehen und auf den Entsatz von Sluis verzichten. Hierdurch erhielt Prinz Moritz freiern Spielraum und konnte Ostende-Hülfe senden. Oberst Filler mit seinem Regimente wurde eingeschifft und landete glücklich in der einem Schutthaufen gleichenden Stadt.

Die Spanier hatten sich eben in einer Bastion festgesetzt, und der tapfere Marquette, der Befehlshaber Ostende's beschloß, sie wieder daraus zu vertreiben. Er benutzte hierzu das neuangekommene Regiment, that einen Ausfall und nahm den Spaniern die Bastion wieder; dann ließ er eine Breschbatterie angreifen; auch diese wurde genommen, aber während man mit dem Vernageln der Kanonen beschäftigt war, rückten die Spanier mit neuen Truppen heran und trieben die Holländer zurück; Oberst Filler in's Knie geschossen, fiel in die Hände der Feinde.

Der Eletto der Rebellen, der Vertheidiger des Kadsander Dammes, hatte keinen Pardon zu erwarten; dies wußte der Oberst und ergab sich in sein Schicksal. Aber was ihn tief schmerzte, war du Terails Gegenwart, der so eben von einem Streifzuge im Lager angekommen und bei dem Erzherzoge gegenwärtig war, als man den Gefangenen vorführte; sein Anblick war ihm bitterer als der nahe Tod. Der Erzherzog überhäufte den Abtrünnigen, den man seiner Wunde wegen, die man nicht einmal verbunden hatte, auf einer Trage ihm vorführen mußte, mit den bittersten Vorwürfen und befahl du Terail, ihn sogleich aufknüpfen zu lassen. Da bat der Verwundete, der bisher kein Wort zu seiner Vertheidigung gesprochen, den Erzherzog, ihn einen ehrlichen Soldatentod sterben und ihn todtschießen zu lassen; aber auf du Terails Vorstellung verweigerte der sonst nicht hartherzige Fürst die letzte Bitte des alten Soldaten, und er wurde dem Profoße übergeben und zum Galgen geführt. Du Terail begleitete ihn. Bei dem Galgen angelangt, sagte er lachend zu dem im Blute schwimmenden: Heute mir, morgen Dir, Kamerad; in Hoogstraten bezahltest Du mit 12000 Livres mein Lösegeld, heute will ich das Deine zahlen. Profoß! rief er, hier sind 12 Batzen für den Strick, und nun, Kamerad, sind wir quitt; Glück auf!

Oberst Filler erwiederte kein Wort, warf einen verächtlichen Blick auf den Elenden, betete ein kurzes Gebet und duldete gelassen, daß der Nachrichter ihn packte und die Schergen den Schwerverwundeten von der Bahre nahmen und ihn unter den Schnellgalgen trugen. Da kam Spinola des Weges, sah den Verwundeten und erkannte an seiner Kleidung einen Offizier höheren Ranges Wer ist der Mann, was wollt ihr mit ihm? fragte er du Terail. Es ist ein Eletto der Rebellen von Hoogstraten, erwiderte dieser, tückisch hinzusetzend, der Vertheidiger des Kadsander Dammes.

Der so ritterlich gegen mich focht, soll eines solchen entehrenden Todes nicht sterben, sagte der Feldherr.

Der Erzherzog befahl, meinte du Terail. — Ich werde mit dem Erzherzoge sprechen, unterbrach ihn Spinola; das kümmere Euch nicht! gab einem seiner Offiziere den Befehl, den Verwundeten in das nächste Zelt bringen und verbinden zu lassen, und wandte sich dann zu du Terail.

Wer seid Ihr?

Oberst du Terail, Excellenza.

Ich freue mich, Euch einmal bei dem Heere zu sehen, sagte Spinola sehr ernst; Ihr werdet vor Ostende mehr Gelegenheit finden, Euch auszuzeichnen, als auf Euern Streifzügen, auch Zeit haben, über Euern Einfall in die deutschen Lande Rechenschaft und Rechnung abzulegen. Er ließ du Terail eben nicht in der besten Stimmung stehen und begab sich sogleich zu dem Erzherzoge.

Hier fand er einen Offizier, den Marquette an diesen geschickt hatte. Für das Schicksal des Obersten Filler fürchtend, ließ er dessen Auswechslung gegen den bei dem Ausfalle gefangenen spanischen Obersten Davila vorschlagen, und da der Erzherzog dies abschlug, so mußte der Offizier erklären, daß Davila und die andern Gefangenen ein gleiches Schicksal wie das des holländischen Obersten zu erwarten hätten. Auf Spinola's Vorstellung gab der Erzherzog endlich nach, und die beiden Gefangenen wurden gegenseitig ausgewechselt.

Die Kugel hatte Oberst Filler das Knie zerschmettert, und schon der spanische Wundarzt sagte ihm beim Verbande, daß der Verlust des Beines unvermeidlich sei; auch in Ostende war man derselben Meinung, und er mußte sich in sein Schicksal ergeben. Die Amputation ging glücklich von Statten, und er genaß bald so weit, daß er sich nach dem vom Prinzen Moritz indessen eroberten Sluis bringen lassen und nach völliger Genesung sich nach Nimwegen einschiffen konnte.

Oberst du Terail, das Leben in den Laufgräben müde, wußte sich bald bei dem Erzherzoge von neuem den Befehl auszuwirken, mit einem Streifkorps durch Geldern und das Clevische gegen den Rhein zu rücken, um von hier aus zwischen der Waal und der Maas in das holländische Gebiet zu dringen und so die Aufmerksamkeit des Prinzen Moritz auf diese Gegend zu lenken. Aber die Mannszucht, die Spinola in dem Heere einführte, und der strenge Befehl, friedlich durch das Clevische zu ziehen, mißfielen ihm; er sah, daß die schöne Zeit der Ernte für ihn vorbei sei, und da er sich in's geheim die Erlaubniß ausgewirkt hatte, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, so beschloß er, seine Laufbahn bei dem spanischen Heere mit einem Hauptstreiche zu vollenden. Er marschirte von Gent, wo sich sein Streifkorps versammelte, der Maas zu; aber kaum in Herentals eingetroffen, mithin weit genug von dem Hauptheere entfernt, um nicht mehr ereilt werden zu können, wandte er sich ins Bisthum Lüttich, brandschatzte, raubte und plünderte es, durchzog dann Namur und Hennegau und that dort ein Gleiches. Bei Cateau Cambresis verließ er heimlich sein Korps

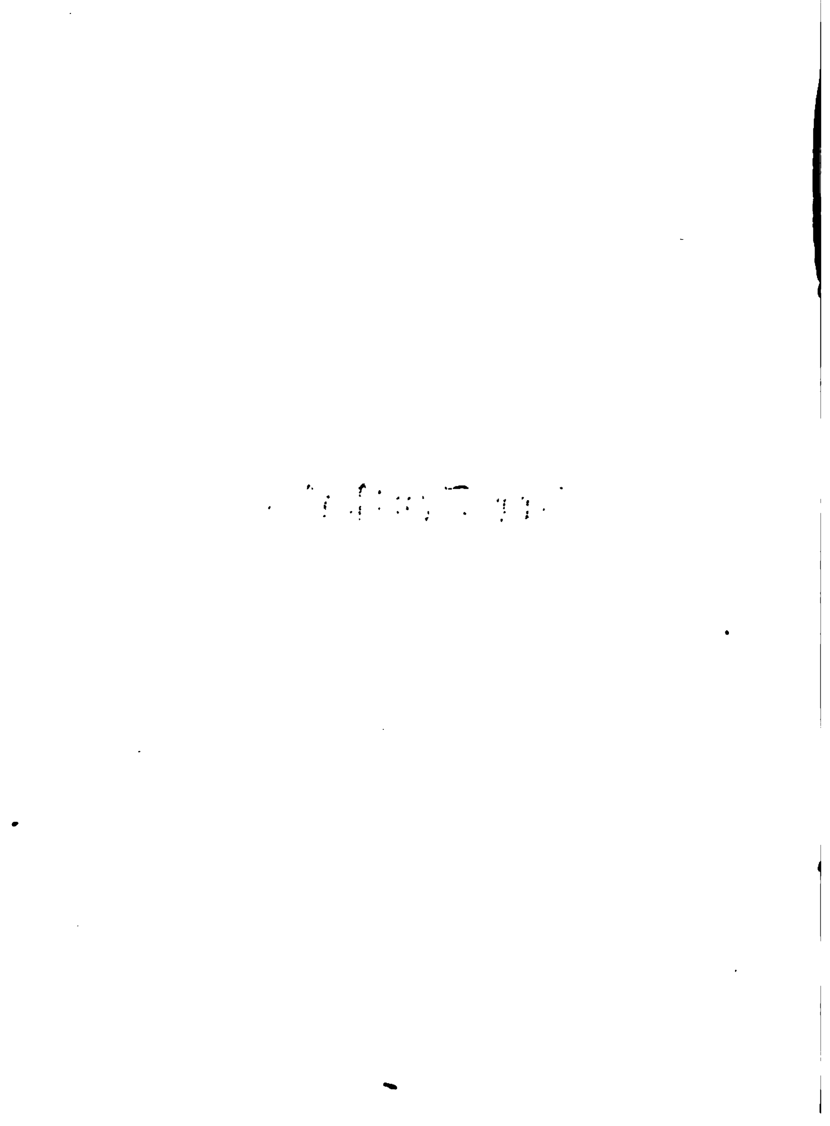
und ging mit dem Gelde und der Beute nach Frankreich. Hier ist er verschollen, und die Geschichte verliert seine Spur.

Die Fahrt nach Nimwegen war glücklich. Der alte Kriegsmann lebte dort ein einsames, verdrießliches Leben, denn schon der Religion wegen wollte es ihm unter den Holländern nicht gefallen; da gab er den Bitten Gertrauds nach, die, stets eine Büßende, ihn mit kindlicher Sorgfalt pflegte, und unternahm die Reise nach ihrer Heimath. Der strenge Befehl Spinola's, die Neutralität des Lütticher Gebiets zu achten, ließen ihn hoffen, dort ruhig seine Tage beschließen zu können, und vielleicht lockte ihn auch die Nähe von Ruremonde an der Maas, das seine ehemaligen Kameraden noch besetzt hielten. Er ließ schnell den Meierhof wieder aufbauen und lebte da, von Gertraud gepflegt, von dem Knaben und der alten Dogge auf seinen kurzen Spaziergängen begleitet, ein stilles, doch nicht heiteres Leben. Der Anblick Gertrauds machte ihm Kummer; das schöne Weib rief ihm zu oft die Vergangenheit zurück, und diese Erinnerung trübte jedesmal seine Heiterkeit; es bedurfte dann vieler Tage, ihn wieder zu beruhigen. Sonderbar war es, daß er aus seinem ganzen Kriegsleben den dunkelsten Punkt für den herrlichsten hielt. Die Zeit in Hoogstraten und Grave war für ihn der Glanzpunkt seiner kriegerischen Laufbahn.

Gertraud war dankbar, sie pflegte ihn treulich, wenn sie es auch nicht lange konnte. Kaum war er zwei Jahre auf dem Meierhofe, da starb er im Arme seiner ehemals Verlobten an einem schleichenden Fieber. Auf dem Kirchhofe von Karthause zu Ruremonde zeigte man im Anfange des 18ten Jahrhunderts noch sein Grab mit der sonderbaren, von ihm selbst gewählten Inschrift: hier ruht der Rebell von Hoogstraten; laßt ihn ruhig schlafen. Unten auf dem Steine war ein schlafender Hund ausgehauen; er sollte die treue Dogge vorstellen, die man am Tage nach seiner Beerdigung todt auf dem Grabe ihres Herrn fand.

Bei der Einnahme Ruremondes im Jahre 1702 litt die Karthause bedeutend, und das Grabmal ward durch eine Bombe zerschmettert.

Der Truthahn.



Magister Baumbach, der ehrwürdige Pfarrer von Bellberg, trat eben aus seiner Kirche, wo er seiner Gemeinde eine herzergreifende Strafpredigt über das siebente Gebot gehalten hatte.

Nicht wahr, Herr Confrater, — sagte er zu dem Pfarrer von Wilhelmsau — die hat gewirkt; die verstocktesten Gemüther waren ergriffen, Rührung habe ich deutlich auf den Gesichtern meiner guten Pfarrkinder, Reue auf den Gesichtern der Gottlosen gesehen, und ich hätte gewiß den Dieb an seiner Physiognomie erkennen wollen, wenn mich nur diese Beobachtung nicht zu sehr aus meinem Concept gebracht haben würde.

Ja, mein lieber Alter! — sagte nun die Frau Magisterin, die sich zu den zwei geistlichen Männern gesellt hatte — was hilft dies Alles! Unser Hans kommt doch nicht wieder.

Kann man nicht wissen, beste Frau Magisterin! — meinte der Confrater. — Oft wird durch eine so rührende, herzergreifende Rede, wie hier der Herr Magister heute gehalten, das verstockteste Herz des Sünders zur Buße bewegt; vielleicht kehrt das Gestohlene wieder zurück.

Na, Na! — meinte die gute Frau — daran zweifle ich sehr.

So schlenderten die Drei in ganz verschiedener Stimmung über den Gottesacker, der Pfarrwohnung zu; der Pastor loci, stolz über diese Wirkung, welche seine wohleinstudirte, herabgedonnerte Strafpredigt auf die Gemeinde gemacht hatte: der Confrater, Pastor Hopfensack, in der süßen Hoffnung, daß die Predigt von gutem Erfolg sein werde; die Frau Magisterin hoffnunglos und immer noch den Verlust des alten Hans betrauernd.

Dieser Hans war Niemand anders, als ein schneeweißer Truthahn mit einem schwarzen Ringelchen um den Hals, der, seiner schönen, sonderbaren Zeichnung wegen, nun schon seit drei Jahren der Liebling des geistlichen Ehepaars gewesen, und endlich, unter Thränen dem Tode geweiht, zur Prunkschüssel bestimmt war, womit bei der bevorstehenden Kirchenvisitation der würdige Herr Superintendent geehrt werden sollte. Er war hierzu mit allem Fleiß und allen Künsten, die einer so thätigen Hausfrau zu Gebote stehen, gemästet worden; er hatte nun schon den ganzen Vorrath von türkischem Weizen verschluckt, und morgen sollte der Jüngling mit der

umgestürzten Fackel traurig neben dem Messer stehen, welches dieser fetten, stolzen Zierde seines Geschlechts in der Blüthe seines Lebens die Gurgel durchschneiden sollte. Da erschien der freundliche Engel des Lebens, nahm ihn in Gestalt eines listigen Diebes auf seine Mercursflügel, entführte ihn seinem engen Kerker, und trostlos sah die Hausfrau an dem Morgen, an welchem der Geweihte auf dem Altar der De- und Submission dem Gaumen des leckern Superintendenten geopfert werden sollte, die Stelle leer, und nur zerstreute Federn zeigten Spuren des Kampfes, den der Treue noch mit seinem Entführer heldenmüthig gekämpft haben mußte.

Diese gottlose That war die Mutter der frommen, herzergreifenden Predigt, mit welcher Magister Baumbach so eben das Zwerchfell und die Herzen seiner Zuhörer erschüttert hatte, und aus welcher der Confrater die süße Hoffnung sog, daß der Geraubte wiederkehren und er wenigstens ein Flügelchen noch von ihm verzehren würde.

So traten sie in das Pfarrhaus.

Frau Magisterin! — rief ihnen Anne, die Magd, mit kreischender Stimme entgegen — eben brachte eine fremde Frau diesen wohlverwahrten Korb, setzte ihn hier ab, und bestellte einen schönen Gruß an Sie, mit der Bitte, Sie möchten doch freundlich das aufnehmen, was ihnen unrechtmäßiger Weise entzogen sei. Ich bat sie zu bleiben; sie meinte aber, sie wolle schon wieder kommen und den Korb abholen.

Aller Augen blickten nach dem reinlichen Korbe, der mit einem feinen, weißen Tuche sorgsam zugebunden war: — da regte sich etwas im Korbe, das Tuch bewegte sich.

Gerechter Gott! — rief der Pfarrherr aus, Freude und Andacht glänzten in seinem Gesichte; er faltete die Hände und sagte mit stolzem Bewußtsein: Der Herr hat den Strom meiner Rede, die Kraft meiner Worte gesegnet, des Sünders Herz ist erweicht; hier steht unser Hans, der verlorne Sohn, welcher nun, den Klauen der bösen Welt entrissen, wiederkehrt in sein väterliches Haus. Sei mir willkommen!

Oeffne vorsichtig — sagte er nun zu seiner Ehehälfte — ja vorsichtig, liebe Friederike. Schneide nicht so rasch mit Deiner Schere, Du könntest den Armen verwunden.

Doch die eifrige Frau Magisterin achtete nicht der Rede ihres bedächtigen Mannes; unerbittlicher, wie Atropos, zerschnitt ihre Schere den fest umwickelten Bindfaden, und mit dem Ausruf: Hans, lieber Hans! riß sie das Tuch vom Korbe, und — ein wunderliebliches Knäbchen lachte ihnen freundlich entgegen.

Staunend fuhren alle zurück; sprachlos sahen sie den kleinen Weltbürger, den sie so freundlich willkommen geheißen hatten, vor sich liegen, freundlicher sie anlächelnd, als es Hans je hätte thun können; und mit seinen kleinen Füßchen munter die Windeln wegstrampelnd. Anna, die auch herbeigekommen war und die noch die meiste Besinnung hatte, nahm

den kleinen Amor heraus und konnte das liebe Kind nicht freundlich genug ansehen, während der Pastor einen Zettel ergriff, der neben dem Kinde lag, und folgendes mit zitternder Stimme las:

Da Sie, würdiges Ehepaar, sich immer so sehr einen Sohn wünschten, so erfüllt der Herr Ihre Bitte durch mich. Ich übergebe Ihnen mein Kind mit ruhigem Herzen, da ich weiß, daß ich es in die Hände einer würdigen Familie lege. Das Kind ist getauft und hat die Namen Johann Friedrich erhalten.

Nehmen Sie es freundlich so lange bei sich auf, bis die unglückliche Mutter es Ihnen abfordern kann. Gott wird Sie dafür segnen.

Anna! — sagte der Magister — lege den Kleinen wieder in den Korb.

Das Mädchen that es, blickte aber ängstlich den Magister an. — Wie nun der Kleine so da lag und den alten Herrn freundlich ansah, faltete dieser die Hände und sprach: Der Herr hat mich Dir gegeben, kleiner verwaister Weltbürger; sei mir willkommen in meinem Hause! Der Herr segne und behüte Dich!

Amen! — sagte die alte Mutter, und nahm den Kleinen wieder heraus und drückte ihn an ihre Brust; nur Pastor Hopfensack war ungehalten — denn bei diesem Johannes mußte er auf ein Flügelchen Verzicht leisten.

Nun aber — hob Mutter Friederike an — nun aber lieber Mann, darf auch unser Tinchen keinen Augenblick länger in der Stadt bei der Tante bleiben; sie ist nun schon über ein halbes Jahr dort, hat die schöne Reise mit ihr gemacht; nun kann sie auch wohl in ihr elterliches Haus zurückkommen und die Pflege des Kleinen übernehmen.

Weislich gesprochen, meinte Pastor Hopfensack — Es ist auch Zeit, daß die Demoiselle, meine erkieste kleine Braut, endlich wieder heimkehrt, damit ich mich an ihrem Anblicke laben und sie nach meinen Wünschen zu einer würdigen Hausfrau bilden kann.

Auch der Vater hatte nichts einzuwenden, und so ging ein Bote ab, mit dem strengen Befehle an Tina, auf das schleunigste in das elterliche Haus zurück zu kehren, und die Wartung eines kleinen neuen Ankömmlings zu übernehmen.

Pastors Tinchen war neunzehn Jahre alt, ein schmuckes, schönes, schlankes Mädchen, in der vollen Blüthe der trotzenden Gesundheit, das einzige Kind, der Verzug der Eltern, der Liebling ihrer Tante, bei welcher sie in der Stadt den größten Theil ihrer Erziehung genossen hatte. Diese Frau, Schwester des Magisters, hatte in dem Städtchen einen reichen Kaufmann geheirathet, war kinderlos und setzte die nicht unbedeutende Handlung ihres Mannes fort. Tina sollte ihre Erbin sein, weshalb auch Pastor Hopfensack seine zärtlichen Blicke nach ihr richtete und sie mit seiner Hand beglücken wollte. Doch Tinchens Blicke sahen nur mit Widerwillen auf den schmutzigen, abgetragenen Rock, auf das ungekämmte Haar dieses geistlichen Cynikers, der die Schwächen der beiden Eltern und die Gottes-

nicht der Tante zu seinem Vortheil zu benutzen wußte, die ihm sehr hold waren, und sich geneigt zeigten, in ihm ihren künftigen Schwiegersohn und Neffen zu erblicken.

Tinchen betrat nach langer Abwesenheit wieder ihr väterliches Haus. Sie war größer, stärker geworden, und wenn auch das üppige Roth ihrer blühenden Wangen sich gemindert hatte, so war es immer noch frisch genug, um sie mit einer sich entfaltenden Rose vergleichen zu können. Ihre ganze Haltung hatte etwas Bestimmteres bekommen, und sie kam wohl schöner noch zurück, als sie ging. Lächelnd brachte ihr die sorgsame Mutter den holden Kleinen entgegen, legte ihn in ihre Arme, und freute sich innig, wie die wilde Ernestine den kleinen Amor an ihre Brust drückte, ihn innig küßte, und seiner treu zu warten und ihn zu pflegen versprach. In die Brust jedes gefühlvollen Mädchens hat die sorgsame Natur die Liebe zu Kindern gelegt, und eine stille, dunkle Ahnung erweckt das Muttergefühl unbewußt schon in dem keuschen jungfräulichen Busen. Auch Tinchen, die sonst immer so wild über Graben und Hecken sprang, war jetzt so emsig und thätig der Mutter zur Hand, wartete des kleinen Johannes so sorgsam, und ließ ihn keinen Augenblick von ihrer Seite.

Pastor Hopfensack, der fleißiger als je in Bellberg zu finden war, hielt diese Veränderung für sehr lobenswerth, und meinte: nun erst wäre Ernestine des Glückes werth, an seiner Hand in die Pfarrwohnung von Wilhelmsau einzuziehen.

Der schreckliche Tag nahte nun, an welchem das geistliche Oberhaupt zur Visitation erscheinen und ohne den fetten Braten fürlieb nehmen sollte. Ein unschuldiges Kalb mußte die Stelle vertreten, und die Hausfrau rang jammernd die Hände über das, was wohl der Herr Superintendent sagen würde.

Dieser Tag, sonst mit Freuden erwartet, war für sie ein Schreckenstag geworden. Nur mit Mühe konnte sie sich aus dem Bette zu ihrer trostlosen Arbeit erheben. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Kaum hatte sie ihre Schlafhaube ab- und eine nicht viel bessere aufgesetzt, den kattunenen Schlafrock umgethan, kaum war sie zur Küche gewandert, als eine Frau in das Haus trat und, nebst einem schönen Gruße von einer unbekannten Dame, einen Korb absetzte und sich wieder entfernen wollte. Die Frau Magisterin aber, noch des Segens Gottes eingedenk, der sie vor wenig Tagen mit dem holden Knäblein so wunderbar überschüttet hatte, ließ die gute Frau nicht von dannen und meinte, sie müßte erst sehen, welche Gottesgabe dieser Korb enthalte. Er wurde geöffnet: eine duftende Wiener Torte blickte aus der Schachtel, bezuckert und mit eingemachten Früchten bespickt, ihr freundlich entgegen, und — o Wunder! — ein schneeweißer, wie in Fett eingewickelter, wohl appretirter Truthahn lag in stolzer Ruhe vor ihren trunkenen Augen. Auch der gute Magister, der auf den Ruf seiner Ehegenossin mit bedächtigem Schritt herbeigekommen war, bezeugte

seine ungeheuchelte Freude, als der Wohlbeleibte aus dem Korbe genommen und sechs Weinflaschen in Heu sorgsam eingewickelt ihm entgegenblitzten, an denen die stolze Etikette: Johannisberger 83ger stand.

Nun so will ich denn mit Freuden an mein Tagewerk gehen, — meinte die Mutter: — denn nun wollen wir Seine Hochwürden empfangen, wie noch nie.

Woher aber dies Alles wohl gekommen sein mag? — meinte der Magister. — Frage doch die Botenfrau, liebe Mutter!

Doch die Frau hatte sich, während Alles über die Torte, den Puter und den Wein in Entzücken gerathen war, leise zur Thür hinausgeschlichen und war verschwunden.

Gegen Mittag kam endlich ein großer, schwerer, altmodischer Wagen, von vier unglücklichen Bauerpferden gezogen, vor dem Pfarrhause an. Der wohlbeleibte Superintendent stieg heraus, hinter ihm ein elegant gekleideter junger Mann, welchen die geistlichen Herren für seinen Famulum hielten. Doch bald wurden sie eines Besseren belehrt, und der junge Mann wurde ihnen als der Sohn seines Hausfreundes, des Kaufmanns Schwarz, durch den Superintendenten vorgestellt, welchem die Aerzte, seiner schwachen Gesundheit wegen, eine Frühlingscur verordnet hätten, und da er die reizende Lage von Bellberg kenne, und auch wisse, wie freundlich man jederzeit in diesem wohleingerichteten Hause aufgenommen werde, habe er seinem Freunde schon im Voraus versichert, daß der Herr Confrater ihm seine Bitte nicht abschlagen werde, den jungen Herr Schwartz einige Wochen in seinem Hause zu beherbergen.

Daß es Ihr Schade nicht sein wird, bester Herr Magister! — setzte er im Vertrauen hinzu — dafür stehe ich Ihnen.

Auch der Frau Magisterin, die zum Empfang des werthen Gastes herein gekommen war, wurde schuldigermaßen die Sache vorgetragen, welche dann nach einiger Ueberlegung ihre Einwilligung gab, den jungen Mann willkommen hieß, und ihn gleich in ein freundliches Oberstübchen, Tinchens Stube gegenüber, führte, von welchem er sogleich Besitz nehmen konnte.

Tinchen war aber die Einzige, die mit dem neuen Gaste unzufrieden zu sein schien. Schon bei Tische, wo er ihr Nachbar geworden war, schien er ihr durch sein zudringliches Wesen zu mißfallen, und Pastor Hopfensack mußte sich heute einmal sehr glücklich fühlen, da sie sich fast ausschließend mit ihm nur unterhielt, um dem ungebetenen zudringlichen Gaste zur Linken dadurch auszuweichen. Doch dieser ließ sich nicht stören, war heiter und guter Dinge, trank dem Pastor Hopfensack wacker zu, und ließ endlich noch von seinem Weine, den er mitgebracht hatte, holen, da die sechs Flaschen Johannisberger bald ausgeleert waren.

Der Wein erfreut das Menschenherz, macht den Zaghaften zum Helden, und die Zunge geläufiger. Auch Pastor Hopfensack, der des holden Rebensaftes wohl schon etwas zu viel genossen hatte, stand plötzlich auf,

nahm ein volles Glas zur Hand, und trank die Gesundheit seiner Braut, die hier an seiner Herzensseite wie eine Purpurrose glühte.

Gratulor! — rief der Superintendent — und ich hoffe nun bei der nächsten Kirchenvisitation in Wilhelmsau, durch die ordnende Hand der Hausfrau die Junggesellenwirthschaft verschwunden zu sehen, durch welche sich der Herr Collega so auszeichnete.

Tinchen schlug die Augen nieder. Ein strafender Blick ihrer Eltern erlaubte ihr nicht, diese ihr so gehässige Gesundheit von sich abzulehnen. Zum Erwiedern war sie aber nicht zu bringen.

Da stand ihr jovialer Nachbar zur Linken auf, hob ein gefülltes Glas in die Höhe und sprach:

In einer Versammlung von Rednern, in welcher ich heute die Ehre habe, mich zu befinden, sollte ich billig schweigen, da ich Ciceronen, Demosthenesse, Bourdalones, Herders und Hermes um mich versammelt sehe, doch der Wein giebt mir Muth. Als Laie will ich es wagen, hier meiner schönen Nachbarin und ihrem erkiesten Bräutigam in einer kleinen Rede meinen Glückwunsch und einen guten Rath zu Füßen zu legen.

Tinchen sah ihn bittend an. Ohne sich an diesen Engelsblick zu kehren, hub er an:

Ehedem in den Tagen der Finsterniß und des Unglaubens, zu den Zeiten der unwissenden Griechen und Römer, gesellten diese gottlosen Heiden die Hebe, dies reizende Bild der jugendlichen Schönheit, zu dem Hercules, dem Bilde der Stärke und des Muths; sie paßten auch vortrefflich. — Diese Göttin, mir immer die Lieblichste unter allen, mußte den Göttern den Nektar credenzen; sie that dies mit unnachahmlicher Grazie; doch wenn sie dem Hercules die Schale reichte, so füllte sie diese bis an den Rand, nippte mit ihren Rosenlippen von dem Göttertrank, und dann erst reichte sie dem Starken die Schale mit unwiderstehlichem Liebreiz. Diese ewig jugendliche, jungfräuliche Göttin, dieses Bild der ewig blühenden, ungeknickten Rose, ruhte dann in den Armen des kräftigen Sohnes Jupiters, und wand sich aus dieser Umarmung — dem Anschein nach — ewig blühend, ewig jungfräulich hervor.

Die Götter wurden, wie billig, durch die christliche Kirche aus dem Olymp vertrieben, ein jeder flüchtete, wohin eine unsichtbare Macht oder seine Neigung ihn trieb. So floh Hercules in die deutschen Wälder, zu einem kräftigen Volke, Hebe an den Ganges ins Land der Braminen; dort in Osten hoffte sie die Blüthe der ewigen Jugend rein erhalten und bewahren zu können. — Doch ihr Unstern führte sie dort vor die Hütte eines Bonzen, an deren Schwelle sie entschlummerte. Aber schon von dem unheiligen Kuß, den dieser auf die Lippen der Entschlummerten drückte, schwand Jugend und Liebreiz, und die Grazie, die sie in Hercules Armen so rein, schön und lieblich bewahrt hatte, war mit diesem einen Kusse verschwunden.

Dies die Einleitung, nun die Nutzanwendung:

Hier steht unsere Hebe, in voller Frische und Schönheit! — Sie blühte auf, schlank, wie die Lilie im Garten, frisch, wie die freundliche Apfelblüthe am Baum, und glühend wie die Purpurrose dort, am Fenster; es erkieste sie Pastor Hopfensack zu seiner holden Braut, und will die Holde nach Wilhelmsau in seinen wilden ungeschmückten Garten verpflanzen — und geliebte Zuhörer! — betrachten wir die Folgen ernsthaft, denken wir uns die Zukunft; was sehen wir dann? — Hebe, als Frau Pastorin, verblüht, verwelkt — hier unser würdiger Bräutigam, alsdann bald ein Sechziger, vertrocknet und verdorrt. Er, der in diesem Augenblick glühend, wie der Gott der Reben, mit funkelnden Augen vor uns steht, der noch jetzt kühn das Haupt empor hebt, senkt es dann bescheiden und demüthig zur Erde.

Sic transit gloria mundi!

So vergeht Alles, nur wahre Liebe nicht, die, mit Amor aus dem Olymp getrieben, sich über den ganzen Erdball verbreitete.

Deshalb, mein würdiges Brautpaar! — sagte er mit Pathos, trat zwischen sie und ergriff ihre Hände — deshalb dächte ich, damit nicht vor der Zeit diese Rosen und Lilien verblühen, Sie nähmen sich noch einige Jahrzehende Bedenkzeit.

Ei, ei, Amice! — fiel ihm mit fast böser Laune Pastor Hopfensack in die Rede — Sie heißen Schwarz und sehen sehr schwarz in meine Zukunft. Und woher, Amice, wissen Sie denn, daß ich nicht Ihrem Hercules gleiche?

Nun wohlan, wenn es so ist — sagte der junge Mann mit ausgelassener Fröhlichkeit — Hercules und Hebe sollen leben!

Sie sollen leben! — rief Alles. Selbst Pastor Hopfensack, der dem vollen Glase nicht widerstehen konnte, rief: Gleichfalls, Amice! — Nur aus Tinchens schmachtenden Augen sanken zwei Thränen in das Kelchglas, welches ihre zitternden Hände kaum halten konnten.

Aber bald war auch Herrn Schwarzens Flaschenfutter geleert; die geistlichen Herren waren sehr munter geworden, der überglückliche Bräutigam aber von Liebe und Wein förmlich berauscht. Alles ging nun aus einander, nur Pastor Hopfensack blieb.

Bester Herr Confrater! — sagte endlich Magister Baumbach zu ihm — Sie müssen heute nach Hause wandern; das einzige Stübchen, was wir sonst für Sie übrig hatten, bewohnt jetzt Herr Schwarz. — Lieber Schulmeister! — sagt' er nun, sich zu diesem wendend, der ehrfurchtvoll, die Hände auf dem Rücken, in einer Ecke stand und seine Balancierkünste probirte — hätten Sie wohl die Güte, den Herrn Pastor nach Wilhelmsau zu begleiten?

Der Ludimagister, so wenig er sich auch zu diesem milden Werke stark genug fühlte, durfte nicht Nein sagen. Man hatte ihn, der an

der Visitationtafel zwar mitgezecht hatte, wahrscheinlich beim Einschenken einigemal übergangen; deshalb war er auch noch ziemlich auf den Beinen, und übernahm, nach einigen Entschuldigungen mit der eigenen Schwäche, das wenig Freude versprechende Geschäft, und gebrauchte nur noch die Vorsicht, den Balkentreter zur beliebigen Hülfe mitzunehmen.

Sie wanderten nun fort, diese drei Sprossen der geistlichen Himmelsleiter, und der Balkentreter und der Schulmeister leiteten den guten Hopfensack, so gut es gehen wollte, treulich durch Gräben und Löcher hindurch; doch endlich wirkte die kühle Abendluft zerstörend auf das Hirn des Schulmonarchen.

Claus! — sagte er zu seinem Windmacher — auch mir wird mein Haupt immer schwerer, und der gottlose Wein scheint auch jetzt erst seine Tücke an mir auszuüben; ich bedarf auch Seiner Unterstützung.

Der arme Claus mußte nun mit wirklich heldenmüthiger Geduld bald den einen, bald den andern Taumelnden unterstützen; endlich — glücklicher Weise war Wilhelmsau nur eine Viertelstunde von Bellberg entfernt — lief er mit seinen beiden lecken Fregatten in den Hafen ein, und übergab der alten grämlichen Hauspostille, die ihnen die Thür öffnete, sein anvertrautes Gut.

In Wilhelmsau fand auf der Pfarre eine sonderbare Einrichtung Statt; eine vollkommene Studentenwirthschaft herrschte hier. Die Wohnstube war zugleich Visitenzimmer und Studirstube; seine Schlafkammer, in welcher zwei Betten standen, diente zugleich zur Logirstube, so daß ein Jeder, der hier eine Nacht verweilen mußte, mit wahrer patriarchalischer Sitte aufgenommen wurde. Dem Schulmeister, der, vom Balkentreter im Stich gelassen, unmöglich allein wieder nach Hause kommen konnte, wurde daher das andere Bette angewiesen. Die alte Susanne, des Pastors Haushälterin, setzte brummend die Oellampe auf den Tisch und meinte, schlafen würden die Herren auch wohl ohne sie.

Herr Pastor! — rief nun der Schulmeister, seine Hand ausstreckend — nichts für ungut, daß ich Sie incommodire und Sie nicht besser geleitet habe — mir ist aber auch gar nicht wohl.

Gleichfalls, Amice! sagte der Pastor, auf ihn zutaumelnd, und warf die Lampe vom Tisch.

Gott stehe uns bei! rief der Ludimagister. — Nun ist es mir plötzlich ganz dunkel vor den Augen geworden; — vorhin flimmerte es mir noch ein wenig, wie Sterne, vor meinem Blick — nun sehe ich gar nichts mehr! O der Wein! der böse Wein! —

Gleichfalls, Amice! — vor meinen Augen ist Finsterniß und Nacht — Gott mag wissen, wie dies zugegangen ist — ich fürchte, wir wurden mit Blindheit geschlagen. — Am besten dünkt es mich, mein treuer Leidensgefährte — ein Jeder suche sein Lager — lege sich nieder und schließe seine Augen, da selbige doch nichts mehr sehen.

Sie tappten taumelnd herum, bis ein Jeder sein Lager fand, sich unausgezogen hineinlegte und bald in süßen Schlaf verfiel.

Ein loser Vogel, der eben auf nicht ganz rechten Wegen in den Pfarrhof sich eingeschlichen hatte, sah vom Hof aus diese Scene mit an, und da schon überdies der treue, muntere Phylax bei Seite geschafft war, kam er auf den Einfall, den Spaß, der ihn hierher geführt hatte, noch weiter auszudehnen. Er stieg, als er Beide laut schnarchen hörte, zu dem offenen Fenster hinein, und nachdem er im Stillen alle nöthigen Vorkehrungen zu einer schnellen, glücklichen Rückfahrt getroffen hatte, schlich er sich an eins der Betten, legte sich hinein und strich mit seiner Hand dem Schlafenden über das Gesicht.

Der Zufall hatte ihn zum Pastor gebracht; dieser wachte von dieser zärtlichen Berührung auf und da er Jemand neben sich im Bette fand, so sagte er: Amice, lieber Schulmeister, man gehe in sein Bette zurück, das meinige ist zu klein für uns beide.

Der Schulmeister, der bei diesem Zuruf erwacht war, und eben geträumt haben mochte, daß er seine Stentorstimme vor der versammelten Jugend hören ließ, antwortete, noch halb im Schlaf, doch mit vernehmlichem Ton: Ich liege ja in dem meinigen, Herr Pastor! doch plötzlich fühlte er, daß Jemand bei ihm lag und ihn liebkoste — der Schalk war nemlich bei des Pastors Worten folgsam aus dessen Bette gestiegen, und in das des Schulmeisters gekrochen.

Verzeihung, Herr Pastor! — sagte er nun ganz demüthig — daß ich mich verirrt habe, es ist mir ganz unbegreiflich, wie ich in Ihr Bett gekommen bin, denn ich kann mich doch nicht entsinnen, daß ich aufgestanden sei. Er stieg über seinen Nachbar weg, und tappte auf das Bett zu, in welches er sich getrost legen wollte.

Amice! — schrie ihm Pastor Hopfensack entgegen — was wollen Sie schon wieder hier? Lassen Sie mich doch ruhen, ich bedarf des erquickenden Schlafes! —

Träum' ich, wach ich! rief der erschrockene Schulmonarch, entstieg dem Lager und taumelte zurück nach seinem Bette.

Amice! — schallte es ihm da mit Pastor Hopfensack's Stimme entgegen — man lege sich doch zur Ruhe in das eigene Bett.

Auch von hier taumelte der Arme zurück, stand nun zähneklappernd in der Mitte der Stube und murmelte für sich: Amice hier — Amice dort. —

Noch einmal wagte er es und schlich sich an Hopfensack's Bett; doch als er sich hineinlegen wollte, donnerte ihm der schlaftrunkene Hopfensack sein: Amice! man foppe mich nicht länger! entgegen.

Amice! man foppe mich nicht länger! — schallte im nemlichen Augenblick das Echo von der andern Seite.

Herr Pastor! — sagte der zitternde Schulmeister — hier ist es nicht geheuer, und ich fürchte, der Gott sei bei uns ist hier zwischen uns.

Amice! — antwortete Pastor Hopfensack leise — es scheint mir auch bald, als hätten Sie Recht. Ich vernahm deutlich meine Stimme von dort herüber; doch mit Gottes Hülfe — er schlug drei Kreuze — will ich dem Spuck entgegen gehen und untersuchen, ob noch ein Dritter unter uns ist.

Der Schulmeister wollte den heldenmüthigen Pfarrer festhalten, und bat ihn flehentlich, sich nicht in die Gefahr zu begeben; dieser aber, dem der Wein noch einen Rest von Muth zurückgelassen hatte, ließ sich nicht abhalten, sondern taumelte nach dem Bette gegenüber — der Schulmeister aber kroch, Angstschweiß auf seiner Stirn, unter die Decke.

Amice! Mensch oder Teufel! steh mir Rede und sprich, wer Du seist! hob er mit pathetischer Stimme an.

Verehrter Herr Pastor! tönte es ihm mit des Schulmeisters Stimme aus dem Bette entgegen — legen Sie sich doch zur Ruhe und lassen Sie mich schlafen.

Amice! mein Schulmeister! rief nun der wie ein Espenlaub zitternde Hopfensack laut schreiend aus. — Wo bist Du?

Hier! schallte es hinter ihm.

Hier! schallte es vor ihm.

Alle guten Geister loben Gott den Herrn! — betete eben, die Hände faltend, der unglückliche Mann, als zwei starke Arme ihn umfaßten, innig umklammerten, und den Geängstigten fest zusammendrückten. Kurz darauf erscholl, wie von oben, mit wahrhaft teuflischem Lachen: Du hast dem Teufel in den Armen gelegen und bald bist Du sein!

Alles war still, nur das Klirren der Fenster ließ sich noch hören. Hopfensack war niedergekniet, befahl seine Seele dem Herrn, und wagte es nicht, aufzustehen. Endlich hob der Schulmeister den Kopf aus dem Bette, und da Alles still um ihn war, rief er mit leiser Stimme: Herr Pastor! Herr Pastor! leben Sie denn noch?

Wer ruft mich? — antwortete ängstlich der Arme.

Ich, bester Herr!

Welcher Ich, der menschliche oder der teuflische? —

Ich, der Ludimagister von Bellberg! — Ach, kommen Sie nur zu mir her ins Bett, ich fürchte mich so allein; zwei zusammen können sich doch eher vertheidigen.

Der Pastor folgte seiner Einladung; doch ehe er sich zu ihm ins Bett legte, befühlte er ihn, ob er auch von Fleisch und Bein sei. Endlich schliefen sie beide wieder ein und schnarchten in süßer Ruhe; der Rausch von gestern war ziemlich durch die Begebenheiten dieser unglücklichen Nacht vorüber; doch schloß er noch einmal ihre müden Augenlider; nur Hopfensack, der stets von dem Teufel träumte, hörte immer noch seine furchtbare Stimme, und sein Schlaf war unruhig. Kaum blickte der erste Strahl der Morgensonne durch die trüben Fensterscheiben und beschien

im rußigen Kämmerlein ihr schmutziges Lager, als Hopfensack erwachte und — Gott stehe ihm bei! — den leibhaftigen Satan neben sich im Bette liegen sah.

Mit einem Sprung war er heraus. — Susanne! Susanne! — schrie er auf die Thür zueilend — Susanne, der Teufel, der Teufel!

Der Schulmeister wachte auf, sprang vor Schreck aus dem Bette, in höchster Angst hinter ihm drein, und so stürzten beide in Susannens jungfräuliche Kammer und prallten vor einander zurück. — Diese Holde lag eben in süßen Träumen versunken, in welchen ein reizender Jüngling sie mit lieblicher Grazie zum Altar führte, erwachte von dem Lärm, und sah anstatt des Adonis zwei rabenschwarze Figuren mit pechschwarzen Gesichtern vor sich stehen, in denen sie doch gleich den Pastor und den Schulmeister erkannte.

Amice! — meinte jener — ich glaubte, Ihr wäret der Teufel, der uns diese Nacht so geängstigt hat; doch ist es nicht fein von Euch, mich mit dergleichen Mummerei zu erschrecken und Euch so scheußlich anzumalen.

Bester, liebster Herr Pastor! — sagte der Ludimagister in tiefster Devotion — ich habe mich nicht unterstanden, mit Ihnen zu scherzen, auch Sie sehen furchtbar und quasi wie der Teufel aus.

Die Rudera eines kleinen Spiegels, noch groß genug, Susannes beaux restes treulich wieder zu geben, überführten nun beide, daß entweder der böse Feind oder ein anderer guter Freund sein Spiel mit ihnen getrieben hatte, und nun ging es nach geschehener Reinigung an ein scharfes Examen über die alte Haushälterin, die gestehen sollte, wen sie diese Nacht im Hause beherbergt habe. Sie läugnete Stein und Bein, und meinte, der Wein müsse die Herren ihres Verstandes beraubt haben; doch der Schulmeister wollte es nicht glauben, und behauptete steif und fest, daß er mit einem Manne von Fleisch und Bein zu thun gehabt hätte. Er schlich sich aus dem Zimmer, durchsuchte spähend alle Scheunen und Ställe, wer schildert sein Erstaunen, als er in dem Hühnerstalle Magisters Hans ehrbar sitzen sah.

Nun hielt ihn nichts mehr in Wilhelmsau. Mit einem Geheimniß beladen, haben die Füße doppelte Schnellkraft; er flog nach Bellberg.

Herr Magister! stürzte er in dessen Zimmer — ich habe Ihren Hans gesehen, wie er leibt und lebt, ich kenne den Dieb.

Und wo, und wer ist es? — fragte hastig der Erstaunte.

Ach Gott, daß ich es sagen muß! — Auf der Pfarre in Wilhelmsau sitzt der arme Gefangene im Hühnerstalle.

Bei meinem Confrater! — schrie der Magister — Frau, meine Perücke, meinen Stock! Ich will hin, will mich mit Augen überzeugen; und ist es so, nichts achtend, den Vorfall dem hohen Consistorio anzeigen. — Er eilte spornstreichs zur Thür hinaus nach dem Raubschlosse, wo der Arme im Burgverließ schmachtete.

So warte doch! — keuchte die Frau Magisterin hinter ihm drein, die schon die Dormeuse aufgesetzt und die Enveloppe angethan, in der Eile aber die Klapp-Pantoffeln mit Schuhen zu verwechseln vergessen hatte, und wanderte nun mit diesem ungewissen Pedal weit hinter dem Meilenschritt ihres zornigen Eheherrn her.

Wie vom Donner gerührt, stand Hopfensack vor dem zürnenden Magister, schwur hoch und theuer: er wisse nichts von Hans und der böse Feind müsse ihn dahin gesetzt haben. Auch die alte Haushälterin versicherte unter fürchterlichen Schwüren, dieser Gast müsse erst diese Nacht in ihr Revier gekommen sein, da sie gestern noch im Hühnerstalle gewesen, und ihn nicht darin gesehen habe.

Doch nichts half. Das Corpus delicti stand vor ihnen, und sein blutrothes erzürntes Haupt forderte Rache.

Amice! — sagte endlich Pastor Hopfensack zu dem sich nach und nach Beruhigenden. — Wie könnte ich gegen meinen Nachbar, Confrater und Schwiegerpapa in spe ein solches begehen und wider Gott meinen Herrn und meinen Amicum so sündigen? Es ist gewiß der böse Feind gewesen, der mir überdies in voriger Nacht so übel mitgespielt, und mich sonderbar geneckt hat; er nur hat diesen unglücklichen Hans in meinen Stall gebracht; oder — nun weiß ich es — der Dieb von meines würdigen Collegen Salbungspredigt gerührt, hat ihn zurückgesandt. Doch um nicht erkannt zu werden hat er seinen Raub einem Fremden anvertraut, und so ist er aus Irrthum in die Pfarre von Wilhelmsau, statt nach Bellberg gekommen. Sicher ist es so, Amice, Ihre Predigt hat den Verlornen zurückgebracht, ihr allein haben sie es zu verdanken.

Dies leuchtete dem Magister ein. Verzeihung, Herr Confrater — sagte er nun beruhigt und reichte ihm versöhnt die Hand.

Gleichfalls, Amice! — antwortete der Pastor; und schon glaubte er das Ungewitter vorüber, als die Frau Magisterin furienartig ins Zimmer stürzte.

Die Dormeuse saß auf dem linken Ohr; ein eigennütziger Schwarzdorn hatte sich, während sie im Geschwindschritt vorbei defilirte, einen Theil der Enveloppe ausgebeten, und aus dem Koth vor dem Pfarrhause — Pastor Hopfensack's Aushängeschild — war nur mit Mühe der Klapp-Pantoffel wieder herausgefunden worden, den ihr flüchtiger Nymphenfuß darin hatte stecken lassen und welchen sie mit Anstand in ihrer drohenden Rechten hielt.

Mit dieser allen Männern so fürchterlichen Waffe in der Hand stürzte die Wüthende ins Zimmer.

Heillose Geschichten! schrie sie auf Pastor Hopfensack losstürmend, aus; doch der ernste Blick ihres Hans, der ihr entgegen lachte, schmolz die Wuth zu sanftem Schmerz. — Bist Du wieder da, mein Ein und mein Alles, Du, den ich so treu beweinte, dessen holden Lippen ich die besten

Körner zu verschlucken gab, und der mit seinem Tod den Triumph meiner Wirthlichkeit krönen sollte?

Doch Hansens Anblick war nur der Windstoß gewesen, der die feindlichen Wolken auf einen Augenblick getrennt hatte; desto fürchterlicher prallten sie jetzt an einander, Blitz auf Blitz, Donner auf Donner folgte, und überströmte den armen Hopfensack und seine Susanne mit einem solchen Guß von Schimpfwörtern, daß der Magister Baumbach nicht genug besänftigen und Pastor Hopfensack nach jedem Schimpfworte: Gleichfalls, Amice! antworten konnte. Endlich erlosch auch dies so rasch aufgeloderte Feuer und die gute Frau ließ sich wohl am meisten durch Hansens Anblick besänftigen, den sie sorgsam befühlte und an den Kropf gefaßt hatte.

Nun, da Ihr ihn so gut gefüttert habt, er nicht abgemagert ist, und noch hübsche Körner im Kropf hat, will ich diesmal glauben, was Ihr wollt, habe ich doch meinen Hans wieder.

Susanne mußte einen Boten und ein Paar Schuhe verschaffen, so ging man dem Anschein nach versöhnt aus einander. Doch ein Weiberherz hat für Beleidigungen festen Grund, aus welchem der einmal geworfene Anker nicht leicht heraus zu winden ist. Auch in das Herz der Frau Magisterin hatte von heute an der Groll gegen Pastor Hopfensack eine Wurzel geschlagen, die sicher noch einmal aufschießen mußte. Susanne aber, die so manchen Ehrentitel bekommen, und so manche bittere Anspielung hatte hören müssen, und der überdieß die junge Frau Pastorin gar nicht im Hause willkommen war, schwur, sich zu rächen, es koste, was es wolle.

Während der fürchterlichen Unruhe in der Pfarre zu Wilhelmsau hatte der Zufall auch zu Bellberg sein wunderliches Spiel getrieben. Herr Schwarz konnte nicht einschlafen; er war wahrscheinlich vom Wein zu sehr erhitzt und ging deshalb in den Garten, um des wirklich schönen Abends zu genießen. Dort fand er zu seiner großen Freude die reizende Hebe in der Fliederlaube sitzen. Erschrocken sprang sie auf und wollte entfliehen; doch der ewig Neckende vertrat ihr den Weg und versicherte ihr heilig und theuer, nur erst, wenn vom alten Kirchthurme die Stunde der Gespenster herüber töne, sei sie ihrer Haft entlassen.

Herr Schwarz! — sagte Ernestine sehr ernst. Jeder Scherz hat seine Grenzen, der Ihrige scheint keine zu kennen. Sie haben schon heute Mittag die Verlegenheit eines armen Mädchens benutzt, um mit dem Talente Ihres Witzes zu glänzen, jetzt ergreifen sie eine Gelegenheit, mein Zartgefühl zu beleidigen!

Meine Hebe! — sagte der Leichtsinnige in tragikomischem Ton. — Ich bin weder Hercules, noch Pastor Hopfensack, Ihr Bräutigam, daher bin ich für Sie in dieser Laube gar nicht furchtbar.

In der höchsten Verlegenheit stammelte das arme Mädchen: Herr Schwarz, was sollen immer die Anspielungen von Hebe und Hercules, die ich nicht verstehe?

Doch aber schon einmal verstanden — unterbrach er sie lachend. — Nun auf etwas Ernsteres zu kommen — fuhr er fort — werden Sie denn wirklich diesem schmutzigen, widerlichen Hopfensack, der mir schon seines Namens wegen fatal wäre, Ihre Hand reichen?

Ernestine sah in bedenklich an.

Ich glaube wohl, daß Hebe kein Zutrauen zu mir haben kann — fuhr er fort — sie hat aber Unrecht. Seien Sie in diesem Punkte offenherzig gegen mich; ich bin nicht so leicht, wie ich scheine, und bei Gott, setzte er mit herzlichem, traulichem Ton hinzu, und verließ den bis dahin wohl verwahrten Eingang der Laube — meine Absicht, warum ich diese Frage an Sie thue, ist ernst und hat einen guten Grund.

Wie könnte ich wohl einem Manne, wie dieser ist, gern meine Hand geben? — sagte Ernestine schluchzend. — Doch meine Eltern wollen es, meine Tante, von welcher ich ganz abhänge, wünscht es — ich muß.

Ist denn kein Ausweg möglich, armes Mädchen? — fragte er gerührt.

Keiner! — antwortete sie bestimmt. — Es walten oft finstere Mächte über uns, und reißen uns mit sich hinab in den Abgrund. Der Mensch ist zu schwach, um seinem Schicksale zu entgehen. —

Wenn aber ein anderer Mann Ihnen sein Herz und seine Hand reichte — unterbrach er sie — würden Sie dann nicht lieber diesem folgen?

Ernestine seufzte tief.

Keine Antwort? — fragte er noch einmal.

Sie blieb stumm.

Und wenn nun ich — so fuhr er fort, indem er sich zu ihr setzte und traulich ihre Hand ergriff — wenn nun ich schon seit längerer Zeit Sie gekannt, Sie beobachtet hätte, wenn ich Ihnen in Ihrem väterlichen Hause, in dem Hause Ihrer Tante treulich gefolgt, Ihre Schritte, Ihre Handlungen belauscht — eine hohe Röthe überzog ihr Gesicht — wenn ich nun meine Liebe bis jetzt still verborgen hätte, und nun als ein wohlhabender Mann vor Ihre Eltern träte, und zu selbigen spräche: Gebt mir Ernestinens Hand, dürfte ich dann hinzusetzen: denn ich habe Ihr Herz?

Sie überraschen mich, Herr Schwarz — sagte die Geängstigte. — Ich kenne Sie ja gar nicht.

Und wenn Sie mich nun kennen lernten, wenn Sie in mir einen guten, ehrlichen, treuen Menschen fänden, würden sie mich dann ausschlagen, oder dem widrigen Hopfensack die Hand reichen?

Ernestine versank in tiefes Nachdenken; endlich sagte sie nach langem Schweigen in zutraulichem Tone: Von dem, was Sie mir da eben sagten, muß ich fast glauben, daß es aus Ihrem Herzen kommt; aber eben deshalb, weil mich dieser Augenblick Ihnen näher bringt, weil ich fühle, Sie sind ein guter, wenn auch leichtsinniger Mensch, muß ich Ihnen offen

sagen — ich gebe Ihnen meine Hand nie! — Lieber lassen Sie mich als unglückliches Opfer neben den widrigen Mann an den Altar treten, es ist so besser und stimmt mehr zu meinem Schicksale.

Ist dies wirklich Ihr fester Wille? — sagte der Jüngling rasch aufspringend und ihr ins mondbeleuchtete Auge blickend.

Ja! — antwortete sie bestimmt.

So habe ich nur noch eine Bitte — sagte er, in seinen alten lustigen Ton schnell einfallend. — Haben Sie das feste Vertrauen zu mir, daß ich es von Herzen gut mit Ihnen meine, trotz des ehrenwerthen Körbchens, das ich von Ihnen bekommen habe, und — fuhr er laut lachend fort — sehen Sie von jetzt an in meinem neckenden Betragen nur die lustige Laune, die mein glückliches Erbtheil ist, und haben Sie die feste Ueberzeugung, daß es am Ende noch gut gehen wird, die Umstände mögen sich formen, wie sie wollen. — Er küßte ihre Hand, verließ schnell die Laube und den Garten, und Ernestine schlich sich kopfschüttelnd zu ihrem schlummernden Johannes.

So vergingen mehrere Wochen, in denen der Pastor Hopfensack alles Mögliche that, seine künftige Schwiegermama zu versöhnen, und wenn es ihm auch nicht vollkommen gelang, so wurde doch das alte Lied: die Verlobung mit Ernestinen wieder hervorgesucht, und das arme Mädchen von neuem bestürmt.

Endlich konnte sie den Bitten und Drohungen der Eltern und Tante nicht länger widerstehen, und sie gab unter Thränen das Jawort; jedoch nur unter der Bedingung, daß sie den kleinen Johannes, der Ihr nun schon durch Sorge, Pflege und Wartung lieb und theuer geworden war, mit nach Wilhelmsau nehmen, ihn dort für immer behalten und erziehen dürfe.

Und — setzte die Mutter hinzu — eher ist die Verlobung nicht, bis Sie, lieber Herr Pastor, vom Kopf bis zu den Füßen neu und anständig gekleidet erscheinen.

Pastor Hopfensack wollte zwar gegen Tinchens Bedingung Einwendungen machen, er meinte: diesen Segen habe der Herr hier nach Bellberg gnädigst ausgetheilt, er glaube, in Wilhelmsau keines fremden zu bedürfen; da aber die Tante, die eben gegenwärtig war, es sehr recht und gut von Tinchen fand, überdieß versprach, für den armen Johannes jährlich hundert Thaler Kostgeld zu zahlen, und nach ihrem Tod ihn auch zu bedenken; da konnte Pastor Hopfensack keine Einwendung mehr machen, und Johannes erhielt das Bürgerrecht von Wilhelmsau, und Ernestinens Mutter überdies noch von ihm das Versprechen, daß er sich in einem neuen Anzuge adonisirt ihr vorstellen würde. Da die alte Mutter schon seit ihren Flitterwochen als sorgsame Hausfrau an der Aussteuer ihrer Tochter hatte arbeiten lassen, und deshalb alles in Kisten und Kasten bereit lag, überdies die Tante zur Aussteuer das nöthige Mobiliar sogleich zu schicken versprach, so wurde die Verlobung in vierzehn Tagen schon angesetzt.

Freudig, sich endlich am Ziele seiner Wünsche zu sehen, trat Hopfensack in seine Wohnung, und verkündete seiner treuen Lebensgefährtin, der Jungfer Susanne ehrwürdigen Andenkens, sein nahes Glück. — Ordne Alles, fege Alles rein, laß die Spinnen endlich aus ihren lang bewohnten Winkeln kriechen, und bereite Alles zum Empfang der Holden, die, den Engeln gleich, die trauliche Wohnung des Pfarrers von Wilhelmsau zum Paradiese umschaffen wird, befahl er ihr.

Doch Jungfer Susanne schien die Freude ihres Herrn nicht mit zu empfinden. Sie, die bis jetzt Alles mit ihm treulich getheilt hatte, wollte das bevorstehende Glück nicht als das Ihrige betrachten, und meinte brummend, wenn Tinchen das Haus zum Paradiese umschaffen könne, so wär' es wohl ganz überflüssig, daß sie noch Hand daran lege.

Nur Eins, liebe Susanne — unterbrach sie Herr Hopfensack, indem er that, als hörte er ihr Brummen nicht. — Nur Eins thut mir noch Noth. Ich soll in vierzehn Tagen zum Eheverlöbniß in einem neuen Rock und Beinkleidern erscheinen, dazu gehören auch noch ein Paar Stiefeln und dies Alles wird wohl, knapp gerechnet, dreißig und mehrere Thaler kosten. Dies ist eine conditio sine qua non, und, Amica, sprich, woher nehmen?

Da sehen Sie selbst zu, Herr Pastor! antwortete Susanne ganz gleichgültig.

Amica, meine liebe Susanne, höre, — ich weiß, Du hast Dir einen Nothpfennig zurückgelegt, hast besser gewirthschaftet für Dich, als für mich — öffne die Truhe Deiner Sparsamkeit, reich mir mit der Hand der Milde die Pfennige der Noth, und eile auf Flügeln des Mitleids zur Stadt, um den Einkauf zu besorgen.

Wer freien will, muß nicht allein für die Braut, er muß auch für den Rock sorgen, — meinte Susanne und schlug ihm die Thür vor der Nase zu, untersuchte ihre Lade genau, ob auch das Schloß recht fest verwahrt sei, und lief nun schnell zum Schulzen, dem Einzigen, der wohl noch, in Zeiten der Noth, dem unordentlichen Seelsorger aushalf, und bat ihn, ja kein Geld herzugeben; denn sie würde es sonst schon einzurichten wissen, daß er es nicht wieder bekommen sollte.

Dies war dem alten Schulzen Winks genug, dem Herrn Pastor seine Bitte rund abzuschlagen, und sich mit den schlechten Kornpreisen und dem Mangel an baarem Gelde zu entschuldigen.

Noch einmal wagte Pastor Hopfensack einen wüthenden und einen zärtlichen Sturm; Susannens Herz aber, treu ihrem heiligen Vorbild, schlug ihn mit heroischem, keuschem Muthe zurück.

Fortuna, Du gottlose Dirne; — rief nun der Pastor wüthend aus, und ging mit großen Schritten in seiner Stube auf und ab. — Fortuna; Du flatterhaftes Weib, Du zeigst mir, mich foppend, die holde Braut, aber giebst mir keinen Rock. — Ach, lebten wir doch noch im Stande der

Unschuld, wo es keiner neidischen Kleidung bedurfte, um zwei Liebende zu Hymens, zu Amors Altar zu führen, lebten wir doch noch in Gottes Paradies, wo ein Feigenbaum mich aus aller meiner Noth gerissen hätte! — So stehe ich ohne Rock, ohne Beinkleider an der Pforte meines Glücks und harre vergebens, daß sie mir geöffnet werde; denn mir fehlt ein hochzeitliches Kleid! — O Fortuna, Fortuna!

Da klopfte es an die Thür. — Herein Amice! — rief der unglückliche Pastor. — Ein Bote mit einem Briefe fragte nach Seiner Ehrwürden, dem Pastor Hopfensack. — Amice, das bin ich, was bringt Ihr? — Der Mann übergab ihm einen Brief, er las, sein Gesicht heiterte sich auf, sein Auge, in das sich schon eine Unmuthsthräne gepreßt hatte, glänzte vor Freuden. — Susanne! — rief er — Susanne, gieb diesem Ehrenmanne ein Frühstück, von meinem abgezogenen Wachholder ein Gläschen dazu, und dann komm geschwind herein zu mir.

O Fortuna! — so rief er, als Beide herausgegangen waren. — Verzeihe mir, Du Freundliche, daß ich Dich schalt. Du erscheinst mir wieder als eine treue Gefährtin auf meiner Dornenbahn, Du senkst Dich zu mir herab in Gestalt eines Truthahns, und zündest die Fackel wieder an, die mir, im Stande der Schuld, zur Brautnacht vorleuchten soll; Du bekleidest mich Geflickten mit einem neuen Kleide, so daß die Sehnsucht nach dem Stande der Unschuld und nach dem Feigenbaum in mir verschwunden ist. Susanne! — rief er der Eintretenden entgegen: — höre, was dieser Brief meines Vetters, des Gewürzkrämers aus der Residenz, besagt:

Ein reicher Engländer, wahrscheinlich ein halber Narr, der eine große Liebhaberei für Naturseltenheiten, besonders für Thiere hat, hält sich hier auf, und sucht zwei rare Stücke — einen dreifarbigen Kater und einen schneeweißen Truthahn mit einem schwarzen Ringel um den Hals; Beide will er zur Fortpflanzung in seiner Menagerie gebrauchen, für den ersten bietet er hundert, für den andern zehn Friedrichsd'or. Da nun auf dem Lande dergleichen Seltenheiten des Katzen- und Truthahngeschlechtes eher zu finden sind, als in der Residenz, wo zwar Katzen genug herumschleichen, aber immer nur einfarbige, und Truthähne genug herum stolziren, aber immer nur schwarze; so habe ich Sie, verehrter Herr Vetter, ersuchen wollen, mich gefälligst wissen zu lassen, ob in Ihrer Gemeinde sich eine solche Seltenheit etwa finden möchte. Da der Preis gewiß annehmlich ist und ich ihn auch gegen ein kleines Douceur noch zu steigern hoffe, so lassen Sie mir doch durch Ueberbringer dieses sogleich Antwort sagen.

Und was sagst Du nun? — rief Pastor Hopfensack aus. — Geb ich meinem Confrater einen von den zehn Friedrichsd'ors für seinen Truthahn ab, so bleiben mir noch neun, und ich bin ein geretteter Mann.

Susanne, welcher die Ehrentitel der Frau Magisterin noch in das Ohr gellten, und die nun wohl einsah, daß sie die Ankunft des neuen Rocks nicht mehr hintertreiben könne, wollte wenigstens ihrer Rache ein

Opfer bringen, und meinte, daß es wohl unklug wäre, Magisters mit der Sache bekannt zu machen, welche dann unfehlbar den Truthahn dem Engländer selbst verkaufen würden; denn ohne bedeutenden Vortheil gäbe die Magisterin ihren Hans gewiß nicht weg. — Haben sie uns einmal unrechtmäßiger Weise Schuld gegeben: wir hätten ihn gestohlen, so wollen wir ihn auch jetzt wirklich stehlen, und das ganze Geld für uns behalten. Es kommt ja doch Jungfer Tinchen zu gute, und mithin ist es keine Sünde. Lassen Sie mich nur machen, ich will ihn schon bekommen.

Amica! Susanne! — rief der Pastor aus. — Doch Du hast recht, mir bleibt keine Wahl, aut, aut. —

Er nahm die Feder und antwortete:

Werthgeschätzter Herr Vetter! Einer meiner Confratres hat einen solchen seltenen Truthahn, ganz so, wie er verlangt wird, weiß mit einem schwarzen Ringel um den Hals; doch will ihn selbiger nicht unter funfzehn Friedrichsd'or ablassen. Will der Engländer diesen Preis bezahlen, so mögen Sie in Gottes Namen, gegen baare Zahlung, das Wunderthier übermorgen früh, in der Morgendämmerung, bei mir abholen lassen; mit der Bezahlung des Boten muß ich jedoch nichts zu thun haben. Was Dero gütige Bemühung betrifft, so nehmen Sie gefälligst das Agio von einem Louisd'or an; ich erwarte daher nur vierzehn Louisd'or Gold und fünf Thaler Courant. Ihr Servus

Hopfensack.

Der Zufall ist ja oft der Schutzpatron der Diebe. — Magisters in Bellberg waren den andern Tag auf Herrn Schwarzens Einladung auf einige Tage mit Tinchen und Johannes und ihm in das Städtchen gefahren, und so fand Dame Susanne das Haus zu ihrem Vorhaben ganz wohl eingerichtet; selbst Anne war zum Tanz in der Schenke, und Hans wanderte zum zweiten Male in sein Burgverließ nach Wilhelmsau. Des andern Tages erschien der Bote, händigte vierzehn Friedrichsd'or und fünf Thaler ein, und nahm den treuen Hans mit sich.

Der arme magere Filialklepper mußte nun stracks Pastor Hopfensack und seine Dulcinea nach der Stadt ziehen, und kaum daselbst angelangt, ging Susanne mit dem Silbergelde zur Material=, der Hopfensack mit dem Golde zur einzigen Tuchhandlung des kleinen Städtchens.

Hier suchte er sich fünf Ellen des feinsten schwarzen Tuches, à drei Thaler aus, und zahlte stolz drei Friedrichsd'or, nachdem er erst lange wegen des Agio gehandelt hatte. Das Tuch wurde abgeschnitten, eingewickelt, und der höfliche Kaufmann lud den freundlichen Seelsorger in seine Stube ein, um ein kleines Frühstück bei ihm zu genießen; hierbei sagte er einem Diener etwas ins Ohr.

Während der Pastor Hopfensack die pommersche Spickgans und die herrlichen runden Neunaugen sehnsüchtig anblickte, und hoffnungsvoll sein Auge auf die gefüllte Persiko=Flasche richtete, nahm der vorsichtige,

ordnungliebende Kaufherr die Goldwage vor, legte die drei Louisd'ors darauf, schüttelte den Kopf und besah sie genau.

Nicht wahr, Amice! sagte Pastor Hopfensack, der eben mit der Gabel grausam in die schöne alabasterne Gänsebrust gefahren war — überwichtig, kein Rändchen war beschnitten?

Hm! — meinte der Kaufmann — wo haben Sie denn diese Louisd'ors her, Herr Pastor?

Woher, Amice? — stotterte der Seelsorger. — Sparpfennige, lange in meinem Pulte verwahrt, — Hochzeitsgeschenke, noch aus glücklichen Zeiten, wo die Menschen fast verhungert wären, der Scheffel Korn aber fünf Thaler kostete.

Ei, ei, Herr Pastor — sagte nun der Kaufmann — wissen Sie wohl, daß alle drei Louisdor's falsch sind?

Falsch? — schrie der erschrockene Hopfensack. Die fette Gänsebrust, die eben auf der Gabel ihm noch entgegen lachte, lag auf der Erde, die zum Empfang der Göttlichen geöffneten Lippen blieben krampfhaft offen, und Leichenbläße bedeckte sein Gesicht, als er durch die Glasthür einen Polizeidiener im Laden erblickte.

Es thut mir sehr leid — meinte nun der Kaufmann — daß ich die Sache der Polizei anzeigen und Sie in eine fatale Geschichte verwickeln muß; aber meine Pflicht — unsere scharfen Gesetze —

Amice! unterbrach ihn nun der Geängstigte und die Hoffnung umwehte ihn mit ihren kühlenden Flügeln — ich will Ihnen andere geben; alle meine Beichtkinder werden doch keine Falschmünzer gewesen sein? — Er griff in die Tasche und holte die andern eilfe heraus.

Der Kaufmann besah, wog sie und erklärte sie alle für falsch.

O Du böse Welt! — schrie Hopfensack und warf sich in einen Lehnstuhl. — O ich unschuldiger Mann Gottes!

Mein bester Herr Pastor! unterbrach der Kaufmann diese Ausrufungen; da ich sehe, daß Sie dieser falschen Münze so viel haben, so muß ich um desto eher die Sache anzeigen, da sie mir sehr verdächtig scheint. — Er ging nach der Thür.

Amice! — schrie der Pastor, und hielt den Kaufmann beim Rockschooß. — Ich will es gestehen; es ist englisches Geld!

Dachte ich es doch gleich — sagte der Kaufmann, den unglücklichen Mann scharf ins Auge fassend — daß es wieder aus einer englischen Fabrik käme, dergleichen unser armes Vaterland immer mit ihren Fabrikaten übersäen, und uns für unsere soliden Producte nie ihr gutes, immer nur ihr falsches oder unser eigenes Geld geben. Doch, Gott sei gedankt, daß wir in einem so glücklichen Lande leben, wo das Geld in so schönen, raschen Umlauf kommt, und jeder Thaler jährlich mehrere Male durch die herrschaftlichen Cassen wandern muß — da bleibt falsche Münze nicht lange im Cours, denn die Herren Cassenbeamten haben noch schärfere

Augen, als wir. Doch — Ihnen kann ich nun einmal nicht helfen, und da ich eben hier draußen einen Polizeiofficianten sehe, so will ich die Sache schnell abmachen. Er riß sich von Hopfensack los und wollte eben zur Thür hinaus, als Herr Schwarz ins Zimmer trat.

Amice! Engel, den mir der Herr sendet, mich aus diesem Schwefelpfuhl des Unglücks herauszureißen. Helfen Sie mir, retten Sie mich!

Herr Schwarz war ganz erstaunt, bat den Kaufmann, ihm den Vorgang zu erzählen, hörte theilnehmend zu, und versicherte endlich, daß er für die Unschuld des Herrn Pastors stehen und wohl für ihn gut sagen wolle. Er bat den Kaufmann, für jetzt mit dieser Bürgschaft sich zu beruhigen und den würdigen Seelsorger ungehindert nach Hause ziehen zu lassen.

Wer war froher, als Pastor Hopfensack, da er dem Polizeidiener vorbei, wieder auf freier Straße war. — Aber ach, sein Päckchen mit Tuch war darin geblieben! — Was war zu thun? — Sich noch einmal in diesen furchtbaren, qualvollen Aufenthalt, wo die Polizei, wie weiland der Cherub mit dem flammenden Schwerte, am Eingang stand, zu wagen und Herrn Schwarzens Credit in Anspruch zu nehmen, oder auf immer dem neuen Rock und der Braut zu entsagen?

Selbst Hercules hatte wohl nicht so unentschlossen zwischen der Tugend und dem Laster gestanden, als Pastor Hopfensack zwischen der Ladenthür und seiner Heimath. Endlich erschien seiner Phantasie die holde Ernestine im Brautschmuck, den Myrthenkranz in den Haaren und der Tante Geldsäcke unter dem Arme, reichte ihm ihr liebliches Schwanenhändchen, und zog ihn zum Laden zurück, wo er schüchtern eintrat und unbemerkt zwischen dem Kaufmann und Herrn Schwarz, die in der fröhlichsten Stimmung das ihm bestimmte Frühstück verzehrten und aus Herzensgrunde lachten, de- und wehmüthig stand.

Amice! — sagte er kleinlaut — Ihre gute Laune läßt mich keine Fehlbitte thun; unterstützen Sie mich mit Ihrem Credit, und bitten Sie mit mir hier den Herrn, daß er mich das Tuch auch ohne Geld mitnehmen lasse; ich werde es ehrlich gleich nach der Hochzeit bezahlen.

Herr Schwarz war nach einigem Bedenken hierzu bereit. Der Kaufmann gab ihm das Päckchen, ein flinker Schneider nahm das Maß, und der arme Gaul mußte, gleich seinem Brodherrn, nüchtern den Weg nach Wilhelmsau antreten.

Unrecht Gut gedeihet nicht! sagte unterwegs der Pastor zu seiner Susanne. Diese aber meinte: sie habe doch für fünf Thaler Zucker und Caffee eingekauft, und er habe doch bei dieser Gelegenheit Credit bekommen, somit wäre die Mühe um Haus reichlich belohnt worden.

In Bellberg hatte der neue Diebstahl Alles in Bewegung gebracht; verzweifelnd rang die Frau Magisterin die Hände. Zum zweiten Male war der Fette seinem Tode, der ihm zum Verlobungtage bestimmt war,

glücklich entgangen, und nun glaubte sie von des Pastors Hopfensack's Unschuld überzeugt sein zu müssen, da er doch zum zweiten Male den Frevel nicht wagen konnte.

Alle Nachforschungen blieben vergebens, Hans blieb weg.

Der Tag der Verlobung nahte heran, und sollte nun auch ohne Hans nicht länger mehr aufgeschoben werden. In dieser Zwischenzeit verlebte wohl Ernestine die unglücklichsten Tage, die je eine Eva-Tochter in ihrem Brautstande vertrauert hatte. Ob sie gleich die niedrigen Zudringlichkeiten ihres Hopfensack's mit kaltem Stolz zurückwies, so mußte ihr doch die ewig neckende Laune von Herrn Schwarz sehr zur Last fallen, die entweder sie selbst, am meisten aber den Bräutigam traf, den der Witz des jungen Mannes und dessen Weinkeller in manche unglückliche Situationen brachte. Sie wurde oft wankend in ihrem Glauben an sein redliches Herz, und da er mit jedem Tage, mit welchem der Verlobungtag näher heranrückte, immer ausgelassener wurde, ihr aber bei alle den Scherzen und Späßen ängstlich versicherte, er fürchte bald, seinem Versprechen nicht getreu bleiben und sie aus den Klauen des Cynikers retten zu können, so hielt sie ihn endlich für einen leichtsinnigen Menschen, der seine Freude an ihrer unglücklichen Lage habe und an ihr seinen Witz und seine Neckereien übe.

Die geschäftige Mutter hingegen war frohen Muthes, sie ordnete Alles in ihrer Küche zu dem Verlobungfeste, und Magister Baumbach studirte eine rührende Rede, die er zu diesem Tage halten wollte, mit innerer Zufriedenheit ein. Alles war fröhlich und heiter, nur nicht Tinchen, dies myrtenbekränzte Opfer, die mit diesem unglücklichen Tage allen Freuden, allem Frohsinn, allem Lebensgenuß ein ernstes Lebewohl sagen sollte. Sie drückte den kleinen Johannes an ihre Brust und benetzte diesen matten Strahl der Freude in ihrer Lebensnacht mit dem Thau ihrer Thränen.

Herr Schwarz blieb sich gleich; er half in der Küche der Mutter, machte bei dem Vater das Oratorium, bei dem Bräutigam den Bärenführer, ordnete mit der Tante die Möbel in Wilhelmsau und machte bei Tinchen den nutzlosen Tröster. So erschien der Verlobungtag. Der Bräutigam kam, zum ersten Mal menschlich gekleidet und rein gewaschen, auf seinem Filialklepper angeritten; die Braut — schön wie Hebe, meinte Herr Schwarz, nur bleich wie eine weiße Rose — trat ins Zimmer, geführt von Mutter und Tante, die in ihr Tuch gehaucht und es ihr auf die Augen gelegt hatte, damit Niemand die Thränen bemerken sollte, die diese blauen Juno-Augen dem hingeschwundenen Glücke geweint hatten.

Man setzte sich an den Tisch. Erst nach dem Essen sollte das feierliche Wechseln der Ringe vor sich gehen. Tinchen aß keinen Bissen. Desto besser ließ es sich der Bräutigam schmecken, desto lustiger war Herr Schwarz — da wurde an die Thür geklopft.

Herein! rief die Frau Magisterin verdrießlich, weil sie beim Zerlegen einer gedämpften Ente gestört wurde.

Die Thür öffnete sich — und stolz, mit wüthendem Blicke, einen fremden Orden an einer goldenen Kette am Hals tragend, trat racheschnaubend — Hans ins Zimmer.

Herr Jesus! — rief die Frau Magisterin aufspringend, und dem Todtgeglaubten freudig entgegeneilend.

Vor dem Teufel uns bewahre Gott — murmelte Pastor Hopfensack und setzte leichenblaß das große Kelchglas mit rothem Wein wieder auf den Tisch, welches er eben auf die Gesundheit seiner Braut hatte leeren wollen.

Herr Schwarz lachte laut auf; nur Tinchen sah gleichgültig mit Thränen im Auge vor sich hin, und würdigte diesen weißen Rettungengel keines Blicks.

Lieber, lieber Hans! — sagte die Mutter und nahm den sich Sträubenden in ihre Arme, freudevoll auf ihren Platz neben den künftigen Schwiegersohn sich setzend. — Sag' mir, lieber Hans, wo kommst Du her? Statt aller Antwort sträubte der Geliebkoste sein Schwanengefieder — blau wurde das hohe Roth seines Antlitzes, und die schwache Hand der zärtlichen Mutter konnte den Zorn des Beleidigten nicht mehr mäßigen. Mit seinem mächtigen Fittich schlug er um sich nach seinem Räuber, traf das gefüllte Kelchglas mit Rothwein, stürzte es über des Bräutigams Rock, und flog, da ihn die Frau Magisterin nicht halten konnte, dem Hopfensack in die Perücke, unterwegs die Dormeuse seiner Beschützerin mitnehmend, die nun baarhaupt dastand.

Es gab einen allgemeinen Aufruhr, selbst Tina mußte lachen. — Herr Schwarz bemächtigte sich des immer noch Racheschnaubenden. Nachdem die Mutter ihre Dormeuse und Alles wieder geordnet hatte, bemerkte Herr Schwarz die Kette und den goldgewirkten Beutel an Hansens Hals.

Amice! — rief der Bräutigam aus, der nun wieder etwas Muth geschöpft hatte. — Gewiß ist dies ein Hochzeitgeschenk für die kleine Braut, lassen wir doch untersuchen, was dieser Beutel enthält?

Der Magister nahm die Kette ab, öffnete den Beutel. — Papiere, nichts als Papiere — rief er aus.

Können wohl Papiere von Werth, Staatspapiere sein — meinte Hopfensack.

Wohl möglich — sagte Schwarz, während der Magister sie entfaltete. — Hier ein versiegeltes Briefchen an Demoiselle Ernestine Baumbach — er gab es mit bedenklichem Blick seiner Tochter — hier ein offener Brief an den Materialhändler Theetute in der Residenz, dessen Inhalt wir doch einmal lesen wollen!

Kaum hatte er ihn aber durchgeflogen — es war die Antwort des Pastors Hopfensack wegen des Truthahns — so stand er wüthend von seinem Sitze auf, trat vor den zitternden Sünder, und rief mit donnernder Stimme, Kartusch und Käsebier waren heillose Spitzbuben, Gauner und Diebe — aber was sind Sie?

Gleichfalls, Amice! Gleichfalls! — stammelte der Zerknirschte.

Ja wohl gleichfalls ein Spitzbube, ein Dieb, der zum zweiten Mal unsern Hans stahl.

Was? — schrie die Magisterin, und ihre spitze knöcherne Hand postirte sich dicht vor seine Nase — was, auch diesmal waren Sie der Dieb, und wollen uns noch überdies unser Kind stehlen? — fort, packen sie sich zu Ihrer keuschen Susanne! — Komm, mein armes Kind! — sagte sie zu Ernestinen und wollte sie bei der Hand fassen — doch diese lag halb ohnmächtig auf dem Sopha, und Herr Schwarz hielt ihr cölnisches Wasser vor.

Alles kam in Aufruhr, während dessen Pastor Hopfensack das Weite suchte, und, Hans verfluchend, auf seinem getreuen Klepper seiner Susanne entgegen ritt, die am Ende doch noch aus ihrer Sparcasse den Schneider und das Tuch bezahlen mußte.

Doch die Ohnmacht, welche die Freude bewirkt, dauert gewöhnlich bei Bräuten nicht lange. Auch Ernestine erholte sich bald wieder, und Herr Schwarz löste den staunenden Eltern das Räthsel, während Tina mit ihrem Johannes auf dem Arme den Weg nach der Residenz zu mit klopfendem, sehnendem Herzen lustwandelte.

Sie erinnern sich wohl noch des Leutenants Hercules Walther, bester Herr Magister, und auch Sie, Frau Magisterin, der im vorigen Jahre vier Monate bei Ihnen im Quartier lag? Dieser hatte Tinchen schon in der Stadt kennen gelernt, und es später dahin zu ordnen gewußt, daß er heraus zu Ihnen ins Quartier kam. Hier wurde die Bekanntschaft fortgesetzt, welche ein wenig zu innig wurde — setzte er lächelnd hinzu — er wurde ihr treuer Hercules, sie seine schlanke Hebe, daher auch die Anspielung in meinem Sermon. Er mußte fort, sein Vater der reiche Hofbanquier, rief ihn nach geendigtem Kriege zu seinem Geschäfte zurück. — Sie mußten sich trennen, schwuren sich ewige Treue, und nach wenigen Wochen — wir sind alle nicht besser, — Mamachen — hatte er Bellberg und Tinchen vergessen. Da kam die Holde nach einiger Zeit wieder nach unserm Städtchen zur Tante, entdeckte sich hier unserer würdigen Matrone — erröthen Sie nicht, verehrte Frau, daß sie menschlich dachten und handelten — und ich, der ich von Walther alle Verhältnisse erfahren hatte, beobachtete sie genau, und meinen Augen entging der Zustand der Dinge nicht.

Ich reiste gleich zu meinem Freunde in die Residenz, theilte ihm meine Bemerkungen mit, und er, der wohl leichtsinnig, aber gewiß auch ein edler Mensch ist, faßte den Entschluß, welchen ihm die Pflicht gebot. Doch sein hektischer grämlicher Vater, obgleich dem Tode nahe, versagte ihm seine Einwilligung, und uns blieb kein anderes Mittel übrig, als heimliche Trauung.

Ich eilte zurück und fand zu meinem Schreck, Sie, beste Tante mit Ernestinen verreist, Niemand konnte mir bestimmt sagen, wohin. Alle unsere Nachforschungen waren fruchtlos, endlich kamen Sie zurück, ich

erfuhr, daß ein kleiner Johannes zu seinen Großältern gewandert sei, und da nun einmal der richtige Zeitpunkt versäumt war, und Walther's Vater mit jedem Tage dem Tode mehr entgegen eilte, so beschlossen wir, diesen erst abzuwarten, und diese Zwischenzeit zu benutzen, Ihre Tochter genauer kennen zu lernen, und mich, trotz meiner frühern Vorliebe für sie, ganz zu überzeugen, daß sie, meines Freundes werth sei. Sie hat alle Proben treulich bestanden, und der Himmel wird ihr gewiß die Freude und die Wonne an der Hand ihres Hercules geben, die unsere Hebe verdient. Der Vater ist vor einigen Tagen gestorben, und ich erwarte meinen Freund stündlich.

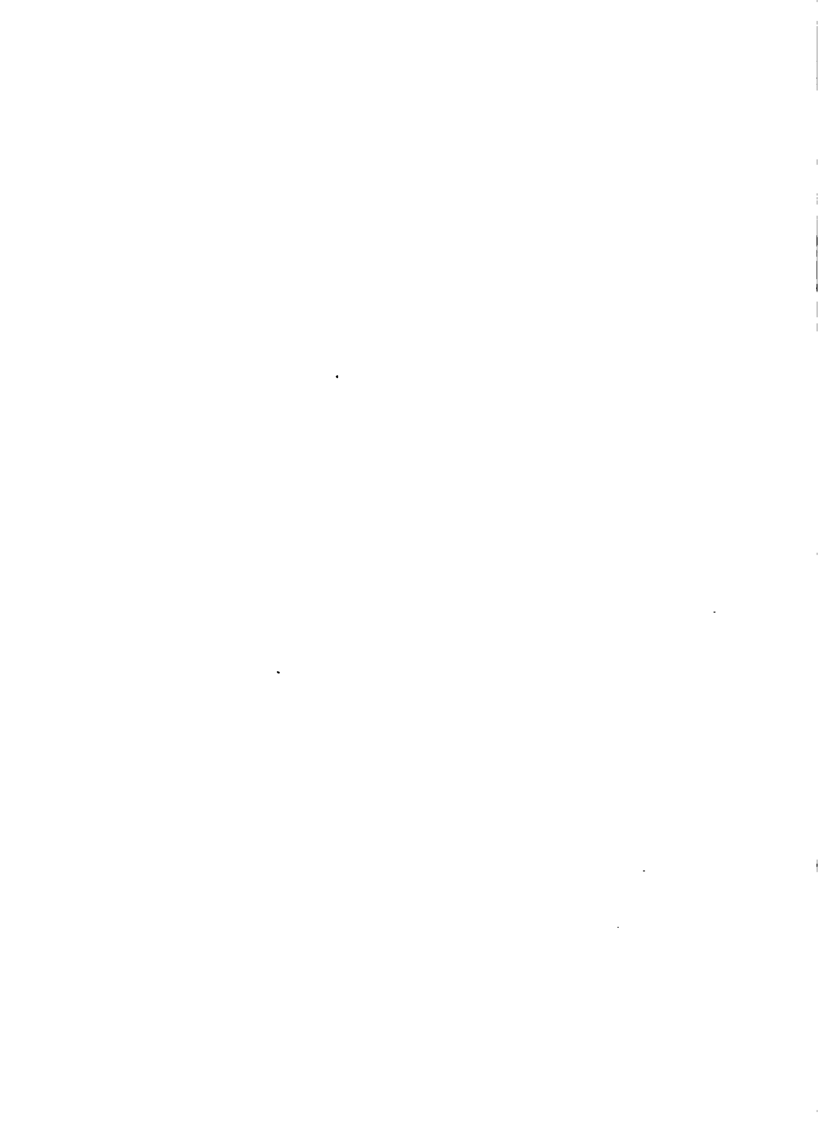
Aber, wie kam mein Hans hierher? — fiel ihm die überglückliche Mutter in die Rede.

Ja, den hätte ich bald ganz vergessen — sagte Herr Schwarz lachend. — Als ich beschloß, meine Residenz bei Ihnen aufzuschlagen, wollte ich doch erst das Terrain ein wenig recognosciren; bei dieser Gelegenheit ließ ich aus Uebermuth nnd jovialer Laune den guten Hans durch meinen Franz stehlen, und späterhin dem Pastor Hopfensack in den Stall setzen, wo dieser lustige Bursche die komische nächtliche Scene zwischen dem Schulmeister und Pastor herbeiführte. Auch war ich der Materialhändler Theetute aus der Residenz, der ihn zu dem Diebstahl verführte, und ihm falsche Louisd'ors für Hans schickte, und der Ihnen, beste Frau Magisterin, den Hans schön geschmückt, mit den nöthigen Documenten versehen, wieder zugestellt hat.

Eben rollte ein Wagen in den Pfarrhof, Hercules Walther, Hebe Linchen an dem einem Arm, traten ein — und mit zufriedenem Herzen sprach Vater Baumbach den Segen über die Glücklichen.

Walther ließ auf dem Pfarrhofe ein kleines niedliches Häuschen für Hans bauen, der nun, gesegnet von Magisters, verflucht vom Pastor Hopfensack, das Gnadenbrot erhält, bis ihn ein sanfter Tod in das freundliche Paradies der Truthühner einführt.

Die Schlacht von Jarnac.



In dem Walde, welcher nördlich von Angouleme liegt, zu damaliger Zeit noch viel bedeutender als in der unsrigen, war schon am frühen Morgen ein wildes Treiben. Unter dem dichten Laubdache der ehrwürdigen Buchen, wo sonst der Hirsch stolz und ruhig einherschritt, tönte heute das Horn, nnd von allen Seiten hallte durch Berg und Thal der Jagdruf wieder. Jäger und Kriegsleute, Zigeuner und Wild stürzten in buntem Getümmel durch das Dickig, überall sah man Jagende, überall Verfolgte. Wer die Menge Kriegsleute mit dem Panzerhembe unter dem Jagdanzuge den Hirsch verfolgen sah, wer die Fußknechte und Reisigen erblickte, welche sich in der Stille auf Abwegen dem Jagdgetöse entzogen, und die Zigeuner bemerkt hätte, die Alt und Jung, Mann und Weib, theils über die Klippen sprangen und durch den Waldbach setzten, theils ihre Habe auf dem Rücken, nur leise das Zeichen mit ihrer Pfeife gaben und sich davon schlichen, der mußte ungewiß bleiben, ob hier heute Menschen oder Wild gejagt würde.

Habt Ihr alle unsere Habe in der Höhle am Wasserfalle wohl verwahrt, Mutter Jeannette? fragte jetzt ein riesenhafter Mann, einen kurzen Mantel von Katzenfellen über seinen rothen wollenen werfend. Muß wahrlich der wilde Jäger heute schon am hellen Tage aus seinem Banne losgelassen sein, solch tolles Treiben ist im Walde. Seht nur, Mutter, wie die Hirsche durch das Dickig stürzen und der wilde Eber an uns vorbei rauscht; hört nur, von allen Seiten der wilde Ruf und das Schmettern der Hörner; man weiß nicht mehr, wohin man sich flüchten soll.

Nur immer abwärts von Belon; sagte die Zigeunermutter. Mir scheint dies am klügsten.

Wohin sich nur der Alte mit seinen Knechten gezogen haben mag? unterbrach sie der riesenhafte Mann besorglich.

Ich habe ihm die Weisung gegeben, sich hierher zu ziehen, immer dem Sonnenaufgange zu. — Aber der junge Herr mit seinen Spießgesellen?

Wird wohl das Weite gesucht haben! meinte der Mann im Katzenfelle. Die Alte lächelte.

Kennst ihn schlecht, Junge, der bleibt dem Tiger auf der Spur, der verläßt die Fährte nicht.

Während sie noch plauderten, kam ein junges Mädchen die Felsen herabgesprungen Ihr Ansehen war wild, die Flechten hatten sich aufgelöst, das schwarze Haar flatterte wie Rabenschwingen in der Morgenluft, der kurze Mantel, den sie um sich geworfen, hing zerrissen über der rechten Schulter, während ihre Linke entblößt den schönsten Arm sehen ließ. Das kurze Röckchen flatterte im Winde; man meinte, sah man sie von Fels zu Fels in das Thal herabspringen, sie sei eine Bacchantin, den Eichenkranz in ihrer Hand hätte man leicht für einen Kranz von Weinreben, den großen Stecken mit den darauf eingegrabenen hieroglyphischen Figuren, für den Thyrsusstab halten können.

Eile nicht so, Kind! rief ihr die Alte entgegen, nimm Dich in Acht, Leonore. Du mein Gott, welche Angst, welche Eile als ob der wilde Jäger hinter Dir wäre.

Mit der Hand nach der Höhe zeigend, von welcher sie eben herabgekommen, sprang sie wie ein flüchtiges Reh von Felsstück zu Felsstück über den Waldbach. Sie kommen! schrie sie. Einer hat mich verfolgt — ein Jüngling auf einem weißen Rosse — durch's Dickig — immer hinter mir drein. — Mein Netz hab ich verloren — meine Sandalen!

Geh in die Höhle, Leonore! bat die Alte.

Wo ist er? rief das Mädchen.

Ich weiß nicht! erwiderte die Mutter.

Das wißt Ihr nicht? rief sie heftig.

Geh' nur in die Höhle! wiederholte die Alte. Ich höre Pferdegetrappel, geschwind, mein Kind.

Das Mädchen blickte auf, sah das weiße Roß ihres Verfolgers durch das junge Buchenlaub schimmern und sprang davon.

Geh' auch Du, Nikola! befahl die Alte, ausweichen können wir nicht mehr; bleib am Eingang, daß Du zu meiner Hülfe bereit bist.

Nikola gehorchte; einige hundert Schritte von der durch wildes Rosengebüsch verborgenen Höhle, hüllte sie sich in den Mantel und setzte sich, ihre Gestalt so sehr als möglich krümmend, auf einen abgehauenen Baumstamm.

Das Auge gesenkt, jedoch immer heimlich nach der Seite blickend, von welcher der Reiter kommen mußte, sammelte sie Muth, jeder Begebenheit keck entgegentreten zu können, als der Reiter, der eine Furth durch den reißenden, angeschwollenen Bach gefunden hatte, auf sie zugesprengt kam.

Alte, rief er ihr entgegen, und schrack zusammen, als ihn aus dem gelbbraunen Gesichte der Zigeunerin die blitzenden Augen scharf ansahen. Hast Du nicht ein flüchtiges Mädchen gesehen? Die schwarzen Locken flatterten im Winde, sie floh wie eine Gemse über die Klippen.

O ja, Herr? dort den Felsen hinauf ist sie geklettert; mein Rufen, mein Bitten konnten das Mädchen nicht zurückhalten.

Sie ist von den Euren? fragte der Jüngling.

Gott bewahre! antwortete die Alte schnell. Wie käme eine so schmucke Dirne zu uns?! — Doch, Herr, schenkt einer armen alten Frau eine Gabe, so klein sie auch ist, sei sie mir willkommen; ich will Euch auch dafür aus Eurer Hand die Zukunft verkünden.

Führt kein Fußsteig da hinauf? fragte der Reiter, ohne auf ihre Rede zu achten.

Keiner, junger Herr! Fels an Fels, immer Thal und Höhe. Euer munteres Roß könnte so wenig mit seinen flüchtigen Beinen da hinauf, als ich mit meinen gelähmten Gliedern. Laßt das weiße Roß einen Augenblick verschnaufen, und gebt mir eine Kupfermünze, daß ich Euch wahrsagen kann, denn nur Geld öffnet mir das Auge und zieht den Schleier hinweg.

Der Reiter sah noch forschend umher. Die Alte hatte Recht; da hinauf führte kein Weg, und ohne Flügel war es keinem Rosse möglich, die Klippen zu erklimmen. Er stieg ab, nahm seinen schnaubenden Hengst, der sich gar wild anstellte und zu brausen begann, an den Zügel, als die Alte auf ihn zutrat.

Die Zigeunerin betrachtete nun ihren unwillkommenen Gesellschafter genauer. Es war ein Jüngling höchstens siebzehn Jahr alt; lockig braunes Haar wogte über Stirn und Nacken; ein kleines grünes Hütchen, mit drei in die Höhe stehenden Pfauenfedern geschmückt, schützte nicht vor der brennenden Sonne, gab aber wohl dem Ganzen ein keckes Ansehen; ein feuriges Auge, das noch jetzt begehrend umherschaute, eine gebogene Nase, und ein Mund, der freundlich lächelte, drückten dem Gesichte, wenn auch nicht ein edles, doch ein anmuthiges Gepräge auf. Die Gestalt war hoch, schlank und kräftig; der grüne bis oben hinauf zugeknöpfte enge Rock, der sorgfältig gelegte Kragen und ein sehr kurzer Mantel, mehr zur Zierde, als zum Nutzen, ließen die ganze jugendliche Gestalt sehen, zu welcher die großen Stiefeln mit den kolossalen Sporen einen wunderlichen Contrast bildeten.

Die Alte sah mit Vergnügen auf den hübschen jungen Mann, der ungeduldig zu werden begann und ihr seine Hand mit den Worten entgegenstreckte: Nun, Alte, wirst Du beginnen?

Erst eine Gabe! erwiderte diese.

Ich habe kein Geld! sagte er. Trage keinen Seckel bei mir wie die Handelsleute. Thu' es umsonst und öffne Deine Katzenaugen, ohne daß Dir das Metall leuchtet.

Könnt' ich, gern, lieber junger Herr! antwortete ihm die Alte. Gebt mir nur etwas, ist es auch nur eine Kleinigkeit. Ich möchte so gern in Eurer Hand lesen, denn in Euren Augen steht viel, gar viel geschrieben.

Und was? fragte der Reiter gespannt.

Glück, großes Glück! erwiderte die Listige.

Da nimm! sagte der Jüngling nach einigem Sinnen und warf ihr

seinen Handschuh lächelnd in den Schooß. Komm morgen früh nach Blanzac, frage den Wächter am Thore nach dem Herrn des Handschuhes, und er wird Dich zu mir bringen, damit ich ihn einlösen kann.

Die Alte besah den Handschuh, der von dem feinsten Leder einer Gemse zierlich gearbeitet war; er duftete von den köstlichsten Gerüchen. Sie betrachtete hierauf den jungen Mann genauer, sah ihm noch einmal forschend in's Auge und ergriff dann seine Hand. Nachdem sie diese eine Zeitlang beschauet, hob sie den Blick. Wer bist Du, fragte sie erstaunt.

Lies es aus meiner Hand! erwiderte der Jüngling.

Da stehen sonderbare Dinge. Ein Adler, die Krone auf dem Haupte, drei Lilien, zwei Kronen — und Blut.

Zwei Kronen!? rief der Jüngling.

Zwei, und doch keine! — sagte die Alte zurückschaudernd.

Und doch keine? unterbrach sie der Reiter. Alte! rief er plötzlich, komm' mit mir, ich löse meinen Handschuh aus und will Dich für Deine Mühe reichlich belohnen.

Ich kann nicht folgen! erwiderte die Alte. Doch morgen, sagte sie lächelnd, treffe ich Euch ja in Blanzac.

Jetzt, jetzt! rief der Jüngling ungeduldig. Sträube Dich nicht, und wage nicht, mir zu widerstreben. Stoße ich in mein Horn, so nahen die Meinen, und dann —

Still! unterbrach ihn die Alte, leiser redend. Still, junger Herr; ich möchte Euch nicht verderben, denn stoße ich in diese Pfeife, so schwirrt der Bolzen durch die Luft und Ihr seid des Todes. Ich bin nicht allein, ich habe Gesellschaft! raunte sie ihm zu.

Der Jüngling blickte rasch um sich. Ungewiß, ob er die Drohung der Alten glauben, ob er sie verspotten solle, warf er den Zügel über seines Rosses Hals, und im Begriffe, sich hinauf zu schwingen, sah er aus dem Gebüsche eine gewappnete Gestalt treten, die mit langsamem, aber festem Schritte auf ihn zu kam.

Der Mann war von hohem Wuchse, eine Pickelhaube deckte sein vom Alter noch nicht gebeugtes Haupt. Sein Gesicht war regelmäßig und schön, ein kurzer Bart, weiß wie Schnee, gab ihm ein ehrwürdiges Ansehen; sein wildrollendes Auge aber, und der aus demselben leuchtende finstere Ernst, das Ansehen eines zürnenden Geistes, wenn nicht der Panzer und das kurze breite Schwert, das am goldgestickten Gürtel herabhing, das Irdische zu deutlich bezeichnet hätten.

Laßt daß Weib ziehen! rief er im befehlenden Tone dem Jünglinge zu, rührt sie nicht an. — Als er jedoch näher kam, den jungen Mann genauer betrachtete, stutzte er und sagte ernst: Eilt von dannen, Herr, hier sei Eures Bleibens nicht länger, eilt! Seine Hand wies über den Bach hinüber, wo nur noch von ferne der Jagdruf sich vernehmen ließ. Doch der Jüngling blieb. Auch er sah den Alten starr an, und es schien, als ob wohlbe-

kannte Züge Erinnerungen erweckten. Eilt, ist euch das Leben lieb! rief dieser. Da warf sich der Jüngling schnell auf sein Roß. Sehen wir uns wieder, fuhr der Alte fort, so gedenkt dieser Stunde. Nur eilt, ehe es zu spät wird.

Ich kenne Euch und werde Euer gedenken! rief dieser höhnisch lachend, spornte sein Roß und jagte davon.

Gedenke meiner im Guten, sagte der Alte vor sich hin, wenn Dein ehrsüchtiges Herz es vermag. Nun aber, Mutter Jeannette, weg von hier, denn bald kehrt dieser Jüngling mit den Seinen zurück und wir wären verloren. Der Wald wimmelt heute von Kriegsvolk; sie haben eine Menschenjagd angestellt, den Sauen und Hirschen gilt es diesmal nicht. Deshalb verrammelt Eure Höhle und folgt mir an einen sichern Ort, wo wir das Gewitter vorüber lassen können — kommt!

Wohl zwanzig bewaffnete Fußknechte hatten sich, während Jeannette noch immer dem jungen Reiter verwundert nachsah, um den Alten versammelt, auch war der Zigeuner mit Leonoren, die ihren Anzug wieder züchtig geordnet hatte, aus der Höhle zu ihnen getreten und der alte Kriegsmann wiederholte seine Warnung, welcher er den Befehl an seine Reißigen beifügte, bei der Vermachung der Höhle hülfreiche Hand zu leisten. Der gellende Ton der Pfeife rief jetzt mehrere Zigeuner herbei, und mit ängstlicher Geschäftigkeit war die Höhle, welche ihre Habseligkeiten aufgenommen, bald jedem Auge verborgen.

Der Alte zog nun mit seinen Begleitern immer tiefer in den Wald. Die Jagd war ihnen noch zur Seite, jedoch in solcher Entfernung, daß sie nicht zu fürchten hatten, ihr zu begegnen. Der Alte schritt dem Zuge voran, neben ihm das Mädchen, das seine Hand gefaßt hatte, dieser folgte die Alte und dicht geschlossen die Fußknechte; aufgelöst schwärmten die Zigeuner rechts und links neben dem Zuge.

Jetzt schien der Jagdlärm wieder näher zu kommen. Er hat die Fährte gut gemerkt, der Listige! sagte der alte Kriegsmann, und folgt noch immer Deiner Spur, Leonore! Hätte er Dich erfaßt, war es um Dich geschehen.

Dann wehe ihm! rief das Mädchen wild und riß ihre Hand ungestüm aus der seinen. Furchtbar wäre meine Rache gewesen! Der Alte lächelte. Herr, sagte das Mädchen ernst, Ihr glaubt wohl, weil meine Hand schwach ist, habe sie keine Kraft? Wenn der Geist nur will, reißt er den Körper mit sich empor, und die zitternde Hand eines Mädchens vermag dann so viel zu vollbringen, als die Faust des Ritters!

Unglückliche! seufzte der Alte. Du rufst mir ihr Bild zurück!

Das Bild Marianens! rief Leonore freudig. Ja, Basil, den kühnen Todessprung hätte auch ich gewagt und wäre zu seinen Füßen gestorben!

Ohne dem Mädchen zu antworten, schritt der Alte vorwärts; sie hatte

seine Hand wieder gefaßt, und schweigend stiegen sie jetzt einen steilen Felsen hinab. Schon war es Mittag, die Sonne brannte heiß und die Luft war schwül. Die Reißigen waren ermüdet, Basil, der Anstrengung ungewohnt und ermattet, beschloß, in diesem Felsthale zu rasten, wo die hohen Buchen, welche es umgaben, der Quell der aus den Steinritzen sprudelte, das hohe schwankende Gras, welches wie ein Teppich den Quell umzog, zur Ruhe einluden.

Basil setzte sich, den Rücken an einen Baum gelehnt, neben ihn Leonore; die Alte sprach mit dem riesenhaften Zigeuner, der die nöthigen Posten zu ihrer Sicherheit ausgestellt hatte. Die Reißigen lagerten sich am Quell, und die Zigeuner am Abhange, in deren Mitte das Mittagmahl zu bereiten, schnell ein knisterndes Feuer prasselte.

Leonore nahm dem Diener Basil's den Schlauch mit Wein ab, reinigte am Quell den silbernen Becher, und brachte dem Greise den erquickenden Trunk. Er stärke Euch zu Eurem Unternehmen, Herr! sagte sie freundlich.

Das ist vorbei! murmelte Basil vor sich hin.

Ich glaube auch, Herr! sagte die hinzugetretene Alte. Die Jagd räumte den Wald auf, der Tiger ist aus seiner Höhle.

Und wißt Ihr, wer sie geöffnet? fragte Basil, Heinrich von Anjou!

Heinrich von Anjou? wiederholte die Alte erstaunt. Er war der Jüngling, der meine Leonore verfolgte?

Ihr habt dem Herzoge von Anjou wahrgesagt, unterbrach sie Basil.

Dann thut es mir leid, Nikola, daß der Bolzen Deiner Armbrust nicht das stolze Herz des Knaben traf; er ist Montesquiou's Beschützer, Condé's bitterster Feind!

Dann wären wir verloren gewesen, sagte Basil, und es hätte der guten Sache wenig genützt. Er mußte leben, um Frankreich zu verderben. Er wird dieses Landes Geißel sein, das weiße Feldzeichen der Bourbons wird er über die königliche Krone erheben. Aber, Leonore, warum senkst Du sinnend Dein Haupt? Trink aus meinem Becher, Du bedarfst der Stärkung!

Und wäre ich nicht geflohen, hätte ich ihn erwartet, sagte das Mädchen sinnend und leise vor sich hin, er hätte mich umfaßt, ich ihn an meine Brust, das Messer in sein Herz gedrückt. Ha! rief sie, sprang auf und schüttelte wild ihre Locken, dann war Montesquiou in unsern Händen, Rohan! — sie legte ihre Hand auf's Herz und ging, das Haupt gesenkt, in den Busch. Jeannette winkte Nikola, der ihr folgte.

Kein freundliches Gestirn strahlte bei ihrer Geburt, sagte Basil, ihr nachblickend. Seid auf das Schrecklichste gefaßt, Jeannette! Diese schüttelte ihr sorgenschweres Haupt und sah gen Himmel.

Als das Mädchen wiederkehrte, hatte sie ihren Eichenkranz in die Locken gewunden, das Haar sorgsam geflochten und ihr Auge ruhte auf

einer Epheuranke, welche sie langsam Blatt vor Blatt zerpflückte. Basil war unter dem Baume entschlummert, Leonore schlich sich leise zu ihm, setzte sich an seine Seite, betrachtete aufmerksam den Greis, wehrte den Mücken, die ihn umschwärmten, und flocht dabei die Epheuranke zum Kranze. Ueber das Antlitz Basil's hatte die Ruhe ihre erquickenden Flügel gebreitet, er schlief sanft, da nahm Leonore den Epheu und bekränzte mit zarter Hand den weißen Scheitel des Schlafenden. Er schlummerte fort. Mit Rührung betrachtete ihn das Mädchen und schien nur Augen für ihn zu haben. Da schwirrte die Sehne einer Armbrust.

Der traf! rief Nikola.

Eine Pfeife ertönte, die Zigeuner sprangen auf, die Reißigen griffen zu den Waffen, Basil erwachte.

Nikola eilte nach dem Orte wo die Pfeife sich hatte hören lassen, kehrte jedoch bald wieder zurück und fand die Reißigen und die Zigeuner zur Vertheidigung in Bereitschaft.

Dacht ich's doch! rief Nikola, ein Schreiben in der Hand haltend, dacht ich's doch, daß der Bolzen saß; durch das linke Auge war er gegangen, und der arme Teufel zuckte nicht mehr. Wie er sich auch nur hierher verirrt haben mag?

Gebt mir das Schreiben; befahl Basil, Nikola reichte es ihm. Er erbrach es. Von Heinrich von Anjou! rief er und las es still für sich. Gut, daß der Bolzen traf, — hob er an, nachdem er es beendet. Dies Schreiben giebt uns wichtige Kunde, hört! Nikola und Jeannette traten mit ihm auf die Seite, er las:

René de Villiquier.

Montesquiou ist frei, Rohan schwärmt mit seinen Zigeunern im Walde und wird sich sicher auf das feste Schloß Rougemont zurückziehen. — Brich sogleich mit Allem, was Du an Reißigen in der Umgegend hast, auf, verlege ihm den Weg dahin mit den Gensd'armen und schicke die Fußknechte unter Luce zur Jagd in den Wald. Laß mir lieber die Hugenotten entwischen als die Zigeuner. Fängst Du die Bande ein, so vergiß nicht, daß ein wildes, schwarzbraunes Mädchen unter ihnen für mich ist. Sei, wie immer, auch hier mein treuer Spürhund.

Heinrich.

Fort jetzt! rief Basil, daß wir Rohan finden und in Rougemont eintreffen, bevor ein zweiter Bote René Villiquier einen neuen Befehl bringt.

Auf! fort! rief Leonore: die bisher regungslos an einem Baume gestanden hatte.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Je näher sie dem zur allgemeinen Versammlung bestimmten Orte kamen, desto mehr verstärkte er sich, und noch vor Abend trafen sie Rohan mit seinen Reißigen auf einer Höhe gelagert.

Sobald sie dort anlangten, entfernte sich Leonore und zog sich zu den

Zigeunern zurück; nur ihre Blicke ruhten auf Heinrich Rohan, der sich emsig mit Basil besprach. Es begann schon zu dämmern; vor Nachts konnte man jedoch noch bis Rougemont gelangen, und die Reiter erhielten den Befehl, aufzubrechen. Nikola, welchem Basil den Vorschlag that, mit ihm zu ziehen und das herannahende Ungewitter auf dem Schlosse abzuwarten, dankte.

Wir sind Kinder der Freiheit, — sagte er, und nicht geeignet, uns hinter Wall und Mauern zu verschanzen; wollen schon im Walde uns herumtreiben, ohne daß die Reißigen oder die Jäger uns spüren sollen. Wollen nach Belon hinziehen, denn da sucht man uns am wenigsten, und dort glaube ich jetzt schon Alles leer; die alte Mutter aber und Leonore, meine Tochter, mögt Ihr nur in Rougemont aufnehmen.

Basil sowohl als Rohan fanden diesen Vorschlag verständig und waren es gern zufrieden. Der Greis vertheilte Geld unter die Bande, welche bis auf Wenige, sich hier zusammengefunden hatte, und verpflichtete sie ferner seinem Dienste.

Habt Ihr doch Geiseln, sagte Nikola lächelnd, winkte dem Mädchen und trat mit ihm zur Seite. Leonore, mein Kind! begann er. Du bist zwar nur die Tochter eines Zigeuners, nur die Enkelin jener Alten, dennoch aber überlasse ich Dich Dir selbst; Du ziehest mit dem Chevalier nach Rougemont. Das Mädchen zitterte bei diesen Worten. Hüte dein Herz vor thöriger Neigung. Das Andenken an Marianen ist ihm zu heilig, und wäre das auch nicht, wohin sollte Dich Deine unglückliche Liebe führen?

Leonore sah finster vor sich hin.

Du weißt, Nikola ist hart.

Das Mädchen lächelte bitter.

Auch über seine Tochter würde er ein so strenges Gericht halten, wie über sein Weib!

Des Mädchens Blick traf wild die Riesengestalt des Vaters. Ich weiß es, weiß es, Vater! rief sie finster. Doch werdet Ihr nicht halb so streng' gegen mich sein, als ich selbst; sorgt nicht für mich! Fließt auch der Mutter heißes Blut durch meine Adern, hab ich doch auch ein Erbtheil von Euch. Ihre Hand machte eine Bewegung und faßte nach dem Dolche. Zieht ohne Sorge.

Leb' wohl! sagte Nikola nicht ohne Rührung.

Leb' wohl, Vater! erwidert das Mädchen kalt.

So kalt trennen wir uns? fragte er empfindlich.

Wenn ich lebhaft etwas ergriff und mir es zu eigen machte, wie oft habt Ihr mir da verweisend gesagt, in mir rinne der Mutter heißes Blut. Darum weiß ich es zu zähmen, und in Eurer Gegenwart fließt es kalt. Lebt wohl Vater. Sie ging zu Jeannetten, die schmeichelnd ihr liebkos'te.

Gnädiger Herr! sprach jetzt Nikola, sich zu Rohan wendend. Ich übergebe Euch unsere Mutter, versorgt sie gut; ich übergebe Euch meine

Tochter, schützt sie gegen Jedermann, ich fordere Beide von Euch zurück. Nun lebt wohl, und flattert von Rougemonts Thurme ein rothes Fähnlein, so weiß ich, daß Ihr mich sprechen wollt; flattern deren zwei, dann habt Ihr unsere Hülfe nöthig; in beiden Fällen wird Nikola bei der Hand sein. Seht Ihr aber die alte Eiche brennen, die an der Steingrube allein auf der Klippe steht, dann schickt uns, wenn Ihr es vermögt, Hülfe in den Wald, dann sind wir bedrängt; seht Ihr aber nur ein buntes Tuch daran flattern, dann habe ich Euch Neues zu berichten, und bitte um Einlaß. Er verbeugte sich ehrfurchtvoll, dankte Basil für sein Geschenk, drückte der alten Jeannette recht herzlich die Hand, und, ohne seine Tochter zu grüßen, zog er mit seinem Haufen gen Norden, während Rohan mit den Seinen weiter nach Westen zog.

Auch bei diesem Zuge blieb Leonore von Rohan entfernt, und als es zu dämmern begann, schloß sie sich dicht an die Mutter und wich nicht von ihrer Seite.

In Rohan's Gefolge befanden sich mehrere seiner Freunde, Hugenottische Edelleute, welche sich zu ihm gesellt hatten, um bei diesem Zuge ihm beizustehen. Sie alle kannten Leonoren, achteten ihr Benehmen und nannten sie nur die schöne Wilde (la belle sauvage). Still und bescheiden schien sie in ihrer Nähe nicht im mindesten verlegen, war zu allen kleinen weiblichen Diensten bereit und sorgte für die Bedürfnisse eines Jeden; nahete sich jedoch einer unter ihnen mit unziemlichen Worten oder Geberden, so gerieth sie schnell in Zorn, den sie ohne Mäßigung laut hervorbrechen ließ. Rohan schien ihr gewogen zu sein. An jenem unglücklichen Tage, an welchem sich Mariane vom Balkon herabstürzte, hatte er sie an dem Sarge der Zerschmetterten zum ersten Male gesehen, wo sie, die Unglückliche mit Blumen schmückend, die kalte Hand der Todten an ihre Lippen preßte. Sie schien damals den tiefen Schmerz des Ritters mit zu fühlen. Was ihn aufheitern konnte, das trieb sie; oft die Thräne im Auge, tanzte sie vor ihm die Tänze der Spanier, oder begann ein lustiges Lied zu ihrer Zither zu singen, wenn er des Abends, in trübe Rückerinnerungen versunken, unter dem Kastanienbaume lag und Marianens gedachte; dann aber bemeisterte sich ihrer immer der Schmerz, leiser tönten die Saiten der Zither und ein trauriges Lied entquoll unwillkührlich ihrer Brust.

Während der ganzen Zeit, in welcher Rohan mit seinen Freunden, und Basil mit der von ihm geworbenen Hugenottenschaar und den Zigeunern vor Bellon gelagert waren, hatte sie täglich den Ritter gesehen. Der alte Basil liebte das sonderbare Wesen, in welchem die Natur alle widerstreitenden Empfindungen vereint zu haben schien. Das wildrollende Blut, das sie bei der geringsten Anregung bis zur Heftigkeit trieb, floß oft so ruhig, und die Heftigkeit machte dann der zarten jungfräulichen Bescheidenheit Platz. Der Stolz, welcher bei der leisesten rauhen Berührung des aufgeregten Innern wie ein Blitzstrahl aus unbewölktem Himmel sich

entzündete, verschmolz so leicht in Demuth, kam man zutrauenvoll, liebreich ihr entgegen. Es waren zwei Naturen in dem Mädchen, die selbst in in ihrem Körperlichen sich zeigten. Zart von Gliedern, hatte sie mehr als weibliche Kraft, keine Mühseligkeit, keine Arbeit ermüdete sie, und wenn es schien, sie unterliege der Anstrengung, trat ihre Kraft doppelt hervor. Bleich war ihre Wange, und doch rollte ihr Blut so rasch, so wild durch die Adern, feurig war ihr Auge, fast glühend ihr Blick, und doch oft so sanft, so wehmuthvoll. Sie war erst seit Kurzem bei ihrem Vater; eine ehrwürdige Dame jenseit der Pyrenäen hatte sie in ihrem siebenten Jahre zu sich genommen, und ihre Mutter, das herumziehende Leben verabscheuend, hatte sie ihr gern überlassen und Gott gedankt, sie von der wilden Bande entfernen zu können.

Ihre Pflegemutter war eins von jenen weiblichen Gemüthern gewesen, die, so lange die Jugend blüht, ewig mit ihrem Herzen im Streite sind, im reiferen Alter aber zwar die Leidenschaft durch Vernunft zu mäßigen wissen, jedoch immer noch die Ideale aus ihrer Jugend zu ihrer Qual mit sich hinüber genommen haben. In dem lebhaften, rasch auffassenden Geiste Leonorens, in der glühenden Einbildekraft des Mädchens, erkannte sie sich wieder; sie liebte sie zärtlich, ließ ihr Ungestüm frei walten, gab ihrer sanften Schwärmerei willig Nahrung, und nie würde sie die Rückkehr des Mädchens zu ihrem Vater erlaubt haben, hätte der Tod sie nicht plötzlich überrascht.

In dem halben Jahre, welches Leonore wieder bei ihrem Vater und der Bande zugebracht, hatte anfangs nur der Großmutter freundlich liebreiche Behandlung die Thränen des Mädchens trocken können, bald jedoch gewöhnte sie sich an das herumziehende Leben. Die freie Natur, die Ungebundenheit, die reizenden Gegenden, welche sie durchstrichen, so mancher herrliche Abend, den sie im Walde oder am plätschernden Quell zubringen konnte, gaben ihrer Schwärmerei Nahrung, und seit sie Rohan gesehen, seit sie am Sarge Marianens geknieet, kannte sie nur e i n e n Wunsch, einten sich alle Gedanken nur in dem einen: für ihn zu sterben, zu sterben wie Mariane!

Der ernste, bescheidene Rohan sah die auflodernde Leidenschaft des Mädchens, und sie jammerte ihn. Sein Herz hatte zu sehr an Marianen gehangen, als daß es einer andern Neigung sich hätte hingeben können, zu theuer war ihm noch die Todte, um mit Augen der Liebe Leonoren's Schönheit betrachten zu können. Aber werth war sie ihm; wer könnte auch eine Neigung zurückweisen, die so bescheiden sich verschloß, wer dem Mädchen zürnen, welches, das glühende Auge auf ihn gerichtet, es schnell senkte, wenn das seine es traf, das mit Sehnsucht die Thürme Rougemonts erblickte, unter denen sie mit ihm wohnen sollte, und das dennoch bei diesem Gedanken im Stillen zitternd erröthete. Wie die Rose nur in dem Glanze des Lichtes sich entfalten kann, jedoch, wenn die Strahlen der Sonne sie

treffen, den Kelch verschließend ihr Haupt senkt, so auch Leonore in Rohan's Nähe; sie senkte den Blick, wenn die Strahlen seiner Augen sie trafen.

Mit klopfendem Herzen zog sie in Rougemont ein, und warf sich weinend an der Großmutter Brust, als Beide allein in ihrer Kammer waren.

Möge Dich Gott vor Dir selbst bewahren! warnte die Alte, sie liebkosend. Doch fasse Muth, die Lineamente Deiner Hand zeigen mir Gutes; wo sie sich einen, steht die Erfüllung Deines Wunsches, darum zage nicht.

Bei diesen Worten blickte das Mädchen freudig auf, drückte noch einmal die Alte stürmisch an ihr Herz, dann nahm sie demuthvoll ihre Hand, küßte sie und blieb bis zur Zeit der Ruhe in Gedanken versunken.

Der zu Chartres zwischen dem Könige und den Hugenotten geschlossene Friede hatte die Gemüther wenig genähert. Der Prinz von Condé, die Chatillons und die anderen Häupter der Calvinisten waren vom Hofe entfernt geblieben, für Jeden ein Zeichen, daß sie selbst die Versöhnung nicht für wahr und dauerhaft hielten. Der Prinz hatte Rochefoucault an den König und die Königin Mutter geschickt, um die Auslieferung Montesquiou's zu verlangen; man versprach Alles und hielt nichts. Montluc erhielt Befehl, die dem Malthesser überlassene Mannschaft zurückzufordern; Montesquiou entließ sie am Morgen mit vielem Gepränge, und am Abende zogen sie wieder in der Stille in sein Bergschloß ein. Der Malthesser wurde vorgefordert, am Hofe zu erscheinen; er gab vor, krank darnieder zu liegen, versprach zwar, nach seiner Genesung sich zu stellen, kam aber nicht. Der Herzog von Anjou, der ihn zum Hauptmann seiner Leibwache ernannt hatte, fand, um den Prinzen Condé zu kränken, ein doppeltes Vergnügen darin, Montesquiou seine Gunst öffentlich zu zeigen, und Catharine von Medicis war gegen ihren Liebling zu nachgebend, als daß sie den König nicht vermocht hätte, im Betreff des Malthesers Alles seinem Bruder zu überlassen.

Condé, der die Sache mit Montesquiou nicht als Sache des Staates, sondern als seine eigene betrachtete, hatte nach dem unglücklichen Tode Marianens gern Heinrich Rohan erlaubt, seine Freunde um sich zu versammeln und mit ihnen die Burg von neuem einzuschließen, und Basil fand unter dem entlassenen Fußvolke der Hugenotten Mannschaft genug, die er mit seinen gesammelten Schätzen zu gleichem Zwecke anwerben und unterhalten konnte. Auch Nikola und seine Zigeuner nahm er auf Jeannettens Bitten in Sold, da sie Weg und Steg dieser Gegend genau kannten und besonders geeignet waren, die heimliche Flucht des Malthesers zu hintertreiben. Marianens Tod zu rächen, hatte Basil geschworen, Rohan ein gleiches

Gelübde gethan und Jeannette, obgleich die unglückliche Jungfrau sie weniger anging, schloß mit ihrem von Rache erfüllten Herzen sich freudig an die Beiden an.

Condé, von höheren Beweggründen abgehalten, konnte und wollte nicht persönlich bei diesem Unternehmen wirken. Er lebte auf dem Schlosse Noyers, welches seine Gemahlin in der Bourgogne besaß, still und eingezogen, und wie es schien, sich gar nicht um die Staatshändel bekümmernd. Bei den grausamen Begebenheiten in Frejus, Amiens und Auxerre, wo Tausende seiner Glaubensbrüder gemordet wurden, that er nichts, als daß er Teligny und Jacqueline von Rohan, die Mutter seiner Gemahlin, zur Königin Catharina mit der Bitte sandte, die Edicte und den Frieden aufrecht zu erhalten und der Metzelei Einhalt zu thun. Er selbst befahl, dem Frieden von Chartres gemäß, den Calvinisten, die festen Plätze Sancerre, Montauban, la Rochelle und mehrere andere dem Könige zu überliefern; dieß aber wohl nur zum Schein, auch wurde seinen Befehlen nicht gehorcht. So verstrichen die Monate April und Mai, der Monat Juni nahete, und schon warb d'Andelot, der in der Bretagne sich aufhielt, wieder neue Truppen. Catharina von Medicis, welche seit der Zusammenkunft in Bayonne ganz auf die Seite der Guisen getreten war, ließ gleichfalls unter der Hand werben, und Jeder konnte nun wohl voraussehen, daß noch in diesem Jahre die Feindseligkeiten wieder beginnen würden.

Heinrich von Anjou glaubte nun auch die Maske ganz abwerfen und seinen Stallmeister nicht länger auf Belon eingeschlossen lassen zu dürfen. Die Königin Mutter widersetzte sich zwar allen gewaltsamen Mitteln, da es ihr noch nicht Zeit schien, öffentlich loszubrechen, billigte jedoch die Ausführung des Planes, den der Herzog entworfen hatte. Er stellte nemlich in dem Walde, der an Belon gränzte und sich fast bis nach Angouleme zog, eine große Jagd an. Villiquier, welcher von Montluc Verstärkung nach Bordeaux führen sollte, mußte mit den Truppen zu Blanzac anhalten, um Angouleme, das im Besitze der Hugenotten war, zu beobachten. Er selbst, von zwei Companieen Gensd'armen und Arquebusirern und von seinem Jagdgefolge begleitet, jagte im Walde, und war sicher, daß Rohan nichts gegen ihn unternehmen konnte und sich zurückziehen werde.

Die Jagd begann. Heinrich von Anjou, zwar nicht ganz so leidenschaftlicher Jäger, als der König, vergaß doch bei dem Anblicke eines stattlichen Hirsches für den Augenblick sein Vorhaben, jagte zu eifrig ihm nach und entfernte sich dadurch von seinem Gefolge: hier war es, wo er Leonoren fand. Ihr Anblick entflammte den nur zu reizbaren Jüngling; er verfolgte sie, die bald sich durch das Dickig drängend, bald die jähesten Abgründe hinunterstürzend, selbst in dieser wilden Flucht dem Königssohne nur noch reizender erschien. Jetzt, als er sie eben erreicht zu haben glaubte, sprang sie plötzlich eine schroffe Klippe hinab in ein Felsthal, und als er in einen gangbaren Pfad einbog, war sie verschwunden.

Hier stieß er auf Jeannetten. Der Aberglaube der Königin war auch ihm zu Theil geworden. Das für ihn so sorgsame Mutterherz hatte seinem Lieblinge nicht ganz verschweigen können, daß ihm Basil die Nativität gestellt, doch nie hatten seine Bitten sie bewogen, ihm das, was der Astrolog gesagt, ganz zu entdecken, nur daß ihn Kronen schmücken würden, hatte sie ihm nicht verschwiegen, und dadurch eine ungezähmte Begierde auf Wahrsager und Astrologen in ihm erweckt. Das Zigeunerweib, welches sein Schicksal zu verkünden sich ihm aufdrang, war ihm deshalb willkommen; die zwei Kronen, von welchen sie sprach, führten ihm die Worte seiner Mutter zurück; um deswillen auch wohl, weil er, trotz Jeannettens Läugnen vermuthen konnte, die schöne Flüchtige gehöre ihr an, stellte er ihr die Falle mit dem Handschuh und drang zuletzt in sie, ihm zu folgen. Als Basil's Warnung, den er Anfangs in seiner ungewohnten Kleidung nicht erkannt, ihn von dannen trieb, jagte er unmuthig zu seinem Gefolge zurück. Er ließ nun den Wald durchstreifen, doch die Zigeuner waren verschwunden, und die Jagd ging mit rascher Eile nach Belon zu. Hier kam ihm, seinen Beschützer zu empfangen, der Maltheser am Fuße des Berges entgegen.

Nun, Montesquiou! rief ihm der Herzog zu, bist Du endlich aus dem Gefängnisse da oben erlös't, wo Du so lange schon Pönitenz halten mußtest? Wir haben uns weit her von Blois unter die Hugenotten gewagt, um Dich zu befreien.

Montesquiou neigte sich und dankte seinem Herrn für die Gnade, jedoch dies alles in so ernsten abgemessenen Ausdrücken, daß dem Herzoge sein Benehmen auffiel. Es scheint, Montesquiou, sagte er empfindlich, Du hast seit Deiner Abreise vom Hofe die gute Laune verloren, denn so wie Du mir jetzt entgegentrittst, erkenne ich Dich kaum wieder. Ich dächte, die Stelle eines Hauptmanns meiner Leibwacht und mein Bemühen, Dich aus Deinem Schlosse zu befreien, verdiente wohl einen verbindlicheren Dank.

Gnädiger Herr! erwiderte der Chevalier, ich erkenne die Gnade meines gütigen Herrn, erkenne sie und fühle sie tief. Es ist jedoch in dieser Zeit so Manches geschehen, das mich wohl ernst zu stimmen vermag.

Ich glaube wahrlich, spöttelte der königliche Jüngling, Du meinst den Tod Deines Liebchens; wahrhaftig, hieran erkenne ich Montesquiou nicht wieder. Wie oft entschlüpfte dergleichen Wild unsern Händen, das wie? kümmerte uns nicht. In Zeiten wie die jetzigen, sind Menschenleben im Preise gefallen, kein Tag vergeht, der nicht blutige Erinnerungen zurückruft, und das Leben eines Mädchens ist kaum der Beachtung werth.

Während dieses Gespräches waren sie den Berg hinaufgeritten und hielten eben auf dem grünen Platze unter dem Balkon. Heinrich von Anjou hielt an und blickte hinauf nach dem Schlosse. Ein steile Höhe! sagte er.

der Fels wie mit dem Meißel geglättet. Ha! ist dies nicht die Stelle wo sich das Mädchen herabstürzte?

Montesquiou, bleich wie der Tod, blickte starr auf ein hervorragendes Felsstück, wo er noch Spuren von Blut zu sehen glaubte, und schwieg.

Der Herzog sah ihn lange verwundert an. Montesquiou! rief er endlich, mir scheint, Du bist ein Bruder Büßender geworden! Wirf Deinen Rittermantel ab, das Bußgewand über, und wallfahrte unter Geißelhieben nach der Bourgogne auf Schloß Royers, wirf Dich Condé zu Füßen, biete ihm Deinen Kopf zum Sühnopfer und —

Gnädiger Herr! rief Montesquiou auffahrend. Ihr nennt mir da einen Namen, den mir der Teufel in's Ohr raunt, wenn ich beten will, einen Namen, der selbst hier an dieser furchtbaren Stelle lauter mir entgegenschallt, als die Stimme des Mitleides, einen Namen, der mich aufrief zu einem furchtbaren Schwure!

Halt' ihn, Montesquiou! halt' ihn! rief ihm der Herzog zu, dann raunte er ihm leise in's Ohr. Ich befehle es Dir, ihn zu halten, und dann sei meiner Gnade gewiß. Nun komm auf Deine Burg, so Manches habe ich Dir dort zu sagen. Er gab seinem weißen Rosse die Sporen und sprengte den steilen Felsweg hinan, Montesquiou ihm zur Seite, die Uebrigen folgten in einiger Entfernung.

Der steile Pfad zwang den Herzog bald, sein Roß anzuhalten und den Weg langsamer fortzusetzen. Immer nach dem alten wunderbaren Schlosse blickend, bemerkte er nicht, wie der Malthefer gebeugt auf seinem Pferde saß, starr vor sich niederblickte und in seinem Innern mit sich zu kämpfen schien. Gnädiger Herr! begann er, sich plötzlich emporrichtend. Ihr befahlt mir vorhin, meinen Schwur zu halten; kennt Ihr ihn?

Er betraf Condé, unterbrach ihn der Prinz. Das Turnier in Fontainebleau, sein Hohn, Isabelle von Limeuil, die Pilgerin, Alles heischt Rache, blutige Rache!

Gut gerathen, junger Herr! rief Montesquiou in einem Tone, der bei seiner Stellung zu dem Herzoge wohl dreist genannt werden konnte. Zu solchen blutigen Händeln scheint Ihr schon früh das Ziel zu treffen!

Was soll das? unterbrach ihn der Herzog unmuthig und sein Auge sah ernst und streng auf den Malthefer.

Sollte dieser Blick Montesquiou entmuthigen, so verfehlte er gänzlich seinen Zweck, denn er sah mit Stolz auf den königlichen Jüngling herab. Was dies soll, Hoheit? erwiderte er, Euch sagen, daß Montesquiou aus eigenem Triebe, allein um seiner Selbst willen den blutigen Weg geht, nicht ein feiler Mörder ist, der auf Befehl seines Herrn, oder um seine Gnade sich zu erschleichen, ein Handwerk treibt. Für Eure Sache, mein Prinz, sucht Euch eine andere Faust, die Ihr für Gold erkaufen könnt; ich handle nur für mich.

Der Herzog von Anjou sah ihn betroffen an; — schon wandte der

Heftige sein Roß, den stolzen Maltheser seinem Schicksale zu überlassen, doch schnell kehrte der Mutter Geist in ihn zurück; er setzte seinen Weg nach dem Schlosse ruhig fort. Thut, was Euch beliebt, und warum es Euch beliebt, sagte er gleichgültig. Ihr waret von jeher meiner Gnade gewiß, und selbst die unüberlegten Worte sollen sie Euch nicht entziehen. Nur bitte ich, seid auf dem Schlosse ein freundlicherer Wirth als Ihr bisher Begleiter waret, und Morgen folgt uns nach Blois.

Montesquiou neigte sich. Der Herzog zog im Schlosse ein.

Als der Thurmwart von Rougemont bei Sonnenaufgang umherlugte und die Umgegend durchspähete, sah er an der alten, einsam stehenden Eiche bei der Steingrube ein buntes Tuch flattern und unter den Kastanienbäumen die Gestalt eines Zigeuners schleichen. Er meldete dies seinem Herrn, die Burg wurde geöffnet und Nikola trat ein. Er berichtete, daß der Herzog von Anjou auf Belon bei dem Maltheser übernachtet habe, heute die Jagd im Walde fortsetze und dann nach Poitiers ziehe, Montesquiou werde ihn begleiten.

Das habe ich gefürchtet! sagte Rohan zu den Umstehenden, während Basil in düstere Gedanken versunken schien. Hierbei ist nichts mehr zu thun, meine Freunde. Wenn mich auch der Friede zu Chartres nicht abhielt, den ich zwar schon als gebrochen betrachte, so sind wir doch zu schwach, etwas gegen den Herzog zu unternehmen, da ich gewisse Nachricht habe, daß Villiquier noch gestern Abend mit seinem Haufen in den Wald gerückt ist. Ich danke Euch, Nikola, für Eure Kunde und gebe Euch den guten Rath, wohl auf Eurer Hut zu sein; laßt das Unwetter vorüber ziehen. Ist dies nicht auch Eure Meinung, Meister Basil?

Eure Meinung ist sehr verständig und den Verhältnissen wohl angemessen! erwiderte der Astrolog, doch drückte der Ton seiner Rede und der finstere Zug seiner Stirne Mißbilligung aus.

Ihr seid mit mir unzufrieden! sagte Rohan, indem er ihn bei Seite zog. Meine Meinung ist nicht die Eurige; sprecht offen, aus Eurem Munde ist mir jeder Tadel eine weise Lehre und willkommen.

Ihr habt kein Kind verloren, und vor Euch breitet die Welt sich noch gar lieblich aus! begann Basil. Ihr tretet noch voll Hoffnung und Vertrauen auf ihren bunten Teppich und für jede geknickte Blume lächeln Euch tausend blühende wogend entgegen. Darum thut Ihr Recht, nicht das Aeußerste zu wagen, sondern Euch nur der Vorsicht anzuvertrauen, und ich tadle Euch deshalb nicht. An Euren Schritten hängt das Leben Tausender, an Eurem Handeln vielleicht das Heil unsres Glaubens, Eure wilde Flamme könnte die Kriegsfurie in Frankreich von Neuem erwecken, darum handelt Ihr klug! er drückte ihm die Hand, sah mit inniger Rührung dem Jüngling in's Auge und sagte mit tief bewegter Stimme:

Heinrich Rohan, spart Euch auf für den glücklichern Augenblick, doch vergeßt nie Marianen und Euer Gelübde. Ich muß Euch auf einige Tage verlassen, sorgt für meine Reisigen und gönnt mir, wenn ich zurückkehre, einen Zufluchtsort; meine Schätze bleiben in Eurer Hand. Laßt mich still von dannen ziehen, fiel er Rohan, der ihn unterbrechen wollte, in die Rede: haltet mich nicht zurück, Niemand darf es ahnen, daß ich Euch verlassen habe. Er folgte Nikola, der sich schon früher entfernt hatte.

Er fand ihn in der untern Halle mit Leonoren sprechend. Nikola! rief er ihm zu, kennst Du einen Platz, wo der Jäger verborgen das Wild belauschen kann, einen Platz, an dem es vorüber muß, wenn es von Belon nach Poitiers sich wendet?

Versteh' ich Euch recht, Herr? fragte Nikola.

Ich glaube! erwiderte ihm Basil.

Nikola dachte nach, wo ein solcher Platz wohl zu finden sei; während dessen erfaßte Leonore, die Basil's Rede mit angehört, plötzlich seine Hand.

Herr! rief sie, ich kenne einen Platz, geeignet, ohne Gefahr selbst den Löwen und den Tiger zu belauern. Unfern der Kapelle, da, wo der Gießbach aus den Klippen hervorsprudelt und sich schäumend in den jähen Abgrund stürzt, stehen drei Eichen schwesterlich neben einander, kaum vierzig Schritte vom Wege entfernt; dichtes Gebüsch umgiebt sie auf beiden Seiten und hinter ihnen gähnt eine steile Tiefe herauf. Dorthin bringe ich Euch, Meister, ich trage Euer Feuergewehr, und wenn Montesquiou nahet, klopfe ich die Lunte ab, daß sie schnell zünde; dann hinunter in die Tiefe, wohin uns weder Roß noch Reiter folgen können.

Dein inneres Auge sieht so scharf, Leonore, wie das feurige, das mir jetzt wild entgegenleuchtet, unterbrach sie Basil, und Du wolltest mich begleiten, wolltest von hier?

Ich will! Hier habe ich nicht Ruhe, nicht Rast, hier treibt es mich hinaus in das Freie, und hält mich doch so mächtig zurück, hier ist mir Hölle und Himmel zugleich und ich weiß doch nicht, wo ich eingehen soll. Darum ziehe ich mit Euch, theile Euer Geschick, und bin vielleicht Euer schützender Engel! setzte sie mit Bedeutung hinzu.

Leonore! drohete Nikola. Was soll Deine Begleitung dem Meister nützen?

Viel, o viel! rief sie schnell. Ich führe ihn nach einem sichern Orte, die schwesterlichen Bäume schirmen ihn, das steile Felsthal begünstigt seine Flucht; kein Roß kann da hinunter, nur die Kugeln können ihn erreichen, und gegen sie soll der heilige Jerome ihn beschützen, an den ich mein Gebet richten will. Laßt mich nur mit ihm ziehen und sorgt nicht für mich.

Kennst Du auch den Weg genau? fragte Nikola besorgt. Vier Pfade durchkreuzen sich dort.

Ob ich sie kenne? Wie die weit entflohene Taube ihre Heimath wieder findet, finde ich jeden Baum, jedes Plätzchen des Waldes wieder, Klippen und Felsen erkenne ich, sie weisen mich sicher zurecht. Ach, fände ich mich nur immer auf den irren Wanderungen meines Gefühles, wie ich mich auf den Wegen durch Wald und Wüsten finde, mir wäre wohl, Vater! Aber, fuhr sie hastig fort, an der Eiche vorbei geht es, dann nach der hohen Tanne, die man schon in weiter Entfernung sieht, und die gleich einem Fürsten über die übrigen hervorragt; sie links lassend senkt sich der steile Pfad in die Tiefe hinab, dann an den Gießbach bis zu seinem Quell herauf, so ist man an der St. Hubertuskapelle, und dort geht die Straße nach Poitiers vorbei.

Nikola sah sie verwundert an, aber ein bittender Blick — und er ging.

Basil eilte jetzt in sein Gemach, nahm sein Feuergewehr mit dem Damascenerrohre, ordnete es sorgfältig, gab es dann Leonoren, die es lächelnd über die Schultern warf, und den Mantel umhängend, schritt er, von dem Mädchen begleitet, diesmal ohne Pickelhaube und Brustharnisch über die Zugbrücke.

Leonore ging rasch voran, kaum konnte ihr Basil folgen. Als sie aber auf die Höhe an die einsam stehende Eiche kam, hielt sie plötzlich an und blickte noch einmal nach dem Schlosse hinüber Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust, dann schritt sie wieder vorwärts, faßte Basil's Hand und sagte mit kindlichem Tone:

Ehrwürdiger Herr, mein Herz ist wie ein schwankendes Rohr, ein Sturm kann es brechen, aber vom leisesten Lüftchen berührt schwankt es hin und her, bald nach Ost, bald nach West. Nur nach einem Ziele geht es, am Morgen muthig, am Abend zagend; oft möchte es auf seiner Wallfahrt umkehren dann wieder vorwärtsstürmen, aber ihm gebricht der Muth zu beiden.

Leonore! sagte Basil und ein finsterer Ernst umzog seine Stirne. Des Menschen Herz ist des Menschen Himmel oder seine Hölle. Wohl uns, daß wir sein Herr sind, und es nicht ganz dem Schicksale unterworfen ist. Setze seinem Mahnen, Sehnen und Drängen nur festen Willen entgegen, und wie ein sanftes Kind folgt es geduldig diesem Willen der Vernunft.

Bitter lächelte das Mädchen und schritt, ohne etwas zu erwidern, voran.

Du lächelst, Du zweifelst Leonore?

Und folgt auf dem Wege, den wir jetzt gehen, Euer Herz auch dem Willen der Vernunft?

Ich folge nicht meinem Herzen, ich mag ihm nicht folgen, erwiderte Basil, ich folge meiner Bestimmung.

Und wohin wird Euch diese führen? fragte das Mädchen.

Zum Ziele meiner Rache, oder auf's Blutgerüst, oder auf Beides zugleich.

Leonore schwieg, doch war sie seit diesem Gespräche weniger eilig, sie schritt nicht so rasch mehr vorwärts und ihr Auge ruhete oft sorgsam und bange auf dem Greise, dessen Blick lebendiger wurde, als sich jetzt Jagdgetöse aus der Ferne vernehmen ließ.

Eilig stieg nun Leonore einen Hügel hinauf, sie war dem Astrologen mehrere Schritte vorausgeeilt. Dem Schicksale glaubt er zu folgen! rief sie fast höhnisch, so will ich sein Schicksal sein.

Sie kamen jetzt an einen Kreuzweg. Auf dem Wege rechts sah man in geringer Entfernung die St. Hubertuskapelle, den Weg links schloß eine Gruppe hoher Bäume, die auf einem kleinen offenen Grasplatze standen; dorthin führte Leonore den Meister. Ach, sie kannte diese Bäume so gut, unter ihrem traulichen Schatten hatte sie so oft geruht, wenn sie in der Kapelle ihr Gebet zum Himmel erhoben und nun, sich ihren Gedanken an Rohan überlassend, hieher geflüchtet war; sie kannte dies Plätzchen süßer Träumerei so gut.

Kommen wir denn nicht zur Kapelle? fragte Basil. Mich dünkt, Du sagtest, der Weg führe an ihr vorüber.

Lieber Herr! fiel Leonore ihm schnell in die Rede, was nützt Euch der Weg nach dem heiligen Ort? Ihr tretet doch nicht ein, um zu beten. Hier auf diesem Weg müssen sie von Belon vorüber, und hört Ihr nicht schon die Hörner schmettern? Es ist kein Jagdruf, sie verfolgen den Hirsch nicht mehr, sie ziehen heim. Kommt schnell, lieber Herr, links den Buchen, da ist am Thalhange ein Felsen, der Euch birgt; bis zu den drei Eichen ist es nun zu weit, sie könnten uns überraschen, kommt!

Sie zog Basil mit sich fort in das Gebüsch und führte ihn hinter einen Felsen, wo er den Weg und den grünen Platz genau übersehen konnte; der Astrolog nahm hier sein Feuerrohr, ordnete es vorsichtig, lud zwei Kugeln hinein und Leonore bereitete die Lunte. Der Hörnerschall kam näher, Basil's Gesicht wurde ernster, das Mädchen, das ihn genau beobachtete, unruhiger. Der Greis schlug bald das finstere Auge himmelwärts, bald sah er mit Falkenblick durch das Dickig, wo die Kapelle, von der ein Fußpfad nach den Buchen führte, in der Entfernung schimmerte. Er wollte die streitenden Gefühle in seiner Brust ordnen, bald umdüsterte sich sein Blick, bald umzog ein zufriedenes Lächeln den Mund. Als jedoch der Lärm immer näher kam und man die Töne der Hörner deutlich unterscheiden konnte, ward der Alte unruhiger, sein Auge unstäter, seine Hand hielt das lange Feuerrohr nicht mehr so fest, so sicher als vorher. Sein Muth schien zu wanken, ihn zu stärken rief er die Schreckbilder zurück. Da lag sie, murmelte er vor sich hin, das Himmelsantlitz zerschmettert, das Auge gebrochen, die Hand nach Condé gestreckt! — Brennt die Lunte, Leonore? rief er jetzt heftig, sein Selbstgespräch unterbrechend.

Sie brennt, Herr! erwiderte das Mädchen freundlich.

Sie war so schön! fuhr Basil fort. Die Züge ihrer Mutter waren

auch die ihrigen, diese lieblichen Züge des holden Mädchens, das ich von mir stieß. Kalt war mein Herz gegen Dich, Unglückliche, kalt gegen Dein Kind! Ich liebte es nicht im Leben, und Alles ist es mir nun im Tode. Und so will ich auch jetzt Alles für sie thun. Wie ein Meuchelmörder will ich die Gegner erwarten, wie ein Tiger verborgen auf die Beute lauern — meine Seele will ich wagen, meine Seligkeit aufs Spiel setzen für sie — für Marianen!

Setzt Euch einen Augenblick, Herr! bat Leonore, Ihr seid erschüttert, setzt Euch auf diesen Stein. Ich will lauschen wie der hungrige Panther in seinem Lager, mein Auge soll scharf wie das Auge des Adlers für Euch umherschauen, daß der gierige Geier Euch nicht entwische. Selbst wenn der Schlummer Euch beschleicht, könnt Ihr ruhig schlafen, ich wache für Euch!

Schlummer! wiederholte Basil lächelnd, der beschleicht nicht das sorgenschwere Auge; wo der Kummer wohnt, da geht er vorüber. Leonore, seh' ich nicht dort drüben, mehrere hundert Schritte von hier, Reisige ziehen? Sieh', dort blinken die Rüstungen der Gensd'armen durch das Birkenlaub.

Und er hatte recht; fern von ihnen zog ein Kriegerhaufe, hinter ihm tönten munter die Hörner der Jäger.

Leonore! rief der Alte, und seine Hand bebte vor Zorn, Du hast Dich getäuscht, oder mich täuschen wollen!

So ist's! sagte das Mädchen ruhig. Ich habe Euch hintergangen, mit Wohlbedacht; zürnt mir nicht, hört mich an. Basil wollte von seinem Sitze aufspringen, sie hielt ihn jedoch mit Manneskraft zurück, kniete vor ihm nieder und umfaßte schmeichelnd seine Kniee. Als Ihr auf Rougemont bei Nikola nach einem heimlichen Plätzchen forschtet, durchschauete ich leicht die Absicht; Ihr wolltet Montesquiou tödten und Euch mit ihm verderben. Da jammertet Ihr mich, zum Blutgerüste führte die That, die Seele zum Verderben. Leib und Seele Euch zu retten, führte ich Euch hieher, damit Euer Auge sich nicht schuldbeladen schlösse und Ihr rein von Blut Eure kurze Wallfahrt beschließen könntet. Ueberlaßt die Rache Gott, seine Donner schweigen nicht und seine Blitze zucken auf den Strafbaren nieder!

Unglückliche! unterbrach sie Basil erschüttert, Du kennst noch nicht den Schmerz, das Theuerste auf Erden verloren zu haben, Du kennst noch nicht die Wonne befriedigter Rache!

Nein, Herr! sagte Leonore, ich kenne sie nicht, und Gott bewahre das Herz seiner Magd vor dieser furchtbaren Wonne!

Er bewahre Dich! rief Basil, seine Hand auf Leonorens Stirn legend, und Dir wird des Lebens schönster Stern nicht untergehen. Aber Du hast nicht wohlgethan, Leonore, mein Geschick leiten zu wollen. Des Menschen schwache Hand kann das Rad des Schicksals nicht hemmen, nicht lenken. Sieh! dorthin ziehen sie, dorthin zieht er, entfernt, so daß mein

Gewehr ihn nicht erreichen kann, und war es im Buche des Himmels beschlossen, so muß er doch zurück in meine rächende Hand.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so kamen einige Reisigen den Fußpfad von der Hubertuskapelle hergeritten, sie sahen sich öfter um, als ob sie Jemand erwarteten. Verbergt Euch, bat Leonore leise, es nahen Krieger und scheinen sorgsam umherzuspähen; jetzt nähern sie sich dem Platze, ein Ritter folgt ihnen; es scheint ein stattlicher Mann zu sein, er ist gewappnet, jedoch ohne Helm, ich kann seine Züge erkennen, sie sind ernst und kummervoll, er sitzt nicht keck und muthig auf seinem wiehernden Tigerrosse.

Auf einem Tigerrosse?! rief Basil aufspringend. Du gabst ihn in meine Hand, Gott der Gerechtigkeit. Ja, er ist's!

Wer? rief Leonore erschreckend.

Montesquiou ist's, der auf seinem Tigerrosse naht! Basil ordnete sein Gewehr, trat an den Felsen, noch war das Opfer zu weit entfernt; jetzt hielt der Malthefer auf dem Platze, wo ihn die Reisigen erwartet hatten, aber die hohen Buchen standen schützend zwischen ihm und dem Astrologen. Er stieg ab, gab den Dienern, die sich in das Gebüsch zurückzogen, sein Roß, schritt auf die Buchen zu und setzte sich auf eine Rasenbank, die Leonore einst unter den schattigen Bäumen für sich bereitet hatte. Sein ernstes Gesicht war gerade nach dem Orte gerichtet, wo Basil verborgen stand, der jetzt noch einen Blick auf den Malthefer warf, dann mit frohlockendem Gesichte sein Feuerrohr behutsam auf den Felsen lehnend, mit fester Faust anlegte und mit blitzendem Auge zielend, leise Leonoren zurief: gieb mir die Lunte!

Sie ist verloschen, Herr! erwiderte das Mädchen leis' und ruhig.

Unglückliche! rief Basil und griff nach dem Dolche; aber schnell durchflog ihn ein anderer Gedanke; er stieß das ihn umklammernde Mädchen zurück, sprang aus seinem Verstecke und schritt raschen festen Schrittes auf Montesquiou zu, der, noch sinnend, ihn nicht zu bemerken schien.

Leonore war indeß auf ihre Kniee gesunken und sah mit ängstlichem Blicke nach dem Greise, der nur erst, als er noch einige Schritte von dem Malthefer entfernt war, von diesem bemerkt wurde.

Ha, Basil! rief Montesquiou aufspringend.

Der bin ich! sagte der Greis mit kalter Ruhe. Mein Feuergewehr hatte ich auf Euch gerichtet, die Lunte war verlöscht; nun komme ich, das Schwert in der Hand, Mann gegen Mann, für meines Kindes Tod Rechenschaft von Euch zu fordern!

Montesquiou war von dem Anblicke der ehrwürdigen Gestalt Basil's erschüttert, schon faßte seine Hand des Schwertes Griff, doch schnell ließ er ihn los. Basil! sagte er mit Stolz, Ihr seid ein schwacher Greis, zum Kampfe nicht gerüstet; es würde mich entehren, Euch, das Schwert in der Hand, gegenüber zu treten, überdies seid Ihr allein.

Allein? rief der Greis mit feierlichem Tone sein Schwert ziehend, Mariane steht neben mir, darum zittert!

Und Montesquiou erbebte, denn bei diesen Worten sprang eine weibliche Gestalt, den Dolch hoch geschwungen, hinter dem Gestein hervor. Schwarz war ihr Haar, hoch ihr Wuchs, dem Wuchse Marianens gleich.

Zieh! rief Basil, zieh, Elender, oder ich spalte Dein Haupt! Mit kräftiger Faust schwang der Astrolog das kurze Schwert, der Malthefer zog zu seiner Vertheidigung das seine, und fing, zuweilen das Auge nach der Frauengestalt gerichtet, gelassen die Hiebe auf, die Basil nach seinem entblößten Haupte that. Zuletzt entflammten jedoch des Greises Verwünschungen seinen Zorn, sein Schwert traf Basil's graues Haupt, er sank — und Leonorens Dolch fuhr zwischen den Helmkragen und den Panzer des Maltheſers.

Der Stoß mußte nicht tödtlich sein. Montesquiou faßte mit starkem Arme das Mädchen, das, den Dolch noch in der Hand, mit ihm rang; die herbeigeeilten Diener umfaßten Leonoren und entwaffneten sie.

Montesquiou, nachdem er sich von seiner Täuschung überzeugt hatte, bekümmerte sich wenig um das Mädchen, stand vor Basil, betrachtete den Greis, über dessen Silberlocken das Blut rann. Auch Dich mußt' ich opfern! sagte er finster vor sich hin, das wollt' ich nicht! Er befahl einem Diener, des Alten Wunde zu untersuchen, und war selbst aufmerksam dabei beschäftigt. Da schmetterte von der Kapelle her lustiger Hörnerklang, und auf einem weißen Rosse kam Heinrich von Anjou geritten. Als Leonore ihn erblickte, schauderte sie zusammen, aber schnell faßte sie sich.

Maltheser! raunte sie Montesquiou zu, der noch mit Basil beschäftigt war, befehlt Euren Dienern mich frei zu lassen, gedenkt Marianens!

Der Ritter schrak bei diesen Worten auf. Wenn Jener mir naht, rief sie jetzt in spanischer Sprache, so bin ich verloren! — Montesquiou schien sie nicht zu verstehen.

Der Herzog mußte sie erblickt haben, denn er spornte jetzt sein Roß und jagte auf sie zu. Leonore, als habe die Tugend ihr doppelte Kraft gegegeben, entriß sich den Armen der Reisigen, und schnell, wie der sausende Pfeil durch die Luft, stürzte sie, zwischen Roß und Reisigen hindurchspringend, der Klippe zu, in das Felsthal hinab, an dessen Rande Heinrich von Anjou, sie verfolgend, anhielt.

Der Ruf seines Hornes versammelte bald die Jäger um ihn her, noch sah man die Flüchtige von Klippe zu Klippe springen. Ihr nach! rief der Herzog. Tausend Livres, wer die Wilde einfängt! Und als werde die Meute hinter dem aufgeschreckten Rehe losgelassen, so stürzten sich die Jäger in die Tiefe. Aber flüchtig, wie die Gazelle der Wüste, klimmte sie am andern Felsrande empor und verschwand.

Der Herzog kehrte mißmuthig zu den Buchen zurück, wo Basil's Wunde verbunden wurde, und Montesquiou sich entwaffnen ließ. Leo-

norens Dolch hatte nur den Nacken gestreift, die Wunde war nicht gefährlich. Der Herzog, um Montesquiou besorgt, beachtete Anfangs den Astrologen nicht, der noch mit geschlossenen Augen auf dem Rasen hingestreckt lag; erst als er über den Zustand seines Freundes beruhigt war, trat er zu Basil und erstaunte nicht wenig, den Astrologen der Königin hier und verwundet zu finden.

Treffen wir uns so bald, Meister Basil? rief er spottend, und treffen wir uns so? Dein Auge, hell in die Zukunft blickend, ist geschlossen. Verkündeten Dir die Sterne Deinen Fall nicht voraus? Und als er dies sprach, schlug der Greis die Augen auf und sah den Herzog so starr an, daß dieser den Blick schaudernd von ihm wegwenden mußte.

Wo bist Du, Leonore! rief Basil, der seiner Gedanken noch nicht ganz mächtig zu sein schien. Hüte Dich vor dieser bunten Schlange mit den Pfauenfedern, dieser Geißel Frankreichs; flieh', da es noch Zeit ist!

Gnädiger Herr! rief Montesquiou, da er den Herzog eine Bewegung mit der Hand machen sah, die für manchen feilen Diener wohl ein blutiger Befehl sein konnte. Gnädiger Herr, nicht also! Er gehört mir, und ich glaube kaum, daß die Königin Euch diese rasche That verzeihen würde. Ueberdieß, setzte er leise hinzu, wünschtet Ihr ja immer das Horoscop zu wissen, das er der Königin gestellt hatte. Laßt ihn leben!

Heinrich von Anjou bedachte sich einen Augenblick. Nun wohl, sagte er endlich, sich abwendend, es sei!

Die Reisigen hatten indeß Basil auf die Rasenbank gelegt, und seine Lebensgeister schienen wieder zurückgekehrt zu sein. Er sah mit Ruhe im Kreise der Umstehenden umher, sein Auge traf den Malteser. Noch lebt Montesquiou! sagte er dumpf für sich und schloß die Augen wieder.

Bringt ihn nach Blanzac, befahl der Herzog, und tragt Sorge für ihn. Du hattest Recht, Montesquiou, wandte er sich zu diesem, mich von einer Gewaltthat abzuhalten. Er kann uns noch viel nützen; auf seine Freiheit setze ich einen Preis.

Noch hielt er eine Zeitlang unter den Buchen, als aber Leonorens Verfolger zurückkehrten, ohne sie aufgefunden zu haben, und jede Hoffnung verschwand, das schöne wilde Mädchen in seine Gewalt zu bekommen, verließ er den Platz und setzte unmuthig seinen Weg nach Poitiers fort; Montesquiou konnte ihm folgen.

Leonore hatte sich indessen in eiliger Flucht durch das Felsthal in den dicksten Wald gestürzt und dort so lange verborgen, bis kein Schall der Hörner mehr ihr Ohr traf; dann erst schlich sie hervor, immer die untergehende Sonne im Rücken behaltend. Aber in der ersten Bestürzung hatte sie die Richtung verloren, war zu weit nordwärts gekommen, so daß es Nacht wurde, bevor sie Rougemont erreichen konnte. Die Sterne waren

jetzt ihre einzigen Führer, jedoch setzte sie auch in der Dunkelheit ihren Weg fort; als aber der Sturm aus Westen sich erhob, die Wolken sich vor die leuchtenden Sterne zogen und der Regen in Strömen herniederrauschte, da irrte sie des Weges ganz unkundig umher und der Muth des beherzten Mädchens begann zu wanken. Noch einmal flimmerte das Siebengestirn durch die zerrissenen Wolken, sie hatte es gestern nördlich von Rougemont gesehen und es diente ihr für den Augenblick als Wegweiser.

Die Nacht ward jedoch immer finsterer, der Regen schlug so heftig ihr entgegen, daß sie bald jede Richtung verlor und sich ermattet und verzweiflungvoll unter einen Baum warf, um hier trotz Sturm und Wetter den Morgen zu erwarten. Aber er war noch so fern und kein schützender Mantel deckte sie, kein prasselndes Feuer wärmte die erstarrten Glieder und erhellte das schauerliche Dunkel, welches das Sausen des Sturmes in den Wipfeln der alten Eichen, das Rauschen des Wildes durch das belaubte Gesträuch, das ängstliche Schreien der Nachtvögel noch grausiger machte.

Stolzes Erdengewürm! rief sie voll Unmuth aus und schüttelte den Regen aus ihren Locken. Stolzer Wurm, der in das Rad des Schicksals einzugreifen wähnt, und selbst mit fortgerollt, machtlos dahin muß, wohin das Allmächtige gebietet. Da liegst Du hülflos, dem Wetter, den Thieren des Waldes Preis gegeben, und nichts bleibt in Deinem Willen, nichts als der Muth, nicht zu verzweifeln. Im stolzen Wahne wollte ich den Greis retten, da seine Rache ihn nur dem gewissen Tod entgegen führen konnte; und was vermochte ich gegen des Schicksals Schluß, was half mir mein Mühen? — Doch nein! nicht ganz vergebens war mein Streben; sank er auch ungerächt, sank er doch ohne durch Meuchelmord befleckt zu sein! — Und nur Rohan bleibt zurück! fuhr sie ängstlich fort, um die Zerschmetterte zu rächen; ihm allein bleiben die Gefahren! — So will ich hin, sie mit ihm theilen, hin zu ihm!

Sie war aufgesprungen und seufzte laut, denn die schwärzeste Finsterniß umgab sie noch und verbarg jeden Ausweg. Da rauschte es neben ihr, ihr Haar sträubte sich — schnaubend fuhr ein wilder Eber vorbei, schauerlich schrie die Eule über ihr, und das Käuzchen flatterte, vom Sturme erfaßt, von Zweig zu Zweig hernieder, in der Ferne heulte der Wolf, lauter brüllte der Sturm, warf die Baumgipfel rauschend in einander, riß die alten Stämme mit ihren Wurzeln aus den Spalten der Felsen und schleuderte sie krachend zu Boden. Die Natur schien im Aufruhr.

Aber horch! — durch das Rauschen und Brüllen scholl Leonoren, lieblich wie der Gruß aus der Heimath den verirrten Pilger in den Sandwüsten Syriens, der gellende Ton einer Pfeife. Schnell ergriff sie die ihrige, das Zeichen beantwortend. Immer näher kam der Laut, immer mehr eilte sie auf ihn zu, jetzt — nur noch wenige Schritte konnten es sein, jetzt war er ganz nahe.

Wer giebt das Zeichen? rief eine männliche Stimme dem Mädchen entgegen, das, zwar erfreut, eine menschliche Stimme zu hören, doch eines geheimen Grauens sich nicht erwehren konnte, in finsterer Nacht einem Unbekannten nahe zu sein.

Gehört ihr zu Nikola? fragte statt Antwort das Mädchen.

Du bist es, Leonore? rief eine ihr bekannte Stimme. Du bist es! Nun, Gott gedankt, daß ich dich finde!

Guten Abend, Gaspar! erwiderte das Mädchen kalt. Wo liegen die Unsern?

Deine Hand zittert in der meinen, zittere nicht Leonore! sagte der Zigeuner.

Zittern, rief sie, ihre Hand ihm schnell entziehend. Wovor sollte ich zittern, doch nicht vor Dir?

Du bist sehr stolz, Leonore! erwiderte der Zigeuner. Zwar bin ich diese Gleichgiltigkeit, diese Verachtung an Dir gewohnt. Seit wir hier im Walde hausen, hörst Du nicht mehr auf meinen Gesang, lauschest nicht mehr auf das Spiel meiner Laute, stößest Du mich kalt von Dir, wenn ich mich bescheiden nahe. Freilich weißt Du wie unaussprechlich ich Dich liebe, was ich für Dich zu thun vermöchte, und darauf trotzest Du. Sieh, Leonore, es ist Nacht, wir sind allein, kein Mensch hört uns, der Zufall hat Dich mir in die Hand gegeben, aber fern sei es von mir, nur das leiseste Wort zu sagen, womit ich Dich erzürnen könnte.

Das weiß ich, Gaspar! sagte das Mädchen. Deshalb achte ich Dich.

Und kannst mir doch so wehe thun? unterbrach er sie schnell. Sei nicht so hart, behandele mich gütiger, denn wahrlich, so wie die Liebe in meinem Herzen wohnt, beherbergt es auch die Rache. Jedoch — an Dir vermöcht' ich mich nicht zu rächen! — Komm! sag' mir, wohin ich Dich begleiten soll, zu Deinem Vater — oder zu dem Ritter?

Nach Rougemont wünschte ich.

Da haben wir eine kleine Strecke zurückzugehen, um auf den Weg dahin zu kommen, sagte der junge Zigeuner mit bitterem Lächeln.

Geh' voran, ich folge Dir! befahl Leonore.

Bald waren sie auf dem Wege. Dort sah Leonore in der Entfernung das Feuer der Ihrigen schimmern; das wärmende Feuer lockte, mehr jedoch trieb es sie vorwärts nach Rougemont. Auch waren sie, den Weg zwischen den Bäumen verfolgend, bald unter der Eiche am Steinbruche, jetzt an dem Graben des Schlosses. Hier befahl sie ihrem Begleiter, sie zu verlassen.

Du gehst zu Rohan! rief er, und ich soll zurück in den Wald, zum Spotte meiner Brüder wie ein Verdammter am knisternden Feuer sitzen und die Stunde verfluchen, die mich gebar? — Nun gut — Du befiehlst es, ich gehorche! Leb' wohl! Du sollst meiner gedenken. — Ein Liedchen pfeifend schritt er den Berg hinab.

Leonore war nun wieder allein. Lange mußte sie rufen, ehe der Thurmwart durch das Sturmgetöse und das Klirren der alten Wetterfahnen sie hörte: endlich lugte er durch das kleine Fensterchen seiner Thurmzelle heraus, und nachdem sie sich ihm kund gegeben, schloß er das Fenster, ohne ihr weiter etwas zu sagen. Da stand sie nun einsam; noch wüthete der Sturm, noch schlug der Regen an die hohen Mauern, und immer wollte die Pforte sich nicht öffnen. Endlich nach langem Harren rasselte sie auf, die Zugbrücke fiel und sie trat in den Schloßhof. Hier kam ihre Mutter Jeannette entgegen, die sie schon den ganzen Tag angstvoll erwartet hatte, führte sie in ihr Zimmerchen, wo ein prasselndes Kaminfeuer ihrer wartete, und that in der Eile eine Menge Fragen.

Nachher sollt Ihr alles erfahren, erwiderte das Mädchen; laßt jetzt nur den Ritter wecken, daß ich ihm berichte was sich zugetragen.

Jeannette schüttelte den Kopf. Den Ritter Heinrich Rohan willst Du jetzt sprechen, um diese Zeit, Kind?

Weckt ihn, Mutter! erwiderte das Mädchen ernst, sorgt nicht für mich.

Herr, sagte sie zu Rohan, als er mit Jeannetten zu ihr kam, Basil ist schwer verwundet und gefangen in des Herzogs von Anjou Händen. Nach Blanzac solle man ihn führen, befahl Anjou, und noch können sie nicht weit von hier sein. Zieht aus, um ihn zu befreien.

Das würde uns wenig helfen, Leonore! erwiderte Rohan. Die Macht des Herzogs ist zu stark und mir nicht erlaubt, irgend etwas Feindliches gegen ihn zu unternehmen, überdies habe ich gestern noch spät einen Auftrag bekommen, der wichtiger ist als die Befreiung des Alten, so sehr sie mir am Herzen liegt. Sobald der Herzog nach Poitiers, Villiquier nach Bordeaux abgegangen ist, verlassen wir die Burg.

Ihr verlaßt die Burg? rief Leonore schmerzhaft, Ihr zieht von hier? — Und wohin?

Dies zu verschweigen, Leonore, erheischt meine Pflicht! erwiderte der Ritter.

Mutter! sagte sie mit bestimmtem Tone, wir folgen!

Das kannst Du nicht, Leonore! unterbrach sie Rohan. Den Weg den ich gehe muß ich allein ziehen.

Da konnte das Mädchen ihre Thränen nicht länger zurückhalten, unaufhaltsam brachen sie hervor. — Rasch sprang sie von ihrem Sitze auf und sah Rohan mit freundlichem Blicke an.

Schlaft wohl, edler Herr! — sprach sie — und bevor Ihr zieht, erlaubt mir nur, Euch noch ein Lebewohl zu sagen.

Rohan drückte ihr freundlich die Hand und verließ sie.

Der Prinz von Condé befand sich indessen mit dem festen Entschlusse, nur im äußersten Falle die Waffen wieder zu ergreifen, noch immer zu

Noyers. Da ihn jedoch so Manches überzeugte, daß der König den Frieden von Chartes brechen wolle, da die Rüstungen, welche der Hof zur Belagerung von la Rochelle und die Bewerbungen, welche Bassompiere in Deutschland machte, ihm sattsam bewiesen, daß der Admiral, welcher den Krieg als schon entschieden betrachtete, Recht habe, so sah er sich wider Willen noch einmal in den Strudel der Begebenheiten mit fortgezogen. Die Ereignisse der vorigen Kriege, wo sich das Glück im entscheidenden Augenblicke jedesmal von ihm gewendet, hatten ihn zwar nicht entmuthigt, wohl aber vorsichtiger gemacht, und ihn vermocht am Hofe nichts unversucht zu lassen, um dem Ausbruche der Feindseligkeiten vorzubeugen; alle seine Bemühungen schienen jedoch vergebens, und er gab nun ins geheim den Befehl, die Plätze zu befestigen und Truppen zu werben, während er selbst noch ruhig in Noyers blieb.

Diese Ruhe währte aber nicht lange. Plötzlich wandten sich die königlichen Truppen, welche in der Dauphiné und Champagne geworben und gegen Rochelle bestimmt waren, nach der Bourgogne. Der Admiral, welcher sich auf Dandelots Schlosse Tanley befand, durchschaute schnell ihren Plan, verließ in Eile mit den Seinen das Schloß und begab sich nach Noyers zum Prinzen. Hier waren die beunruhigendsten Nachrichten eingelaufen. Königliche Truppen zogen sich überall in der Gegend von Noyers zusammen, und verweilten sie nur noch wenige Tage, so war ihnen jeder Ausweg versperrt. Condé beschloß nun, wo möglich, sich durch schleunige Flucht zu retten. Unter Eskorte von nur 150 Reitern zog er und der Admiral mit Weib und Kind von hier. Es war ein herzerschütternder Anblick, die Helden Frankreichs an der Spitze dieses kleinen Haufens zu sehen, in dessen Mitte die junge Prinzessin von Condé, einen Säugling an der Brust, von den älteren Kindern Condé's umgeben, wie eine Flüchtende zog. Auch die Gemahlin des Admirals und dessen Kinder waren in diesem Zuge, der durch ganz Frankreich, von der Bourgogne bis la Rochelle, mitten durch die ihnen überall auflauernden Feinde gehen sollte.

Indessen Condé's Muth, des Admirals Besonnenheit, brachten sie glücklich bis an die Loire. Ihr Haufe mehrte sich von Tag zu Tage, und war nicht mehr so unbedeutend, als da sie aus der Bourgogne rückten; dennoch war das ihnen folgende Heer der Königlichen wohl viermal so stark. — Bei Sancerre setzte der Prinz durch eine Furt über die Loire, und war kaum mit den Seinen am andern Ufer, als die ihn verfolgenden Truppen bei St. Goudon ankamen. Glücklicherweise schwoll der Fluß in der Nacht so bedeutend an, daß die Furt nicht mehr zu passiren war, und der Prinz bedeutenden Vorsprung erhielt.

Dandelot, von allem diesen unterrichtet, hatte den Truppenabtheilungen, die sich in Poitou, Angoumais und Saintonge befanden, den Befehl gegeben, dem Prinzen entgegen zu gehen, da Montluc, der königliche Statthalter in Guienne, mit den Befehlhabern in Limoisin und Peri-

gord herzueilte, ihm den Weg nach Rochelle zu versperren. Auch hatten sich in gleicher Absicht der Marschall von Vielleville nach Poitiers begeben. Mehrere Male schwebten der Prinz und der Admiral in Gefahr, gefangen zu werden, immer retteten sie Muth und Besonnenheit, und so gelangten sie glücklich nach la Rochelle.

Unter den Anführern, welche dem Prinzen entgegen zu rücken beordert waren, befand sich auch Rohan. Sobald er daher erfuhr, daß der Herzog von Anjou nach Poitiers abgegangen war, nahm er Basil's Reisige in Dienst und verließ mit den Seinen Rougemont. Nikola und die Zigeuner sollten beschenkt und entlassen werden.

Als er die Zigeuner bei dem Steinbruche an der alten Eiche versammelt fand und ihnen das Geld austheilte, welches ihm der Astrolog für diesen Fall zurückgelassen hatte, dankte er ihnen für die Bereitwilligkeit, mit der sie seit Monaten seine Befehle ausgeführt hatten, und fügte noch den Rath hinzu sich aus dieser Gegend bis jenseit der Pyrenäen zu ziehen. Er hatte während dieser ganzen Zeit Leonorens Blick vermieden, die sich wieder zu Nikola und den Ihrigen begeben hatte. Nur jetzt, da er ihnen ein Lebewohl sagte, traf sein Auge das Mädchen, das starr vor sich niederblickend im Hintergrunde stand. Und als er jetzt sein Roß besteigen wollte, stürzte Leonore aus dem Kreise hervor, ergriff seine Hand und drückte sie leidenschaftlich an ihr Herz. Gott mit Euch! ein schützender Engel begleite Heinrich Rohan! — und ehe er noch ein Wort erwidern konnte, eilte sie fort in den Wald.

Dort fanden sie die Ihrigen unter einem Baume sitzend, den Kopf in die Hand gestützt. Sie achtete nicht auf Jeannettens Bitten, welche sie zu beruhigen und zu vermögen suchte, mit ihr zu ihrem Vater zu kommen, der sich mit den Seinen unfern im Dickig am flackernden Feuer gelagert hatte.

Ich kehre nicht dorthin zurück, Mutter! sagte Leonore bestimmt. Ich habe einen Wunsch, an dessen Erfüllung die Wonne meines Lebens hängt, den müßt Ihr mir gewähren. Noch heute sollt Ihr ihn wissen, nur bitte ich, laßt mich jetzt einen Augenblick allein. Ich muß jetzt meine Gedanken, meine Gefühle ordnen. Die Alte verließ sie mit schwerem Herzen.

Als Leonore nun einsam unter dem rauschenden Baume saß, ihre Gedanken, Wünsche und ihr Sehnen in wildem Streite durcheinander wogten, und sie diese Stürmischen nicht zu zügeln vermochte, schloß sie die Augen, den einen Gedanken, der wie ein Stern an ihrem düstern Lebenshimmel hervortrat, festzuhalten. Vergebens, ihre Empfindungen stürmten zu wild auf sie ein, das Blut rann tobend durch ihre Adern, sie vermochte nicht, ihre Gedanken zu ordnen, sie schlug unmuthig die Augen auf und Gaspar stand vor ihr; die Arme über einander geschlagen, den Blick theilnehmend auf sie gerichtet, stand der kräftig Schöne in ihrem Anschauen versunken, vor ihr.

Als sie ihn jedoch fast erschrocken anstarrte, ward sein Auge düsterer, sein Blick ernster. Leonore! sagte er jetzt, und seine Arme streckte er nach der Gegend, wohin sich Rohan gewendet, dort zieht er hin, unbekümmert, ob Du um ihn trauerst, unbekümmert, ob Dein Herz bricht. Vergiß ihn, kehre zurück an mein Herz, das Dir mit Freuden vergiebt, kehre zurück, werde die Meine, und empfange den Segen Deines Vaters.

Bei diesen Worten erhob sich die Jungfrau, würdevoll stand sie vor dem Jünglinge. Zurückkehren soll ich? rief sie zürnend, an Dein Herz zurückkehren? Da ruhte ich noch nie, das blieb mir fern. Die Deine soll ich werden? Leonore die Deine? Eitler Thor! Sie wandte den Rücken und wollte gehen, doch schnell hielt sie an — Verzeih', Gaspar, daß ich so bittere Worte sprach, Deine Liebe so hart zurückwies. Du hast Dich geirrt, Du nahmst mein Wohlwollen für Liebe, Du, gesitteter als die übrigen Männer Eurer Bande, zeigtest mir Theilnahme, deshalb wollte ich Dir wohl. Aber Liebe? Nein! wie könnte ich Dich lieben, nachdem ich ihn sah? Nein, nein! Geh' guter Gaspar! fuhr sie im schmeichelnden Tone fort, geh! zürne nicht, laß mich allein und lebe wohl!

Der Jüngling warf einen wilden Blick auf das Mädchen. Wir sehen uns wieder, Leonore! rief er und kehrte trotzig zu den Seinen zurück.

Rohan zog indessen mit seinen Anhängern auf der Straße nach Sancerre Condé entgegen, jedoch nicht mit ruhigem Gemüth. Seinen Zweck hatte er verfehlt, Basil war gefangen, er mußte um ihn besorgt sein, da er den jungen Prinzen zu gut kannte und wohl wußte, wie bereit dieser war, Blut zu vergießen; er glaubte daher den Greis schon lange nicht mehr unter den Lebenden. Auch um Leonore war er besorgt, das leidenschaftliche Mädchen jammerte ihn. So zog er, von der Erinnerung an Marianen begleitet, nach Chatellerault, und wurde dort freundlich und liebreich von dem Prinzen empfangen, welcher von dem Drange der Ereignisse zu sehr beschäftigt, sich in diesem Augenblicke wenig um Montesquiou bekümmerte.

In Rochelle befand sich schon die Königin von Navarra mit ihren Kindern und 4000 Mann, die sie Condé zuführte. Von allen Seiten strömten die Anführer der Hugenotten mit ihren Truppen herbei, und bald befand sich der Prinz an der Spitze eines bedeutenden Heeres auf dem linken Ufer der Loire. Der Herzog von Montpensier stand ihm mit dem königlichen Heere, jedoch jedes Gefecht vermeidend, gegenüber.

Während sich der Prinz von Condé von Tage zu Tage verstärkte und in Poitou und Angoumois fast alle festen Plätze, mit Ausnahme von Poitiers, in seine Gewalt bekam, war man in Paris am Hofe des Königs in großer Bewegung.

Catharine von Medicis fürchtete, und wohl mit Recht, daß Karl der Neunte, ihrer Herrschaft überdrüssig, endlich die Regierung selbst ergreifen

und die Mutter von seiner Person entfernen würde. Sie glaubte sich daher so festsetzen zu müssen, daß sie theils dem Könige unentbehrlich, theils so furchtbar würde, daß er keinen Gewaltstreich gegen sie auszuführen wagen könnte. Sie hatte, dies voraussehend, die Erziehung des Königs ganz vernachlässigt; Jagd und das Blasen des Waldhornes waren seine Lieblingbeschäftigungen, jede Regierungangelegenheit war ihm lästig, und willig überließ er sie zuweilen der Königin, seiner Mutter. Aber in Stunden, wo diese Beschäftigungen ihn nicht ganz hinrissen, fühlte der junge Monarch doppelt das lästige Joch, welches die listige Mutter, welches die Gewohnheit um ihn geworfen hatte, und doppelt den Wunsch, es abzuwerfen. Von Natur ehrgeizig und muthvoll, war es dann sein sehnlichster Wunsch, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, und nichts befürchtete Catharina so sehr als dies. Dort wäre er ganz ihrer Leitung entzogen gewesen, hätte sich die Liebe der Soldaten, das Zutrauen des Adels erworben, und dies lag nicht in ihrem Plane. Gewohnt, an der Spitze des Heeres allein zu handeln, hätte er sich auch an die Spitze der Geschäfte gestellt und die Leidenschaft für die Jagd würde ihn dann weniger von jeder Thätigkeit abgezogen haben. Allem diesem entgegen zu kommen, mußte sie ihn von der Idee abbringen, das Heer in Person befehligen zu wollen. Die Guisen und die Marschälle, welche die Heftigkeit und den Jähzorn des Königs fürchteten, mußten ihm vorstellen, daß ein Fürst nicht persönlich seinen rebellischen Unterthanen entgegen treten dürfe; er verlöre die Liebe desjenigen Theiles des Volkes, der, durch Irrglauben verführt, jetzt die Waffen ergriffen habe, und es würde ihm schwerer, mit dem Schwerte in der Hand Gnade walten zu lassen, als vom Throne. Er möchte bedenken, daß nur das Blut seiner Unterthanen in diesem Kriege fließen, daß auch der Sieg über Franzosen ihren König nicht mit Lorbeeren schmücken könne, eine Niederlage aber die Rebellen nur trotziger und kühner machen würde.

Alle diese Rücksichten, aber wohl noch mehr eine Neigung, welche der König seit Kurzem für Marie Tronchet gefaßt hatte und die seine Mutter nur zu sehr begünstigte, bestimmten ihn endlich, den Willen Catharinens nachzugeben und die Anführung des Heeres dem Herzoge von Anjou zu überlassen, jedoch nicht ohne diesen bei so mancher Gelegenheit deshalb seinen Unmuth fühlen zu lassen.

Der Herzog war jetzt am Ziele seiner Wünsche, nicht so die Königin. Sie war es nicht eher, als bis sie den geliebten Sohn mit der Krone auf dem Haupte erblicken würde. Sehr wünschenswerth war ihr daher, daß Basil in ihrer Gewalt war, auf dessen Wissenschaft sie auch jetzt noch nicht das Zutrauen, welches sie einst auf ihn gesetzt, verloren hatte. Ein leidliches, aber strenges Gefängniß im Schlosse zu Vincennes machte dem Astrologen die Flucht unmöglich, aber eben so unmöglich war es der Königin, ihn zu bewegen, noch einmal des Herzogs von Anjou Horoscop zu stellen. Seit jenem Tage in Bayonne, wo er alle zur Astrologie ge-

hörigen Dinge zertrümmert, hatte er das Gelübde gethan, nie wieder dergleichen Frevel zu unternehmen, und nach Marianens Tode war dieser Entschluß zur höheren Reife gediehen, denn nur zwei sich widerstreitende Gedanken beschäftigten ihn seitdem, Rache an Montesquiou und stille Vorbereitung zur ewigen Wallfahrt.

Als seine Wunde am Kopfe wieder geheilt war, ließ ihn die Königin in der Stille nach Paris in den von ihr neuerbauten Palast der Tuilerien führen. Es hatte sich ihr im Norden eine Aussicht zur Befriedigung ihres sehnlichsten Wunsches gezeigt; Sigismund, König von Polen, war sehr kränklich und seinem Ende nahe, mit ihm starb der Königsstamm der Jagellonen aus. Schon jetzt hatte Catharina die Gemüther der Polen ausforschen lassen, und sie schienen geneigt, nach Sigismund's Tode Heinrich von Anjou zu ihrem Könige zu wählen. Die Prophezeihung der Zigeunerin mit dem gekrönten Adler, selbst Basil's Verkündigung deuteten auf die Erfüllung dieses Wunsches, und noch einmal wollte sie ihn bestätigt wissen. Nur vom Herzoge von Anjou begleitet, begab sie sich deshalb in die Tuilerien. Sie hoffte Basil zu imponiren, und ihr Auge flammte ihm zornig entgegen, als er eintrat. Der Greis verneigte sich ehrfurchtvoll und der Königin Blick wurde milder, als er auf den tiefen Furchen ruhte, welche das Schicksal, seit sie einander nicht gesehen, seinem ehrwürdigen Antlitze eingegraben hatte.

Was ist Eurer Majestät Begehr? begann der Astrolog, einen bedeutsamen Blick auf Heinrich von Anjou werfend, der, als kümmerte ihn die ganze Verhandlung nicht, sich nachlässig an die Fensterbrüstung lehnte.

Ihr seid dem Gesetze verfallen! begann die Königin nach langem Schweigen, während sie nur mit Mühe die Gefühle zu unterdrücken vermochte, welche der Anblick Basil's in ihr aufgeregt hatte. Ihr seid des Meuchelmordes beschuldigt, Euer eigenes Geständniß, das Ihr den Malthefer Montesquiou erschießen wollen, spricht gegen Euch, und hätte mein schützender Arm Euch nicht vor den Richtern bewahrt, so hättet Ihr schon längst das Blutgerüst bestiegen.

Meine Tage sind gezählt, Königin, und auch die Euren! sagte Basil mit einem Tone, der dem Geisterreiche entstiegen schien, und der Catharinen die Unterredung mit dem Herzoge Alba in Bayonne zurückrufend, sie vor dem todtenähnlichen Gesichte des Astrologen schaudern ließ.

Ihr scheint die Gnade meiner königlichen Mutter nicht zu erkennen! rief der Herzog von Anjou, rasch hinzutretend.

Basil lächelte. Gnädiger Herr, was die Königin über mein Leben beschließt, beschließt sie über sich selbst. Des Menschen Schicksal, lenkte er schnell ein, ist im Buche des Lebens vor seinem Werden schon aufgezeichnet, er folgt nur einer höheren Macht. Bei Eurem Namen stand, daß ich im Walde zu Angouleme zu Eurer Rettung erscheinen würde, der Bolzen der Armbrust des Zigeuners konnte nicht aus dem Dickig zu Eurem Herzen.

Die Lunte mußte das thörigte Mädchen verlöschen, damit Montesquiou noch länger der Reue und seinem Gewissen lebe.

Wer ist das Mädchen? fragte der Herzog, Basil unterbrechend.

Hütet Euch vor ihr, Herr! — Als sie geboren ward, da träufelten die bösen Geister zwei Tropfen des nie zu löschenden Feuers auf ihre Lippen, sie sog die Glut der Verdammniß hinunter, und als die Engel erschienen, ihr den Weihkuß zu geben, konnte der Himmlischen Segenshauch nicht bis in's Innere dringen, er wob nur des Himmels Anmuth und Schönheit über die irdische Gestalt. Hütet Euch vor ihr.

Ein strafender Blick der Königin traf den Herzog, der sich in die Fenstervertiefung zurückzog.

Basil, begann nun die Königin, am nahen Ziele meines sehnlichsten Wunsches möcht' ich noch einmal hinter den Vorhang schauen, der die Zukunft meines geliebten Sohnes verbirgt; lüftet ihn noch einmal und Ihr seid frei und könnt dann, reichlich beschenkt, ziehen wohin Ihr wollt.

Majestät! erwiderte der Astrolog, und auf seinem Antlitze drückte sich treuherzige Gutmüthigkeit aus, gern würde ich Euren Befehlen folgen, könnte ich. Gern würde ich für Catharina von Medicis im Palaste der Tuilerien die Zukunft verkünden, wie einst in Florenz und in Mellin, aber dem schwachen Menschen gehorchen die Geister nicht, nur den mit Weisheit vereinten Kräften der Natur, den Zeichen und Charakteren, die einen magischen Zauber für sie haben, folgen sie, und diese habe ich zertrümmert.

Und weshalb begingt Ihr diesen Frevel? fragte die Königin unwillig.

Als ich dem Herzoge Alba in Bayonne das Horoscop stellen mußte, fuhr Basil gleichmüthig fort, sah ich schreckliche Dinge, schrecklich für Frankreich, mein zweites Vaterland, wodurch ich zur Erkenntniß kam und im heiligen Eifer meine Bücher verbrannte, die Instrumente vernichtete und die Todtengerippe und Knochen der Erde wiedergab, der ich sie genommen hatte.

Und was sahet Ihr, Meister? fragte die Königin rasch; auch der Herzog trat näher.

Ich sah, berichtete Basil, und aus seinem Auge begann der Strahl der Verkündigung zu leuchten, ich sah von Nordost, von West und Süd Ungeheuer, sich gleich an Gestalt und Wuth, über Frankreichs gesegnete Fluren ziehen. Wo sie vorüberrauschten, da weckten sie den Schlummernden, warfen den Säugling aus der Wiege, nahmen den Feuerbrand vom Heerde und zündeten das Haus, welches sie gastlich beherbergte. Ihre Gestalten waren wie die Gestalt des kastilianischen Löwen, jedoch von Fledermausflügeln verunstaltet; ihr Antlitz glich dem Tigerantlitze Alba's, so daß er selbst bei dem Anblicke seiner Doppelgänger erschrak. So zogen sie von den Alpen, den Pyrenäen, den Niederlanden her über Frankreichs

Städte und Auen, immer den Flug nach Paris gerichtet, und als sie über dem Thurme von Notre-Dame im furchtbaren Dreieck schwebten, senkten sie sich hernieder, und, wie aus einem Flammenmeere auftauchend, hatten sie Kronen von Lilien auf dem Haupte. Von neuem hoben sie sich hoch in die Lüfte, hinter sich einen Wagen, gleich dem Wagen eines römischen Triumphators, auf welchem Alba's blutige Hand die dunkeln Zügel lenkte; sie umkreis'ten Paris und hielten über dem Louvre. Aus dem Rachen der Ungeheuer stürzten Feuerflammen herab auf den Palast des Königs, und — der Vorhang sank.

Saht Ihr nichts weiter, Mann der Verkündigung, saht Ihr, der Lehre der Prädestination zugethan, saht Ihr nichts mehr? fragte der Herzog, dem Alten scharf in's Auge blickend, während sein Mund sich immer mehr zum höhnischen Lächeln verzog.

Ich sah Euch, Herr, sagte der Astrolog mit einem so ernsten, festen Tone, daß des Herzogs Blick sich wider Willen senken mußte. Euch setzte eines der Ungeheuer die Krone auf's Haupt, ein anderes riß sie wieder herab, und Alba lächelte zu diesem Kronenspiele.

Und waren alle Drei sich gleich, in nichts verschieden? fragte jetzt die Königin, welche bis jetzt nachdenkend geschwiegen.

Der äußern Gestalt nach, so viel ich mich dessen erinnern kann, waren sie gleich, doch schien es mir, als ob aus den Flammen, die sie sprüheten, die Worte Mord, Fanatismus, Herrschsucht sich bildeten. Er schwieg, die Königin sah starr vor sich hin, der Herzog von Anjou schien nachzusinnen.

Ihr seid Hugenotte? fuhr er plötzlich auf und trat vor Basil, der, von dieser Frage überrascht, die Farbe wechselte, während der Herzog ihn unverwandt anblickte.

Ja, ich bin ein Hugenott', erwiderte Basil nach kurzem Kampfe, und bereit, für meinen Glauben den Märtyrertod zu sterben.

Mutter, übergebt mir den alten Gaukler, damit ich ihn durch seine Ungeheuer zerfleischen lasse und er fürder nicht mehr wagen kann, sein Spiel mit uns zu treiben. Die Vision, mit der er uns belustigte, schmeckte zu sehr nach Calvinismus.

Basil lächelte. Hoheit! begann er mit ruhiger Würde. Es wird eine Zeit kommen, wo Ihr, Heinrich von Anjou, meine Glaubensbrüder verfolgen werdet, wie Ihr das Wild verfolgtet in dem Walde von Angouleme, und doch wird Heinreich der Dritte von Frankreich sich in die Arme der Hugenotten werfen, daß sie die wankende Krone auf seinem Haupte befestigen. Wehe Frankreich! rief er jetzt und stand, wie ein Seher aus der alten Zeit vor ihnen, wehe, wenn der geschmückte Tiger von Osten, der Löwe von Westen es zerfleischen — wehe, Valois, dein Stamm verdorrt!

Gaukler! rief der Herzog, mit zitternder Hand nach dem Dolche fassend, dies sei die letzte Deiner lügenhaften Prophezeihungen!

Vergesset meine Gegenwart nicht, mein Sohn von Anjou! unterbrach

ihn hinzutretend die Königin. Sie schellte, ein Offizier ihrer Leibwache trat ein. Führt den Gefangenen zurück nach Vincennes; Ihr steht mir für ihn. Basil wurde abgeführt.

Du zitterst, Heinrich! begann die Königin, nachdem sie ihren Liebling mit sorgsamem Blicke angeschauet hatte. Die Worte dieses furchtbaren Mannes haben Dich erschüttert. Wisse, seine Tage sind mit den meinen zugleich gezählt, zugleich verrinnt unser Sand.

Der Herzog wollte die Rede der Mutter belächeln, doch es gelang ihm nicht; er wollte der Worte des Astrologen spotten, und vermochte es nicht. Nicht stark genug, der Schwächen seines Zeitalters, der Schwächen, die er von Jugend auf eingesogen hatte, Herr zu sein, wollte er dieses Gaukelspiel, wie er es nannte, belachen, und doch zitterte er davor.

Beherzige, was er gesagt, unterbrach Catharina die eingetretene Stille, vergiß seine Worte nie, ich habe sie immer als wahr erkannt.

Mich in die Arme der Hugenotten werfen, bei ihnen Schutz suchen für meine Krone? — Nimmermehr! rief Anjou jetzt, vom Zorn erglühend, Mutter, nimmermehr!

Das Schicksal zwingt uns oft, einen Weg zu betreten, wozu der eigene Wille nie den Fuß heben würde, unterbrach die Königin seine Heftigkeit. Bedenke, wenn Guise nicht bei Dreux das königliche Heer rettete, so gingen wir heute nicht in die Messe, wir beteten französisch. Der Zufall ist unser Herr, ihn benutzen, so gut wir können, all' unsere Weisheit. Wer kann wissen, was die Nothwendigkeit befiehlt?

Ihr habt Recht, Mutter, hier so wie immer! erwiderte der Herzog fast spöttisch, man muß sich fügen. Auf Eurem glatten Wege gelangt man am sichersten zum Ziele. Auch des Feindes Macht muß man zu seinem Zwecke nicht verschmähen, kein Mittel, das zum Ziele führt, unbenutzt lassen. Das ist Euer Wahlspruch — und ich werde ihn befolgen.

Catharina von Medicis drückte den geliebten Zögling an ihr Herz und freute sich innig, daß ihre trefflichen Lehren so tief Wurzel geschlagen.

Noch in der nemlichen Nacht wurde Basil seiner Haft entlassen. Die Königin, den ungestümen Charakter Heinrichs von Anjou fürchtend, und immer in dem Wahne, daß ihr Leben mit dem Leben Basil's innig verbunden sei, hatte den Befehl zu seiner Befreiung gegeben, und selbst die Pässe ausgestellt, mit denen er sicher nach la Rochelle gelangen konnte.

Auch Heinrich von Anjou beurlaubte sich einige Tage darauf von dem Könige, der hierbei, seines Unmuthes nicht mehr Herr, mitten in der Audienz plötzlich seinem Bruder den Rücken wandte, den Saal verließ und sich in sein Zimmer verschloß. Dem Herzoge war dieser unmännliche Zorn gleichgiltig, er ging sogleich zum Heere ab, welches aus 24,000 Mann

Fußvolk und 4000 Reitern bestand. Die Armee des Prinzen von Condé, zwar schwächer, war doch von einem Geiste beseelt, der nur Denen zu Theil wird, welche für die eigene Sache, den eigenen Heerd, für ihren Glauben streiten. Nicht mit Söldnern, mit seinen Vasallen und Glaubensbrüdern war der junge Adel zum Heere gestoßen, freiwillig das väterliche Erbtheil verlassend, um sich den ruhigen Besitz des Eigenthums, die freie Ausübung seines Gottesdienstes zu erkämpfen. Das königliche Heer dagegen bestand aus Schweizern und aus dem katholischen Adel, der zu seiner Erhaltung nicht wie die Hugenotten gezwungen war, alles aufs Spiel zu setzen; seinen Glauben tastete Niemand an, seine Besitzungen konnten wohl ein augenblicklicher Raub der Feinde, sie konnten verheert werden, aber Niemand entriß sie ihm, er kämpfte nur für die Ehre, für die Gunst des Hofes, nicht für seine bürgerliche Existenz, und Viele fanden sich nicht einmal freiwillig bei dem Heere ein, sie folgten nur dem allgemeinen Aufgebote.

Aus diesem Grunde suchte der Prinz die Gelegenheit zur Schlacht, aus demselben Grunde vermied sie der Herzog; dieser fürchtete mit dem ersten Kampfe die geträumten Lorbeeren verschwinden zu sehen, jener wollte den Tag von Dreux durch einen neuen Schlachttag vergessen machen. So verstrich der Herbst, keiner wollte zuerst die Winterquartiere beziehen, und nur die strenge Witterung, die in beiden Heeren eingerissenen Krankheiten, nöthigten endlich die Heerführer, den Truppen die Ruhe zu gönnen.

Als der Prinz nach la Rochelle ging, wo die Königin von Navarra und die Prinzessin von Condé sich befanden, führte ihn sein Weg unsern St. Claire vorüber. Das Grab seines Kindes, wohl auch Isabelle von Limenil, deren Andenken ihm immer noch theuer geblieben war, zog ihn hin. Nur von Rohan begleitet betrat er die Abtei.

Die Aebtissin, obgleich den Heerführer der Hugenotten hassend, empfing jedoch den Prinzen mit der Achtung, die seinem Stande gebührte. und als er mit der ihm so eigenen Liebenswürdigkeit ihr für die Ruhestätte dankte, welche sie dem ihm theuern Wesen auf dem heiligen Friedhofe ihrer Abtei gegönnt, als er ihr für die mütterliche Liebe dankte, mit der sie für Isabelle de la Tour gesorgt habe, schwand allmählig der Groll aus dem Herzen der würdigen Matrone, und sie verzieh ihm gern.

Bald äußerte Condé den Wunsch, Isabellen zu sprechen. Die Aebtissin, welche dies vorausgesehen, suchte alle möglichen Gründe vor, ihn davon abzubringen; vergebens. Der Prinz bat dringend, daß die Aebtissin endlich nachgeben und das Fräulein davon benachrichtigen mußte. Sie kehrte bald wieder zurück. Isabelle, so berichtete sie dem Prinzen, lasse ihn bitten, ihrer zu schonen und St. Claire zu verlassen, ohne eine Zusammenkunft zu verlangen. Aber zu theuer schwebte ihm ihr holdes Bild vor Augen, ihre Nähe hatte die Sehnsucht zu lebhaft geweckt; er bestand auf seinem Willen und gab die heiligsten Versicherungen, nicht aus den Mauern St. Claire's zu ziehen, bevor er Isabelle gesehen, gesprochen habe.

So erwartet sie denn am Sprachgitter, Hoheit! sagte die Aebtissin gerührt. Gebe der Himmel, daß es zu ihrem Heile sei und das zu Gott gerichtete Herz nicht wieder von seiner heiligen Bahn zum Irdischen gelenkt werde, denn schwach ist das Herz des Menschen; auch würde sich Euer Gewissen mit doppelter Schuld beladen.

Eine dienende Schwester führte den Prinzen bald darauf in's Sprechzimmer; Rohan verließ ihn.

Es war schon Abend, eine kleine Lampe hing von dem Kreuzgewölbe herab und erhellte nur sparsam das kleine Zimmer, in welchem wohl schon mancher Seufzer der Sehnsucht aufgestiegen, so mancher schlummernde Wunsch von neuem geweckt, so manche Thräne den dahin geschwundenen Lebensfreuden geweint worden war. Und als Condé das eiserne Gitter betrachtete, diese undurchdringliche Scheidewand, die ihn von der einst so innig Geliebten trennen sollte, als er sich jetzt, wohl etwas spät, die Frage that: Was willst Du hier, willst Du die vernarbten Wunden aufreißen, die kaum errungene Ruhe des Gemüthes von neuem stören? da öffnete sich die Thüre und eine hohe, ernste Gestalt im Gewande der Karmeliterinnen trat ein, neigte sich tief vor dem starr auf sie blickenden Condé, trat dann mit wankendem Schritte bis an's Gitter, und den Schleier zurückwerfend, fragte sie mit dem zauberischen Tone ihrer Stimme —

Was wünscht Ihr von mir, Prinz Condé?

Da stand sie vor ihm, die Rose, die auf Frankreichs üppigster Flur nicht schöner gefunden wurde, da stand sie, bleich und abgehärmt; ein graues wollenes Gewand barg die schönen Formen der herrlichen Gestalt, die Fülle brauner Locken wallte nicht mehr über die blendende Stirn herab, jeder Reiz war verhüllt, nur das rothgeweinte Auge, nur der schmerzlich lächelnde Mund blickten als Verkünder trüber Trauer hervor. Die Purpurrose war verwelkt, die Wange erbleicht, die Glut des Auges verloschen, und um den lieblichen Mund mit seinem Zauberlächeln zog sich Wehmuth und Schmerz.

Isabelle! rief Condé, und seine Hand bedeckte bei ihrem Anblicke das Auge. Unglückliche Isabelle!

Was wünschet Ihr, mein Prinz? fragte sie tiefbewegt. Sagt es mir bald, daß ich noch einmal Eure Stimme vernehmen kann, bevor meine Kräfte mich verlassen; was wünscht Ihr, Condé?

Euch noch einmal zu sehen, zu sprechen — Euch zu sagen —

Sagt mir nichts! unterbrach sie ihn schnell. O sagt mir nichts; ich bitt' Euch, gnädiger Herr, stört den Frieden meines Herzens nicht!

Habt Ihr mir verziehen, Isabelle?

Ich fiel, Catharinens Politik ein Opfer; den Hugenotten ein Opfer ward ich von Euch verlassen, und das habe ich Euch verziehn. Dort, fuhr sie fort, die Hand nach Westen streckend, dort schlummert der Engel

der Versöhnung, weihet ihm ein still Gebet. Der Himmel schenke Euch Frieden, mir einen sanften Tod — und nun lebt wohl für immer!

Sie warf noch einen Blick auf den einst so innig geliebten Mann und schritt zurück in ihre Zelle; nie sah sie ihn wieder.

Ich habe viel geopfert! sagte Condé, tief ergriffen, dumpf vor sich hin. Sie war eines besseren Schicksals würdig! Dann verließ er das Sprachzimmer und folgte der innern Stimme, die ihn dahin zog, wo der Mond über die hohen Mauern der Abtei auf blumengeschmückte Gräber schaute und die Thautropfen des Abends wie Thränen in seinem Dämmerlichte erglänzten.

Als er die Thüre des Friedhofs öffnete, traten zwei Gräber seinem Blicke entgegen, welche das Mondlicht hell bestrahlte; vom Herbststurm verwehte Blüthen lagen um den erstorbenen Rasen gestreut und nur die Kränze von Ephen flatterten noch grünend im rauhen Abendwinde. Auf beiden Gräbern saßen verhüllte Gestalten, die regungslos vor sich hinzustarren schienen.

Als Condé sich ihnen nahete, erhoben sich Beide und kamen ihm entgegen. Es war Basil und Rohan, welche der Zufall hier an dem Grabe der Geliebten wieder zusammengeführt hatte. Schweigend grüßten sie den Prinzen und führten ihn zu den Hügeln.

Hier ruhet Mariane, hier Jeronimo! rief schmerzlich ergriffen Basil.

Und hier? unterbrach ihn Condé, seinen Blick auf einen kleinen, noch mit frischen Blumen geschmückten Hügel heftend, hier —

Was nicht zum Leben erwachte, unterbrach ihn Basil mit ernstem Vorwurfe, ward nicht die Beute des Todes. Die Blüthe vom Nachtfroste zerstört, bricht keine frevelnde Hand als Frucht. Aber wo das Leben so lieblich wogte, sprach er mit Wehmuth, zwischen Marianens und Jeronimo's Grab tretend, wo es aufloderte zur herrlichsten Flamme und verlosch, wo es so schön und reizend sich gestaltend, von teuflischer Hand gemordet wurde, da senke sich der Vaterblick; auf Marianens Grab falle Eure Thräne und der Schmerz erneuere hier den Schwur der Rache. Doch Ihr werdet sie nicht rächen! rief er begeistert, nicht der Vater, nicht der Geliebte, der Greis wird es, wenn auch tausend Lunten verlöschten, tausend Schwerter sein Haupt ihm spalteten! Recht so, Heinrich Rohan! fuhr er fort, und sein Auge glänzte im Strahle des Mondes. Betet für die Seele der Zerschmetterten, für Eure Seele, Ihr werdet nicht lange mehr einsam und traurig wandeln. Auch Ihr nicht, edler Fürst — und der alte wankende Greis wird Euch Alle zu Grabe geleiten. Da rauschte der Abendwind durch die entlaubten Zweige des alten Fliederbaumes, die Uhr vom Thurme der Abtei schlug die eilfte Stunde, und ihre dumpfe Mahnung weckte die Betenden aus ihrer stillen Andacht.

———

Als der Prinz auf seinem Wege nach Rochelle Angouleme besichtigte, die Werke und alles zur Vertheidigung Nothwendige in Augenschein genommen hatte, schickte er Rohan zu Dandelot, welcher in St. Jean d'Angely befehligte; er selbst setzte, von Basil begleitet, die Reise nach Rochelle fort. Seit der kurzen Stunde, die er in St. Claire zugebracht, hatte den frohen, heitern Geist ein Trübsinn ergriffen, der Keinem seiner Umgebung entging, und welchen zu verscheuchen Basil Alles, jedoch vergeblich versuchte. Der Anblick Isabellens, der Anblick seiner Kinder hatten einen tieferen Eindruck zurückgelassen, als er vermuthete; denn hätte er dies geahnt, wäre er wohl nicht nach St. Claire gegangen. Selbst die Gegenwart seiner Familie in Rochelle vermochte ihn nicht ganz aufzuheitern; nur die kriegerischen Vorbereitungen zerstreuten ihn einigermaßen, und wohl mehr als je sehnte er sich jetzt nach Kampf und Schlacht.

Rohan zog indeß, nur von einigen Dienern begleitet, St. Jean d'Angely zu. Auch er hatte an Marianens Grabe die Ruhe der Seele wiedergefunden, eine stille Sehnsucht war, seitdem er an ihrem Hügel gekniet, sein steter Begleiter; als er daher in einem Wäldchen dicht am Thore von Matha rastete, die Pferde weideten und er unter dem Schatten eines hohen Kastanienbaumes gelagert war, entfernte er seine wenigen Begleiter, und der trüben Erinnerung nachhängend, überließ er sich, die Augen fest geschlossen, dem Gedanken an Mariane. Da weckte ihn ein leises Geräusch aus seinen Träumen, sein treuer norwegischer Hund fuhr knurrend auf, und als sich Rohan erhob, stand ein junger Zigeuner vor ihm, dessen Gesicht ihm aus dem Walde von Belon her noch erinnerlich war.

Gott grüß' Euch, Herr! sagte der Zigeuner. Ich komme von Nikola, bei Euch anzufragen, ob Ihr vielleicht in dieser kriegerischen Zeit ihn und die Seinen gebrauchen könnt? Auch soll ich Euch von Leonoren grüßen; das arme Kind weint, alle Lust und Freude ist von ihr gewichen, seitdem sie Euch verlassen mußte. Sie war sonst ein so munteres, fröhliches Ding, die Welt schien ihr zu gehören, und wenn es blitzte und stürmte, wir Alle in unsere Mäntel gehüllt uns vor dem Unwetter schützten, da sang sie ein munteres Lied, dem wir gern zuhörten, und über das liebliche Kind vergaßen wir Sturm und Donner. Aber jetzt — still, schwermüthig wandelt sie umher, das Auge voll Thränen, ihr Gesang ein tiefer Seufzer — und als sie hörte, ich zöge zu Euch, hat sie mir ein Andenken mitgegeben, das ich heimlich Euch reichen sollte. Aber lieber Herr, nehmt die Bestie, die mich so zähnefletschend und grimmig anstiert, hinter Euch, wenn ich Euch Leonorens Geschenk übergeben soll.

Rohan belächelte des Zigeuners Furcht und wies den treuen Hund zurück. Nun gieb, sagte er freundlich, Leonorens Andenken hat Werth für mich. Der Zigeuner nahte sich, faßte unter den Mantel, zog einen Dolch hervor und führte mit kräftiger Faust den Stoß; er glitt an Rohan's

Panzer ab und traf nur den Arm, Rohan taumelte zurück, der Zigeuner entsprang, jedoch nur wenige Schritte. Der treue Hund packte ihn von hinten, riß ihn zu Boden, und sein Gebiß hielt, das Auge fragend auf seinen Herrn gerichtet, den Mörder an der Gurgel fest.

Glorieux! rief Rohan, laß! der Hund ließ seine Beute los, doch unverwandt den Zigeuner und seine Bewegung beobachtend, der auf Rohan's Befehl mit keckem trotzigem Blicke näher trat.

Wirf den Dolch von Dir, rief ihm der Ritter zu. Der Zigeuner gehorchte.

Wer hat Dich zu diesem Morde gedungen? fuhr der Ritter fort, ohne auf seine Wunde zu achten.

Niemand! erwiderte der Zigeuner.

Nur die Wahrheit sagend, kannst Du Gnade finden. Wer hat Dich gedungen?

Keiner als ich mich selbst!

Und was bewog Dich zu dieser That?

Der Blick des jungen Zigeuners, der bis jetzt fest und kalt auf Rohan geruht hatte, wurde nun unstät, eine wilde Flamme schien in seinem Auge zu glühen, und sein ganzes Antlitz überflog Purpurröthe.

Sprich! rief Rohan zornig, ruft mein Hifthorn die Meinen zurück, oder winke ich nur diesem Thiere, so bist Du des Todes!

Der Zigeuner lächelte. Der Tod würde mir das Geständniß nicht erpressen, ihn fürchte ich nicht mehr, sagte er gleichgültig, aber Freude macht es mir, in Worten meinem Herzen und meiner Wuth Luft machen zu können. So hört! Leonore liebt Euch, und seit sie Euch sah, hat sie mich vergessen. Ihr konnte ich den Dolch nicht in's Herz stoßen, er wäre meiner Hand entfallen; so mußtet Ihr bluten.

Eifersucht also, Unglücklicher? sagte Rohan. Nun so verzeihe ich Dir; die Wunde ist leicht.

Der Zigeuner lachte höhnisch.

Fliehe so schnell Du kannst, ehe die Meinigen sich um mich sammeln! Er lockte Glorieux zu sich, und hielt ihn am Halsbande zurück. Fliehe, elender Mörder! wiederholte er. Gaspar entfloh; Glorieux knurrte, als er ihm nicht folgen durfte. Und erst als der Zigeuner im Dickig verschwunden war, rief das Horn die Diener, welche nicht wenig erstaunten, ihren Herrn blutend zu finden.

Ein leichter Verband in der Eile auf die Wunde gelegt, konnte das Blut nicht völlig stillen, und als Rohan nach Kurzem in die Herberge zu Matha einritt, war er durch Blutverlust sehr ermattet, so, daß ihn der Wundarzt, welcher zu kommen nicht gesäumt hatte, schon eingeschlafen und in sonderbarer Gesellschaft fand.

Zwei Zigeunerinnen saßen weinend an seinem Lager. Es war Jeannette und Leonore, deren Auge unverwandt auf den Verwundeten gerichtet, seit

der Wundarzt eingetreten, ängstlich auf jedes seiner Worte lauschte, während die Alte kopfschüttelnd daneben stand und den Arm des Schläfers betrachtete.

Die Wunde ist leicht und ohne die mindeste Gefahr, sagte der Arzt, müßte ich nicht befürchten —

Die Alte winkte ihm, zu schweigen, — er bemerkte es nicht.

Müßte ich nicht befürchten, der Dolch sei vergiftet gewesen.

Das Mädchen sprang bei diesen Worten auf, trat zu dem Arzte und sah starr auf den nur wenig blutenden Arm.

Alle Symptome des Giftes sind da, fuhr der Arzt unbekümmert um seine Umgebung, fort, und somit jede Hoffnung verloren; nur eins könnte ihn retten, denn noch ist das Gift nur in den äußeren Theilen. Er legte den Verband leise um die Wunde und eilte nach Hause, um noch für diesen unvorhergesehenen Fall das Nöthige herbeizuholen.

Aengstlich hatte die Alte Leonoren bei den Worten des Arztes beobachtet; eine augenblickliche Röthe war bei dem Worte Gift über das Gesicht des Mädchens geflogen, schnell aber die vorherige Bläße zurückgekehrt und nicht Schmerz nicht Verzweiflung, nur Ruhe drückte sich in den lieblichen Zügen des Mädchens aus. Als der Arzt sich entfernt hatte, setzte sich Leonore zu dem Kranken und schien einige Zeit nachzudenken, während die Alte die Flechten ihres Haares, die lose um Schulter und Nacken rollten, wieder ordnete.

Hab' ich doch immer den tollen, wilden Jungen gefürchtet! hob die Alte jetzt leise an, da Leonore sie schweigend gewähren ließ. Habe immer gefürchtet, daß ihn die Eifersucht zu Thorheiten verleiten würde; daß er aber so heimtückisch den guten Herrn mit vergiftetem Dolche ermorden wollte, das hätte ich nicht geglaubt.

Ach wohl! sagte das Mädchen.

Und weshalb? fragte die Alte.

Verschmähte Liebe vermag das verwundete Herz zum Schrecklichsten zu führen; Eifersucht muß furchtbar sein!

Leonore! warnte die Alte und legte den Finger auf den Mund, daß sie mit ihrer heftigen Rede den Schlafenden nicht wecken sollte. Leonore verstand und schwieg.

Mutter! — bat sie nach einer Weile — mich dürstet. Ich kann Rohan nicht verlassen, wäret Ihr wohl so gut, mir einen Trunk Wein zu holen, die Zunge klebt mir an dem Gaumen, ich bedarf einer Stärkung. Werdet nicht böse, liebe Mutter, setzte sie schmeichelnd hinzu, und geht.

Die Alte erfüllte ihre Bitte und ging, kehrte jedoch bald mit dem Weine zurück, welchen das Mädchen fast gierig hinunter stürzte. Von dem Weine erhitzt, glühte ihr Gesicht, mit triumphirenden Lächeln blickte sie auf Rohan, dessen verbundenen Arm sie sorgfältig bedeckt hatte, und als die Mutter besorglich über diese Veränderung fragte: ob ihr etwas begegnet

sei? — erwiderte sie mit sonderbarer Bedeutung: Nichts, gute Mutter, mir ist recht wohl.

Jetzt regte sich der Verwundete, der Schlaf schien zu fliehen, und Leonore winkte der Mutter, die schnell hinaus eilte, den Wundarzt zu rufen. — Als Rohan die Augen aufschlug und Leonore an seinem Bette sitzen sah, war er nicht wenig verwundert.

Woher kommst Du, Mädchen, und in diesem Augenblicke, wo ich Deiner Pflege vielleicht bedarf? Es ist lange her, seit Du mich verlassen.

Ich verließ Euch nie, Rohan! sagte das Mädchen, ich umschwebte Euch stets und überall, nur in dem unseligen Augenblicke war ich fern, ich Unglückliche!

Darum trieb auch wohl die Eifersucht einen der Deinen, mir den Dolchstoß zu geben? unterbrach sie Rohan. Nun, Gott sei gedankt, er traf nur den linken Arm, und heute setze ich meinen Weg nach St. Jean d'Angely fort.

Ich glaube kaum! sagte das Mädchen zitternd.

Der Arzt trat jetzt mit Jeannetten herein. Rohan grüßte ihn lächelnd.

Eine leichte Wunde, sagte er, die mich nicht hindern wird, weiter zu ziehen.

Der Arzt schüttelte den Kopf.

Nicht? fragte Rohan. Ich fühle mich nur matt, sonst sehr wohl.

Herr! unterbrach ihn der Wundarzt, ich halte es für Pflicht, Euch die Wahrheit nicht zu verhehlen. Bereitet Euch zum Tode; der Dolch war in das stärkste Gift getaucht. Sorgt für das Heil Eurer Seele.

Da sah Rohan mit dem Blicke der Ergebung auf gen Himmel, ein heiteres Lächeln umzog seinen Mund, dann sprach er schmerzlich: Ich scheide gern vom Leben, gern folg' ich Dir, Mariane, aber in der Schlacht, im Glaubenskampfe, da hätte ich zu sterben gewünscht, nicht auf dem Siechbette durch Mörderhand.

Der Arzt hob die Decke, um die Wunde noch einmal zu sehen. Der Verband war gelös't, er besah staunend die Wunde, dann ruhte sein Auge forschend auf Leonoren, die mit verklärtem Blick fast triumphirend ihn ansah.

Herr! hob jetzt der Arzt mit gepreßter Stimme an. Ein Engel des Himmels ist Eurem Lager genahet und hat das Gift aus der Wunde gesogen, und dieser Engel war dies Zigeunermädchen.

Leonore sank vor Rohan nieder, erfaßte seine Hand und drückte sie an ihr Herz. Sie hatte außer dem Gifte, welches sie aus Rohan's Wunde gesogen, das Fläschchen geleert, welches sie stets bei sich führte, damit, wenn sie den Ritter nicht retten konnte, sie doch mit ihm stürbe.

Für Euch, Rohan! rief sie jetzt, und schon trieb das Gift das Blut wild durch ihre Adern, für Euch schlug dies Herz — hoffnungslos. — Glücklich konnte es nicht werden durch Euch im Leben, so will es wenigstens

beglückt sein durch Euch im Tode. Für Euch zu sterben war mein einziger Wunsch, und Gott und die heilige Jungfrau haben ihn erhört. Ich sog das Gift aus der Wunde, gelobt sei Gott der Erbarmer; aus ihr sog ich den Tod und gab Euch das Leben. — Ein Wort der Liebe, Rohan, ein einziges Wort, das mich auf meiner schmerzvollen Wallfahrt begleiten mag, rief sie erschüttert.

Mädchen! sprach der Verwundete tief erschüttert. Treue Seele voll Liebe und Edelmuth, liebliche Blume, die für mich in ihrer Jugendschöne verwelkt, nichts, nichts kann ich zu Deiner Rettung thun, nur freundlich dankend könnte das Wort sein, das ich Dir auf die ewige Reise mitzugeben vermöchte; ich verehre Dich, Märtyrin! aber nur einmal quoll das Wort der Liebe über meine Lippen.

Da hob Leonore sich schweigend empor, warf einen Blick gen Himmel und stand im stummen Schmerz versunken da, Jeannette drückte sie weinend an das Mutterherz, sie achtete ihrer nicht, Rohan streckte ihr die Hand entgegen, sie lächelte schmerzlich ohne sie zu ergreifen. Ihre Seele war zerrissen, wie der Körper, Gift durchwühlte Beide. Der Tod nahete, nicht schnell löschte er die Fackel, er legte die brennende auf das gebrochene Herz, daß jeder Funke als Flamme noch einmal aufflackere, und langsam nur des Lebens Mark verdorre. — So stand sie gegen den Tod kämpfend und gegen ihr Herz, zitternd und mit starker Hand den Sessel haltend, damit sie dem Zittern noch gebieten könne.

Denke an Gott! rief Jeannette ihr zu, als sie das Auge glühend auf Rohan geheftet, die letzte Flamme ausströmen zu wollen schien. Denke an Deine Seligkeit und laß das Irdische schwinden.

Leonore! bat Rohan, denke an Gott, denke freundlich versöhnend an die, welche Du verläßt. — Die kurzen Tage meines Lebens werde ich mit Liebe Dein gedenken; neben Marianens zerschmetterter Gestalt stehe Die Deine, Du armes unglückliches Mädchen!

Ach! seufzte Leonore, an seinem Lager niedersinkend tief auf. — Freudig, als habe der Engel der ewigen Liebe sie gerufen, blickte ihr Auge starr auf Rohan und brach.

Kaum schwollen die Knospen, kaum breitete der Frühling seinen grünen Teppich über die Auen, als auch beide Heere, zum Kampfe gerüstet, aus den Winterquartieren aufbrachen. Der Prinz marschirte den Truppen entgegen, welche der Chevalier Piles ihm aus den südlichen Provinzen zuführte. Der Herzog von Anjou, welcher schon die Verstärkung unter dem Grafen von Tende an sich gezogen hatte, war von Conflans in Limousin aufgebrochen, über die Vienne gegangen, und zog nach Berteuil. Er war unterrichtet, daß der Prinz mit seinem Heere nach Cognac ziehen, und wenn die Vereinigung mit Piles vor sich gegangen, sich gegen die Loire zu-

rückwenden würde, um dort die Verstärkung abzuwarten, welche der Herzog von Zweibrücken ihm aus Deutschland zuführte.

Die Hugenotten hatten die Brücken von Jarnac und Chateauneuf besetzt und cantonnirten noch in großer Ausdehnung längs dem Flusse. Der Herzog von Anjou stürmte Jarnac und wurde zurückgeschlagen; besser glückte es ihm vor Chateauneuf, welches er nahm. Biron stellte hier die Brücke mit solcher Schnelligkeit wieder her, daß mit Anbruch des Tages das königliche Heer schon zur Hälfte über den Fluß gegangen war.

Jetzt erst erhielt der Admiral hiervon die Nachricht. Sie war ihm unangenehm, denn es war im Kriegsrathe beschlossen, nicht eher eine entscheidende Schlacht zu wagen, bis man wenigstens die Verstärkung an sich gezogen habe, welche Piles ihnen zuführte. Er beorderte jedoch das Fußvolk gegen Bassac sich aufzustellen, um der Reiterei, die in entfernten Quartieren lag, Zeit zu geben, sich zu sammeln und sich dann zurückzuziehen. La Noue, welcher die Nachhut befehligte, stellte sich indessen mit 400 Reitern dem Feinde entgegen, wurde jedoch gleich beim ersten Angriffe geworfen, sammelte sich hinter dem Fußvolke wieder, griff von neuem an, stürzte mit dem Pferde und wurde gefangen.

Indessen hatte das königliche Heer Bassac genommen, die Reiterei hielt den Admiral so fest, daß er nun wohl sah, die Schlacht sei nicht mehr zu vermeiden. Er schickte schnell zum Prinzen und ließ ihn ersuchen, zu seiner Unterstützung zu ihm zu stoßen. Diese Nachricht traf Condé in einem traurigen Zustande; noch den Arm in der Binde wegen einer Wunde, die er früher empfangen; hatte ein Schlag von Rochefoucaults Pferd ihm das Bein zerschmettert, und man war eben damit beschäftigt, ihn zu verbinden, da sprang er, von seinem Heldengeiste ergriffen, auf, waffnete sich, ließ sich auf das Pferd heben, und von seinen Schwadronen umgeben, rief er begeistert: Ihr, meine Waffenbrüder! tapfere Edle Frankreichs! seht, wie Ludwig von Bourbon, den Arm in der Binde, das Bein zerschmettert, noch den Muth hat, die Schlacht zu liefern. Auf, mir nach! — An der Spitze der Reiterei sprengte er dem Schlachtgetümmel zu.

Heinrich Rohan, von seiner Wunde genesen, war ihm zur Seite. Siehst Du einen feindlichen Reiter auf einem Tigerrosse, so wisse, es ist Montesquiou! rief er diesem zu und drückte dem Jünglinge die Hand. Und nun vorwärts für Gott und unsern Glauben! Blas't, Trompeter! rief er, schwenke hoch die weiße Fahne der Bourbons, Rochefort, und nun mit Gott! — Wie ein Waldstrom über Felsstücke und entwurzelte Eichen sich unaufhaltsam in seinem wilden Laufe herabstürzt, so warf sich Condé auf die feindliche Reiterei und jagte Alles vor sich her. Den Blick nach dem Reiter auf dem Tigerrosse gewendet, welcher an der Spitze der Compagnie des Herzogs von Anjou hielt, jagte er unaufhaltsam vorwärts. Das Zeichen von Anjou sank, der Mann auf dem Tigerrosse floh, nach Bassac zu verfolgte ihn Condé. Da sah er Heinrich Rohan auf einem schnauben-

den Normann dem Tigerrosse nachsprengen. Jetzt, schon hatte er ihn ereilt, da wandte sich der Reiter, drückte sein Pistol ab, der Jüngling sank; Marianens Geist trauerte ungerächt.

Aber zu weit von seinem Fußvolk ab, hatte der Mann auf dem Tigerrosse den Prinzen gelockt. Das königliche Heer hatte jetzt ganz die Loire überschritten, von allen Seiten umzingelte der Feind den Haufen, der Condé gefolgt war. Sammelt Euch dicht um mich, noch flattert die weiße Fahne, mir nach! — Er warf sich auf die von Villiquier befehligte Abtheilung, seine Truppen folgten ihm. Da sank Rochefort, mit ihm die Fahne. Gehst Du unter, Stern der Bourbons! rief er, das eben von einer Kugel getroffene Roß spornend. Es bäumte, überschlug sich, Condé lag verwundet unter dem sterbenden Thiere, die Seinen sanken neben ihm.

D'Argence! rief der Prinz einem Edeln des königlichen Heeres zu, der vom Pferde gesprungen war und auf ihn zueilte, ich bin Euer Gefangner, sorgt für mich!

D'Argence beugte seine Knie vor dem heldenmüthigen Fürsten, leitete ihn dann aus dem Getümmel unter einen nahestehenden Baum und breitete einen Mantel aus. Setzt Euch, gnädiger Herr, und sorget nicht; ich sehe dort einen Wundarzt nahen; Gott und mein Arm wird das königliche Blut Frankreichs schützen!

Das werdet Ihr nicht! sagte Condé mit Ruhe. Dort naht die Compagnie Anjou's, dort nahet ein Mann auf seinem Tigerrosse. Meine Stunde schlägt!

Und wie ein Falke auf seine Beute, sprengte Montesquiou heran. Ha! rief er, willkommen, stolzer Sieger von Fontainebleau! Da warf, wie einst Cäsar, Condé den Mantel über sich, und ehe es d'Argence hindern konnte, zerschmetterte eine Kugel seine Stirn. Der Held des Glaubens sank. — So traf ihn der Herzog von Anjou. D'Argence berichtete ihm Montesquiou's Mord. Der Herzog lobte die That nicht, er tadelte sie nicht, schweigend betrachtete er den Leichnam und fragte den Herzog von Montpensier: Erkennt Ihr Euren Vetter?

Er ist es! sprach dieser bewegt. Es ist Louis von Bourbon, Prinz von Condé.

So bringe man ihn fort! befahl der achtzehnjährige Feldherr, und o des sonderbaren Geschickes — auf eine Eselin lud man den Helden Frankreichs, ihn nach Jarnac zu bringen. Heinrich von Anjou duldete den Hohn.

Der Prinz von Bearn erhielt, nach öfteren, vergeblichen Bitten, den Leichnam seines Oheims. In der Gruft seiner Ahnen zu Vendôme ruht der Held, der zwar von manchem Fehler seines Zeitalters nicht frei, doch dem edlen Heinrich ein würdiges Vorbild ritterlich-fürstlicher Tugenden war.

Der Mörder eines Condé blieb in der Gunst seines Herrn, Montesquiou erschien nach wie vor an dem Hofe, und so verderbt war damals Frankreich, daß diesen entehrenden Meuchelmord nicht einmal die Verachtung strafte. Doch die Nemesis war der öffentlichen Meinung nicht gleich, sie folgte seinen Schritten, wenn auch nur langsam, doch gewiß.

Bei einem Ausfalle der Besatzung von St. Jean d'Angely lag Montesquiou, am Fuße verwundet, im Laufgraben. Da nahete ihm ein Geharnischter, schlug das Visir auf und vor ihm stand Basil. Vergebens versuchte der Malthefer zu entfliehen, sein zerschmetterter Fuß hinderte ihn. Das Pistol auf ihn gerichtet, langsam, bedächtig zielend, blieb Basil vor ihm stehen, damit die Qual des Todes sich verlängere.

Schieß, alter Graukopf! rief Montesquiou. Aber Basil lächelte tückisch. Noch nicht, erst mögen alle Geister der Gemordeten vor Dich treten und Dich abrufen vom Leben! rief er höhnend.

Teufel! schrie der Malthefer in seiner Todesangst auf.

Basil blieb ruhig zielend vor ihm stehen, Montesquiou schauete schweigend zitternd in die Mündung des Pistols.

Mariane! rief jetzt Basil, drückte ab, der Malthefer sank todt nieder.

Von Basil vernahm man seitdem nichts mehr.

Die Amazone von Miremont.



An den romantischen Ufern der Dordogne, da, wo sie die Provinzen Auvergne und Limousin trennt, erhebt sich auf einem steilen Felsen das alte Schloß Miremont. Veit von Exupery lebte hier im Kreise seiner Freunde, deren er nicht wenige in Limousin, Perigord und Auvergne hatte; denn er bekannte sich zu der reformirten Religion, und jeder Hugenott war schon deshalb sein Freund. Am innigsten aber war er mit dem Herrn von Senneterre verbunden, der der Religion wegen den Posten eines königlichen Gouverneurs von Auvergne aufgab und sich als einen eifrigen Hugenotten, der freudig Gut und Blut für seinen Glauben opferte, bei allen Gelegenheiten zeigte. Gleichheit der Gefühle in dieser Hinsicht befestigte das Freundschaftband der beiden Männer; doch der jüngere von ihnen, Veit von Exupery, wurde noch von einer mächtigen Gewalt an seinen älteren Freund gezogen: die Reize der achtzehnjährigen Magdalena Senneterre hielten ihn in ihrem Zauberkreise fest.

Beide Freunde, in der verhängnißvollen Bartholomäusnacht durch die Gewandtheit des jungen Lagrange gerettet, der, auf Senneterre's Schloß erzogen, sich in seinem Gefolge befand, kehrten mit dem Schwur, die Mordnacht zu rächen, in ihre Heimath zurück, wo sie den Chevalier Montal indessen als Lieutenant des Königs fanden. Dieser war ihnen als ein harter und grausamer Mann, als ein eifriger Katholik, und mehr noch als dies, als eine Kreatur der Catharina von Medicis bekannt; sie fürchteten deshalb für ihre Ruhe, setzten ihre Schlösser in Vertheidigungstand, warben Kriegvölker, und in einer Versammlung, welche die Hugenotten in aller Stille in Aurillac hielten, wurde beschlossen, zwar jede Feindseligkeit vor der Hand zu vermeiden, sich aber, um nicht bei neuen Kriegunruhen unvorbereitet zu sein, mit allen Kräften zu rüsten.

Aber gegen ihr Erwarten schien Montal jedes zu vermeiden, was nur den Anschein von Feindseligkeiten haben konnte; nur mit der Administration der Provinz beschäftigt, bekümmerte er sich wenig um die Hugenotten und die Ausübung ihrer Religion. Wo er mit ihnen zusammentraf, war er freundlich und selbst gefällig gegen sie, und besonders schien er sich auf dem Schlosse des Herrn von Senneterre zu gefallen, obgleich dieser bei seiner Anwesenheit eben nicht den freundlichsten Wirth machte.

Auch bei diesem Hofmanne war Magdalenens Liebreiz der Magnet, der ihn anzog; auch er fühlte sich in ihrem Zauberkreise, der fast unwiderstehlich zu sein schien, festgebannt; denn wer diese schöne liebliche Jungfrau sah, ward von ihrer himmlischen Güte angezogen, aber auch von ihrem strengen Ernste zurückgeschreckt. Sie behandelte jeden gleich, keinem reichte sie auch nur im Scherz den Hoffnungbecher; freundlich gegen Alle, blieb sie kalt gegen die Bewerbung Aller.

Eifersucht sieht gemeiniglich scharf. Montal wollte bemerken, daß der Herr von Exupery der Glückliche sei, den sie unter der Menge ihrer Anbeter allein begünstigte. Er hatte Recht und irrte sich dennoch. Beit, ein schöner, liebenswürdiger, edler Mann, der innige Freund ihres Vaters, mit dem er Gefahr, Glück und Unglück willig theilte, — diesen erprobten Freund mußte sie achten, hoch achten; aber lieben? — Ohne Achtung erglüht kein edles Gemüth in Liebe, aber Achtung allein zündet ihre Fackel nicht.

Noch war der Krieg in dieser Gegend nicht ausgebrochen, denn Montal that alles nur Mögliche, es noch zu verhindern; da erschien eines Tages auf dem Schlosse des Herrn von Senneterre la Chatre, Hauptmann der königlichen Leibwacht, mit einem Schreiben der Königin Mutter, worin sie bei dem Vater um die Hand Magdalenens für ihren Günstling Montal warb. Eine solche Bewerbung war zu damaliger Zeit Befehl, kein Familienvater konnte es ohne die triftigsten Gründe wagen, dem Wunsche des Königs nicht nachzukommen; doch Senneterre, Montal so wie jede Verbindung mit den Katholiken hassend, lehnte unter dem Vorwand, seine Tochter sei schon verlobt, die königliche Gnade in den unterwürfigsten Ausdrücken ab, und ließ noch in der nämlichen Stunde seine Tochter rufen, sie von dem Vorgefallenen zu unterrichten.

Magdalena erbebte bei des Vaters Worten, ihre Kniee wankten. Beruhige Dich, mein Kind! — sagte er, sie liebkosend — Nie wirst Du Montal's Gattin, aber schnell muß es entschieden sein, wem Du Deine Hand so schnell als möglich reichst. Unter allen, die sich um Dich bewerben, fände ich keinen, den ich so gern als meinen Eidam sähe, als meinen erprobten Freund von Exupery — Du scheinst ihn vor Allen auszuzeichnen — Doch Du erbleichst. — Wäre es wohl ein Anderer, zu dem Dein Herz geheime Neigung fühlte? — Ist es ein edler Mann, sein Stand, sein Reichthum Deiner werth, gehört er zu unsern Glaubensbrüdern, so entdecke Dich mir, Du wirst wie immer einen gütigen Vater finden, aber schnell muß es entschieden sein.

Nur um eine Stunde Ueberlegung bat Magdalena, und als der Vater ihr sie gewährte und sie ihr Zimmer betrat, warf sie sich auf die Kniee und betete; dann sprang sie rasch auf, warf einen thränenschweren Blick gen Himmel und ergriff mit zitternder Hand die Feder. Es sei! — Leb' wohl, Traum meiner Jugend! rief sie und schrieb:

Kindespflicht befiehlt! Wir müssen uns trennen für immer! — Unabänderlich ist dies Wort; deshalb fliehe mich, daß Dein Anblick meinen Entschluß nicht wankend mache.

So war's geschehen! sprach sie, das Papier zusammenlegend — In Erfüllung der Pflicht wird das Herz nicht brechen, ein Schleier ziehe sich vor meine Vergangenheit!

Sie gab der treuen Alice den Brief; wohl wußte diese, wem sie ihn geben sollte, und ging dann zu ihrem Vater zurück.

Euer Wille geschehe! — sprach sie — Ich bringe ein Opfer, aber ich bring' es Euch mit Freuden.

Dies ohne Thränen, ohne Seufzer sagend, schwieg sie, und keine Bitten des Vaters vermochten ihr Herz zu öffnen und ihr das Geständniß ihrer Neigung zu entlocken.

Sendet zu Eurem Freunde und bescheidet ihn hierher! — bat sie noch am Abend — Ihr wünscht die Sache rasch beendet, auch ich! mein Entschluß steht fest, ich reiche dem edeln Manne meine Hand, und genügt ihm ein Herz voll Gram, oder kann ich meines Grames Herrin werden, will ich ihn beglücken, denn er verdient es; sein treues Weib will ich sein in Sinn und Handeln; nur beschwör' ich Euch, entdeckt ihm nicht, was Ihr ahnet.

Der Vater, seine Tochter mit ungetheilter Zärtlichkeit liebend, ward in seinem Entschlusse wankend; aber sie sprach: Ich habe über mein Schicksal entschieden, was Ihr daran ändern wolltet, käme sicher zu spät! —

Am andern Morgen ritt Veit von Exupery mit einem kleinen Gefolge ein und war nicht wenig überrascht, als ihm der Herr von Senneterre sein nahes Glück verkündete. Dem Vater hatte er sein Herz schon früher geöffnet, doch konnte er nicht ahnen, daß das Glück ihm so nahe sei. Senneterre sowohl als auch Magdalena verschlossen den Kummer in ihrer Brust. Sie empfing ihren Verlobten mit heiterm Blicke, duldete den ersten Kuß, den er auf ihre schönen Lippen drückte, und kredenzte ihm mit jungfräulichem Erröthen den Becher mit Wein von Languedoc, den er auf ihr Wohl leerte. Sie dankte und entfernte sich.

Nun berichtete Senneterre dem Freunde, daß er, durch Montal's Bewerbung gezwungen, die Sache so schnell habe in Ordnung bringen müssen, und warnte ihn, nicht wieder mit so weniger Begleitung Miremont zu verlassen, da er die feste Ueberzeugung habe, Montal würde aus Rache die Feindseligkeit schnell beginnen, er habe auch deshalb schon zehn Pferde gegen Clermont auf Kundschaft gesandt. Da uns der Hof leicht durch irgend eine List oder Intrigue einen Streich spielen könnte, so rathe ich Euch, morgen schon meiner Tochter Eure Hand zu geben. Die Kriegunruhen werden uns überdies beschäftigen und uns ins Feld rufen.

Wenn Magdalena mir folgen will, noch heute! erwiderte der Glück-

liche, und Senneterre meinte, er hoffe es; doch hätte das schmerzliche Lächeln, das unwillkürlich seinen sonst so freundlichen Mund umzog, dem aufmerksamern Beobachter leicht zeigen können, daß der Vater am Vorabend der Vermählung seiner Tochter sich nicht ganz glücklich fühle.

Nicht ohne Unruhe ging der Tag vorüber. Magdalena suchte die Einsamkeit, trat zuweilen in's Zimmer, verließ es aber dann plötzlich wieder, und Senneterre öffnete oft das Fenster, um nach der Straße von Clermont zu sehen, ob seine Reiter noch nicht wieder zurückkämen. Der Abend senkte sich schon, als er in der Ferne sie heransprengen sah. Ihre Eile verkündet böse Botschaft! rief er — vielleicht ist ihnen der Feind schon auf den Fersen. — Er gab für diesen Fall die nöthigen Befehle und erwartete mit Ungeduld den Bericht der eben in den Schloßhof Einreitenden. Auch Magdalena, gespannt, welche Nachricht die auf Kundschaft Geschickten bringen würden, trat ein, Jean Lavardin, ein junger Edler, folgte.

Nun, wie steht es? — rief ihm Senneterre entgegen — Saht Ihr den Feind?

Wir sahen ihn, Herr!

Und er trieb Euch so eilig? — Kam es nicht zum Gefecht? — Verlort Ihr Mannschaft?

Ich bringe Alle, die Ihr mir anvertraut habt, zurück, und doch verloren wir viel! — sagte der junge Krieger, und tiefer Schmerz sprach sich in seinem Gesichte aus.

Erzähle! — sagte Senneterre gespannt, während Magdalena näher trat. —

Wir setzten ungehindert über die Couse und kamen, keinen Königlichen sehend, bis Notre-Dame de Bassiviere, — begann Lavardin. — Hier raunte mir ein Bauer zu, der auf seinem Esel den Montd'or herunter trabte, jenseit des Berges lagere im Thale von Pressade eine Compagnie königlicher Arquebusiere. Meinem raschen Pferde und meinem Glücke vertrauend, übergab ich dem alten Rostargue den Befehl über die Reiter und ritt den Berg hinauf. Ehe ich aber noch auf die Höhe gelangte, sah ich vor mir einen Gewappneten, der mit gebeugtem Haupte seinem Pferde, das nur langsam den Berg hinauf stieg, den Zügel ließ. Mir schien das Roß, mir schien der Mann bekannt, die weiß und blaue Feder, die auf seinem Helm schwankte, meinte ich zu kennen, ich ritt näher, es war —

Charles Lagrange! — fiel ihm Magdalena schnell in's Wort, doch hoch erröthet trat sie zurück — Verzeiht meiner Unbescheidenheit, daß ich Euch störte — sprach sie — ich bitte, fahret fort.

Ja, es war mein Freund und Waffenbruder Lagrange, der blaß wie eine Leiche auf seinem Pferde hing.

Wie kam er dahin und ohne meine Erlaubniß? fuhr Senneterre auf.

Ich weiß nicht, Herr! — erwiderte Lavardin — Ich hatte nicht Zeit zu fragen, was ihn hierher führte, denn ich konnte ihn nur von der nahen Gefahr unterrichten und ihn auffordern, wenn wir des Feindes Stärke auskundschaftet hätten, mit mir umzukehren. Nach Süden geht mein Weg nicht, nach Norden muß ich! — entgegnete er mir finster — hin, wo vom Eishauch das Herzblut erstarrt. Ich kehre nicht mit Dir zurück!

Eben waren wir auf die Höhe gelangt, als wir die königlichen Arquebusiere, wohl zweihundert an der Zahl, den Berg heraufreiten sahen. Bei ihrem Anblicke erhob der Gebeugte sein Haupt und zog sein Schwert. Leb wohl, mein Bruder! — rief er — Nicht erstarren soll mein Blut, für Senneterre soll es fließen! Er gab seinem Rosse die Sporen —

Und Ihr folgtet! fiel ihm Magdalena in's Wort.

Daß ich ein Thor gewesen wäre wie er und gegen Vernunft und Pflicht gehandelt hätte. Ich rief ihm nach, er hörte mich nicht, jagte den Berg hinunter, stürzte sich in den dicksten Haufen der Feinde und —

Und — unterbrach ihn das Mädchen von neuem, krampfhaft die Lehne des Stuhls erfassend, an der es sich stützte.

Und sank, von hundert Schwertern getroffen! — fuhr Lavardin, seine Thränen zu verbergen, sich abwendend fort.

Eine dumpfe Stille folgte. Jedes Herz war von dieser Nachricht betroffen, Jeder hatte diesen Jüngling geliebt, der arm und verwais't, an Senneterre einen Vater gefunden hatte. Lange dauerte die Stille, der Vater blickte starr zu Boden und Veit betrachtete seine Braut, die endlich das Schweigen brach. Ihm ist wohl, er hat ausgelitten! sprach sie, küßte ihres Vaters Hand, warf einen wehmüthig-freundlichen Blick auf ihren Verlobten und verließ das Zimmer.

Morgen ist mein Ehrentag noch nicht, — sagte Exupery, Senneterre's Hand schüttelnd — ihr Herz würde brechen! — Der Vater nickte ihm bejahend zu, schloß ihn in seine Arme; die Freunde verstanden sich, verstanden Magdalenens Schmerz.

Als sie in ihr Gemach trat, setzte sie sich auf den Sessel am Fenster und blickte hinüber, wo, von der Abendsonne bestrahlt, der Montd'or wahrhaft golden erglühte. Unverwandt blickte sie hinüber, keine Thräne entquoll ihrem Auge, kein Seufzer ihrer Brust. — Dort schläft er, wo die Sonne zur Ruhe geht, — sagte sie zu Alicen — und ich lebe noch! — Ihre Wangen brannten, ihre Pulse schlugen heftig, Fieber ergriff sie, und statt sich am andern Morgen als Braut mit Myrte zu schmücken, verlangte sie nach einem welken Blumenstrauße, den er ihr geschenkt, und zerpflückte ihn im Fieberwahne.

Doch die kräftige Jugend widerstand; am vierten Tage verließen sie die Fieber-Phantasieen und sie erkannte ihren Verlobten, der sorgsam an ihrem Lager saß. Sie reichte ihm freundlich die Hand, freute sich, daß er

der Erste sei, den ihr Auge bei ihrem Erwachen traf, sie stammelte ungeheuchelt ihren Dank, als sie erfuhr, wie besorgt er um sie gewesen, wie theilnehmend er sie gepflegt hatte. Nach einigen Tagen, als das Fieber sie gänzlich verlassen und eine leichte Röthe wieder über ihre gebleichten Wangen sich gezogen hatte, wagte er, über ihre Verhältnisse mit ihr zu sprechen. Er hatte an jenem Abende einen tiefen Blick in ihr Herz gethan und sein Entschluß stand fest. —

Magdalena, — begann er — ich habe, ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen Euer Glück zerstört, Euer Herz zerissen; ich fühle, daß mir Kraft und Werth mangelt, Euch das Verlorene zu ersetzen, ich würde Euch unglücklich machen, mich nicht glücklich fühlen, nähm' ich das Anerbieten Eures Vaters an. Liebe ohne Gegenliebe ist eine Flamme ohne Nahrung, sie verzehrt sich selbst, wenn Gegenliebe sie nicht nährt. Ich gebe Euch Euer Wort zurück, Euere Achtung würde mir als Gatten nicht genügen, wohl aber wird sie es als Freund!

Ihr beurtheilt mich falsch, Herr von Exupery! — sagte Magdalena und ihr noch mattes Auge strahlte freundlich — Gegen meine Ueberzeugung zu handeln zwänge mich keine Macht der Erde, aber eben so wenig gegen meine Pflicht. Seitdem Einer dahin ist, seid Ihr mir außer meinem Vater das Theuerste, das Achtungswürdigste, was ich auf Erden kenne: Euere Sorgfalt für die Kranke, der Ihr entsaget, Euer Edelmuth, mich freizugeben, da Ihr mich gebunden glaubt, haben mich gerührt; Ihr habt mein Wort und ich die Ueberzeugung, daß Ihr ein edler Mann seid. Genügt Euch daher stilles häusliches Glück, ohne die Morgenglut der ersten Liebe, genügt Euch Treue und Ergebung, und zürnet Ihr der Thräne nicht, die ich der Vergangenheit zuweilen weinen könnte, so führt mich mit Zuversicht zum Altare. Ich bin mit mir einig; was mir als Pflicht erscheint, befolg' ich unwandelbar, deshalb schied ich auch ohne Lebewohl, zerschnitt das freundlich gewundene Band mit schonungloser Hand und jagte ihn in den Tod! — Bei diesen Worten suchte sie vergebens ihre Thränen zu verbergen, sie stürzten hervor.

Exupery achtete ihren Schmerz und berührte diese Saite nicht mehr.

Der Krieg begann nun auch in diesen Gegenden, doch zog Montal, hier der Stärkere, seine Streitkräfte mehr gegen Poitou, wo La Noue, der Anführer der Hugenotten, seine Glaubensbrüder versammelte, und schien den Herrn von Senneterre und seine schöne Tochter ganz vergessen zu haben. Dieser aber gedachte seiner und traute dem Heimtückischen nicht, der für seine Person immer noch in Clermont war, und jetzt sein kleines Heer mit einigem Geschütz gegen das von den Hugenotten besetzte Städtchen Gueret sandte. Dies bewog den Hugenottischen Adel von Limousin, sein Panner

aufzupflanzen und Gueret zur Hülfe zu ziehen; auch Senneterre und Exupery schickten Mannschaft nach Tarnac, wo der Sammelplatz der Hugenotten war; beide aber zogen nicht mit, denn Magdalena hatte das Krankenlager verlassen und die Vermählung sollte nicht länger aufgeschoben werden. Hatte Magdalena eingesehen, daß ihre Liebe zu dem armen, aus niederm Adel stammenden Lagrange eine Thorheit gewesen sei, denn nie würde nach den Grundsätzen damaliger Zeit ihr Vater zu solcher Verbindung seine Einwilligung gegeben haben, oder hatte das schonende, edle Benehmen ihres Verlobten, oder seine Liebenswürdigkeit ihr Herz gestimmt, sie schien, wenn auch nicht mit Wonne, doch mit freudiger Ergebung dem Tag entgegen zu sehen, der über ihr künftiges Leben entscheiden sollte. Sie trat mit der festen Zuversicht, daß sie einem edlen Manne die Hand reiche, an den Altar und ward Exupery's Weib.

Miremont lag nur drei Stunden von Sauval, dem Schlosse Senneterres, entfernt, und der junge Ehegatte wünschte noch an demselben Tage sein geliebtes Weib heimzuführen. Vielleicht wollte er sie hierdurch von dem Orte entfernen, wo so manche Erinnerung ihr, auch ihm, die Wonne des Tages trüben konnte. Senneterre war es zufrieden, und so bestieg Magdalena gleich nach der Tafel ihren flüchtigen Limousin und verließ an der Seite des Gatten ihren Vater und das Schloß, wo die erste Rose ihr erblüht war. Zu den 30 Reitern, die ihnen von Miremont entgegen gekommen waren, gab Senneterre noch 20 Hakenschützen, und mit dieser Begleitung glaubten sie um so sicherer den kurzen Weg nach ihrem Schlosse zurückzulegen, da ihre Abreise erst am vergangenen Abend beschlossen war und niemand glauben konnte, daß sie an diesem Tage schon Sauval verlassen würden.

Exupery hatte alle Vorsichtmaßregeln genommen, die in dieser unsichern Zeit, selbst bei hinlänglicher Bedeckung, nöthig waren. Er selbst war wie zum Kampfe gerüstet; Vor- und Nachhut sollte ihn sicher vor Ueberfall stellen, und als er den Wald vorbei zog, von welchem Miremont nur noch eine halbe Stunde entfernt war, sendete er Reiter und Hakenschützen ab, um zu spähen, ob kein Feind sich darin versteckt habe. Aber kaum waren diese an den Saum des Waldes gerückt, als Bewaffnete mit eingelegten Lanzen herausjagten und sich nicht weiter um die Fliehenden kümmernd, auf Exupery zusprengten. Dieser erkannte sogleich, daß es königliche Truppen und ihm weit an der Zahl überlegen waren; er übergab deshalb sein junges Weib einem vertrauten Diener mit dem Befehl, mit ihr nach Miremont zu jagen; er selbst ordnete seine Schaar und rückte dem Feind entgegen, der jedoch so stark und in zwei Geschwader geordnet ihm entgegen kam, daß nur Verzweiflung sich hier auf ein Gefecht einlassen konnte. An sein Weib denkend, sprengte er, ihre Flucht zu decken, und von den Seinen muthig gefolgt, in die dichtesten Reihen der Feinde, hieb Alles vor sich nieder, und mancher Stoß, mancher Hieb prallte von seinem Helm

und Panzer ab; aber dem tückischen Schuß einer Hakenbüchse widerstand der Panzer nicht, er sank, tödtlich verwundet, von seinem Rosse.

Fröhliche Brautnacht! rief dem Gesunkenen eine wohlbekannte Stimme zu; es war Montal, der die von dem Tode ihres Führers entmuthigten Hugenotten zu verfolgen befahl und den Seinen nachrief, ja die Dame einzufangen und sie sogleich hierher zu bringen. Er war gewiß, daß Magdalena ihm nicht entgangen sei, denn auch der Hohlweg, der von hier nach Miremont führte, war von ihm besetzt. Er irrte jedoch, denn die Königlichen kamen in wilder Flucht zurück und berichteten, daß die Hugenotten in verschiedenen Trupps mit Uebermacht durch den Hohlweg heransprengten. Montal sah auch zu gleicher Zeit wohl an 300 zu Pferde in scharfem Trapp heranrücken, und nun blieb ihm selbst nichts übrig als die Flucht.

Durch den glücklichen Zufall, daß mehrere Haufen Hugenotten, die aus den Cevennen nach dem allgemeinen Sammelplatze Tarnac sich begeben wollten und zu denen sich noch mehre Adelige von Auvergne gesellt hatten, der kleinen Schar zu Hilfe kamen, war Magdalena gerettet und Montals tückischer Anschlag zum Theil vernichtet worden. Bald sah sie sich auf Miremont in Sicherheit und erwartete mit klopfendem Herzen die Ankunft ihres Gemahls. Aber statt daß er siegreich einzog, brachten sie der Neuvermählten den Todten. Bei seinem Anblicke ergriff sie unnennbarer Schmerz: sie sah ihr beklagenswerthes Schicksal als die gerechte Strafe des Himmels an, denn sie fühlte sich strafbar, daß sie mit einem getheilten Herzen an den Altar getreten sei, wo selbst in dem Augenblicke der höchsten Feier das Bild des jungen Lagrange ihr vorgeschwebt und in ihr die stille Sehnsucht erweckt hatte, er möchte statt des Gatten ihr zur Seite stehen. Sie knieete neben dem Todten, bedeckte seine Hand mit ihren Küssen und Thränen, und ohne ein Wort der Klage auszustoßen, ohne sich in ihrem Schmerze laut anzuklagen, schien sie mit dem Gatten Alles verloren zu haben. Sonst so entschlossen bei jeder ihrer Handlungen, war doch jetzt ihr Muth, ihr Vertrauen gebrochen, sie fühlte sich schuldbewußt, dieß beugte sie nieder.

Erst spät am Abend verließ sie den Todten und verschloß sich in ihr Gemach, das Niemand selbst ihrem Vater nicht geöffnet wurde. Hier in der Einsamkeit suchte ihr zerrissenes Herz Trost und Ruhe, und hier faßte sie einen Entschluß, wodurch sie glaubte ihre Schuld büßen zu können. Kaum achtzehn Jahre alt, hatte sie schon manche traurige Erfahrung gemacht; sie hatte ihrer ersten Liebe entsagen müssen, den Geliebten in den Tod gejagt, an ihrem Vermählungtage lag der Gatte, den sie hochschätzte, liebte vielleicht, ohne es selbst zu ahnen, dem Tode vermählt, mit zerschmetterter Brust bleich vor ihr. Was das Herz eines Weibes erschüttern, was es zermalmen kann, hatte die jungfräuliche Witwe betroffen, und zu diesem unglücklichen Ver-

hängniß gesellte sich noch das Bewußtsein der Schuld. Das Leben gestaltete sich ihr von diesem Augenblicke an anders, sie hatte von ihm nichts mehr zu erwarten, Alles zu fürchten. Nur ihr Vater war das einzige Wesen, was sie noch an der Welt festhielt, aber auch die Glorie, die sie sonst um sein ehrwürdiges Haupt gesehen, hatte den Strahlenglanz seit jenem Tage verloren, wo er das furchtbare Opfer von ihr angenommen hatte. Sie hatte ihr Herz der glühenden Liebe, sie hatte es der auf Achtung gegründeten Neigung geöffnet — Lagrange wie Erupery waren nicht mehr, nur die schmerzvolle, wehmüthige Erinnerung blieb ihr, kein Wunsch, den Jugendtraum von neuem zu träumen, kein Wunsch, an der Hand eines edeln Mannes durch dieß Leben zu gehen, die Begierde nach Rache war die Leidenschaft die sie allein noch ergriff. In dieser verhängnißvollen Nacht, die sie einsam durchwachte, bildete sie den Plan einer freudelosen Zukunft; was ihr das Schicksal entzogen, dem wollte sie nun für immer entsagen, der Seligkeit, die nur in der Brust des Weibes ihr Eden findet, wollte sie für immer die Brust mit einem eisernen Harnisch verschließen.

Erst als am andern Abend das Glöckchen vom Thurme die Vasallen und Freunde zusammenrief, ihren Herrn zur Ruhestätte zu begleiten, durfte Alice in ihr Zimmer treten. Erst jetzt nahm sie die Myrte aus ihrem Haar, heftete den schwarzen Schleier an ihre Stelle in die dunkeln Locken und das Trauergewand deckte ihre schlanken Glieder. So verließ sie das Gemach, schritt durch die Reihen der Diener und Edlen, die sich zu dem Begräbniß des Freundes hier eingefunden hatten, und trat in den schwarz ausgeschlagenen Saal, der noch gestern zu ihrem Empfange mit Blumen geschmückt war. Hier kam ihr der Vater entgegen; sie nahte sich ihm, beugte ihr Haupt und duldete es schweigend und fast theilnahmlos, als er sie in seine Arme schloß, und nur hoher Ernst und reine Trauer, die ihren Muth nicht zu beugen vermocht hatten, sprachen sich in ihren Zügen aus. Der Geistliche, der neben der Leiche des Gatten gebetet, trat ihr entgegen. Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt! redete er sie feierlich an. Der Name des Herrn sei gelobt, und fortan nur zur Ehre seines heiligen Namens will ich leben! murmelte sie leise.

Jetzt nahte sie dem schon im Sarge Ruhenden. Trotz der Todeswunde, die ihn getroffen, war sein Antlitz heiter und freundlich, wie es immer im Leben gewesen war. Der Tod hatte so schnell mit einem Drucke das Herz zermalmt, der Augenblick des Scheidens vom Leben mußte so kurz gewesen sein, daß der erlöschende Funke nicht einmal schmerzlich hatte aufflackern können — er mußte sanft entschlafen sein. Wehmüthig hing Magdalenens Blick an dem Todten, und je länger sie ihn anschaute, desto milder wurde bei dem Anblicke des ruhig Schlummernden ihr Ernst. Sie kniete neben ihn, erfaßte und küßte seine Hand. Segne den Tod, der Dich einem getheilten Herzen entriß, — sprach sie leise — Du verdientest ein Herz, das

ganz Dein eigen war — ich war Deiner nicht werth, vergieb! — Hohe Röthe überflammte bei diesen Worten ihr bleiches Antlitz, und als sie sich erhob, eine weiße Rose von ihrer Brust nahm und sie auf die Stelle legte, wo die feindliche Kugel ihn getroffen, da rollte eine Thräne auf die Blume herab, als ob sie ihr den erfrischenden Thau mit in das Grab geben wollte

Dame! — trat, wahrscheinlich die Schmerzenscene abzukürzen, jetzt der Geistliche zu ihr — sollen wir nicht der Erde geben was der Erde gehört? Der Himmel nahm seinen Theil, die Seele ist bei Gott. Sollen wir nicht den Sarg schließen?

Verweilt nur noch einen Augenblick! — bat sie und athmete tief auf — Gönnt mir nur noch ein Wort, das ich über den Verschiedenen hin seinen Dienern, seinen Freunden, meinem Vater sagen muß. —

In einsamer Nacht — so begann sie, und ihr ganzes Wesen schien verändert, ihre Gestalt höher, ihr Auge leuchtender zu sein — in einsamer Nacht habe ich ein Gelübde gethan, das ich über dem Sarge Veit's von Exupery in dieser Versammlung in Gegenwart meines edlen Vaters feierlich wiederhole. Ich schwöre bei dem heiligen Gott und bei der reinen Lehre, zu der wir uns bekennen, fortan nur der Religion zu leben und für sie zu sterben. Statt des seidenen Gewandes decke der Panzer meine Brust, statt der Rose im Haar decke der Helm mein Haupt, statt der Spindel in der Hand führe sie das eiserne Schwert; und daß nichts mich in meinem Vorsatz störe, daß mich nicht die Pflicht der Gattin, nicht Mutterliebe abziehe, schwöre ich hier über Deinem Leichnam, mein Gatte, nie eines Mannes Weib zu werden — nie —

Ein tiefer Seufzer, ein schmerzvoll ausgestoßenes: Gerechter Gott! das sie dicht hinter sich vernahm, unterbrach ihre Rede; sie wandte sich zürnend, und eine lange, hagere Gestalt mit bleichem, todtenfahlen Antlitz, nur die Stirn von den Narben zweier Wunden geröthet, mit halb erstorbenen Augen sie anstarrend, stand vor ihr. Bei diesem Anblicke schrie sie laut auf, ihre Kniee wankten, sie sank leblos über die Leiche ihres Gatten.

Als sie aus ihrer todähnlichen Betäubung erwachte, fand sie sich in einem ihr ganz fremden, von zwei matten Kerzen erleuchteten Gemache, die auf einem Tische ihr gegenüber stehend, das lebensgroße Bild eines Geharnischten beleuchteten. Sie glaubte, Veit von Exupery stände vor ihr, so täuschend ähnlich war dies Gemälde dem Verstorbenen. Schauder überlief sie, und nur der Anblick Alicens, die sie jetzt unfern ihres Bettes auf einem Lehnsessel eingeschlummert erblickte, ordnete die wirren Gedanken, die sich in ihrem Kopfe durchkreuzten. Sie rief das Mädchen, und als diese mit einem freudigen: Gott Lob, Ihr lebt! aufsprang und zu ihr eilte, fragte Magdalena, wie aus einem Traume erwacht: Hab' ich es geträumt, Alice, oder war es sein Geist, den ich an dem Sarge meines Gatten sah?

Er war es selbst, Herrin! — erwiderte das Mädchen, vergnügt, ihrer

Herrin gute Nachricht bringen zu können — Von seinen Wunden geheilt, aus der Haft wunderbar errettet, eilte er, den Tod zu finden, der ihm am Fuße des Montd'or nur gedroht hatte, nach dem Sammelplatze seiner Waffengefährten. Bei Miremont gab ihm sein Glück Gelegenheit, Euch zu retten und — setzte sie traurig hinzu — um mit einer neuen, tieferen Wunde heute von hinnen zu ziehen.

Er zog von hier? — unterbrach sie Magdalena und versank in Nachdenken — Nun, es geh Dir wohl auf Deiner Siegesbahn, edler Jüngling! rief sie dann freudig aus — finde Ruhm oder Tod!

Oder besser ein liebendes Herz! fiel ihr Alice vorschnell in die Rede.

O gute Alice! sagte Magdalena mit Feuer — es liebt nur einmal, nur einmal öffnet sich die Knospe zum Entfalten; zernagt sie tückisch ein Wurm, so verwelkt sie und ihre Blüthe ist für immer dahin, das fühl ich, fühl ich tief und schmerzlich. — Sie preßte die Hand auf ihr klopfendes Herz und versank in Nachdenken. Sie mochte sich wohl mehr der süßen Rückerinnerung als dem Schmerze überlassen haben, denn ein wehmüthiges, fast heiteres Lächeln umzog ihren lieblichen Mund. — Gab er Dir keinen Auftrag, oder glaubte er mein Auge für ewig geschlossen? fragte sie dann Alicen.

Sag' Deiner Gebieterin, — erwiderte diese — zweimal habe sie nun das Band zerrissen, das Liebe um uns gewunden hatte, zweimal habe sie das Wort gebrochen, das sie in der Jasminlaube mir gegeben. Sag' ihr, ich hielt mein Wort und lebte nur ihr, fern oder nah', ich lebte nur ihr! — Wo sie meinen Arm zu ihrem Schutze bedarf, wird er sie beschirmen, wo ich für sie bluten kann, werd' ich mit Freuden mein Herzblut verspritzen, aber hoffnungslose Liebe darf nur in der Ferne trauern, wer der Liebe abschwor, dem darf kein liebendes Herz nahen. Für die Liebe ist sie zu kalt, zu besonnen, für die Freundschaft zu glühend, zu schön. Deshalb fort von ihr! Dies sagend schwang er sich, trotz meiner Bitten, auf sein Roß, ich aber rief ihm nach: Und wenn sie stürbe? — Da wandte er sein Roß: So werd' ich treu sein im Tode wie im Leben! und dies sagend, jagte er über die Zugbrücke hin, als ob er Euerm Anblicke entfliehen wollte. — Ob er wohl je wiederkehren wird?

Er wird! — sprach Magdalena bestimmt — Auch that er wohl, daß er Miremont verließ, ich ehre sein schonendes Benehmen. Doch er wird wiederkommen, denn, Alice, meine Gedanken vermochte ich nicht von dem Todten abzulenken, wie könnte er sich von der Lebenden trennen? —

Aber Monden vergingen, Charles Lagrange kehrte nicht zurück. Aus der ganzen Umgegend, aus dem ferneren Poitou und Guienne strömten die Edlen herbei, die Hand der schönen reichen Wittwe zu gewinnen; Jeden wies sie mit so viel Freundlichkeit, mit so viel Liebreiz zurück, verwies Alle

auf das Gelübde, das sie gethan, und bannte absichtslos jeden ihrer Bewerber in ihrem Zauberkreise fest. Aber nicht ihre Schönheit allein, auch ihr Heldenmuth erwarb ihr die Bewunderung ihrer Glaubensgenossen, wie die der Katholiken. Sie hatte Miremont in guten Vertheidigungsstand gesetzt, es mit Lebensmitteln auf ein Jahr versehen und eine Besatzung von 200 Hakenschützen geworben, die sie aus ihrem Seckel zahlte. Außerdem konnte man immer eine bedeutende Anzahl Adelige dort finden, die mit ihrem Gefolge zu ihrem Gebote standen, so daß sie schon mehre Male mit dreißig Lanzen zu einem Streifzuge ausgegangen war, wobei das Glück sie immer begünstigt hatte. Montal, dem die Unterdrückung der Hugenotten in dieser Gegend aufgetragen war, mußte vom Hofe manche Spötterei und den Vorwurf hören, daß seine alte Neigung für die Amazone von Miremont, wie man sie überall nannte, noch nicht erloschen sei, da er so viel Galanterie für diese Dame habe und sich überall von ihr überfallen lasse. Dies bewog ihn endlich, 1000 Mann Fußvolk und 200 Reiter in aller Stille zusammen zu ziehen und mit zwei Geschützen gegen Miremont zu rücken. Aber kaum eine Stunde von da gelagert, sah er sich von mehren Haufen Hugenotten umschwärmt. Sein Anschlag mußte verrathen sein, und da er die Zahl der ihn umschwärmenden Feinde nicht übersehen konnte und fürchten mußte, La Noue sei aus Perigord herangezogen, so hielt er es für das Beste, schon am andern Tage wieder zurück nach Clermont zu gehen, wozu ihm der Tod König Karl's den schicklichsten Vorwand gab.

Hier traf beim Verfolgen der Feinde die Frau von Miremont Charles Lagrange. Er war bei der ersten Nachricht, daß sich Montal zu irgend einem Streiche rüste, mit seinen Freunden herbeigeeilt, und sie waren es, die Montal umschwärmt und ihn zum Rückzug bewogen hatten. Bei der Brücke von Ambrot fanden sie sich. Magdalena war von ihrem Rosse gestiegen und stand unter einem Ulmbaume, Befehle ertheilend, als Lagrange mit seinen Freunden heran sprengte. Er erkannte sie im ersten Augenblicke nicht, denn noch nie hatte er sie gewappnet gesehen, und der Helm auf ihrem Haupte verdeckte ihr Gesicht. Sie erkannte ihn jedoch sogleich, und trotz dem Klopfen ihres Herzens, das sie laut gegen den Panzer schlagen fühlte, rief sie ihm zu, hier zu verweilen, da Montal in der Nacht einen so starken Marsch gemacht, daß er morgen schon wieder in Clermont sein konnte und jedes Verfolgen nutzlos wäre. Sie dankte für die ihr geleistete Hilfe und bat, sie nach Miremont zu begleiten, wohin sie jetzt zurückzukehren gesonnen sei. Sie nahmen mit Freuden den Vorschlag an, nur Lagrange suchte eine Gelegenheit, die Einladung zu umgehen; seine Freunde aber bestimmten ihn endlich und er folgte.

Magdalena war über ihre Begleitung verwundert; es waren 40 junge hugenottische Edle, die, so wie sie später erfuhr, zu ihrem Dienst in eine Art Verbrüderung getreten waren, obgleich die meisten unter ihnen sie noch nie gesehen hatten. Doch der Ruf ihrer Schönheit und ihres Muthes,

die Kunde von dem traurigen Schicksal der jungfräulichen Wittwe, vielleicht auch das sonderbare Gelübde, das sie gethan, und das die Eitelkeit manches jungen Thoren leicht zu vernichten glaubte, hatten sie zu der romanesken Verbrüderung vereinigt, sich dem Dienste der Dame von Miremont ausschließend zu weihen, wenn nicht ihr Arm zum allgemeinen Wohl ihres Glaubens anderswo nothwendiger sei. Lagrange war die Seele dieser Verbrüderung. Noch immer hing sein Herz mit verstärkter Sehnsucht an dem Weibe seiner ersten, einzigen Liebe, nur für sie hatte das Leben noch Werth für ihn, und selbst als Herr von Senneterre, sein Wohlthäter, nach Rochelle zum Prinzen von Condé ziehen mußte und ihn zur Begleitung aufforderte, schlug er es ihm unter nichtigen Vorwänden ab und blieb in Limousin in ihrer Nähe. Hier führte er unter Langoiron manchen kühnen Streich, besonders in Auvergne, aus und sein Name war rühmlichst bekannt; gegen Montal legte er am liebsten seine Lanze ein, ihm weihte er seinen ganzen Haß und seine Rache.

Mit beklommenem Herzen ritt Magdalena an der Spitze des Zuges, in dem sie Lagrange wußte, der gewiß mit noch beklommenerem Herzen ihr folgte. Er fand sie in ihrem Brustharnisch schöner als je, die kastanienbraunen Locken, die, von der Natur geringelt, über ihre Schultern rollten, noch schöner, als sie ihren Helm abnahm, ihn einem Edelknappen gab und nun das schwarze Baret aufsetzte. Die Amazonentracht hatte einen besondern Reiz für ihn; vergebens kämpfte er gegen den Eindruck, den ihr Anblick auf ihn machte. Jeder Augenblick vergangener Wonne trat vor ihn, jedes süße Liebeswort, das er in den Tagen des Glücks von ihr vernommen hatte, hörte er auch jetzt, und bald ergriff ihn Seligkeit der Liebe, bald ihr höchster Schmerz.

Ich hätte hierher nie wiederkehren sollen, — war der finstere Gedanke, der ihn ergriff, als er durch das hohe Thor in Miremont einritt — nie hätte ich diese unheilvollen Mauern wieder betreten sollen, in die mich die Hoffnung begleitete, aus denen mich die Verzweiflung trieb. Ich habe ihr Leben und Tod geweiht, nicht aber die ewigen Qualen, die mich bei ihrem Anblicke martern.

Mit diesem Gedanken stieg er vom Rosse und folgte seinen Waffengefährten nach dem verhängnißvollen Saale, der, obgleich jetzt mit Fahnen und Waffen aller Art geschmückt, bei ihm doch nicht die Erinnerung an jenen Abend verdrängen konnte. Die laute Freude seiner Waffengenossen, die hier manchen früheren Bekannten fanden und begrüßten, die schnell verbreitete Nachricht von dem Tode Königs Karl, die bei dem Einen Hoffnung, bei dem Andern Furcht erweckte, Alles dieses ging theilnahmlos an Lagrange vorüber; ernst, in sich gekehrt stand er in einer Fensterbrüstung und sah hinunter in die rauschenden Fluthen der Dordogne. Da öffnete sich die Thüre und die Dame von Miremont trat ein. Nicht mehr die Amazone, die trauernde, in Schwarz gekleidete Wittwe stand sie jetzt im

Kreise ihrer Bewerber. Freundlich gegen Jeden, der sich ihr bescheiden nahte, ernst gegen den, dem nur ein zudringliches Wort entschlüpfte, ging sie wie eine Königin unter ihren Vasallen. Auch zu Lagrange trat sie, sprach mit ihm unbefangen wie mit einem Jugendbekannten und bat ihn, da er Sanval, das Schloß ihres Vaters, genau kenne, dorthin zu ziehen und dessen Vertheidigung zu übernehmen.

Ihr bleibt dann in der Nähe von Miremont, — sprach sie — und sollten die Katholischen etwas gegen dieses Schloß unternehmen, so seid Ihr ja auch mit den Freunden, die Euch dorthin begleiten werden, in meiner Nähe und zu meiner Hilfe bereit.

Lagrange verneigte sich und schwieg, und als die Tafel bereitet war, verließ sie die Versammelten und zog sich auf ihr Zimmer zurück.

Hier überließ sie sich ungestört ihren Empfindungen. Was sie thun sollte, darüber war sie keinen Augenblick zweifelhaft; da, wo es der Pflicht galt, stand ihr Entschluß immer fest und unerschütterlich; aber wie sie handeln müsse, ihn nicht zu kränken, sich selbst nicht zu martern, darüber konnte sie mit sich nicht einig werden. Alice, die im Zimmer war, hatte sie scharf beobachtet und errieth ihre Gedanken leicht. Sie stand in dem Wahne, nur Lagrange's Herz könne ihre Gebieterin beglücken; überdies nahm sie so viel Theil an dem jungen Mann, daß sie es wagte, Magdalena aus ihren Träumen zu wecken. Soll ich ihn hierher bescheiden? — fragte sie wohl etwas ängstlich — darf er zu Euch kommen?

Die Frau von Exupery, über diese Frage verwundert, sann einen Augenblick, dann sagte sie freundlich: Sende einen Diener zu ihm, aber während sie noch an der Tafel sitzen, und er soll den Herrn von Lagrange ersuchen, nach Tische zu mir zu kommen, wo ich wegen Sanval das Nöthige mit ihm verabreden wollte.

Ein Diener soll ihn hierher bescheiden, und das öffentlich? fragte Alice kopfschüttelnd.

Thue, was ich Dir sagte! befahl die Dame von Miremont und Alice ging.

Nicht lange darauf trat Lagrange ein. Magdalena begrüßte ihn freundlich und reichte ihm die Hand zum Kuß, die er stürmisch an sein Herz drückte.

Nicht also, Lagrange! — sprach sie verweisend und entzog ihm ihre Hand — Mich und Euch hat das Schicksal so ernst, so streng geprüft, daß wir auch nur ernst einander gegenüber stehen müssen. Als wir uns das letzte Mal sprachen, es liegt eine lange schwere Zeit zwischen jenem Tage und dem heutigen, nährten wir eine Hoffnung, die uns von unserm Ziele eben so fern ließ, wie wir heute fern, noch ferner davon stehen. Im jugendlichen Leichtsinne glaubten wir alle Klippen und Abgründe leicht überspringen zu können, jedes Hinderniß bot uns neuen Reiz, wir nährten den thörigen Wahn, die eigenen Schöpfer unserer Zukunft sein

zu können, und es bedürfe nur Muth und Beharrlichkeit, uns über Gebräuche und Vorurtheile hinweg zu setzen. O, nicht dieses bittere Lächeln, Freund meiner Jugend! — unterbrach sie ihre Rede, da Lagrange, von ihren Worten unangenehm berührt, seinen Unmuth nicht verbergen konnte — sucht keinen Stachel in meinen Worten, nur Balsamtropfen für Euch und mich.

Wir leben jetzt nicht mehr für uns, — fuhr sie nach einer Pause fort, in der sein Unmuth geschwunden zu sein schien — wir leben nur noch für unsern Glauben und unsere Rache! Dort über jenen Bergen, wo Clermonts Thürme sich erheben, haus't Montal. So lange er lebt, wird mein Herz nicht beruhigt, meine Seele nicht heiter sein, ihm gilt der Kampf.

Und welcher Lohn wird dem Sieger? fragte er freudig.

Ein schmerzliches Lächeln umzog Magdalenens Mund.

Wollt Ihr, — fuhr er fort — daß ich, an allem Erdenglück verzweifelnd, mich bei jedem Trompetenschall in die Schwerter der Feinde, den Tod suchend, stürzen soll?

Der Muth der Verzweiflung ist nicht der Muth des Christen! — sagte sie ernst — Schwerer ist es, den Schmerz zu ertragen, als ihn mit einem Stoße zu enden. Glaubt Ihr, daß mir das Opfer, das ich meiner Kindespflicht bringen mußte, leichter geworden ist, als mir es der Tod gewesen wäre? Wir müssen vergessen lernen, nicht rückwärts, nur in die Zukunft blicken. Laßt uns Freunde sein für diese Welt, kurz ist das Leben, und in der jetzigen Zeit setzen wir es ja alle Tage für eine große Sache ein; in jener Welt —

Die Anweisung ist auf eine nebelumflorte Zukunft gestellt, Magdalena — unterbrach er sie schnell — Niemand weiß, ob er sich dort mit den Geliebten wiederfindet, keiner fügte noch zu dem Glauben die Gewißheit. Ach, deshalb gäb' ich mit Freuden für einen Wonnetag, wie ich deren so viele in Sauval verlebte, jede Anweisung auf das Jenseit hin.

Ihr betrübt mich, Lagrange! — sagte sie, ihn schmerzlich anblickend — Ich hatte Euren Glauben fester, Eure Liebe zu mir stärker geglaubt. Die magische Kraft, die unwiderstehlich Herz an Herzen zieht, dauert bis über das Grab. Ich wähnte Euch todt, und doch lebtet Ihr noch in mir, um mich; ich sah Euch, sprach mit Euch, hing an Eurer Brust — Ihr standet selbst am Altar neben mir. Heilige Liebe ist unvergänglich — Irdische? — Ja, die mag wohl mit dem Herzen vermodern, ich kenne sie nicht mehr. Doch, Ihr wißt meinen Entschluß, deshalb trete die Vergangenheit nie wieder lockend zwischen uns, wir können, wir dürfen uns nichts mehr sein als Freunde.

Sie schwieg und er mußte sie hoffnunglos verlassen.

Am andern Morgen fand Magdalena sämmtliche anwesende Edelleute in dem großen Waffensaale versammelt. Der Vicomte von Rohan, der Vornehmste unter ihnen, der mit acht Lanzen ihr zugezogen war, nahm im Namen Aller das Wort. Edle Frau! — redete er sie an — Ihr sehet hier sechzig Edelleute aus allen Gegenden durch den Ruf Eures Muthes und Eurer Schönheit versammelt, Alle sind der Lehre Calvin's zugethan und deßhalb mit doppelten Banden an Euch gebunden. Sie verlangen unter dem Panier der Amazone von Miremont für ihr Recht und ihren Glauben zu fechten und sich Eurem Dienste zu weihen, und verpflichten sich in Allem Euren Befehlen zu gehorchen: wohin Ihr verlangt, werden sie ziehen, wohin Ihr zieht, werden sie Euch folgen und für Euch kämpfen und sterben. Nehmt Ihr unsere Dienste an, so finden wir uns beglückt, denn wie in den schönen Zeiten des Ritterthums kämpft ein Jeder für seine Dame, und die Dame unsers Herzens seid Ihr!

Ich fühle mich geehrt, daß so viele tapfere Männer Frankreichs sich meinem Dienste weihen, — nahm Magdalena das Wort, als der Vicomte schwieg — ich verdiene diese Auszeichnung nicht, allein ich nehme freudig und mit dankbarem Herzen Euer edles Anerbieten an und erlaube Euch hiermit, meine Farbe zu tragen.

Und die ist? fragte Rohan schnell.

Schwarz, wie Ihr seht, und weiß. Schwarz bedeute die Trauer meines Herzens, weiß die Reinheit meiner Absicht. Und kennt Ihr den Schwur, den ich auf dieser Stelle that?

Wir kennen ihn! riefen Mehre.

Und wollt dennoch für mich in den Tod?

Für die Schönste zu sterben, ist der schönste Tod! rief eine laute Stimme — es war Lagrange — während die Anderen feierlich sprachen: Wir wollen!

So hoffe ich mit Gott noch Großes zu vollbringen, denn wer, wie Ihr, für den Glauben und seine Dame streitet, muß unüberwindlich sein, und morgen schon wollen wir versuchen, ob das Glück dem Muthe folgt. So eben habe ich die Nachricht erhalten, daß Montal zwei Schwadronen Reiter aus Clermont gegen die Dordogne hat rücken lassen. Will er uns überfallen, oder glaubt er dadurch unsere Unternehmung gegen Gueret aufzuhalten, ich weiß es nicht; aber ihm entgegen wollen wir ziehen. Sobald der Tag zu grauen beginnt, haltet Euch bereit; zehn von Euch bleiben mit dem Fußvolke in Miremont zurück, wer dieß sei, entscheide das Loos.

Als sie am andern Morgen den Haufen musterte, brachte ihr ein Edelknabe eine zusammengerollte Fahne. Sie rollte sie auf, die Fahne war schwarz, von zwei silbernen Sternen durchwirkt. Sie reichte sie Lagrange. Tragt meine Fahne! — sprach sie — So lange sie im Gefechte weht, bin ich nicht ganz unglücklich, sinkt sie, sinkt auch mein ganzes Glück. Deßhalb vertheidigt sie mit treuem Muthe! — Dann zog sie an der Spitze von zwei

und sechzig Lanzen aus, die zu damaliger Zeit, wo jede Lanze noch drei leichtbewaffnete Reiter bei sich führte, zweihundert und funfzig zu Roß betrugen.

Das Glück war ihrem Muthe gefolgt, die zwei königlichen Schwadronen wurden überfallen und fast ganz aufgerieben. Hierauf setzte die Amazone über die Dordogne, vereinigte sich mit den bei Tarnac versammelten Hugenotten und trug nicht wenig zum Entsatze von Gueret bei. Montal, durch diesen Vorfall noch mehr gereizt, schäumte Rache. Während die Streitkräfte der Hugenotten sich nun gegen Perigord wandten und Magdalena den größten Theil ihrer Ritter mit zu diesem Unternehmen gesandt und die übrigen in ihre Schlösser vertheilt hatte, zog Montal in aller Stille ein kleines Heer zusammen und hoffte, Miremont unvorbereitet überfallen zu können. Allein bei bürgerlichen Unruhen beseelt selten ein Geist die ganze Stadt. Anhänger der Hugenotten brachten nach Sauval die Kunde von Montal's Rüstung, und Magdalena, durch Lagrange benachrichtigt, konnte leicht ahnen, daß Montal's Unternehmung ihr gelten sollte. Sie ließ deßhalb schleunig die nach Perigord gesandten Ritter zurückkehren, und da Sauval, Miremont und St. Exupery, diese drei von ihr besetzten Schlösser, mit allem Nöthigen versehen waren, um eine lange Belagerung auszuhalten, erwartete sie getrost jeden Angriff.

Montal säumte auch nicht und rückte bald mit zweihundert Pferden, zweitausend Mann Fußvolk und vier Bombarden vor Miremont, und die Stärke des Schlosses genau kennend, und von der Rückkehr der entsandten Ritter unterrichtet, beschloß er, mehr die List als die Gewalt anzuwenden. Er sandte deßhalb funfzig Reiter gegen das Schloß, die Alles umher verheeren mußten, und so hoffte er, den größten Theil der Besatzung zu dem Angriff herauszulocken. Es gelang ihm jedoch nur zum Theil, denn die Dame von Miremont verließ, von vierzig Lanzen gefolgt, selbst das Schloß, stürzte sich auf die Königlichen, jagte die Mordbrenner in die Flucht und trieb sie bis jenseit des Waldes. Als sie jedoch nach Miremont zurückkehren wollte, fand sie den Weg versperrt, Montal in Schlachtordnung aufgestellt, und sie sah keine Möglichkeit, durchzubrechen, da auch das Geschütz sie zu begrüßen begann. Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie eilte nach dem zehn Stunden enfernten Turenne, wo sie wußte, daß Langoirau zu Montal's Beobachtung vier Fahnen hugenottischer Reiterei aufgestellt hatte, und ersuchte deren Führer, den Chevalier Vaubrot, zum Entsatz ihres Schlosses mit ihr zu ziehen. Welcher junge Krieger hätte dieß der Amazone von Miremont abschlagen können, unter deren Panier der Adel der Umgegend mit so viel Vertrauen zog, als sei sie den Hugenotten eine Jeanne d'Arc; willig folgte er der schönen Führerin und rückte mit ihr nach der Dordogne. Bei Monteaux stieß auch Lagrange zu ihr, der mit der Reiterei Fauval verlassen und sich mit denen von St. Exupery vereinigt hatte. So ging sie, sechshundert Reiter stark, Montal entgegen.

Diesem war seine List nur halb gelungen. Er vermuthete nicht, daß die Amazone selbst bei dem Ausfalle sein würde, und hoffte durch seine Anordnungen die Besatzung so zu schwächen, daß ihm die Eroberung des Platzes leicht sein und er Magdalena in seine Gewalt bekommen würde. Jetzt war sie ihm entschlüpft. Demungeachtet ließ er noch am nemlichen Tage seine Bombarden auffahren und begann in der Nacht das Feuer, das er den ganzen folgenden Tag ununterbrochen fortsetzte, und das von dem Schlosse aus lebhaft beantwortet wurde. Jedoch auf die Nachricht von dem Heranrücken der Hugenotten, stellte er schon in der zweiten Nacht das Feuer ein, ließ fünfhundert Mann Fußvolk wohl verschanzt vor dem Schlosse und zog am Abend mit den Uebrigen dem Feinde entgegen.

Zwischen Mouriac und Miremont zieht sich ein enges, von steilen Felsen begrenztes Thal, durch das sich ein öftmals reißender Waldbach in die Dardogne stürzt. Zu dem Thale führen auf beiden Seiten zwei mit Waldung umwachsene Hohlwege. Hier, als dem einzigen Passe, der nach Miremont führt, bei dem nemlichen Hohlwege, den er an jenem Tage des Ueberfalles besetzt, und in dem er Magdalenen den Rückzug abzuschneiden geglaubt hatte, verschanzte er sich, ließ sein Geschütz auffahren, so daß er den Hohlweg gegenüber bestreichen konnte, und erwartete so die Hugenotten.

Magdalena hatte gehofft, Montal zu überfallen, und sie war deßhalb selbst unangenehm überrascht, als sie von ihren Kundschaftern die Nachricht erhielt, daß er am Hohlwege sich verschanzt habe und sie da erwarte. Der Gegend ganz kundig, sah sie die Unmöglichkeit ein, ihn in dieser Stellung anzugreifen: sie beschloß daher, ihn zu umgehen. Sie ließ den Vicomte von Rohan, Montal zu beschäftigen, mit hundert Pferden der feindlichen Stellung gegenüber; sie selbst ging mit den Uebrigen auf einem kaum für Fußgänger gebahnten Wege durch das Thal, wobei die Reiter absitzen und ihre Rosse über die Klippen führen mußten, watete durch den angeschwollenen Bergstrom und erreichte glücklich, nur eine Stunde von der Stellung Montal's entfernt, die jenseitige Höhe. Hätte dieser dieß ahnen können und nur hundert seiner Reiter dahin gesandt, so würden die Hugenotten, die nur Mann vor Mann den Felsen erklimmen konnten, vernichtet worden sein.

Sich nicht um Montal kümmernd rückte die Amazone schnell gegen Miremont, überfiel die vor dem Schlosse zurückgelassenen königlichen Fahnen um desto leichter, da diese, sich in ihrem Rücken ganz sicher glaubend, nur ihr Augenmerk auf Miremont gerichtet hatten. Fast ohne Widerstand wurden sie niedergehauen und so die Verbindung mit dem Schlosse gewonnen. Aber hiermit nicht zufrieden, wollte Magdalena die Gelegenheit nicht vorbeilassen, Montals Macht ganz zu zertrümmern. Miremont bot ihr im Fall des Mißlingens einen sichern Zufluchtort, und überzeugt, daß Rohan, sobald er den Lärm des Gefechtes vernähme, die Königlichen angreifen würde, beschloß sie, Montal im Rücken anzufallen, stellte deß-

halb das Fußvolk der Besatzung so auf, daß es für den schlimmsten Fall ihr den Rückzug decken konnte, ordnete ihre Fahnen und zog nun eiligst auf den Feind zu.

Dieser durch das Schießen in seinem Rücken, auch durch einige versprengte Reiter von dem Vorgefallenen unterrichtet, ließ nur hundert Mann zur Deckung des Hohlwegs zurück, setzte sich an die Spitze der Uebrigen und rückte den Hugenotten mit dem Fußvolke und dem Geschütze entgegen, das er am Saum des Waldes aufstellte; die Reiterei, die sich der Zahl nach mit den Hugenotten nicht messen konnte, ließ er im zweiten Treffen sich bereit halten.

Aber kaum war das Geschütz aufgefahren, kaum stand sein Fußvolk in Schlachtlinie, als die Hugenotten hinter dem Hügel hervorbrachen. Die Ritter der Amazone hatten es übernommen, das Geschütz anzugreifen; der Chevalier Vaubrot mit den vier Reiter-Schwadronen von Langoriau, die Amazone an ihrer Spitze, warf sich auf das Fußvolk, das festen Fußes mit lebhaftem Feuer die Hugenotten empfing, die sich in Unordnung zurückzogen. Da brach Montal an der Spitze seiner geschlossenen Reiterei hervor, drang leicht in die Fliehenden ein und, nicht auf die Wegnahme seines Geschützes achtend, verfolgte er sie im steten Niedermetzeln mit desto emsigerer Begier, da er in ihrer Mitte die schwarzen Federn von dem Helmbusche der Amazone wehen sah. Doch das hinter Hecken aufgestellte Fußvolk der Besatzung hielt ihn auf, und da er in seinem Rücken das Gefecht immer noch fortwährend hörte, gedachte er zu spät an die das Geschütz angreifenden feindlichen Abtheilungen und eilte schnell zurück.

Während hier die Hugenotten fast schimpflich geflohen waren, hatten die Ritter der Amazone das erste Feuer der Bombarden ausgehalten, waren, ehe sie zum zweiten Male feuern konnten, eingedrungen und hatten sie genommen. Leicht berechnend, daß ihre fliehenden Waffengenossen einen sichern Ort, sich wieder zu sammeln, finden würden, hatten sie das Fußvolk in der Flanque angegriffen, es aufgerollt, und da bei dem ersten Feuer das der Vicomte von Rohan hörte, dieser den Hohlweg stürmte und ihn nahm, und das Feuer in ihrem Rücken, der Angriff in ihrer Seite die Königlichen außer Fassung brachte, hatten die Ritter leichtes Spiel, die feindlichen Haufen auseinander zu sprengen, die, die Gewehre wegwerfend, sich in dem Walde zerstreuten.

Montal sah schon von fern die Flucht der Seinen, sah die Ritter sich an der Waldspitze sammeln, sah Rohan mit den Uebrigen zu ihnen stoßen, und es blieb ihm nur die Wahl, sich vorwärts einen Weg zu bahnen oder umzukehren, noch einmal in die sich wieder gesammelten und von neuem anrückenden Hugenotten zu stürzen, und wenn es ihm glückte, sich durchzuschlagen und sich dann durch die Fluthen der Dordogne zu retten. Er wählte das Letztere, denn hier sah er Magdalena an der Spitze und hoffte so vielleicht selbst im Fliehen noch seiner Rache ein Opfer zu bringen. Er

wandte sich, stürmte auf die Heranrückenden ein, seine Reiter folgten ihm muthig und bald durchbrach er die feindlichen Reihen. Aber auch die Hugenotten hielten dießmal bessern Stand; mehre von ihnen, den Chevalier Baudrot an ihrer Spitze, sammelten sich um die Amazone, die gleich dem gemeinsten Reiter mit Heldenmuth im dicksten Gewühle focht. Montal, wie der beutedürstige Tiger seine Beute, nur sie im Auge, hieb Alles vor sich nieder, sich Bahn zu ihr zu brechen. Auch Magdalena erkannte ihn.

Laßt mich! — rief sie den Schützenden zu — Dort ist mein Feind, mein ist der Kampf mit ihm!

Dieß sagend gab sie ihrem arabischen Rosse die Sporen, brach sich Bahn durch die Umgebenden, sprengte auf Montal ein, der mit einem freudigen: Ha, bist Du es, schöne Amazone! einen mächtigen Streich nach ihrem Helme führte, aber in demselben Augenblicke, von einem Pistolenschusse getroffen niedersank.

Sein Fall entschied das Gefecht. Die Königlichen flohen, von den Hugenotten verfolgt, die ohne Schonung keinen Pardon gaben und Jeden, der in ihre Hände fiel, niedermetzelten. Nur zwei nahmen nicht Theil an der Verfolgung. Die Amazone hielt vor dem Gesunkenen und ihr Auge ruhte finster, doch nicht rachgierig, auf dem Unglücklichen, und ihr gegenüber hielt Lagrange, der, zu ihrer Hilfe geeilt, Montal niedergeschossen hatte.

Elender! — rief er ihm zu und sprang vom Rosse — Ist Dir Deine Beute entwischt, blutgieriger Tiger? Triumphire jetzt über sie!

Schweigt — habt Mitleid mit dem Unglücklichen! unterbrach ihn Magdalena zürnend.

Mitleid mit dem? fuhr Lagrange immer heftiger werdend fort — Wer hat Mitleid mit mir, als ich mit zerhauenem Schädel, aus sechs Wunden blutend, unter meinem Rosse lag und sie, über mich wegsetzend, ihre Pistolen, wie beim Ringelrennen nach dem aufgesteckten Türkenkopfe, auf mich losbrannten? Wer hatte Mitleid mit mir? — Dieser, der mein ganzes Lebensglück zerstörte, meinen Himmel mir schloß? Dem ich fluche —

Soll ich Euch ferner achten, Lagrange! — unterbrach ihn die Dame von Miremont — so laßt diese schmähenden Worte; holt lieber einen Wundarzt, ihm das Blut zu stillen, das aus seiner Wunde strömt. Nehmt ihm den Helm ab, Lagrange, er scheint diese Erleichterung zu wünschen; dem gefallenen Krieger Hilfe, dem sterbenden Feinde Vergebung!

Unwillig, doch den Befehlen seiner Dame gehorchend, beugte sich Lagrange über ihn, lös'te ihm den Helm und fühlte sich in diesem Augenblicke am Halse von einem Dolchstiche verwundet. Dem Tückischen den Dolch entreißen und ihm die Gurgel durchbohren, war das Werk eines Augenblicks.

Magdalena, die Lagrange's Verwundung nicht bemerkt hatte, em-

pörte diese Handlung und sie wollte mit ihm zürnen, als er neben Montal niedersank.

Ich habe auch jetzt gethan, was Ihr befahlt, und blute zum zweiten Male dafür. Laßt mich in's Schloß bringen, Magdalena, ich fühle mich matt! sagte Lagrange mit schwacher Stimme. Glücklich, daß Mannschaft der Besatzung, wahrscheinlich die Todten zu plündern, herbeikam. Sie luden Lagrange auf eine Bahre und trugen ihn nach Miremont. — Montal hatte geendet.

Da für diesen Augenblick nichts mehr für Miremont zu fürchten war, begleiteten die meisten Ritter der Amazone den Chevalier Vaudrot zum Heere, das in Guienne bedeutende Fortschritte machte. Die Nachricht, daß der König Heinrich von Navarra aus seiner Haft, in der ihn die Königin Mutter hielt, entflohen sei und sich nach der Normandie zum Herzoge von Alençon, des Königs Bruder, geflüchtet und dann in Tours die ihm mit Gewalt aufgedrungene katholische Religion wieder abgeschworen habe, gab den Hugenotten neuen Muth, gegen welche der neue König Heinrich der Dritte unverstellt seinen Haß ausgesprochen hatte. Allgemeinen Jubel verbreitete diese Nachricht, nur auf Miremont fand sie in diesem Augenblicke nicht den freudigen Wiederklang, wie unter den Hugenotten der dortigen Gegend, denn Charles Lagrange lag schwer an seiner Halswunde danieder und Magdalena war durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres Vaters, der in Rochelle gestorben war, tief betrübt. Es war ihr lieb, daß es jetzt auf Miremont so einsam war, hatte sie doch dadurch Gelegenheit, sich dem Schmerze über den Tod ihres geliebten Vaters ganz zu überlassen und den Mann ihrer Liebe zu pflegen, wobei Alice ihr treulich beistand.

Am Krankenbette, wo der Tod in jeder Fieberstunde seine Arme nach dem Daniederliegenden beutegierig streckt, wo man jeden Tag ihn zu verlieren fürchten muß, da vergißt man leicht die trennenden, drückenden Verhältnisse des Lebens, vergißt nur zu leicht, was man überdieß so gern vergessen möchte, sich selbst. Das verschlossene Herz öffnet sich, denn es ist ja nur noch für die wenigen Stunden des scheidenden Lebens, man glaubt der kaum noch glimmenden Lampe jeden Balsamtropfen zuschütten zu müssen, und so wird oft das, was man dem Geliebten in der Blüthe seines Lebens Jahre lang noch entzogen hätte, dem Sterbenden willig gereicht.

Auch Magdalena, ohne zu wissen, daß sie es that, ohne es zu wollen, zeigte Lagrange mit jedem Tage mehr und mehr, daß die Liebe in ihrer Brust nicht geschlummert, nur geschwiegen habe; für jede sinkende Hoffnung des Lebens reichte sie ihm die Hoffnung der Liebe, die ihm tausendfach strahlender erschien als das welkende Leben, und erst als der Wundarzt ihr erklärte, er zweifle nicht mehr an der Genesung, als sie ihn mit

jedem Tage wohler, aber auch verlangender sah, da erst erschrak sie über das, was sie gethan, erschrak und konnte doch darüber nicht mit sich zürnen.

Das Gelübde, keinem Manne ihre Hand zu geben, hatte sie öffentlich gethan, selbst die Vorurtheile der damaligen Zeit waren auch ihrer edlen Brust von Kindheit an zu tief eingeprägt worden, als daß die Liebe sie hätte verwischen können. Sie hätte sich entwürdigt geglaubt, wenn sie, dem alten, mächtigen Geschlechte der Senneterre entsprossen, wenn die Erbin und Wittwe des reichen Exupery, einen armen Edelmann geehelicht hätte, wie ihr Vater deren so viele in seinem Dienste erhielt. Sechszig Ritter, meistens aus den edelsten Geschlechtern von Poitou und Auvergne, warben um sie, unter allen war Lagrange der ärmste und geringste; wie hätte sich die Amazone von Miremont, deren Waffenthaten, deren Schicksale durch ganz Frankreich bekannt waren, entschließen können, von der Höhe herabzusteigen, auf die sich ihr Heldenmuth geschwungen, wie ihr frommes Gemüth den Schwur brechen können, den sie über dem Sarge ihres Gatten öffentlich, wenn auch freventlich, gethan hatte. So war dem armen Lagrange zum zweiten Mal die Hoffnung erschienen, zum zweiten Mal konnte sie ihn betrügen.

Ich wünschte, ich läge noch an meiner Wunde danieder; es ist hier nicht mehr so, wie es damals war! — sagte er eines Tages zu Alicen, seiner Vertrauten, nachdem er wieder ganz hergestellt, im vollen Glanze der Jugendschönheit einherging. — Deine Gebieterin ist nicht mehr Magdalena Senneterre, sie ist wieder die Amazone, oder vielmehr die Dame von Miremont, um deren Gunst sich sechszig Thoren bewerben.

O, wie irrt Ihr! — nahm Alice das Wort — Für Euch ist sie immer noch Magdalena, nur hat ihr das Schicksal Besonnenheit und Kraft gegeben, die der Jungfrau auf Sauval wohl zuweilen fehlten. — Soll ich Euch einen Rath geben, Herr? — Redet weniger mit ihr von Eurer Liebe und handelt mehr.

Wie soll ich das verstehen? fragte er verwundert.

Verlaßt Miremont, sucht Dienste bei Heinrich von Navarra, kämpft und kehrt mit Ruhm bekränzt zurück; dies wird Euch einen Namen geben, der Euch fehlt.

Ich soll Miremont, soll sie verlassen?

Ja, Herr! denn hier reift Euch keine Ernte, Ihr mögt so viel Worte säen, so viel Klagen ausstreuen, als Ihr wollt. Das Herz Magdalenens braucht Ihr nicht zu gewinnen, es ist das Eure und wird es unwandelbar bleiben. Aber gebt Ihr Gelegenheit zu sagen: Er ist der Würdigste unter Euch, er verdient den schönsten Lohn, und welchen schönern könnt' ich ihm geben als mich selbst? Nur so könnt Ihr sie gewinnen; hier verliert Ihr sie, und macht sie ganz elend.

Alice mochte Recht haben; sie sah den Kampf, den Magdalena mit

sich kämpfte, und wußte, daß, unterlag sie, sie ewig unglücklich sein würde. Entfernung schien ihr die einzige Rettung. Das edle, feurige Gemüth des Jünglings folgte ihrem Rathe, und schon am andern Tage bat er Magdalenen, ihm zu erlauben, auch entfernt von Miremont Kampf und Schlacht zu suchen. Es ward die Trennung ihrem Herzen schwer, aber sie fühlte ihre Nothwendigkeit, und so zog Lagrange schon am andern Tage nach Poitou, wo Heinrich von Navarra seine Anhänger um sich versammelte.

Die Hugenotten zogen in Schaaren zu dem jungen Helden, welcher der Partei des mit dem Hofe unzufriedenen Herzogs von Alençon sich anschloß und sich mit dem Prinzen von Condé, Sohn des nach dem Treffen von Tarnac Ermordeten, vereinigte, wo dann die drei Prinzen ein furchtbares, dem Königlichen weit überlegenes Heer vereinten. Aber die Intriguen der Catharina von Medicis trennten bald die drei Anführer, jeden gewann sie durch die heiligsten, lockendsten Versprechungen, und so bethörte sie ihren Sohn, den Herzog von Alençon, zuerst, bald folgte Condé und Navarra, und so ging diese furchtbare Kriegsmacht, furchtbar, wie sie die Hugenotten und Mißvergnügten nie vorher, nie nachher wieder in's Feld stellten, ohne etwas ausgerichtet zu haben, aus einander. Der Herzog von Alençon kehrte an den Hof zurück, Condé ging nach der Picardie, der Prinz Casimir mit den Reitern und Lanzknechten nach Deutschland und der König von Navarra nach Poitou zurück, wo der Krieg sogleich wieder begann, da Heinrich der Dritte die beschworene Friedensbedingung nicht hielt und die den Hugenotten versprochenen Sicherheitsplätze ihnen die Thore nicht öffneten.

Die Ritter der Amazone hatten sich auch nach der Einnahme von Perigeux wieder in Miremont versammelt und Magdalena, durch ein ehrenvolles Schreiben des Königs von Navarra aufgefordert, begann von neuem den kleinen Krieg in Auvergne, nahm den Katholischen manches feste Schloß, besetzte das Städtchen Ambert, und streifte bis unter die Mauern von Clermont. Ueberall begleitete sie das Glück, und da, wo die schwarzen Ritter, wie man sie nannte, mit ihrer schwarzen, mit silbernen Sternen durchwirkten Fahne sich blicken ließen, floh das königliche Kriegsvolk, denn diese Schaar, die für Glauben und Liebe focht, schien unüberwindlich zu sein und war hinreichend, in Limousin und Auvergne die Partei der Hugenotten aufrecht zu erhalten. Es mußte ein mächtiger Zauber in Magdalena von Senneterre liegen, daß diese Schaar junger Edler, ohne daß irgend Einem unter ihnen ein Hoffnungsstern aufging, so beharrlich um ihr Panner, so treu ihrer Verbrüderung blieb.

In dieser Zeit, als Magdalena eben aus der Gegend von Issoire nach Miremont zurückgekehrt war, trat Lagrange unvermuthet in ihr Gemach.

Sie war überrascht, und ehe sie diese Freude in sich verschließen konnte, war sie ihr schon laut entschlüpft.

Ich bin heute Bote einer frohen Nachricht — begann er nach dem herzlichen Willkommen — denn mir auf dem Fuße folgt ein werther Gast, der, wenn Ihr es ihm vergönnt, einige Tage in Miremont zu bleiben gedenkt. Der König von Navarra muß schon morgen in aller Frühe hier eintreffen.

Was will er hier? fragte Frau von Exupery mehr erstaunt als freudig.

Die Amozone von Miremont kennen lernen, deren Ruf durch ganz Frankreich erscholl! erwiderte er, bei dem Gedanken begeistert, daß Katholik wie Hugenott von Magdalenen von Senneterre, von seiner geliebten Magdalene mit Bewunderung spreche. Sie aber schien seine Freude nicht zu theilen.

Führt den König sein Weg hier vorüber? fragte sie dann.

Nein! — Er will nach Perigord, und von la Rochelle, wo er sich jetzt befindet, liegt Miremont wohl nicht an der Straße.

Magdalena schüttelte sinnend ihr Haupt, doch nur wenige Augenblicke blieb ihr holdes Antlitz ernst; bald umzog das Lächeln, dem kein Herz widerstehen konnte, ihren Rosenmund wieder.

Der König von Navarra sei mir willkommen, — sprach sie — Ihr aber, Lagrange, seid es mir doppelt!

Sie reichte ihm hierbei die Hand und duldete es, daß er sie feurig an Lippe und Herz drückte; als er jedoch das, was er in seinem Herzen empfand, in Worten aussprechen wollte, sagte sie schnell, jedoch freundlich: Geht, Lagrange, und sendet Boten nach Sanval und Exupery, daß die Ritter noch in der Nacht aufbrechen, um dem Könige entgegen zu gehen und ihn hierher begleiten. Ich will indeß Miremont zu seinem Empfange bereiten lassen.

Lagrange ging, von diesem Benehmen gekränkt, richtete jedoch ihre Befehle pünktlich aus. Hätte er ihr Auge gesehen, hätte er den Seufzer gehört, der ihrer Brust entquoll, als sie ihn traurig über den Schloßhof gehen sah, er hätte sich nicht unglücklich fühlen können.

Am andern Morgen — es war ein schöner heitrer Frühlingtag, die Sonne spiegelte sich funkelnd in den Wellen der Dordogne — gab der Thurmwart das Zeichen, daß der König von Navarra sich nahe. Magdalena war bei den Tönen des Horns nicht ohne Aufregung. Der 22jährige Heinrich, das Haupt der Hugenotten, der schon, kaum dem Knabenalter entwachsen, unter Coligny Proben seines Muthes und seiner Unerschrockenheit gegeben hatte, dieser gegen die Damen so galante liebenswürdige Fürst, die Hoffnung ihrer Glaubensbrüder, sollte ihr Schloß betreten. Die weibliche Eitelkeit, selbst dem festen Sinne, dem muthigen beharrlichen Herzen, wie das Herz Magdalenens, nicht ganz fremd, fühlte sich geschmeichelt, daß

der König, sie zu sehen, in solch gefährlicher Zeit einen so großen Umweg gemacht hatte. Mochte sie dies nun ihrem Rufe oder ihrer Schönheit zuschreiben, sie fühlte sich sonderbar bewegt, als des Thurmwarts Horn erschallte. Doch ein Blick auf ihr schwarzes Gewand, ein Gedanke an Lagrange, und das ruhige Lächeln, das den Ausdruck ihres Gesichtes so unwiderstehlich machte, zeigte, daß sie schnell mit sich einig geworden und das, was Recht sei, allein ihre Handlungweise bestimmen könne. Ruhig ging sie dem Könige entgegen, ihn am Portal zu empfangen, und als er über die Zugbrücke in den Schloßhof sprengte, suchte ihr Blick nur Lagrange, nicht ihn.

Heinrich sprang schnell von seinem schäumenden Rosse und eilte mit raschen Schritten auf die Dame von Miremont zu, die, ihren Schleier zurückwerfend, ihn mit einer Kniebeugung empfing.

Seid mir in meinem Schlosse willkommen, gnädigster Herr! — redete sie ihn an, da er mit flammendem Blicke, dem sie mit Ruhe, selbst mit Stolz begegnete, sie keck beschaute. — Ich fühle mich glücklich, den jungen Helden zu begrüßen, auf den das Auge meiner Glaubensbrüder hoffnungvoll und vertrauend blickt. Sei mir gegrüßt, junger Aar, nur dem reinen Sonnenlichte schwebe Dein Flügel entgegen, wie Dein edles Herz dem reichen Glauben entgegen schlagen mag.

Ihr beschämt mich, Dame von Miremont! — nahm der König das Wort — Ich kam hierher, Euch zu huldigen, nicht Huldigung zu empfangen. Ich komme, zu sehen, ob der Ruf Eure Vollkommenheit übertrieben oder sie zu schwach ausgesprochen habe, und, bei Gott, was ich vernahm, ist nur Schatten des Glanzes, den ich vor mir sehe!

Ist Euch gefällig, mir zu folgen? sagte Magdalena schnell, ohne zu antworten.

Ihr scheint zu bescheiden zu sein, edle Frau! — fuhr jedoch Heinrich fort, ohne ihrer Einladung zu folgen — selbst die Wahrheit macht Euch erröthen.

Gnädigster Herr! erwiderte Magdalena — ob das Lächeln, das ihren Mund umzog, ein bitteres oder ein spöttisches sei, war schwer zu errathen. — Freuen würde es mich, wenn der Ruf bis zu Euch gedrungen wäre, daß ich mich nicht scheute, mit dem Schwerte in der Hand für meine Religion zu kämpfen, daß es mir mit Hilfe der edlen Männer, die mir so treulich beistehen, gelungen ist, an dem Manne das Vergeltungsrecht zu üben, der mein ganzes irdisches Glück untergrub. — Von meinem Aeußern glaubte und erwartete ich nicht, daß der Ruf Euch Kunde hätte bringen können, denn der Schleier oder das Visir meines Helms deckt gemeinhin mein Gesicht, der stählerne Panzer oder dieses wollene Kleid meine Gestalt. — Seit ich am Sarge meines Gatten stand, lege ich auf Beides keinen Werth. — Darf ich Euch bitten, mir zu folgen, mein gnädigster Herr? wiederholte sie nach kurzer Pause und betrat, ohne seine

Antwort abzuwarten, die erste Stufe, wo ihr der König von Navarra schnell die Hand reichte und sie hinaufführte.

Hier hielt sie vor einer Flügelthür, die zwei reichgekleidete Diener dem Könige öffneten. Beliebt Euch, hier einzutreten, gnädigster Herr, es sind die für Euch bestimmten Zimmer — sprach sie — ich hoffe, es soll Euch dort an Bequemlichkeit nicht fehlen.

Ventre-saint-gris! — rief er, als sie allein waren — Das ist ein schönes, aber ein stolzes Weib. Schön wie eine Jungfrau und ehrbar wie eine Wittwe.

Und setzt noch hinzu, gnädigster Herr, stolz wie eine Amazone! sagte Fervaques.

Ein solches Weib sah ich am Hofe der Königin Mutter nicht! — fuhr der König fort — Doch bei den Weibern ist meist Alles Maske. — Fervaques lächelte. — Ich habe manche kennen gelernt, die kalt wie Eis mir entgegentrat und endlich doch die Gluth nicht verbergen konnte, die sie verzehrte.

Gnädigster Herr! — entgegnete Fervaques — Ihr seid in der schlechtesten Schule der Weiber, die es nur giebt, zum Manne gereift; am Hofe der Medicis sind sie alle nur Köder, die sie auswirft, um die ihr gefährlichen Männer zu fangen. Deshalb hat Euch vielleicht dort keine widerstanden und manche Euch ihre Gunst geschenkt, blos weil es ihr so befohlen war. In der Provinz ist es anders, da herrscht noch Zucht und Sitte, besonders unter Euern Glaubensgenossen, und was ich von dieser Frau gehört habe, giebt mir die Meinung, ihr Herz ist so hart, wie ihr Panzer, und ihr Sinn so fest, wie der Stahl ihres Helms. Sie scheint eine zweite Penelope zu sein; 60 Freier umgeben sie und keiner kann sich eines liebenden Blickes von ihr rühmen.

Das ist unmöglich! fuhr der König auf.

Und doch ist es so!

Fervaques! — nahm Heinrich schnell das Wort — Ich will es Dir gestehen, nicht allein Neugierde, die Amazone von Miremont zu sehen, nicht der Wunsch, ihr, die es sicher verdient, durch diesen tollen Ritt mitten durch die Feinde meine Achtung vor ganz Frankreich zu beweisen; auch meine Eitelkeit führte mich hierher, die dem Rufe nach Unüberwindliche zu besiegen.

Ihr habt Euch vergebene Mühe gemacht, gnädigster Herr! meinte Fervaques.

Der König, über diese eben nicht erfreuliche Prophezeihung in dem ersten Augenblicke unmuthig geworden, lächelte jedoch gleich wieder und sagte scherzend: Ich hätte wohl Lust, mit Dir zu wetten, daß das Herz dieser Dame nicht so fühllos ist, wie Du meinst. Wenn ich stürmend abgeschlagen werde, so muß ein anderer Glücklicher die für unüberwindlich gehaltene Festung schon früher gewonnen haben.

Versucht es, gnädiger Herr, ich bin zur Wette bereit! erwiderte Fervaques.

Mein Tigerroß gegen Deine beiden schwarzen spanischen Windhunde — Ich siege oder ich ward schon besiegt! rief der König.

Es gilt! sagte Fervaques, mit dem Heinrich von Navarra auf solch vertrautem Fuße stand, wie nur wenige seiner Umgebungen, obgleich er Katholik und den Hugenotten, wegen seiner Theilnahme an der Bartholomäusnacht, ein Dorn im Auge und er überhaupt von zweideutigem Charakter war. — Die Wette war also richtig und der junge König schickte sich mit genügendem Selbstvertrauen an, sie zu gewinnen; doch schien es fast, Heinrich von Navarra habe nicht ganz so viel Zutrauen zu seinem Glücke, wie Fervaques es zeigte.

Während der König von Navarra prachtvolle Kleider anlegte, um im vollen Glanze vor der schönen Burgfrau zu erscheinen, hatte Magdalena Lagrange zu sich entbieten lassen, um ihm, dem Anscheine nach, einige Aufträge wegen Bewirthung des königlichen Gefolges zu geben, in der That aber ihm, dem sie am vorigen Abend wehe gethan zu haben glaubte, durch Freundlichkeit das Geschehene zu vergüten. Vielleicht wollte sie auch sich durch seinen Anblick in ihrem Vorsatze stärken, gegen den König das strenge, zurückhaltende Benehmen durchzusetzen, das sie sich während seiner Anwesenheit vorgenommen hatte.

Der Ruf Heinrichs von Navarra hatte ihn zu sehr als eifrigen Verehrer des schönen Geschlechts bezeichnet, sein Aufenthalt, sein Treiben am Hofe der Königin Mutter hatte diesem Rufe nicht widersprochen und den jungen Fürsten nicht in dem vortheilhaftesten Lichte gezeigt, so daß Magdalena sich leicht sagen konnte, daß nicht allein ihr Ruf, sondern wohl hauptsächlich ihre Schönheit ihn nach Miremont geführt habe. Sie hatte es nicht verhindern gekonnt, ihn in ihrem Schlosse, das so vielen Edlen offen stand, aufzunehmen, und doch fürchtete sie, daß ihr Ruf dadurch litt, da man diesen Fürsten von Einer zur Andern, von einer Eroberung zur andern fliegen sah. Deshalb ihr berechnetes kaltes Benehmen gegen den Fürsten, den sie aus mancherlei Gründen lieben und achten mußte, deshalb die ausgezeichnete Freundschaft gegen Lagrange, damit er, der eben so leicht als sie Heinrichs Plan durchschauen konnte, nicht in dem Glauben an sie wankend wurde. Der Zwiespalt in ihrem Innern ließ sie eben so besorgt sein, er könne wähnen, sie liebe ihn noch so heiß wie in jenen glücklichen Tagen auf Sanval, als fürchten, er möchte glauben, des Königs Anwesenheit könnte ihre Neigung zu ihm vermindern.

Mit diesen Vorsätzen, bei dieser Furcht, mußte jedes verbindliche Wort, jede Schmeichelei des Königs an ihrem streng verschlossenen Herzen

nutzlos verschwendet sein. Das Mittagsmahl ging vorüber, der Abend nahete, Heinrich von Navarra war noch um kein Haar breit seinem Ziele näher gerückt, und Fervaques betrachtete schon im Marstalle das Tigerroß als sein Eigenthum. Der König verlor jedoch nicht seine vergnügte Laune scherzte mit Magdalenen, sprach in dem andern Augenblicke mit ihr über die ernstesten Dinge und zeigte sich so ganz in der ihm so eigenen Liebenswürdigkeit, daß sie, sobald er jedes Schmeichelwort aus seinem Gespräch, verbannte, ihm mit Unbefangenheit und gleicher Liebenswürdigkeit entgegen kam.

Auch der Abend verstrich, heiter gemischt, wie der Tag, doch gestand König Heinrich, als er am Abend mit Fervaques sich wieder allein auf seinem Zimmer befand, diesem offen, daß er sich noch keines zärtlichen Blickes noch Wortes der Dame von Miremont zu erfreuen habe.

Er schien darüber nachdenkend geworden zu sein, denn er brach plötzlich das Gespräch ab, und blickte gedankenvoll hinab in die rauschenden Fluthen der Dordogne. Fervaques, der sich wahrscheinlich langweilte, wollte die abgebrochene Unterhaltung wieder anspinnen und begann von der schönen Burgfrau zu reden, die in ihrem Trauergewande reizender sei als alle Hoffräulein der italienischen Königin, aber Heinrich unterbrach ihn schnell: Laß die edle Frau ruhen, sie schläft vielleicht schon längst und träumt gewiß nicht von uns. Sie beschäftiget in diesem Augenblicke nicht meine Phantasie, ein anderes Bild hält mich hier fest.

Wohl das Bild ihrer schönen Zofe oder Freundin Alice? — nahm Fervaques das Wort — Ist die Dame eine Venus, so ist diese Zofe wenigstens eine ihrer Grazien —

Laß das und störe mich nicht! — unterbrach ihn der König unmuthig, doch als Fervaques sich entfernen wollte, hielt er ihn zurück — Ich habe, wie Alle, die ihre Jugend in wilden, felsigen Gegenden verlebten, eine Sehnsucht nach meiner Heimath; drei Jahre bin ich nun schon von ihr getrennt, drei Jahre habe ich die schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen nicht gesehen, und der Anblick dieses Felsenthales, der über lippen strömenden Dordogne ruft mir heute das enge Thal zurück, wo an herüberhangenden Felsen das alte Schloß Coarasse mit seinen spitzen Thürmen über den Abgrund ragt. Hier verlebte ich, abgeschlossen von der großen Welt, meine Kindheit, durchschwärmte in den ersten Jahren mit meiner baskischen Wärterin, späterhin mit meinem alten Gaucherie, meinem würdigen Lehrer, die Thäler und Wälder, die das alte Coarasse umgaben, und kletterte mit dem Steinbock um die Wette von Fels zu Fels, watete durch den Waldstrom, der unter dem Schlosse vorüber rauschte, und der, bald angeschwollen, sich meinen Wanderungen widersetzte, bald trocken, mir einen gebahnten Weg über die glatten Steine bot, an sein andres Ufer zu gelangen. — Lächle nicht über die Erzählung aus den Tagen meiner Kindheit, Fervaques; ich spreche lieber davon als von dem Aufenthalte

in Fontainebleau und im Louvre — darum höre mir nur weiter zu und schlafe nicht ein, denn mich hält die Erinnerung noch lange wach.

Als ich größer wurde, das heißt, als ich das achte Jahr erreicht hatte, lief ich oft allein, mein Stück Schwarzbrod, meinen Käse und eine große Zwiebel in der Tasche, in den Bergen umher, am liebsten aber wallfahrte ich dann nach einem mir sehr lieben Punkte, nach einer kleinen Hütte, die einem alten baskischen Mütterchen gehörte, die mit ihren beiden Ziegen allein in dieser öden Wildniß lebte.

Der Hütte gegenüber und von dem nemlichen Bergstrome, der den Fels von Coarasse bespült, umrauscht, lagen die Ruinen eines alten, bemoosten Gemäuers, das mich besonders mit den zwei hohen Kastanienbäumen, die aus seinen Trümmern hervorragten, wunderbar anzog. Ich hatte die Alte schon deshalb recht lieb gewonnen, weil sie mir immer Wunderdinge aus den Zeiten Rolands erzählte, wofür ich dann mein Brod und meinen Käse mit ihr theilte und ihr die Zwiebel ganz überließ, die ich gar nicht mochte Unter Mancherlei, was mir die Alte erzählte und sagte, sind zwei Sachen noch jetzt tief in mein Gedächtniß geprägt. Einmal verglich sie mich mit dem Waldstrome. — So wird auch Dein Leben sein, Prinz von Viane! — sagte sie im prophetischen Tone — Oft wird es ärmlich sein, dann wirst Du keinen Tropfen Wein haben, Deinen Durst zu stillen, ausgetrocknet wird die Quelle Deines Reichthums sein wie dieser Strom; aber bald wird Dir das Glück wieder lächeln, wie dieser Waldbach wirst Du von Fluß zu Fluß Dich ausbreiten, bis Du in's große Meer jenseit Dich verlieren wirst. Darum sei beherzt im Unglück, nicht übermüthig im Glück, gedenke der Armen, gieb immer von Deiner Armuth wie von Deinem Ueberflusse, und Du wirst noch ein großer König werden. — Da flog mein kühner Geist über das Gebirge, denn dort in Spanien suchte ich das große Königreich Navarra, was der katholische Ferdinand meinem Ahnherrn entriß. Noch nenn' ich es nicht das meine. Aermlich ist mein Leben gewesen, Fervaques, oft habe ich wahrlich nicht gewußt, wer mir am andern Tage einen Becher Wein reichen werde, aber das Glück hat mir nur erst bei den Frauen gelächelt, sonst blieb es mir abhold, und selbst mit meiner eignen Frau kehrte es nicht in meinem Hause ein.

Und das Zweite, das sich in Euer Gedächtniß prägte? fragte Fervaques, der immer schläfriger wurde und das Ende der Erzählung herbeiwünschte.

Das ist anderer Art! — erwiderte der König. — Es ist eine Sage aus alter Zeit, wie solche das Gebirgsvolk zu Hunderten zu erzählen weiß. Zu Rolands Zeiten, — so berichtete die Alte — lebte auf jenem, damals prachtvollen und weitläufigen Schlosse ein junger Ritter, nach welchem die edlen Fräulein der Umgegend und jede Dirne, die mit ihrer Ziegenheerde hierher trieb, gern blickte, denn er war brav und gut und schön, daß die Sage von ihm ging, er sei eines Königs Sohn. Aber alle Blicke,

alle Seufzer der Jungfrauen fanden keinen Eingang in sein Herz, das eine sonderbare Erscheinung gefesselt hatte. Er lustwandelte nemlich an einem Frühlingsabende am Ufer dieses Stromes, der Mond schien hell, die Millionen Thautropfen funkelten wie Millionen Sterne auf dem grünen Wiesenteppiche und die munteren Fische plätscherten in den rauschenden Fluthen des angeschwollenen Stromes. An einen alten Weidenstamm gelehnt, sah er in das Wasser, freute sich, wie die Wellen sich vergeblich mühten, die Sternlein mit sich fortzunehmen, die ihnen immer wieder entwischten, um ihr Spiel mit einer neuen Welle zu treiben. Da verhallte plötzlich das Rauschen des Bergstromes, seine Wellen wälzten sich nicht mehr über das Gestein, die Fluth ward zum glatten Spiegel, in dem der Mond sein Silberhaar badete. Jetzt theilte sich der Spiegel, ein wunderbarlicher Ton, als wenn Tropfen von der Höhe herab in ein goldenes Becken fielen, ließ sich vernehmen und ein feuchtes Weib hob sich aus der Fluth, schüttelte ihr langes, blondes Haar, daß es im Mondlichte trockne, hob Nacken, Brust und Arme aus dem Wasser empor, plätscherte in der Fluth und sah dabei lächelnd umher. Da erblickte sie den jungen Ritter hinter dem Weidenstamme, mit funkelndem Blicke ihre Reize verschlingend; sie erschrack, tauchte unter, und wild rauschten nun die Wellen wieder über sie hin, der Fluß schwoll an, die Fluthen wälzten sich über das Ufer, wälzten sich bis zu des Ritters Füßen, so daß er, als er von seinem Entzücken erwachte, vor den tobenden Wellen den Berg hinauf fliehen mußte.

Seit dieser Zeit stand der Ritter, so oft die Mondscheibe sich in dem Strome badete, am Fenster des Schlosses und sah sehnsuchtvoll hinab in die Fluth. Aber das holde Weib, die liebliche Nebelgestalt, erschien nicht wieder. Der Mond ging auf, ging unter, die Fluthen rauschten dahin und bildeten sich nicht mehr zum funkelnden Wasserspiegel. Aber dessen ungeachtet, von kühler Frühlingsluft umweht oder beim Rauschen des herbstlichen Sturmes, selbst wenn der Strom im Nachtfrost erstarrt war, stand er, der keinem irdischen Weibe mehr ins Auge blickte, in dem Fenster oder hinter dem Weidenstamme, und lauschte und harrte mit unaussprechlicher Sehnsucht.

An dem Abend vor dem heiligen Christfest blickte er auch aus dem Fenster und schauete hinab. Noch hatte der Winter dem Strome seinen kalten Mantel nicht übergeworfen, und er floß dahin, murmelnd, als freue er sich des grünen Schmuckes seines Blumenufers. Da rauschte es hinter ihm, er wandte sich und sah wie die Tapete borst, die Wand sich theilte und eine dichtverschleierte Frauengestalt langsam auf ihn zuschritt, unter deren Schleier es wie Regentropfen herabträufelte. Ahnung ergriff, durchschauerte ihn. Du hast mich noch einmal zu sehen gewünscht, sprach sie leise wie das Murmeln einer dahinrieselnden Quelle — von Deiner Sehnsucht gerührt, komme ich, Du sieh'st mich hier vor Dir.

Dem Ritter, sonst ein tapferer Degen, ward bei diesen Worten wonnig, aber auch grausig zu Muthe. Die vor ihm stehende Gestalt hatte ein so wunderbarliches Ansehen; Gewand und Schleier schienen aus funkelnden Thautropfen gewoben, die, doch nicht farbig, nur silbern strahlten; vom Gesicht und Körper sah er nichts, sie blieben hinter dem feuchten Nebel verborgen.

Du bist so stumm! — sagte jetzt das feuchte Weib — Was wünschest Du von mir, Erstaunter? Sprich schnell, denn hier kann mein Bleiben nicht lange sein.

Wirf Deinen Schleier zurück, daß ich erkenne, ob Du es auch bist, deren Himmelzüge sich so tief in mein Gedächtniß geprägt haben, daß nichts sie dort verwischen könnte! bat der Ritter, und sie warf den Schleier zurück. Sie war es, das goldene Haar hing triefend über die blendende Schulter, das Veilchenauge blickte liebeglüht ihn an, sie streckte die Marmorarme ihm entgegen, und er ruhte an der Brust, die an jenem Abende seine Sinne umnebelt hatte.

Als sein Diener am Morgen ihm den Frühtrunk bringen wollte, fand er seinen Herrn nicht, sein Bett war leer, aber in dem Erkerzimmer rollten Perlen zu seinen Füßen, mit denen statt der Thautropfen der Boden jetzt bedeckt war.

Nach drei Jahren, am nämlichen Christabende, ritt der Ritter auf wieherndem Streitroß wieder in seine Burg ein, betete die Nacht in der Kapelle und zog am andern Morgen, von seinen Mannen begleitet, in den Krieg. Er kehrte nicht zurück und Weiteres hat man von ihm nicht vernommen, das Schloß aber traf der Blitz und zerstörte es.

Gnädigster Herr, — fragte jetzt Fervaques, da der König geendet zu haben schien — Waren das, was Ihr mir erzähltet, Eure oder des alten Weibes Worte?

Du glaubst wohl, — erwiderte Heinrich verdrießlich — Poesie sei nur in Paris und am Hofe zu Hause? Was Ronsard mit Mühe seiner Phantasie erpreßt, das gab die Natur dem Gebirgbewohner als freiwillige Gabe. Du scheinst die Sage zu belächeln, ich verdenke Dir es nicht, besonders bei so müden Augen; deßhalb geh' nur zur Ruh und laß mich ungestört das Glück genießen, aus dem Borne der Erinnerung an meine Kinderjahre mir die Freuden zu schöpfen, die ich jetzt mitten im Rausche der Welt so oft vermisse.

Fervaques gehorchte gern und ließ den König allein.

Dieser blieb am offenen Fenster stehen, überließ sich seiner Phantasie und überschaute die vom Mond bestrahlte Gegend. Sie war romantisch, doch nicht so ernst und erhaben, wie die Gegend seiner Heimath. Wild rauschte hier die Dordogne über die Felsklippen, in ihren Wellen tauchten die Sterne unter, wie in den Wellen jenes Waldstroms, und der Mond breitete seine Silberstrahlen wie dort über das Felsthal. Heinrich trieb

mit seiner Einbildungkraft ein launiges Spiel; sie sollte ihm die Sage vergegenwärtigen, und deßhalb heftete er unverwandt seinen Blick hinunter auf die vorüberrollende Fluth. Er gedachte des feuchten Weibes, das aus den Fluthen hervortauchen sollte, und die holden Züge Magdalenens verwoben sich wunderbar mit dem Bilde der feuchten Nebelgestalt. Wenn er der Sage des alten Mütterchens gedachte, die von Kindheit an vor seiner Seele geschwebt hatte, sah er auch einen alten Weidenstamm am Ufer stehen, badete der Mond auch sein Strahlenhaupt in den Fluthen, rauschten die Wellen auch vorüber, kein Wasserspiegel bildete sich, die Fluth theilte sich nicht, kein Flußweib tauchte hervor. Aber hinter sich hörte er Rauschen, von seiner Phantasie getäuscht, sah er aufgeschreckt sich um, sah die Tapete sich bewegen, die Wand sich öffnen und eine lange weiße verschleierte Gestalt eintreten.

Der König war überrascht, er trat einen Schritt zurück, als die Gestalt anfangs zögernd, dann mit Hast auf ihn zutrat. Wer bist Du? rief er. — Aber statt der Antwort stürzte die Verschleierte vor ihm nieder, umklammerte seine Kniee und sagte mit zitternder Stimme: Verzeiht, gnädiger Herr, daß ich es wage, ohne daß Ihr es erlaubtet — um diese Zeit zu Euch zu kommen.

Ventre-saint-gris! rief König Heinrich aus und hob die Verschleierte auf — Das ist eine andere Art Abenteuer, das ich in diesm Schlosse nicht erwarten konnte; wirf aber den Schleier zurück, daß ich sehe, ob das Abenteuer auch die Mühe lohnt.

Gnädigster Herr! — erwiderte der Zitternde — Ihr irrt in mir, ich suche kein Abenteuer für mich, ich komme nur eine Bittende zu Euch.

Auch dann wirf deinen Schleier zurück!

Nicht eher, bis mir der König von Navarra sein Wort giebt, und das brach er nie —

Oh ho! bei Frauen zuweilen! — unterbrach sie Heinrich — doch fahre nur fort.

Daß Ihr mir Euer königliches Wort gebt, mich wann ich will, wieder ungehindert von hier ziehen zu lassen.

Du mußt Dich für wunderbar schön halten, — nahm der König lachend das Wort — da Du Deinen Reizen Zaubergewalt zutraust; doch ich bin neugierig, sie zu sehen, nimm hiermit mein Wort und wirf den Schleier zurück!

Sie gehorchte und Alice stand vor ihm.

So ganz Unrecht hast Du nicht, Kind! sagte der König, zeigte nach einem Sessel und befahl ihr, sich zu setzen. Seines Wortes eingedenk, setzte er sich jedoch in weiter Entfernung von ihr, dann befahl er, ihre Bitte vorzutragen.

Sie stockte lange, ehe sie gehorchte, und machte den König fast ungeduldig, dann aber begann sie: Ich bin von meiner Kindheit an die Gespie-

lin und Vertraute der Frau von Exupery gewesen; sie hat mich mehr als Freundin, wie als Dienerin behandelt, und zuweilen meinen wohlgemeinten Rath befolgt, nur selten mir meine Bitten abgeschlagen; aber in einer Sache — Mein gnädigster Herr kennt den Charles Lagrange —

Ich kenne ihn wohl, es ist ein schöner braver Edelmann, so arm als Abliger wie ich als König. — Du liebst ihn?

Gnädigster Herr! —

Schon gut, schon gut! Er liebt Dich —

Wahrhaftig nein!

Nun, beim heiligen Andreas! — fuhr der König ungeduldig auf — Ich soll ihn doch nicht zwingen, Dich zu lieben?

Davor bewahre ihn und mich der barmherzige Gott! — sagte Alice rasch — Aber hört mich nur geduldig an, gnädigster Herr!

Der König setzte sich wieder.

Meine Gebieterin liebte von Kindheit an den jungen Lagrange, und liebt ihn noch —

Adio, mein treues Tigerroß! sagte der König halb lachend, halb verdrüßlich: doch da Alice schwieg, bat er sie, nur fortzufahren.

Sie liebte ihn, als der Hof für Montal, den Gouverneur von Auvergne, um sie warb. Gefährlich sich dem Willen des Hofes zu widersetzen, war der Herr von Senneterre gezwungen, zu erwidern, sie sei schon versagt, und so mußte die Arme den Herrn von Exupery, dem sie übrigens wohlwollte und ihn hochachtete, noch am nämlichen Tage zu ihrem Gatten wählen. Dem armen Lagrange, dessen Geburt, Rang und Vermögen so tief unter dem ihrigen stand, sagte sie in einem kurzen Schreiben Lebewohl; er verließ das Schloß, stürzte sich in einen Haufen Feinde und die Nachricht erscholl, er sei geblieben und von dem Hufschlage der Rosse zertreten. Diese Nachricht warf sie auf's Krankenbett. Als sie genas, gab sie Herrn von Exupery ihre Hand und ward, wie Ihr wohl wissen werdet, an ihrem Hochzeittage Wittwe. Von dem Eide werdet Ihr auch gehört haben, den sie an dem Sarge ihres Gatten schwur, aber nicht, daß sie im selbigen Augenblicke Charles Lagrange lebend erblickte. Seit dieser Zeit glaubte sie ihrem Schwur treu bleiben zu müssen, und kämpft gegen ihr eigenes Herz einen schweren nutzlosen Kampf; denn sie liebt Lagrange noch eben so feurig wie einst, möchte gern und kann es ihm doch nicht verbergen. Lagrange ist arm, sein Kriegsruhm hat ihm weder Rang noch Gut, nur Wunden eingebracht: dieß ist, wie ich glaube, auch ein Grund, warum meine Herrin so fest an ihrem Gelübde hängt. Erbarmt Euch des jungen Mannes, er ist Eurer Gnade werth.

Und was kann ich hierbei thun? fragte Heinrich.

Ihr könnt mancherlei zu seinem, zu ihrem Glücke beitragen. Gebt dem jungen Kriegsmann Gelegenheit, sich auszuzeichnen, belohnt seine Thaten mit Geld und Ehre —

Gute Alice! — unterbrach sie der König mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit — So weit reichen die Kräfte eines Königs von Navarra nicht. Der Bürgerkrieg leert, aber füllt nicht die Seckel. Gelegenheit, sich auszuzeichnen, will ich ihm geben, Wunden soll er sich bei mir erkämpfen können, aber keine Pairie; da mag er zu dem König nach Paris gehen und um dessen Gunst buhlen.

Nun, so sucht wenigstens das Herz der Dame zu erweichen, redet ihr das thörige Gelübde aus, oder schickt einen braven Geistlichen, der es ihr als Sünde malt.

Das will ich gern thun, gutes Kind, will es mit Freuden thun, wenn Du mir zum Lohne Deinen hübschen Mund zum Kusse reichst! sprach der König scherzend.

Alice ward bei diesen Worten purpurroth und bedachte sich. — Für meine Herrin mag es doch wohl keine Sünde sein! sagte sie endlich, sich dem Könige schüchtern nahend. Ihm gegenüberstehend, verbeugte sie sich dann verlegen und reichte ihm die Wange willig zum Kuß; als sie jedoch seine glühenden Lippen auf den ihrigen, als sie sich fest in seine Arme geschlossen fühlte, riß sie sich aufschreiend los und entschlüpfte durch die Tapetenthür.

Schon am andern Morgen schritt der König von Navarra an's Werk, sein Versprechen zu halten, ließ die Dame von Miremont ersuchen, ihm zu erlauben, sie eine Stunde allein zu unterhalten, und da Magdalena glaubte, er wolle mit ihr über Kriegsangelegenheiten sprechen, erwartete sie ihn sorglos in ihrem Zimmer, wo er auch bald eintraf.

Heinrich von Navarra, offen und rasch in allem was zur That führte, freimüthig und ohne alle Verstellung, begann sogleich, kaum daß er sich Zeit zur Begrüßung nahm: Frau von Exupery! zufällig hab' ich einen Blick in Euer Herz gethan, mich hab ich nicht darin gefunden, so gern ich mir auch ein Plätzchen in demselben gewünscht hätte, aber einen andern jungen Mann sah' ich dort, und so sehr ich ihn auch beneiden muß, bin ich doch hier, ihm das Wort zu reden. Ihr liebt Charles Lagrange.

Gnädigster Herr! — fuhr Magdalena, hoch erröthend und tief beleidigt, auf — über mein Herz bin ich keinem Rechenschaft schuldig, auch Euch nicht, den ich nie zu meinem Vertrauten gemacht, nie dazu machen würde!

Deutet meine Worte nicht falsch; nicht um Euch wehe zu thun, — sagte der König — als Freund, dem ein Zufall verrieth, was Ihr aller Welt verbargt, komme ich zu Euch. Euer Geheimniß bleibt in mir verschlossen, und ich würde nicht den Namen eines ritterlichen Fürsten verdienen, wenn ich es nicht ehrte.

Das erwartete ich von Euch und fühle mich in dem Gedanken beruhigt, daß der König von Navarra der Einzige ist, der die Schwäche meines

Herzens kennt, — sagte Magdalena sich fassend. — Aber beantwortet mir eine Frage, deren Beantwortung zu verlangen ich wohl ein Recht habe: Wer verrieth mich? war er es, oder —

Wahrlich, er war es nicht, ich geb Euch mein Wort, Lagrange war es nicht! fiel ihr der König rasch ins Wort.

So sei Gott gedankt! seufzte sie tief auf, denn nun war ihr die schwerste Last genommen.

Frau von Exupery!.— fuhr nun der König mit dem einnehmenden Tone, der ihm schon so manches Herz erobert hatte, fort: — ich weiß, weshalb, wenn auch vergebens, Ihr Eure Neigung zu bekämpfen sucht. Lagrange ist von niederem Adel und arm. Ihr glaubt dem Andenken Eures Gatten, dem Andenken Eures Vaters schuldig zu sein, keine Verbindung einzugehen, die gegen die bestehende Sitte des Landes ist. Ich kann Euch deshalb nicht tadeln, Ihr folgt dem allgemeinen Gebrauche, stellt aber Eure Neigung nicht so hoch, daß Ihr das Urtheil der Welt darüber verlachen könntet. Bedenkt aber, in jetziger Zeit, wo Parteien sich feindlich in Frankreich bekämpfen, wo Keiner wissen kann, ob Hugenott oder Katholik, der König oder die Guisen dereinst herrschen werden, da hat der Muth, von Liebe entflammt, einen großen Spielraum vor sich, da steigt mancher vom niedern Adel zur höchsten Würde des Staats, wird der Reiche arm, der Arme reich. Der edle, kühne Jüngling, dem nichts als die Convenienz im Wege steht, braucht nicht hoffnungslos von Euch zu scheiden, wenn er, vom Glück begünstiget, Eurer werth ist.

Würdet Ihr, gnädigster Herr, Eure edle Schwester, Catharina von Bourbon, dem ersten Marquis geben, der ihr Herz gewonnen hätte? fragte sie statt der Antwort.

Heinrich lächelte. Liebe Dame von Miremont! — sagte er dann — Euere Frage paßt nicht hierher; und ich glaube, sie bedarf keiner Antwort; doch laßt uns hiervon schweigen. Wäre der Abstand des Ranges der einzige Grund, so wäre Euere Liebe nur ein baldverträumter Sinnenrausch gewesen, den die Vernunft leicht zerstören konnte. So aber glaube ich sie edlerer Natur. Aber Euer Gelübde hält Euch fest. Ihr habt über dem Sarge Eures Gatten, in Gegenwart seiner Freunde und Waffengefährten, ewiges Witthum gelobt, Euer Stolz fordert, daß Ihr Euer Wort haltet.

Würde der König je sein feierlich gegebenes Wort brechen können? — Ich glaube kaum! — sprach sie stolz — Nun seht, gnädigster Herr! fuhr sie fort, da der König schwieg, auch ich kann es nicht brechen, auch in die Brust eines Weibes legte die Natur so viel Stolz, daß sie eher ihr Herz verbluten ließ, als sie ihr Wort brach. Unabänderlich steht mein Entschluß; mein Herz hat den stärksten Fürsprecher, hat Lagrange selbst widerstanden, deshalb bemüht Euch nicht, ihn wandelbar zu machen. Mir, ihm ist nicht mehr zu helfen.

Aber wohin soll das Euch führen, Dame von Miremont.

Dahin, wo uns Alles führt, was wir empfinden und thun, dahin, wo uns jede entschwundene Stunde ein mahnender Wegweiser ist, zum Tode.

Könnte denn das Leben keinen Reiz mehr für Euch haben? fragte der König mit inniger Theilnahme. So jung, so schön und eine freiwillige Märtyrin ihrer Liebe? — Nein, Frau von Exupery, Ihr handelt gegen die Gesetze der Natur, denn Ihr grabt Euch selbst das Grab Eurer Neigung. Nun weiß ich, was Euch das Schwert in die Hand gab, nicht Eitelkeit, wie ich wähnte, Ihr suchet den Tod.

Und werd' ihn auch finden, Herr! Wolle der Himmel, an seiner Seite und mit ihm zugleich in demselben Augenblicke. —

Es entstand nach diesen schmerzlich ausgesprochenen Worten eine tiefe Stille, die der König endlich unterbrach. Es muß ein schöner Tod sein, sprach er vor sich hin, auf dem Bette der Ehre und an der Seite des Geliebten zu sterben, jedem blutenden Herzen ein erwünschter Tod. Darum möge der Himmel Euren Wunsch erfüllen, — wandte er sich zu Magdalenen — und Euch die verlorene Ruhe wieder geben!

Eine Thräne mochte in des Königs Auge glänzen, denn Magdalena, die ihn, während er sprach, unverwandt angeblickt hatte, war es nicht entgangen. Sie bog sich nieder, ergriff seine Hand und küßte sie, er drückte den Kuß der Todesweihe auf ihre Stirn und entfernte sich. —

Am andern Morgen verließ der König Miremont; er hatte mit inniger Theilnahme der Dame des Schlosses Lebewohl gesagt. Als er mit Fervaques in den Schloßhof trat, wo die wiehernden Rosse ihn erwarteten, ließ er den Tiger ihm vorführen. Du hast Deine Wette gewonnen — rief er ihm zu — besteig' das Roß, es ist Dein! — Dieß sagend, sprengte er, noch einmal Magdalena grüßend, eben so trübe gestimmt, über die Zugbrücke, als er freudigen Muthes in das Schloß eingeritten war.

Magdalena ahnete wohl, wer das Geheimniß ihres Herzens verrathen hatte; aber zu genau Alicens Herz kennend, war sie von der guten Absicht, die das Mädchen zu dieser Uebereilung bewogen hatte, überzeugt, schwieg und machte ihr keine Vorwürfe. Sie ließ Lagrange zu sich entbieten, gab ihm einen Auftrag, der ihn auf einige Zeit von Miremont entfernte, bat ihn aber, wenn das Kriegsfeuer in ihrer Gegend wi der auflodern würde, schnell zu ihr zurückzukehren. Er gehorchte auch jetzt, denn er fühlte selbst, daß ihr Anblick nur seine Sehnsucht und mit ihr seine Qual vermehre. Traurig sagte er ihr Lebewohl und folgte dem Könige von Navarra nach Bearn.

Aber Magdalena sollte nicht Jahre, nur Monate sollte sie einsam bleiben. König Heinrich der Dritte rüstete zwei Heere gegen die Huge-

notten; das eine, von dem Herzoge von Mayenne befehligt, rückte gegen Rochelle; das andere unter dem Herzoge von Alençon, der seiner Partei abtrünnig geworden, gegen die Loire, während der König von Navarra in Guienne und Gascogne reißende Fortschritte machte. Die Hugenotten, zu schwach, sich dem königlichen Heere in offenem Felde entgegen zu stellen, beschränkten sich auf die Vertheidigung der noch innehabenden festen Plätze, so die Macht der Königlichen zu brechen. Aber trotz ihres tapfern Widerstandes fiel la Brouage und der Herzog von Alençon rückte über die Loire vor la Charité, das er nach heftigem Widerstande einnahm und von hier aus Auvergne bedrohte. Issoire, von den Hugenotten besetzt, hatte am meisten zu befürchten; deshalb sandte der König von Navarra Lagrange nach Miremont, die Amazone aufzufordern, mit ihren Rittern zur Vertheidigung dieser damals sehr wichtigen Stadt beizutragen, und versprach zugleich, in den Cevennen ein Heer zu ihrem Entsatz sammeln zu lassen. Magdalena folgte willig dieser Aufforderung, und mit Lagrange und vierzig ihrer Ritter, von denen noch keiner, der nicht im Kampfe den Tod gefunden, sie verlassen hatte, warf sie sich in die bedrängte Stadt. Die Uebrigen blieben zur Vertheidigung in den Schlössern zurück.

Chavagnac, der im Namen des Königs in Issoire befehligte, war so galant, ihr das Commando abzutreten und unter ihren Befehlen fechten zu wollen; Magdalena schlug es aber ab, und machte nur die einzige Forderung, daß ihre Ritter nie von ihr getrennt werden könnten und ihr ein bestimmter Punkt zur Vertheidigung angewiesen würde. Er übergab ihr den Theil der Stadt, der zwischen der Couse und dem Allier liegt.

Das königliche Heer säumte nicht, heran zu rücken. Die Herzöge von Guise, Mercoeur und Nevers befehligten die verschiedenen Abtheilungen der Letztere lagerte gegen das Thor von Verbizial, der Herzog von Guise stand dem Posten gegenüber, dessen Vertheidigung Magdalenen übergeben war; der Herzog von Mercoeur lagerte zwischen Beiden.

Ehe noch die Königlichen ihr Lager aufgeschlagen hatten, fielen mancherlei Scharmützel vor, wobei sich die Ritter der Amazone besonders auszeichneten, und Chavagnac, der sich selbst an die Spitze eines Ausfalls stellte, zerstörte die Werke, welche der Herzog von Mercoeur aufgeworfen hatte. Doch Alles dies konnte die engere Einschließung der Stadt nicht verhindern, die nach manchem blutigen Kampfe ganz mit Schanzen umgeben und von aller Hilfe abgeschnitten war. Nur fehlte noch das schwere Geschütz, das über die Berge zu schaffen viel Zeit und Anstrengung kostete.

Magdalena schien seit der Unterredung mit dem Könige von Navarra nicht mehr die Nämliche zu sein. Sie war still, stets in Gedanken versunken, und nicht selten bemerkte Alice, die ihr auch hierher gefolgt war, eine Thräne in ihrem Auge. Wer sie nicht im Gefechte sah, wo sie mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfte, der hätte glauben können, mit ihrem Herzen sei auch ihr Muth gebrochen. Aber kühner als je stürzte sie

sich jetzt in die dichtesten Reihen der Feinde und ihre Fahne in der einen, das Schwert in der andern Hand, sah man sie stets an der Spitze der Streitenden als Panner des Sieges voranziehen.

Ruhte sie vom Kampfe, befand sie sich in ihrem Gemache und Lagrange bei ihr, so war sie gegen ihn jetzt liebevoller als sonst, sie fürchtete weniger ihr Herz ihm zu zeigen, und mit jedem Tage sprach sie sich inniger gegen ihn aus. Eines Tages, die Nachricht von der Ankunft des Herzogs von Alençon hatte sich eben in der Stadt verbreitet, saß Lagrange bei ihr und sprach mit ihr über den Gang, den nun die Belagerung nehmen würde, da auch das Geschütz im Lager angekommen sei, und setzte hierbei seine größte Hoffnung auf das Heer, das sich in den Cevennen zum Entsatz zusammen ziehen sollte; da erwiderte Magdalena, schmerzlich lächelnd: Zwar ward es keinem Sterblichen vergönnt, den Schleier, der die Zukunft deckt, zu lüften, und doch glaub' ich an Ahnung, an ein gewisses Vorgefühl, das uns die ferne Zukunft zeigt. Sei es, weil wir uns mit ihr so emsig beschäftigen und all unsere Gedanken sich in dem Gedanken an sie vereinigen, daß wir das, was wir fürchten oder hoffen, als Ahnung uns träumen, oder ist es die leise Stimme eines warnenden Engels, es bleibt doch immer sonderbar, daß diese Geisterstimme so selten trügt. Sie sagt mir jetzt, wir werden Miremont nicht wieder sehen. Zweimal habe ich sie schon vernommen, und sie hat sich mir stets als wahr bewährt, deshalb glaub' ich, sie wird es auch jetzt.

Wann vernahmt Ihr sie, Magdalena? fragte Lagrange gespannt.

Sie zauderte mit der Antwort, endlich sagte sie: Nie konnte ich den Gedanken fassen, die Gattin Veit's von Exupery zu werden; selbst an dem Tage, wo ich mit ihm zum Altare trat, selbst als ich mit ihm vor dem Altare stand, waret Ihr mir zur Seite —

So hat sich Eure Ahnung nur halb verwirklicht! sagte er seufzend.

Als ich die Nachricht von Eurem Tode erhielt — fuhr sie schnell fort — und ich in Fieberträumen auf meinem Krankenlager lag, sah ich Euch immer lebend um mich, und selbst als ich genesen, war es mir immer, als könntet Ihr nicht gestorben sein.

Und doch thatet Ihr das furchtbare Gelübde? unterbrach sie Lagrange.

Und doch that ich es und würde es gethan haben, hätte ich auch gewußt, Ihr lebtet. Mein Schreck, als ich Euch plötzlich hinter mir stehen sah, war nur Ueberraschung; den Todten vor mir im Sarge, glaubte ich den aus dem Grabe Erstandenen hinter mir zu sehen. — Lagrange schwieg und sah finster vor sich hin. — Heiter, mein Freund, nicht diesen finstern Blick, Lagrange! Unsere Herzen waren für einander geschaffen, und sie fanden sich und blieben sich treu, selbst hoffnungslos, unsere Verhältnisse nur trennten uns.

Armselige Liebe! murmelte der Jüngling unmuthig vor sich hin.

Diese Worte waren Magdalenen nicht entgangen. Ich muß Euch

heute mein Herz ganz öffnen, Freund meiner Jugend! — sprach sie, von seinen Worten schmerzlich berührt — Nie hätte ich nach meinen Grundsätzen die Eure werden können, denn höher als Alles, selbst höher als die Liebe, stelle ich die Pflicht. Deshalb fand ich, als das Schicksal mich prüfte, daß meine Liebe zu Euch, die Ihr eben armselig nanntet, eine thörige Liebe sei, die, im Jugendtraum begonnen, im Erwachen ihr Ende finden mußte. So lehrte mich Vernunft und Pflicht, und doch blieb das Herz in Liebe gebunden, in Liebe fest: meinem Handeln konnte ich gebieten, konnte schmerzliche Opfer bringen, aber nicht die Stimme des Herzens beschwichtigen. Daher der ununterbrochene Kampf, daher der schöne Traum, der mich auch noch jetzt nicht verläßt, Ihr könntet mir Freund sein durch's ganze Leben; daher, da ich ahne, dieser Kampf wird bald zu Ende sein, zeige ich Euch dies immer noch liebende, immer noch blutende Herz unverstellt und wie es ist —

Mir, Magdalena, — unterbrach sie Lagrange — steht die Liebe höher als Alles, ihr opfere ich willig Leben, Pflicht —

Auch die Ehre? fiel sie ihm schnell in's Wort.

Die Ehre? — Nein, ehrlos würde ich Eurer Liebe nicht werth sein!

Was dem Manne die Ehre ist, ist dem Weibe die Pflicht! erwiderte Magdalena und legte ihre Hand auf seine Schulter — Vor den Freunden meines Gatten schwur ich, ehelos zu bleiben; gebot auch mir nicht der Stolz, mein Wort nicht zu brechen?

Und ich habe darben müssen wie ein Verschmachtender am schönsten Felsquell! unterbrach er sie schmerzvoll und leidenschaftlich — ich sah ihn vor mir dem Felsen entsprudeln, frisch und hell und rein wie der Thautropfen des Himmels; es zog mich hin, den Labetrunk zu schlürfen, und ich mußte gebannt von ferne stehen und verschmachten. — Ein Tropfen hätte die brennende Zunge gekühlt, ein Kuß, ein einziger Liebeskuß das langsam hinsterbende Herz mit Hoffnung zum Leben zurückgerufen; aber kein Thautropfen erquickte das welkende, es muß an den eisigen Strahlen der Pflicht vergehen. Ja, Magdalena, als ich den verhängnißvollen Brief erhielt, da fühlte ich, daß Ihr, daß ich ein Opfer bringen müsse. Mit dem Ausrufe: Leb' wohl, meine Magdalena! stürzte ich mich in die Lanzen der Feinde, suchte den Tod und er nahm tückisch mein Opfer nicht an. Mit dem ersten Blicke des Lebens fühlte ich, daß meine Liebe nicht erkaltet sei; ich wollte Euch nicht wiedersehen, das war mein fester Vorsatz, aber ewig Euer Bild, Euer geliebtes Bild mir im Herzen bewahren. — Der Zufall führte mich zu Eurer Rettung herbei, der Tod Eures Gatten hielt mich bei Euch zurück, ich hoffte — und täuschte mich. Bis dahin war meine Neigung zu Euch ein Zaubertrank gewesen, den ich, bitter oder süß, mit Wonne freiwillig hinunterstürzte; von da an war sie der Zauberkreis, in dem ich, widerstrebend, mich gebannt fühlte. — Euch befahl die Pflicht, mir zu entsagen, mir die Pflicht, Euch treu zu dienen. Ja ernster, heiliger

hat sich vielleicht seitdem meine Liebe gestaltet, aber glühender, wonniger wahrlich nicht. Hoffnungslose Liebe, Magdalena, ist dem Manne eine goldene Schale ohne Wein.

Und Freundschaft? unterbrach sie ihn, mit liebendem Blicke seine Hand erfassend.

Freundschaft unter Liebenden ist Wahnsinn! — fuhr er mit Heftigkeit auf und ließ ihre Hand schnell fahren — Löscht erst die Flamme, die mich verzehrt, und dann reicht mir kalt die Hand und sprecht, unsere Freundschaft sei für ewig. — O! wo der Liebe so schnell, so fest die Flügel gebunden wurden, daß auch nicht ein Blick, nicht ein Liebewort, kein glühender Kuß, kein freundliches Hingeben sie verrieth, sie besiegelte, da möchte die Freundschaft wohl kalt sein wie das Eis des Nordens und schlechten Ersatz für das bieten, was man ihr opfern mußte. — Ich mag sie nicht!

Lagrange, ich erkenne Euch nicht wieder! sagte Magdalena erschüttert und schmerzlich berührt.

Ich glaube es wohl Frau von Erupery! — fuhr er mit Heftigkeit fort — Ihr selbst habt die Bande gelös't, die meine Zunge fesselten, Ihr selbst habt meinen Gefühlen die Pforte geöffnet, daß sie endlich hervorbrechen und, von dem höllischen Zustande gepeinigt, laut Euch zurufen — Gebt mir Leben oder Tod!

Tod! — wiederholte Magdalena leise, und in diesem Augenblicke begann das Geschütz der Belagerer zu donnern — Seht, auch die Menschen, wie der Himmel, rufen Tod, denn schweres Gewölk umzieht ihn, seine Blitze leuchten — Aber der Tod, mein Geliebter, er umfange uns vereint, das Leben hat uns nichts mehr zu bieten und er giebt uns doch eine Anweisung auf Jenseits. — Laß uns zusammen sterben, mein Karl!

Magdalena! rief er freudig entzückt und zog den Dolch.

Nicht so, mein Geliebter! — rief sie, sich an ihn schmiegend — Gott möge uns im Gefechte den Tod senden, einen Heldentod — wie wir ihn verdienen; er möge ihn bald uns senden, und damit er uns nicht überrascht, ehe dem Lechzenden der kühlende Tropfen ward, so nimm ihn, nimm ihn, den Todeskuß, gegeben mit der Gluth der ersten heiligen Liebe!

Nun möge er kommen! — rief Lagrange, als sie sich seinen Armen entwand — Nun weiß ich, Du liebst mich noch! — Ich habe aus dem Kelche getrunken, ob Tod, ob Leben, mir gleichviel!

Aber nun auf den Wall! sagte Magdalena und drückte den Helm auf ihr lockiges Haupt — Hin, wo die Pflicht uns ruft! — Aber weiche nicht von meiner Seite, mein Geliebter! — Sollte er uns suchen, muß er uns beisammen finden.

Zwei und zwanzig Geschütze donnerten auf die Stadt, und als ob der Himmel der menschlichen Kraft spotten wolle, zog sich ein furchtbares Ge-

witter über Issoire; Hagel und Regen schoß in Strömen herab, Blitze durchzuckten die schwarzen Wolken und der Donner, im tausendfachen Echo der Berge wiederhallend, hieß bald das Geschütz verstummen. Wild rauschten von allen Seiten die Bergströme und wälzten sich schäumend über Klippen auf das Lager der Feinde herab, die aus ihren Laufgräben vor dem Unwetter flüchteten und das Geschütz verließen. Auch die Belagerten eilten vom Walle nach Hause, Hab und Gut und die Ihrigen zu retten, denn es schien, der letzte Tag der Welt sei angebrochen. Magdalena und Lagrange blieben allein zurück. Den Blick zum Himmel gehoben standen sie, hoffend, einer der leuchtenden Blitze werde sie treffen, aber sie zuckten neben ihnen nieder, zerschmetterten das Kreuz der Kathedrale, trafen die friedliche Wohnung des Bürgers, daß die zerstörende Flamme emporloderte, sie blieben unversehrt. —

Erst als das Wetter vorübergezogen war, sammelten sich Bürger und Krieger wieder auf dem Walle. Der Tod will sein Opfer noch nicht, — sagte Magdalena — laß uns versuchen, ob wir ihn auf andere Weise finden. — Sie sammelte ihre Ritter um sich, Kriegsvolk, auch Bürger folgten ihr, und so stürmten sie hinaus durch das kleine Ausfallpförtchen, den Geschützen zu. Sie überraschten die noch saumselig auf ihren Posten zurückgekehrten Feinde; schon waren zwei Geschütze vernagelt, schon ein Theil der Batterien zerstört, als der Herzog von Guise zur Hilfe herbeieilte. Es entstand ein mörderisches Gefecht. Chavagnac schickte neue Völker der Amazone zu Hilfe, während um den Herzog von Guise sich immer mehr und mehr seine Edelleute und seine Krieger sammelten. Der durch den Regen aufgeweichte, glitschrige Boden war für die angreifenden Königlichen ein bedeutendes Hinderniß, so daß die Hugenotten, trotz der Ueberlegenheit der Feinde, den Kampf um das Geschütz noch eine Weile fortsetzen konnten, ehe sie zum Rückzuge gezwungen wurden. Das Geschütz vom Walle und die Hakenschützen, die Chavagnac aus Vorsorge auf den Bastionen aufgestellt hatte, deckten ihren Rückzug.

Der Herzog von Guise, aufgebracht, daß ihm zwei Geschütze vernagelt worden waren, begann am andern Morgen das Feuer mit verdoppelter Stärke, die anderen Anführer folgten seinem Beispiele, so daß nach zehn Tagen zwei Thürme niedersanken und an drei verschiedenen Orten Bresche geschossen war. Aber dadurch ward die Besatzung nicht entmuthiget, nur murrten hier und da die Bürger, unter denen sich noch viele Katholiken befanden, und meinten, man müßte es nicht aufs Aeußerste ankommen lassen. Sie arbeiteten aber dennoch, trotz des steten Feuers der Belagerer, thätig an den Abschnitten hinter der Bresche, die Weiber, durch das Beispiel der Amazone begeistert, halfen treulich bei diesen Arbeiten und riefen, um nicht in die Hände der zügellosen Soldaten des Herzogs von Alençon zu fallen, die Männer zu standhafter Vertheidigung auf.

Aber auch im feindlichen Lager ward Alles zum Untergange der Stadt

vorbereitet. Das Feuer wurde unaufhaltsam fortgesetzt, Faschinen und Leitern in Menge zum Sturme bereit gehalten, und da Alles im Stande war, versammelten sich die Heerführer bei dem Herzoge von Alençon zum Kriegsrath, und hier wurde einmüthig beschlossen, die Stadt zwar noch einmal zur Uebergabe aufzufordern, wenn man aber die vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen verweigerte, sie am folgenden Tage zu stürmen.

Chavagnac übergab die Stadt nicht, da er immer noch Hilfe aus den Cevennen erwartete, und so beschloß der Herzog, am andern Tage an drei Orten zugleich die Stadt zu stürmen. Jede der drei Heeresabtheilungen sollte die von ihr gemachte Bresche stürmen.

Um acht Uhr des Morgens sollte das Signal zum Sturme gegeben werden, aber der Herzog von Guise, von seinem Eifer, wohl mehr noch von seiner Ehrsucht getrieben, allein den Ruhm des Sieges davon zu tragen, gab schon mit dem Anbruche des Tages seinen Soldaten den Befehl zum Sturme und, war es Uebermuth oder war es Tollkühnheit, setzte sich unbewaffnet, nur eine eiserne Haube auf dem Kopfe und von dem Adel des Heeres umringt, der gleich ihm unbewaffnet war, an die Spitze der Stürmenden.

Ihm gegenüber vertheidigte die Amazone mit ihren Rittern die Bresche. Sie hatte den Angriff vorausgesehen und stand zum Empfange bereit. Aber trotz der muthigen Gegenwehr gelang es ihr zwar, mit ihren Rittern die Bresche zu vertheidigen, aber sie konnte es nicht verhindern, daß die Königlichen während dem den noch nicht hinlänglich besetzten Wall erstiegen. Da auch die freiwilligen Edelleute der andern Abtheilungen herbeiströmten, Theil an dem Siege zu nehmen, so gingen noch zwei Thürme verloren, in denen die Katholischen sich festsetzten.

Chavagnac eilte jedoch mit frischer Mannschaft herbei, und ein mörderisches Gefecht, Mann gegen Mann, begann jetzt auf der Bresche, so daß Dolch und Schwert zugleich gebraucht wurden. Da der Herzog von Alençon den Adel seines Heeres in diesen blutigen Streit verwickelt sah', ließ er seine Gensd'armen absitzen und zur Unterstützung des Herzogs anrücken, dem der Herzog von Mercoeur gleichfalls Unterstützung zuführte. Die Katholischen waren hierdurch den Hugenotten an Zahl weit überlegen, jedoch hatten diese den Vortheil besserer Bewaffnung, denn im königlichen Heere hätte man es für Feigheit gehalten, nicht dem Beispiele Guise's zu folgen und wie zum Tanz zum Sturme anzurücken. Manch braver Krieger fand hier seinen Tod, denn dem tollen Muthe der Königlichen setzten die vom Kopfe bis zum Fuße gewappneten Ritter der Amazone das Panner des Glaubens und der Liebe entgegen.

Die Hugenotten hätten jedoch endlich der Uebermacht weichen müssen, hätte nicht der strenge Ernst, wohl auch die Eifersucht des Herzogs von Nevers den Theil des Heeres, den er befehligte, in Unthätigkeit erhalten. Er stellte zwar seine Fahnen in Schlachtordnung, befahl aber bei Todes-

strafe, ohne seinen Befehl nicht einen Schritt vorwärts zu gehen, und diesen Befehl glaubte er so lange verschieben zu müssen, bis das verabredete Zeichen gegeben würde. Seine Unthätigkeit entging Chavagnac nicht, er entblößte diesen Theil des Walles und konnte so die Vertheidiger der Bresche hinreichend verstärken.

Dort folgte ein Angriff dem andern. Die schwarze Fahne in der Hand stand Lagrange unerschütterlich, neben ihm die Dame von Miremont, mit starkem, kräftigem Arm jeden Angriff zurückweisend. Chavagnac war es gelungen, die auf den Wall Gedrungenen zurückzuwerfen, so daß nur noch die beiden Thürme von den Feinden besetzt waren und das Gefecht sich nur noch auf die Erstürmung der Bresche beschränkte. Mehre Mal drangen die Freiwilligen des katholischen Adels und die Gensd'armen in die Reihen der Hugenotten ein, einmal schon kamen sie bis zu der aufgepflanzten Fahne, doch die Ritter brachen sich Bahn nach ihrer Oriflamme, warfen Alles vor sich nieder und retten sie. Selbst die Amazone sank von dem Schlage einer Hellebarde auf den Helm getroffen, doch schnell erhob sie sich wieder und ihre Betäubung währte nur Augenblicke.

Durch den tapfern Widerstand ermüdet, durch den Fall so vieler unbewaffneter Edlen geschreckt, kühlte sich der Uebermuth der Stürmenden; sie flohen, als ein Haufen Hugenotten sie in geschlossenen Reihen angriff, in Unordnung nach ihrem Lager zurück, und wäre nicht in diesem Augenblicke das Regiment der Picardie, diese alte, furchtbare Schaar der Guisen, zu ihrer Unterstützung angerückt und hätte sie aufgenommen, die Hugenotten würden die Fliehenden bis in ihr Lager verfolgt haben; so aber konnten sie nicht dem Walde von Lanzen widerstehen, den ihnen dieses kriegserfahrne Regiment entgegenstreckte; sie mußten sich bis auf die Bresche zurückziehen, wo ein geregeltes Feuer der Hakenschützen und das Feuer aus zwei herbeigeschafften Feldschlangen die Feinde empfing und ihre Glieder trennte.

Während die Picarden, immer noch kämpfend, eine Menge der Ihrigen auf dem Platze ließen, hatte Chavagnac die beiden Thürme angreifen lassen. Den einen erstiegen die Hugenotten bald, der andere aber, in welchen der Tumult des Gefechtes den Herzog von Guise selbst geführt hatte, wehrte sich tapfer. Doch als der Herzog sah, daß der Kampf zum Nachtheil der Katholischen sich entscheide, faßte er den Entschluß, um nicht in die Hände der Hugenotten zu fallen, mit den funfzig Mann, die noch um ihn waren, sich durchzuschlagen, und beschloß, mit Bussy d'Amboise und Montmorin, zwei tapfern Edelleuten seines Gefolges, den Rückzog zu decken.

Kaum brachen die Katholischen aus dem Thurme hervor, als die Hugenotten, von Rache entflammt, von allen Seiten mit wildem Geschrei: Guise, Guise! Rache für die Saint Barthelemy! über sie herfielen. Von diesem Geschrei außer Fassung gebracht, von dem wüthenden Angriffe ent-

muthiget, warfen sie die Waffen weg und baten um Gnade. Keine Gnade für die Mörder! rief es von allen Seiten, und sie wurden ohne Schonung niedergemetzelt. Auch die Begleiter des Herzogs, Bussy d'Amboise und Montmorin, sanken von Kugeln getroffen, und Guise konnte nur mit Mühe den Thurm wieder ereilen, in den er sich warf, schnell den starken Riegel hinter sich zuschob und die eiserne Pforte, so gut es in der Eile ging, verrammelte.

Die Hugenotten rückten nun gegen den Thurm an, schafften Balken herbei, die Pforte zu sprengen, legten Sturmleitern an, durch die offene Luke des Thurmes einzudringen; aber der Löwe war nicht so leicht zu fangen, er stürzte die Heraufstürmenden sammt ihren Leitern in den Wallgraben und gab zu gleicher Zeit den Seinen von oben herab ein Zeichen seiner Noth. Das Regiment Picardie, dieß Zeichen gewahrend und jetzt erst ihren treuen Führer vermissend, schloß von neuem seine Reihen und rückte noch einmal zum Sturme an Nicht das Kanonenfeuer, nicht die Kugeln der Hakenbüchsen achtend, drang die alte Schaar mit gesenktem Haupte immer vorwärts und brach mit ihren vorgestreckten Hellebarden in die Reihen der Hugenotten ein. Furchtbar ward nun das Gefecht, besonders um die Fahne, die Lagrange vor sich hingepflanzt hatte. Mann gegen Mann kämpften hier Franzos gegen Franzosen, als triebe sie angestammter Haß feindlich gegen einander. Guise, Guise! war jetzt das Losungswort der Picarden, St. Barthelemy immer noch das der Hugenotten. Endlich ohne Unterstützung fechtend, der Adel war in seine Zelte sich zu rüsten geeilt, unterlag das treue Regiment, Wenige kehrten in's Lager zurück, keiner unverwundet.

Während dieses Gefechtes, wohin die meisten der auf dem Walle befindlichen Hugenotten sich gewendet hatten, war der Thurm, den Guise noch vertheidigte, mehr beobachtet als gestürmt worden. Chavagnac begab sich, nachdem der Sturm abgeschlagen war, selbst dahin und forderte, nach der Sitte damaliger Zeit, den gefürchteten Herzog in den unterwürfigsten Ausdrücken auf, sich ihm zu ergeben, und versprach ihm, mit Ehre und Leben dafür zu stehen, daß seiner Person kein Leid zugefügt werden sollte. Auch die Dame von Miremont kam jetzt auf Chavagnac's Einladung nach dem Thurme, beschwor den Herzog, sich ihr und ihren Rittern anzuvertrauen und sein Leben nicht den Händen der wüthenden Soldaten Preis zu geben; aber Guise, zu stolz, der Gefangene irgend Jemandes zu sein, verweigerte es, und die Hugenotten rückten nun von neuem mit verdoppelter Wuth heran.

Der Thurm stand dicht an dem Wallgraben und zu den Luken konnte man nur gelangen, wenn man an den Wallhang die Leiter ansetzte, die Pforte des Einganges befand sich unter der östlichen Luke. Hier griffen die Hugenotten an, da die Katholischen die westliche in Eile mit Quadersteinen verrammelt hatten. Doch ihr Angriff scheiterte auch jetzt an

Guisen's persönlicher Stärke und Muthe; er schleuderte mehrere Male die Angreifenden und ihre Sturmleitern zurück. Jetzt aber, vielleicht in der Absicht, Guise das Leben zu retten, rückte die Amazone mit ihren Rittern herbei, griff nicht die offene sondern die verrammelte Luke an und ließ durch Brechstangen die Quadern wegräumen. Als der Herzog dies gewahrte, sah er keine Rettung mehr, denn auch gegen die verrammelte Pforte wurden die Balken angesetzt, sie zu sprengen. Da rief er von oben Chavagnac zu: Chevalier, hier oben von Euch bestürmt, unterhandle ich nicht, ich werde herunter kommen, dort mit Euch, wie es dem Herzog von Guise geziemt, ein Wort nach seiner Weise zu sprechen. — Gleich darauf hörte man ihn, während aller Augen nach der Pforte gerichtet waren, den Riegel zurückschieben; die Pforte that sich auf und mit gezücktem Schwerte stürzte sich Guise gleich einem umstellten Tiger in den dichtesten Haufen der überraschten Hugenotten, stieß, wer ihm in den Weg trat, nieder, und mit dem Ausrufe: Gott und mein Glück! sprang er in den Wallgraben hinab, der gerade auf dieser Stelle nicht tief sein mochte; denn er kam trotz dem Kugelregen, den ihm die Hugenotten nachsandten, glücklich an die andere Seite des Grabens und zu den Seinen. Noch an dem heutigen Tage heißt dieser Thurm zur Verewigung dieser muthigen That: der Thurm des Herzogs von Guise.

Die Stadt war gerettet, aber dreihundert ihrer tapfern Vertheidiger lagen zwischen achtzehnhundert Feinden todt auf der Breche, die Hälfte der Besatzung war verwundet. Zehn Ritter Magdalenens waren geblieben, vierzehn verwundet.

Keine laute Freude vernahm man deshalb in der Stadt, es herrschte deshalb in ihr eine dumpfe todtenähnliche Stille. Ein Jeder hatte einen Verlust zu beweinen, Alle sahen in eine traurige Zukunft. Die Prediger, sonst durch kräftige Ermahnungen die Glaubensstreiter in Muth und Vertrauen stärkend, gingen, das Schreckbarste fürchtend, von einem Sterbenden zum andern, ihn zum Tode zu bereiten; der Sieg hatte mehr das Vertrauen genommen als es gestärkt.

Auch Magdalena und Lagrange saßen am Abend dieses blutigen Tages still und in sich gekehrt bei einander. Wie durch ein Wunder dem Tode entgangen und unverwundet geblieben, dankten sie dem Himmel nicht für dieses Glück.

Wie manche Thräne fließt heute um die Gefallenen, und ich möchte weinen daß wir nicht unter den Todten ruhen! — unterbrach endlich Magdalena das Schweigen — Die Stadt kann sich gegen das königliche Heer nicht lange mehr halten, kein Entsatz ist zu hoffen und muß Chavagnac sie übergeben, was wird mein Loos sein? Von Stadt zu Stadt bis nach dem schändlichen Paris werden sie die Amazone von Miremont schleppen,

um das Wunderthier, das, ein Weib, für seinen Glauben focht, dem katholischen Pöbel zu zeigen, vielleicht gar wird Alençon — Doch nein! — Aber wenn sie stürmend einzögen, was wäre dann mein, was der Frauen Loos? — Lagrange! — rief sie dann — Nicht wahr, mein Freund, dann ergreifen wir Beide die Dolche und durchstoßen muthig unsere Brust, um der Schande, dem Spotte und dem elenden Leben zu entgehen?

Nein, Magdalena! unterbrach er sie feurig. Du sollst nicht in Sünde sterben, nicht durch Selbstmord; Du sollst als eine reine Heilige aufsteigen zu Gott. Ich stoße Dir den Dolch in's Herz und gebe dann auch mir den Tod. Wir sind dann des Lebens, Du der Sünde quitt.

Sie drückte ihm schweigend die Hand, dieser Druck sollte ihm danken.

Leider hatte ihre Ahnung sie nicht betrogen. Am andern Tage wollte der Herzog von Nevers, den die jungen Krieger wegen seines Zauderns tadelten, die alten lobten, daß er so streng auf Kriegsordnung gehalten, den Beweis führen, daß man eine Stadt, auch ohne aus Eitelkeit unnützes Menschenblut zu vergießen, erobern könne. Er hatte deshalb die Batterien verstärken lassen, und die Konstabler schossen so rasch und trafen so richtig, daß bald die Bresche so weit geöffnet war, daß wohl an hundert Mann durch sie rücken konnten. Dies entmuthigte die Bürger, sie fürchteten die Greuel einer mit Sturm gewonnenen Stadt, murrten und verlangten von Chavagnac, daß er wegen Uebergabe mit dem Herzog von Alençon unterhandeln möchte. Lange verweigerte es dieser brave Soldat, doch da er nach geschehener Musterung die Besatzung fast bis auf die Hälfte geschmolzen fand, und ohne Unterstützung der Bürger die Vertheidigung der Stadt unmöglich war, sandte er zwei Bürger und zwei Offiziere ins feindliche Lager, um mit dem Herzoge zu unterhandeln.

Schon nach einer Stunde kehrten diese mit der traurigen Botschaft zurück: der Herzog wolle zwar das Eigenthum der Bürger und ihr Leben, so wie das der Soldaten, die die Gewehre strecken müßten, schonen, jedoch nehme er hiervon zwei Bürger, einen Geistlichen und die Amazone von Miremont aus, die ihm ausgeliefert werden müßten. Die Thore sollten ihm am andern Morgen um die neunte Stunde geöffnet werden.

Chavagnac begab sich sogleich zu der Dame von Miremont und theilte ihr die von dem Herzog bewilligten Capitulationpunkte und die ihre Person besonders betreffende Forderung mit, und entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit, die für sie so harte Bedingung eingehen zu müssen. Er hatte von ihrer Seite großen Widerspruch erwartet und war darüber nicht wenig erstaunt, als sie, statt ihm Vorwürfe zu machen, ihn bat keine Rücksicht auf sie zu nehmen, sie wäre auf alles gefaßt und würde sich morgen selbst dem Herzoge stellen. Da auch dies Hinderniß beseitiget war, wurde die Capitulation von Seiten der Stadt angenommen und noch ausgemacht, daß alle Frauen und Jungfrauen sich am andern Morgen in der Hauptkirche versammeln sollten, wo der Herzog zu ihrem Schutze seine Gens-

d'armen hinschicken würde. Dieser Artikel war wohl ein sehr trauriger Beweis von der Mannszucht, die der Heerführer seinen Soldaten zutraute.

Magdalena schien während des übrigen Tages heiter und ließ wie zu einer nah bevorstehenden Reise Vorkehrungen in ihrem Hause treffen. Lagrange hingegen war finster und in sich gekehrt, sein Blick ruhete trauervoll auf Magdalenen, und wer in sein Innerstes hätte blicken können, hätte dort den Schmerz erblickt, daß solch herrliches Wesen vernichtet werden sollte. Als aber die zehnte Stunde schlug, ließ Magdalena ihre Ritter in aller Stille zu sich entbieten. Siebzehn erschienen, die andern lagen todt oder verwundet darnieder.

Meine werthen Freunde und Waffenbrüder! — redete sie die Tapfern an — Seit langer Zeit seid Ihr im Glück und Unglück, in Kampf und Ruhe meine treuen Begleiter gewesen, keiner von den sechzig edlen Männern hat sein Gelübde gebrochen, manche haben mit dem Tode ihr Wort gelös't, alle mit ihrem Blute den Bund befestiget, und doch habe ich keinem den Dank gereichet, den er erwarten konnte. Morgen lös't sich unser Bund, denn morgen soll ich dem Herzoge von Alençon, diesem treubrüchigen Fürsten, ausgeliefert werden. —

Lautes Murren unterbrach ihre Rede — Nimmer, nimmer soll dies geschehen! riefen dann Alle.

Nun, wenn Ihr meint, — fuhr Magdalena fort — so fordert Euch Eure Dame zum letzten Dienste auf. Wollt Ihr mir durch das feindliche Lager folgen, wollen wir uns mit List und Gewalt eine Bahn durch die Reihen der Katholischen brechen? Wollen wir den Tod einer schmachvollen Gefangenschaft vorziehen?

Wir wollen es! riefen sie einstimmig.

So bitt' ich Euch, benachrichtiget hiervon, jedoch in aller Stille, diejenigen von Euren Waffengefährten, deren Wunden ihnen erlauben ein Roß zu besteigen, ein Schwert zu führen. Morgen, eine Stunde vor dem Anbruche des Tages versammelt Euch unfern der Bresche, bei der Heiligenblende am Wall. Keiner verrathe unser Vorhaben, denn erführe es Chavagnac, so beföhl' ihm die Pflicht, mich wenigstens aufzuhalten, oder, wenn er mich ziehen ließe, bräche er die abgeschlossene Capitulation, und gäbe so die unglückliche Stadt der Rache des Herzogs und der Wuth der Soldaten Preis.

Die Ritter versprachen, zu thun, wie sie befohlen, und entfernten sich. —

Die Stunde naht, mein Karl, — sagte nun Magdalena, als sie allein waren — die Stunde endlicher Entscheidung! Gott müßte ein Wunder thun, wenn es uns gelingen sollte, mitten durch das feindliche Heer uns Bahn zu brechen; darum wollen wir uns vorbereiten, mit der Welt abschließen und mit dem Himmel uns versöhnen. Vorerst aber müssen wir

uns ein ernstes feierliches Lebewohl sagen, denn horch, die zwölfte Stunde schlägt; da trennt sich der hingeschwundene Tag von dem kommenden, da sprengen die Geister ihre Gräber und kehren sehnsuchtvoll in die Welt zurück, aus der der Tod sie gerissen hatte. Wir werden uns nicht zurücksehnen, die Welt gab uns des Glücks zu wenig, wir werden unsere Gräber nicht sprengen; denn das Grab ist uns der Ort, wo das gequälte Herz Ruhe findet, und wo wir uns endlich vereinigen können. Deshalb leb wohl für diese Welt, mein Geliebter, und vergieb mir, daß ich Dein Herz gebrochen, Dich nicht glücklich gemacht habe. — Ich glaubte, recht zu handeln, und irrte ich, so richte mich Gott milde!

Sie standen eine Weile sprachlos Hand in Hand, dann rief auch er Magdalenen ein Lebewohl zu, schloß sie noch einmal in seine Arme und eilte dann fort.

Dreiundzwanzig Ritter standen, sich dem Tode weihend, an der Heiligenblende und erwarteten die Ankunft ihrer Dame, die auch bald mit Lagrange und Alice erschien.

Rollt die Fahne auf, Lagrange! — befahl Magdalena — Diese silbernen Sterne mögen aufgehen, wenn die goldenen Himmelssterne dort oben untergehen. Auf Wiedersehen in Miremont oder jenseit! raunte sie dann den Rittern zu, gab ihrem Rosse die Sporen und ritt, sich Gott empfehlend, zum Erstaunen der hier Wachthaltenden, von den Rittern gefolgt, über die Bresche dem feindlichen Lager zu.

Tiefe Stille herrschte hier, nur von der Plünderung der eroberten Stadt träumend, keinen Angriff besorgend, schliefen die Wachten, und ungehindert zogen sie an den ersten vorüber, bis ein lautes Qui vive! hinter ihnen erscholl, der Knall einer Büchse ihnen sagte, daß die Schlafenden erwacht seien und ihnen den Morgengruß sendeten. Mehre Schüsse folgten, eine Bombarde donnerte und sendete eine Kugel ihnen nach und das ganze Lager kam nun in Aufruhr. Da befahl die Amazone, rasch vorwärts zu traben und ohne Aufenthalt Alles, was sich ihnen entgegensetzen würde, niederzustoßen. Aber zu ihrem Unglücke hatte der Herzog von Guise, der nach einem gehaltenen Banket noch mit dem Herzoge von Alençon bei'm Würfelspiel saß und keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, wo er sich durch ausgezeichnete Handlung die Herzen gewinnen konnte, seine Gensd'armen ausrücken lassen, um, wenn etwa die Zügellosigkeit der Soldaten vor der bestimmten Zeit in die Stadt dringen wollte, sie mit gewaffneter Hand davon abzuhalten.

Die Amazone stieß bald auf die gegen sie anrückende Schwadron des Herzogs. Nur drauf, meine Freunde! rief sie. Die Hugenotten legten die Lanzen ein, und nicht die Menge achtend, bahnten sie sich mitten durch die Geharnischten einen Weg. Zwar immer von den Feinden, jedoch nur

in kleinen, einzelnen Haufen verfolgt, erreichten sie, als der Tag zu grauen begann, den Wald, der die Höhen von Issoire begrenzt. Hier ließen sie ihre Rosse etwas verschnaufen und trabten dann den Berg herab, die Brücke über die Couse zu erreichen. Magdalena, stets die Letzte, hatte mit Lagrange und vier Edlen, die nicht von ihrer Seite wichen, indessen manchen einzelnen Kampf zu bestehen gehabt, den Uebrigen den Rückzug zu decken; aber jetzt, da sie eben die auf sie Eindringenden zurückgeworfen und von der Höhe herab die vielleicht sie rettende Brücke schon vor sich sah, erblickte sie auch hinter sich einen starken Haufen Reiter, deren in der Morgensonne erglänzende Helme ihr sagten, daß es Guise und sein Gefolge sei. Von den sie von neuem verfolgenden Gensd'armen im Gefecht festgehalten, war an keine Flucht mehr zu denken. Sucht die Brücke zu gewinnen! rief sie den Rittern zu, die auch ihre müden Rosse antrieben, während sie, Lagrange und die vier Anderen langsam und immer fechtend ihren Waffenbrüdern folgten. Schon hatten auch sie die Brücke erreicht, deren Uebergang sie zu vertheidigen suchten, als Guise mit seiner Begleitung heransprengte und, die Pistolen in der Hand, die Brücke angriff. Da stürzte Lagrange's Roß, da sank Magdalena, von einer Kugel getroffen, zusammen, und ihr verwundetes Roß, nicht mehr die feste Hand seiner Führerin fühlend, jagte längs dem Ufer mit ihr fort; Lagrange, dies sehend, stach mit der Bundesfahne einen feindlichen Reiter vom Pferde, schwang sich darauf und jagte Magdalenen nach.

Unfern des Kampfplatzes fand er sie unter einem Eichbaume neben ihrem Rosse liegend. Er sprang ab, erfaßte sie, aber nur noch einmal vermochte sie, das brechende Auge nach ihm zu erheben. Komm' bald mir nach! lallte sie und schloß dann ihr Auge für immer. —

Lagrange, von diesem Anblicke erschüttert, betäubt, drückte die Todte an seine Brust, aber sie fühlte nicht das Schlagen seines Herzens, sie hörte seine klagende Stimme nicht, der Tod hielt sie fest umfangen und ließ seine Beute nicht los. Da legte Lagrange die verbleichte Rose unter den Eichbaum, deckte die Fahne mit den silbernen Sternen über sie, ergriff sein Pistol, setzte sich neben sie, schob dann die Fahne von ihrem bleichen Himmelsantlitze hinweg, um es noch einmal zu sehen. Todt, todt! — rief er dann — und ich? — Für sie hab' ich nicht einen Bluttropfen vergießen können und ich bin verdammt, mir selbst die Kugel durch das Hirn zu jagen! — Aber vorher will ich noch einmal in Deinem Anblicke mich glücklich träumen, Magdalena, noch einmal mir die Vergangenheit zurückrufen und dann Dir folgen!

Aber das Bild jener Tage war noch nicht vor seine trübe Phantasie getreten, als ein Reiterhaufe von der Brücke her auf ihn zugesprengt kam. Es war der Herzog von Alençon, von Guise und seinem Gefolge begleitet, die von fern Magdalenen längst dem Flusse hatten dahin jagen sehen und sie verfolgten.

Ha, finden wir Dich hier, stolze Amazone? — rief Alençon hohnlachend — und todt? — Lieber hätte ich Dich lebend in meiner Gewalt gehabt! — Aber auch so ist's gut. — Nehmt sie — befahl er den ihm folgenden Soldaten — und knüpft sie an dem Eichbaume bei den Füßen auf, daß ihr Tod eben so verkehrt sei wie ihr Leben.

Herzog! — rief Lagrange, den man über die Amazone wenig beachtet hatte, rasch von seinem Sitze aufspringend und die Fahne wieder über Magdalenens Antlitz werfend — Herzog, wagst Du es, so jag' ich Dir die Kugel durch den Kopf!

Haut ihn nieder! — schrie Alençon wild, da pfiff die Kugel dicht an des Herzogs Haupte vorbei, aber Schwert und Lanze durchbohrten den Glücklichen, der mit ihr starb, der für sie starb und nicht die Sünde des Selbstmordes mit sich hinüber zu nehmen brauchte.

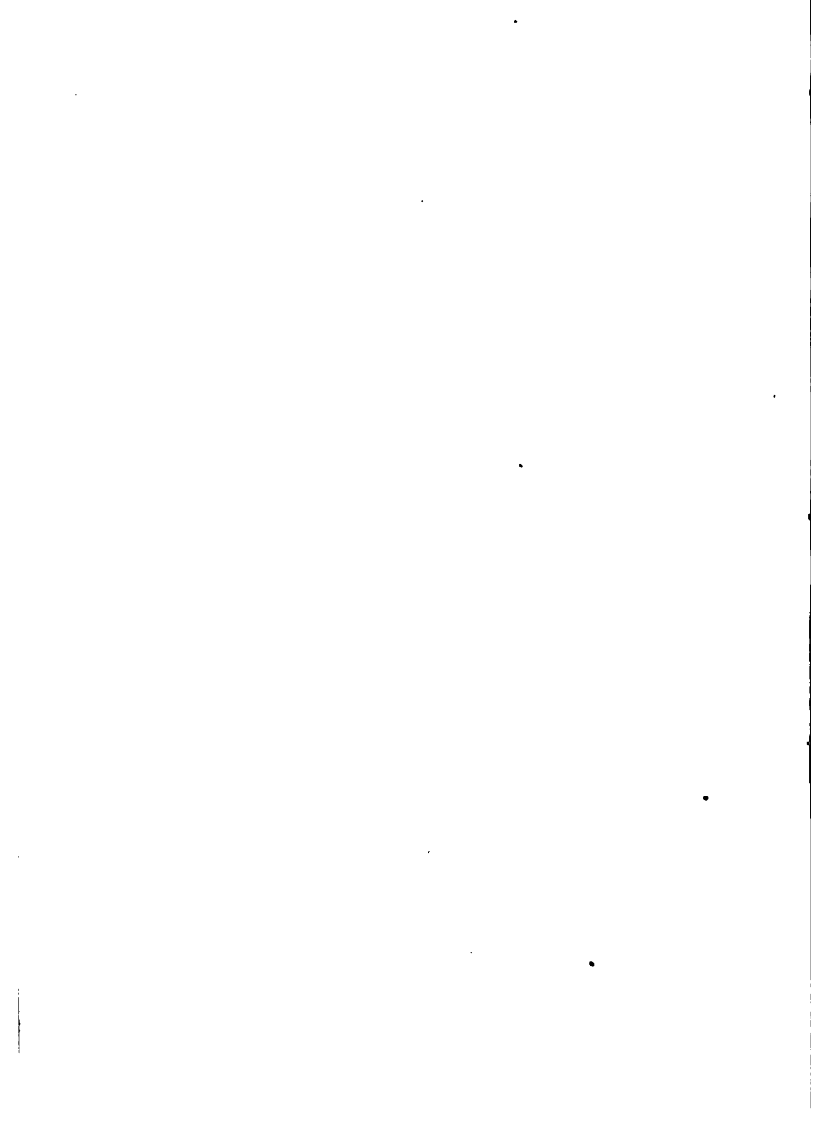
Als der Herzog seinen unmenschlichen Befehl wiederholte und Lagrange neben ihr aufzuhängen befahl, widersetzte sich Guise. Je höher Ihr steht, Herzog von Alençon, — sagte er mit dem ernsten Tone und dem flammenden Auge, vor dem selbst sein König oft erbebte — desto höher müßt Ihr Euch selbst durch Edelmuth stellen. Die Todten, von der Hand meines Gefolges gefallen, stehen unter meinem Schutze, überdies bin ich der Frau von Exupery noch Dank schuldig. Man geleite Beide nach Miremont und übergebe sie dort der Besatzung.

Alençon knirschte vor Wuth, der Herzog von Guise kümmerte sich aber wenig um den ohnmächtigen Zorn dieses schwachen Fürsten, konnte es jedoch nicht verhüten, daß noch am nemlichen Tage das unglückliche Issoire geplündert und ein Raub der Flammen wurde.

Alice, die sich nach Miremont gerettet hatte, ließ Lagrange und Magdalena in eine Gruft bestatten. Der Himmel hatte ihren Wunsch erfüllt, sie starben vereint und ruhten zusammen in einem Grabe.

Das Mädchen von Beauvais.

Eine historische Erzählung.



Messire! Mir ist es gleich, für wen ich das Schwert ziehe, für Carl von Burgund, oder den König von England, oder wenn es sein muß, auch für unsern Herrn, der lieber die Feder, als das Schwert in die Hand nimmt, giebt es nur Ehre und Nutzen, ob diesseits oder jenseits des Kanals, diesseits oder jenseits der Somme, mir gleichviel!

Bei diesen mit jugendlichem Leichtsinn gesprochenen Worten, schob Herr Paul Fourquet den eben gefüllten Becher weit von sich, und stand von seinem Lehnstuhle auf.

Ihr zürnt mir wohl, daß ich nicht wie die Schwalben an ihrem Nest hange? nahm der junge Mann das Wort. Was soll mich denn an mein Vaterland ketten, wo seit dem verstorbenen König glorwürdigen Andenkens, die Schwertet in den Scheiden rosten, oder höchstens, wie in dem Kriege zum allgemeinen Wohle, Franzos gegen Franzosen streitet. Da lob' ich mir den Herzog von Burgund, der weiß einen tapfern Kriegsmann zu schätzen, dort giebt es Wunden, aber auch goldene Ketten, — hier — ich glaube fast nur eiserne.

Gute Nacht, Charles! erwiderte der Alte, drehte dem jungen Manne den Rücken zu, und wollte gehen! doch Charles Rocheville hielt ihn zurück. Nehmt doch meine Worte nicht immer so genau, Messire! bat er, des alten Hand fest in der seinen haltend. Ihr kennt mich ja, wißt wie leicht der Gedanke den ich fein klug in meinem Innersten müßte verschlossen halten, sich bei mir in Worten ausspricht, kennt ja meine Begierde, in der Welt mich umzusehen, mir Ehre und Gold zu erwerben, um dann um euer Kind, die liebe Jeanne, mit Anstand werben zu können. Jetzt —

Seid ihr ein Narr — und doch meines alten Waffenbruders Sohn, setzte der Alte beschwichtigend hinzu. Darum setzt Euch nur wieder hin, und nehmt den Becher und trinkt; mir bleibt er fern, denn mir würde heute der Wein wie Galle schmecken. Nun setzt Euch doch, Charles! — Was zaudert Ihr? — Fühlt Ihr, daß Ihr den alten wurmstichigen Lehnstuhl, auf dem Euer edler Vater so oft mir gegenüber gesessen hat, entehrt? — Ihr habt so Unrecht nicht!

Messire! fuhr der Jüngling auf.

Setze dich! befahl der Alte mit zornigem Blick, auf den Stuhl hinzeigend, doch Rocheville setzte sich nicht und blieb trotzig stehen. Da, ohne

weiter ein Wort zu sagen, aber noch einen ernsten, doch nicht zornigen Blick auf den jungen Mann werfend, verließ der Alte das Zimmer.

Rocheville wollte mitleidig lächeln, als er dem Alten nachblickte, doch schnell wurden seine Züge ernst, er nahm jetzt den nämlichen Lehnstuhl ein, auf den er vorhin sich nicht setzen wollte, stützte sein lockiges Haupt auf den kräftigen Arm, und verfiel in Nachdenken.

So fand ihn die siebzehnjährige Jeanne. Ohne ihn zu stören, blickte sie mehr verdrießlich, als traurig auf den jungen Träumenden, der ihr leises Eintreten nicht bemerkt hatte. Charles! sagte sie endlich, und er fuhr rasch in die Höhe, sprang auf sie zu, und wollte ihre Hand ergreifen, die sie jedoch zurückzog. Charles, warum habt Ihr schon wieder meinen Vater gekränkt? Hab' ich es Euch nicht tausendmal gesagt, daß Ihr damit auch immer mich kränkt?

Liebe Jeanne?

Wäre ich Eure liebe Jeanne, fiel sie ihm schnell in die Rede, würde Euch das nicht so oft begegnen, Ihr würdet Eure Zunge zügeln, Eure Worte mehr auf die Wagschale legen, und nicht von so thörigten Dingen mit meinem Vater sprechen, die selbst mich, ein stilles Mädchen, empören. Denkt an die Wunden, die Euer Vater mit in's Grab nahm, zählt die Narben, die meinen Vater bedecken! — Wer schlug sie? — Engländer und Burgunder! Wer schlug unserm Vaterlande die tiefen, noch nicht geheilten Wunden? England und Burgund! — Und dorthin wolltet Ihr ziehen, — gegen Frankreich ziehen? — Und um mich, um Jeanne Fourquet glaubt ihr dann noch werben zu können?

Was hat mein Herz, was unsere Liebe mit dem Allen gemein? sagte der junge Mann mit Leidenschaft, schloß die Sträubende in seine Arme und stahl einen Kuß von ihren frischen Rosenlippen.

Charles! zürnte die Hocherröthete, sich seinen Armen entwindend — Wiederholt dies nicht noch einmal, oder ich schwöre Euch, Ihr seht mich nicht wieder allein, denn so müßt Ihr Euch nicht gegen ein züchtiges Mädchen betragen. Setzt Euch lieber, hört mir aufmerksam zu, und beachtet, was ich Euch sage. Charles gehorchte den Worten der Tochter mehr, als denen des Vaters, und setzte sich; Jeanne nahm Platz an der andern Seite des Tisches, schob die Kanne mit Wein von der Seite, welche ihr das Antlitz des Mannes deckte, und begann:

Unsere Väter waren Freunde und Waffenbrüder, in allen Schlachten standen sie neben einander, wurden zusammen gefangen und verließen an einem Tage ihre Haft. Unerschütterlich war ihre Freundschaft. Da wünschten sie, als sie nach beendetem Kriege in ihre Vaterstadt zurückkehrten, daß ihre Kinder dies innige Band auch nach ihrem Tode noch fester knüpfen möchten, und unsere Herzen — wenigstens das meine, sagten nicht Nein!

Auch das meine nicht, Jeanne! rief Rocheville aufspringend.

Bleibt ruhig sitzen, mahnte die Jungfrau, bleibt dort mir gegenüber und hört nur fein ruhig zu. Wir liebten uns schon als Kinder, auch jetzt, da ihr ein Mann geworden seid, scheint Ihr noch das Nämliche für mich zu fühlen — Bleibt ruhig, bleibt doch ruhig auf Eurem Sessel sitzen, wozu noch Schwüre und Betheurungen? — Und auch ich, lenkte sie wieder ein, auch ich seh' einer schönen Zukunft entgegen. So wären wir Alle glücklich, mein alter Vater, Ihr und ich. Ihr habt ein kleines Erbtheil, das meinige ist fast noch geringer, aber doch ist Beides zusammen hinreichend, uns vor Mangel zu schützen; und die zwei Jahre, bis wohin wir noch unser Glück verschieben sollen, so lang' sie uns auch dauern würden, wären doch bald vorübergegangen. — Nicht wahr, Charles? Er nickte bejahend.

Was hat Euch denn nun seit Kurzem für ein böser Dämon ergriffen, der Euch weg von mir in die Welt hinaus treiben will? Ist es Ruhmsucht, ist es Eitelkeit?

Jeanne, nun hört auch mich! unterbrach sie Rocheville. Ich will Euch mein Herz aufschließen, als wäret Ihr mein Beichtiger, und einen schönern, nachsichtigern fände ich doch wohl nirgends.

Wer weiß! meinte Jeanne.

Zwei Jahre soll ich noch warten, bis ich mein Glück erfassen, Euch die Meine nennen darf, das sind zwei lange, traurige Jahre für mich, denn nicht einmal mit dem traulichen Du darf ich Euch anreden, und wüßte Messire Fourquet, daß ich Euch heute zum zweitenmale geküßt hätte —

Schweigt von dergleichen! unterbrach ihn Jeanne.

Nun, da seht Ihr, wie streng Ihr seid; und nun zwei Jahre um und neben Euch zu sein, fuhr er fort, keinen Kuß, kein trauliches Du, nicht einmal einen herzlichen Händedruck, das ist mehr, als ich ertragen könnte. Ueberdies, was bin ich? — Eines armen Edelmanns Sohn, der hier in Beauvais wie ein Tagedieb herum zieht, und doch den Muth und die Kraft in sich fühlt, mehr leisten zu können, als auf dem Pflaster dieser alten Stadt von seinem nach Eurem Hause zu wandern. Ehre und Geld will ich mir erwerben, und dann vor Euren Vater treten und sagen: Messire Fourquet! Nun gebt mir Euer liebliches Kind zum Weibe, nun bin ich ihrer werth!

Das Mädchen mochte wohl diesem Bilde träumend nachhängen, denn sie sah freundlich auf ihren Verlobten, und mochte ihn in diesem Augenblicke den Lorbeerkranz um den Scheitel, vor sich stehen sehen; doch endlich erwachte sie aus ihrem Sinnen. — Ja, es wäre schön, Charles! sagte sie, und etwas Feierliches lag in dem Tone ihrer Stimme. Ja es wäre schön und wohlthuend für mich, könntet Ihr so vor meinen Vater treten, und um mich werben, denn Muth ist des Mannes herrlichste Zierde, deshalb will ich auch nicht weinen und jammern, und Euch nicht zurückhalten, wolltet Ihr an den Hof König Ludwig's ziehen —

Nach Plessis les Tours? — Nein, Jeanne, dahin nimmermehr! fiel ihr Charles in die Rede; dort braucht man mich nicht, dort vertraut man nur fremden Söldlingen; neben die schottischen Bogenschützen stell' ich mich nicht.

Und doch wollt Ihr in die Reihen der Burgunder oder der Engländer treten?

Das sind keine gemeinen Söldner, die ihre Berge um lumpigen Sold verließen, das ist ritterliches Kriegsvolk.

Charles! sagte jetzt das junge Mädchen ernst, ich habe kein Recht, Euer Thun zu meistern, Eure Schritte zu leiten, gehet hin, wohin Ihr wollt, ob Euch meine Liebe folgen wird, weiß ich noch nicht, es bedarf dazu einer ernsten Prüfung; das weiß ich aber, daß, wenn Ihr je mit fremden Völkern den Boden Eures Vaterlandes beträtet, unsere Herzen für immer getrennt wären.

Also so schwach ist Eure Liebe, nahm Charles entrüstet das Wort, um —

Nennt es Schwäche, nennt es Stärke, wie Ihr wollt. Wer sein Vaterland verläßt, für fremde Sache zu bluten, es feindlich betritt, und in Zeit der Noth sich nicht um seinen König schaart, den wird das Herz wohl nimmer lieben können. Thut nun was Euch recht dünkt. — Mit dem fremden Herrn wird ja wohl auch ein fremdes Mädchen Eurem Herzen werden, das die Treue nicht kennt. — Nichts weiter davon, Charles: Ich habe Euch mein Herz gezeigt, wie es ist, handelt nun, wie Ihr wollt. Brechen wird es vor Gram noch nicht, es wird bluten aber nicht vergehen.

Stolze! rief Charles, seinen Hut ergreifend, und eilte rasch fort.

Stolz nennt er mich? Er thut mir Unrecht. — Aber, dem Himmel sei Dank, Liebe soll mein Herz nicht bethören, daß ich das, was recht und edel ist, darüber vergessen sollte.

Es waren mehre Tage vergangen, ohne daß Charles Rocheville sich bei seiner Geliebten hatte blicken lassen. Der Vater, von der Unterredung der Beiden nichts ahnend, glaubte, seine harten Worte hätten den jungen Mann so tief gekränkt, daß er sein Haus vermied, und da er ihn wahrhaft lieb und schon so lange als seinen Eidam betrachtet hatte, that es ihm leid, und er hätte gern zu ihm geschickt und ihn zu sich rufen lassen; aber Jeanne, die Alles über ihn vermochte, verhinderte es. Sie kannte den hochfahrenden Sinn des jungen Mannes, und glaubte seine Liebe zu stark, als daß diese allein ihn nicht zurück führen sollte. Doch sie wartete, wohl mit klopfendem Herzen, mehrere Tage vergebens.

Während dieser Zeit schien auch von einer andern Seite ihre Liebe bedroht zu werden. Eine weitläufige Verwandte ihres Vaters, die Wohlgefallen an Jeanne zu haben schien, und, wie sie schon oft gesprochen, diese

zu ihrer Erbin eingesetzt hatte, kam eines Tages zu Herrn Paul Fourquet, und nach manchem Hin- und Herreden gab sie ihm zu verstehen, daß, bei den jetzigen trüben Aussichten, da sich die Burgunder wieder zum Kriege rüsteten, es wohl gut sei, wenn das Schicksal eines jungen Mädchens begründet sei. Ihr werdet mit jedem Tage älter, Jeanne mannbarer, und so möchte es wohl Zeit sein, an ihre Verheirathung zu denken, sagte sie theilnehmend. Bei dieser Gelegenheit schlug sie ihm einen jungen Edelmann vor, der bei der Compagnie Gensd'armen des Herrn de Beuils stand, den einzigen noch übrig gebliebenen Verwandten ihres verstorbenen Mannes. Durch diese Heirath würde dann ihr, sie wohl zuweilen quälendes Gewissen beruhigt, das sie immer mahnte, wenn sie dächte, daß sie ihr ganzes Vermögen Jeannen zuwenden und Jenem entziehen wolle.

Paul Fourquet, der wohl einen kleinen Groll gegen Charles gefaßt hatte, und dem das Anerbieten der Dame Claude als ganz annehmbar erscheinen mußte, war doch ein zu rechtlicher Mann, als daß er um alle Schätze der Welt sein Wort gebrochen hätte; auch dachte er an das Herz seines eigenen Kindes, und dies bestimmte ihn, dem gewiß wohlgemeinten Antrag der guten Frau auszuweichen, obgleich er den jungen Mann, den sie ihm zum Eidam vorgeschlagen hatte, als sehr brav kannte. Die alte Dame aber verlangte bestimmte Antwort, und so war Messire Paul gezwungen, ihr die Wahrheit, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit zu vertrauen; doch setzte er, sie trösten wollend, hinzu, daß er seiner in Gott ruhenden Frau auf dem Todtenbette das Versprechen gegeben habe, Jeanne nicht vor ihrem 19. Jahre zu verheirathen, und da er dies zu halten fest entschlossen sei, so hätte man ja noch fast zwei Jahre Zeit zum Ueberlegen.

Aber so alt die gute Frau war, so sehr ungeduldig war sie auch, und zwei Jahre Ueberlegung dünkte ihr ein wenig zu lang. Sie verlangte mit Jeannen deshalb zu sprechen, was Messire Paul ihr auch nicht gut verwehren konnte, und lud sie zum andern Tage zum Mittagsessen bei sich ein. Da der Vater Jeanne von der Absicht der Dame Claude nicht im mindesten unterrichtet hatte, war sie nicht wenig erstaunt, als sie einen feinen jungen Mann als Tischgenossen dort fand, der auf sehr artige, zugleich aber sehr bescheidene Weise sich während der Mahlzeit viel mit ihr unterhalten, nach Tische aber sich gleich wieder entfernt hatte.

Wie gefällt Dir Herr Robert de Viellebourg, ein Verwandter von mir? war die erste Frage, welche die alte Dame an sie that, als sie sich allein mit ihr befand.

Ohne den Zweck dieser Frage zu ahnen, antwortete Jeanne ganz unbefangen. Recht gut, Muhme, es ist ein feiner, bescheidener Mann.

Und sein Aeußeres?

Nicht übel! meinte das Mädchen.

Die Alte lächelte. — Schon oft, sagte sie dann, habe ich Dir ver-

sprochen, Dich zu meiner Erbin einzusetzen — Jeanne küßte ihr jetzt schon dafür die Hand — aber auf dergleichen Versprechungen ist nicht immer viel zu bauen; des Menschen Wille ist veränderlich. — Doch, liebes Kind, in dem Augenblicke, wo Du Robert Deine Hand reichst, mache ich die Schenkung schon bei meinem Leben.

Muhme! rief das Mädchen erbleichend, doch schnell sich wieder fassend, Muhme! Ihr seid so gütig gegen mich, wofür ich Euch ewig dankbar sein werde, aber wär' ich so unedel, blos des Eigennutzes wegen meine Hand einem Manne zu geben, den ich heute zum erstenmale sah, so wär' ich ja Eurer Liebe und Eurer Güte nicht werth. Ueberdies —

Liebst Du schon einen Andern, fiel ihr lebhaft die Alte in's Wort.

Ja, Muhme! Ihr habt errathen, was ich Euch schon lange und eben jetzt sagen wollte. — Ja, so ist's! Charles Rocheville war von meiner früh'sten Jugend an für mich bestimmt; schon als ich Kind war, spielte er, als ich älter ward, tändelte er mit mir, und so seht Ihr wohl, daß bei der Jungfrau mit Spiel und Tändeln die Liebe sich endlich einschleichen mußte.

Das ist freilich nicht gut! sagte die alte Dame kopfschüttelnd. — Doch, nach kurzem Ueberlegen lächelte sie freundlich, strich Jeanne's Wangen und meinte: Liebe, die mit der Kinderklapper begönne, verlöre auf dem halben Wege, bis sie mit dem Myrthenkranze vor die Jungfrau hinträte, zu viel von ihrem Reiz, um da noch mit frischer heißer Gluth zu entflammen. — Jetzt lächelte Jeanne. — Ich kenne Dich, Mädchen! fuhr hierauf die Dame fort, Du bist zwar besonnen, dennoch erfassest Du Alles mit Leidenschaft; und Dein Geist fliegt hoch, taugt zur Spindel nicht, und so wird es auch mit Deinem Herzen sein; Dir taugt ein armer Mann, der nicht Rang, noch Titel hat, wenig. — Du willst glänzen —

Glänzen? wiederholte das Mädchen. Durch meinen Gatten glänzen? — Nein, Muhme — ich glaube, Ihr irrt! — Und doch — könnte ich, setzte sie stark betonend hinzu, eine herrliche That vollführen, könnt' ich mein Vaterland retten, wie einst meine Namenschwester von Orleans, ich glaube, das wäre das Höchste, und ich könnte —.

Auch dieser That die Liebe opfern! Nicht wahr, Jeanne, das wolltest Du sagen? fiel ihr die Schlaue in die Rede. — Nun ja! Ehrgeiz ist ein Sturm im menschlichen Herzen, dem selbst die Liebe nicht trotzen darf, denn auch ihre Gluth verlöscht er schnell.

So meint' ich es nicht, nahm Jeanne schnell das Wort, und Ihr beurtheilt mich falsch, wenn Ihr glaubt, Ehrgeiz trieb mich zu dem kühnen, abgöttischen Wunsche, jenem heiligen Mädchen, deren Gedächtniß ganz Frankreich so hoch ehrt, gleich zu werden. Nur Vaterlandsliebe, diese starke fromme Liebe entflammt vor allen meinen Geist zu Thaten, sie könnte mich spornen zur männlich kühnen That, für mein Vaterland zu sterben. — Seht, Muhme — doch Ihr versteht mich nicht, dies sagt mir

der mitleidige Blick, den Ihr auf mich werft, darum will ich lieber schweigen, und meine Empfindung in mir verschließen.

Sonderbares Mädchen! sagte die Alte, ihr die Wangen streichelnd — Du dauerst mich.

Weshalb, gute Muhme? Beugen kann mich das Schicksal, tief beugen, wie jeden Erdengebornen.

Sei demüthig, Jeanne, fiel ihr die Alte schnell in die Rede, verschließ auch diesen Gedanken in Dir. Das Schicksal bestraft oft bitter! — Doch von etwas Anderm. Herr Robert de Vielleboug wird doch, wenn er in Beauvais ist, freien Zutritt in Euer Haus haben, wenn auch nicht um seinetwillen, doch schon wegen mir.

Hat Charles nichts dagegen, so erlaub' ich es ihm gern, erwiderte Jeanne.

Ist denn dieser Charles so sehr Herr in Eurem Hause, ist er jetzt schon so ganz Dein Herr, daß wer bei Euch aus- und eingehen will, einen Freibrief von ihm haben muß? fragte Dame Claude etwas spitz Doch ich kenne ja die Welt zu gut, um nicht zu wissen, wie sehr die Liebe zum Sklaven macht. Aber Charles Weigerung fürcht' ich nicht, der ist schon vor vielen Tagen nach Arras geritten, wer weiß, wenn er und ob er zurückkommt.

Jeanne traf diese Nachricht schmerzlich, doch unterdrückte sie ihre Bewegung. Die Muhme brach das Gespräch ab und das Mädchen ging tief betrübt zurück in ihr Vaterhaus.

Sie fand zu ihrer Verwunderung Charles dort, heiterer und zufriedener, als sie ihn je gesehen. Er entschuldigte sein längeres Ausbleiben mit der kurzen Reise zu einem seiner Jugendfreunde, der in der Umgegend wohne; Arras erwähnte er mit keinem Worte.

Kanntet Ihr schon früher den Herzog von Burgund? fragte ihn Jeanne, als sie im kleinen Gärtchen allein zusammen saßen.

Wie kommt Ihr zu der Frage? antwortete er betroffen. Wie soll ich den Herzog kennen?

War er denn nicht der Jugendfreund, den Ihr während Eurer langen Abwesenheit besucht habt? — Ihr erröthet! — Pfui, Charles; warum diese Lüge? Ihr waret am Hofe zu Arras, und sammeltet dort die Brodkrumen, die von des Herzogs Tische fielen. — Ist dem nicht so?

Ja! antwortete er ruhig.

Habt Ihr Dienste bei dem Burgunder genommen?

Nein!

Wußtet Ihr, daß er sich wieder gegen uns rüstet?

Hierüber wollt ich Gewißheit —

Und konntet —

Ich konnte thun, was mir Klugheit rieth, erwiderte er gleichgültig. Hier lebe ich ein elendes Leben, das Mädchen seufzte tief auf — ein thaten-

loses elendes Leben, keine Hoffnung leuchtet mir, keine Aussicht bietet sich mir dar, den erloschenen Glanz meines Hauses wieder herzustellen. Als gehört' ich zu König René's Hof, sitze ich hier in Mondscheinnacht, ein Liedchen zur Laute dichtend, und meiner Geliebten singend, die mich mit dem kalten: Guten Abend, Charles! wo waret Ihr? nicht mit einem Händedruck empfängt, keines meiner Liebeslieder mit einem Kusse lohnt, Ihr, der ich mich nicht einmal in meiner Armuth und Verborgenheit würdig fühle. Ja Jeanne! rief er aus, ja, ich wollte mit Ruhm bekränzt, mit Ehrenketten geschmückt, als ein tüchtiger Kriegsmann zurückkehren, und, Euer dann würdig, Euch zum Altare führen; denn wie oft habt Ihr mir gesagt, Muth sei das Herrlichste, das Ehrenwertheste am Manne, und Ihr selbst, wenn es erfordert würde, hättet den Muth das Schwert zu führen.

Sagt mir offen, Charles, ginget Ihr in der Absicht nach Arras, Dienste zu nehmen?

Holder Beichtiger, erwiderte er, ja! denn was hab' ich auch hier zu erwarten? Mein Vater blutete aus sechszehn Wunden, seine Knechte zum Kampf für seinen König zu rüsten, Rocheville, das schöne Schloß am Meere, mußte er verkaufen, um das Lösegeld für sich und Euren Vater aufzutreiben, blos damit er ja bald wieder bei dem Heere eintreffen könnte. — Und wie theuer hat man ihm die Ströme Bluts bezahlt; wie hat man die Aufopferung ihm und Eurem Vater vergolten? — Als sie Beide, von Narben bedeckt, zum Hoflager zogen, ließ man sie Tage lang unbeachtet im Vorzimmer stehen, Niemand kümmerte sich um sie, die reich gekleidete schottische Leibwacht verhöhnte sogar mit Blicken, wenn auch nicht mit Worten, die so manchen Tag unverrichteter Sache Wiederkehrenden; und als es ihnen endlich gelang, bei dem Bischofe von Verdun vorgelassen zu werden, gab der ihnen den tröstenden Bescheid, der König sei so arm wie sie, sie möchten nur heimziehen, und könnten sie dort nicht mehr wie Edelleute leben, sollten sie es fortan wie ehrliche Bürger. Mit diesem Troste kamen sie nach Beauvais zurück, und verlebten ihre alten Tage unter Entbehrung und Kummer über den Undank. — Soll dies auch dereinst mein Loos sein, Jeanne?

Diese mochte in dem Augenblicke der häufigen Klagen der beiden alten Freunde gedenken, mochte der Klagen gedenken, die ihr Vater auch jetzt noch öfter ausstieß, wenn der Zufall einen alten Bekannten zu ihm führte; sie schwieg.

Und deshalb will ich der Undankbarkeit mein Blut und meine Jugend nicht opfern, fuhr Rocheville mit Heftigkeit fort, ich will da kämpfen, wo Ehre und Gold den Tapfern für seine Aufopferung lohnt, will dem Kriegsfürsten, nicht den Friedensfürsten anhangen, und mit der Victoria, nur nicht hin nach meinem Vaterlande ziehen!

Und ich? fragte Jeanne, die Hand auf ihr Herz legend.

Ihr, Jeanne Fourquet, pflegt derweilen Euren Vater, besorgt sein

Haus und denkt stets mit Liebe an mich, bis ich, mein Glück mit Euch zu theilen, zurückkehre.

Das Mädchen schüttelte verneinend ihren Kopf voll kastanienbrauner Locken, deckte mit ihrer langen dunklen Augenwimper das flammende Auge und senkte es sinnend zu Boden. Hätt' ich doch nie geglaubt, murmelte sie vor sich hin, daß es mir so schwer werden würde, das, was recht ist, zu thun, daß es mir so schmerzlich sein würde, mein Herz von ihm losreißen zu müssen. — Von meiner Kindheit an hing es an Ihm, die festen Bande der Gewohnheit, die noch festeren der Liebe ketteten mich so lange schon an Ihn, und in einem Augenblicke, mit einem Worte soll ich sie nun zerreißen? — Hört mich, Charles! wendete sie sich jetzt zu ihm, ihr gesenktes Auge mit inniger Liebe nach ihm aufschlagend: Euer Entschluß trennt unsere Herzen, nie wird das Mädchen von Beauvais des Mannes mit Liebe gedenken können, der aus Hochmuth und Eigennutz sein Vaterland verließ. — Meine frommen Wünsche sollen Euch überall in Schlacht und Kampf begleiten, nur nicht auf heimathlichem Boden, denn der würde durch Euren Fußtritt entheiligt. Ich — ach das liebende Herz ist ja so schwach — ich will an Euch mit Liebe denken, so lange Ihr nach fernen Landen zieht, betretet Ihr aber, das Burgunder Kreuz auf Eurer Fahne, den Boden Frankreichs, so sind wir für ewig getrennt.

Jeanne, rief Rocheville entrüstet, das wäre hart.

Auch mir ist es so, Charles, auch mich schmerzt es, mich von allen meinen Träumen und Hoffnungen losreißen zu müssen, doch kann ich es nicht ändern. Die Hand, welche das Schwert gegen mein Vaterland zog, darf mich nicht zum Altare führen. Fragt meinen Vater, ob er nicht gleicher Meinung mit mir ist, wenn sie ihn auch schnöde vom Hoflager wegschickten und die schottischen Bogenschützen ihn im Stillen verhöhnten. Aber Ihr könnt Alles ändern, bleibt hier, folgt dem Beispiele so manches jungen Edelmanns, und bewerbt Euch um einen Platz in einer der Ordonnanz-Compagnien des Königs. Zieht Burgund zu Felde, so habt Ihr hier so gut Gelegenheit Euren Muth zu proben, als dort.

Zieht es gegen Frankreich, nahm er jetzt das Wort, so würde es mir schwer werden, das Kreuz von Burgund an meine Brust zu heften.

Das ist recht, das ist brav! rief das Mädchen und reichte ihm mit freudigem Lächeln die Hand, und ihm ward ein sanfter Druck.

Jeanne glaubte nun über Charles nochmalige Abreise nach Arras beruhigt sein zu können, und, war es Eitelkeit oder Drang ihr Herz zu ergießen, sie theilte diese frohe Kunde ihrer Muhme mit. — Claude war zwar eine gutmüthige, aber auch listige und verschlagene Frau, und hatte den Eigensinn des Alters, einen einmal gefaßten Plan mit eiserner Beharrlichkeit durchzusetzen. Sie schien sich darüber zu freuen, zweifelte aber doch, daß Rocheville seinem Vorsatze treu bleiben würde, und behauptete, genau zu wissen, daß er seinen Eintritt in die Dienste des Herzogs von

Burgund nur so lange aufschiebe, bis er sich gehörig gerüstet, und Alles in der Stille vorbereitet habe, am Hofe zu Arras anständig zu erscheinen, wo er sich dann dem Gefolge des Bastards Anton von Burgund anschließen wolle. Jeanne glaubte dies Anfangs nicht, und schien mehr Vertrauen in ihren Geliebten zu setzen, als sie aber zu Hause in ihrem Kämmerchen saß und ernsthaft darüber nachdachte, stieg doch auch die Sorge in ihr auf, die Muhme könnte Recht haben. Sie schickte noch am nemlichen Tage einen alten Diener zu dem Waffenschmidt, bei dem sie wußte, daß Rocheville arbeiten ließ, und erfuhr da freilich, daß alle Waffen Charles in dessen Werkstatt zur Instandsetzung sich befänden. Da stiegen bange Zweifel in ihr auf, sie sann nach, wie sie dem entgegen kommen, und den Geliebten vom Verderben retten könne. Da trat Viellebourg eben in ihr Haus, und ein Gedanke stieg bei seinem Anblick plötzlich in ihr auf, ein Gedanke, dessen Ausführung schon so manches feste Band gelöst, manche Thräne erpreßt hat. Zweifel an ihrer Liebe, Sorge um ihren Besitz sollten Charles in Beauvais festhalten, sollten ihm die Waffen für sein Vaterland in die Hand geben, Eifersucht ihn auf den Weg wahrer Ehre zurückführen.

Jeanne bedachte hierbei nicht, daß sie zu einfach, zu offen, zu stolz, und zu wenig Verstellungskunst besitze, bedachte nicht, wie oft Eifersucht des Mannes eiteln Stolz zum Entsagen, selbst zur Verzweiflung bringe, wie leicht das Herz, täuschen wollend, selbst getäuscht werde. Sie glaubte nun einmal, ihr Plan sei gut, und wollte ihn auch beharrlich ausführen.

Viellebourg wurde von Messire Fourquet kalt, aber höflich, von Jeanne, wenn Charles nicht zugegen war, gleichgültig, in dessen Gegenwart aber sehr freundlich aufgenommen, so daß Dame Claude, unter deren Aegide ihr Schützling fast täglich in Fourquet's Haus kam, Gelegenheit hatte Jeannen in Charles Gegenwart, wie in seiner Abwesenheit zu beobachten, und das unerfahrene, sonst so offene Mädchen bald zu durchschauen. Robert, von Allem diesen, selbst von dem Plane seiner Verwandtin nichts ahnend, war bei der ganzen Sache unbefangen; das schöne Mädchen zog ihn an, den alten Fourquet, der mit jedem Tage freundlicher gegen ihn wurde, gewann er lieb, Stunden lang saß er neben ihm, erzählte von der jetzigen Einrichtung des Kriegwesens, und zu bescheiden, um einige Ansprüche an Jeannens Gunst zu machen, schien er sogar ihr oft abstoßendes Benehmen nicht bemerken zu wollen. Aber nach und nach übte doch auch die Schönheit das Mädchens ihr Recht an ihm, er konnte nicht mehr so ganz unbefangen in ihr dunkelbraunes Auge sehen, und Dame Claude bemerkte mit Vergnügen, daß der sonst so Gleichmüthige unruhig, Jeanne hingegen, wenn auch Charles nicht gegenwärtig war, sich recht freundlich und artiger, als sonst gegen ihn benahm.

Charles bemerkte Anfangs von Allem diesen Nichts. Stolz war seine herrschende Leidenschaft, er glaubte sich so fest in Jeannens Gunst, daß er

das zuvorkommende Betragen des Mädchens gegen den neuen Freund des Hauses nicht der Beachtung werth hielt, und er mit einer gewissen Art von Geringschätzung auf den königlichen Gensdarmen herabsah, obgleich er ihn oft im Stillen beneidete, daß dessen Lanze noch sechs Mann folgten, zu deren Ausrüstung die reiche Witwe das Geld gegeben hatte. Aber nach und nach, besonders da Jeanne gegen ihn selbst kälter zu werden schien, fiel ihm doch so manches auf, das er früher nicht bemerkt hatte, selbst des alten Fourquets freundliches Benehmen, und besonders das augenscheinliche Interesse, welches die, ihrer Verhältnisse wegen, so allgemein berücksichtigte Dame Claude Herrn Robert angedeihen ließ, erschien im gefährlich, und glimmt einmal ein Funke Eifersucht in einem stolzen Herzen, so facht ihn die kleinste Gelegenheit zur Flamme an.

An der Feldbinde Roberts war etwas in Unordnung gerathen, Claude hatte es bemerkt, und, vielleicht absichtlich, auch wohl absichtlos, Jeannen gebeten, es mit einigen Stichen wieder zu ordnen, als in dem Augenblick, wo sie mit dieser Arbeit beschäftigt war, Charles eintrat. Sein erster Blick traf die weiße Feldbinde, ein zweiter grimmiger das arbeitende Mädchen, das sich durch ihn nicht aus der Fassung bringen ließ, ruhig ihre Arbeit beendete und mit freundlichen Worten Herrn Viellebourg sie reichte. Dieser dankte verbindlich, sagte der Gefälligen einiges Schmeichelhafte, ihr versichernd, daß von nun an die Feldbinde doppelten Werth für ihn habe, da er sie aus ihren Händen zurück empfangen hätte. Diese Worte reizten Charles Zorn. Herr Robert Viellebourg! sprach er auf ihn zutretend, spart doch Eure Schmeicheleien für Andere auf, hier finde ich sie ganz am unrechten Ort.

Wie so? fragte Robert überrascht. Steht in Euren Augen das Fräulein nicht so hoch, Herr Charles Rocheville, daß jede Gabe, auch die kleinste, Werth für den Empfänger haben muß? Oder tadelt Ihr die Courtoisie, die jeder Franzose den Frauen zu erweisen für Pflicht hält?

Charles erwiderte hierauf nichts, doch sah man, wie viel es ihm kostete, zu schweigen, aber ein ernster verweisender Blick des alten Fourquet hatte ihn in die Schranken zurückgeführt, er nahm sein Baret, grüßte im allgemeinen höflich, und entfernte sich. Die verschlagene Claude gab Jeannen einen Wink, ihm zu folgen, sie that es nach einer Weile, und was jene vorausgesehen hatte, erfolgte.

Jeanne traf Charles im Garten, den Kopf auf den Arm gestützt, in jener Laube, in der sie so oft schon in traulichem Gespräch gesessen hatten.

Warum habt Ihr Euch so schnell und auf so sonderbare Weise entfernt, Charles? fragte sie ihn. Weshalb die beleidigenden Worte gegen Herrn Robert? — Euer Benehmen war auffallend und nicht fein.

Meine Worte haben Euch wohl noch mehr verwundet, als ihn, wenigstens blieb er ruhiger dabei, als Ihr es zu sein scheint? erwiderte er, endlich aufblickend. Freilich, er steht im Dienste König Ludwigs, und hat

deshalb bedeutenden Werth in Eurem Auge — und ich? — Habt nur Geduld, schöne Dame von Beauvais, auch ich könnte Euch bald Gelegenheit geben, meine Feldbinde auszubessern, und ich werd' es! rief er aufspringend. Dies Leben mißfällt mir, soll ich keinen andern Kampf bestehen, als mit einem bescheidenen Nebenbuhler, der schmachtend an Euch hinaufblickt, als wäret Ihr die Mutter Gottes von Puy? — Der Narr! — Euch muß man mit flammenden Augen betrachten, denn Ihr seid wahrlich kein Madonnenbild, Ihr seid stolz, kalt und schön, wie die heidnische Juno. Darum will ich auch fort von hier. —

Charles! unterbrach ihn das Mädchen in sonderbarer Aufregung, denn sie war es sich selbst unbewußt, ob Schmerz oder Stolz in ihr rege ward.

Ja, fort von hier! — Was habe ich hier zu hoffen? — Sieg und Wunden? — Sieg über einen feigen Nebenbuhler genügt meinem stolzen Herzen nicht, und Wunden? — O die, welche eines Weibes Hand uns schlägt, sind meist unheilbar! — Oder soll ich girren und klagen? Das überlaß ich der weichen Stimme Roberts, der versteht es besser, als ich, ich glaube fast, er könnte unter Eurem Kammerfenster flöten, wie eine liebetrunkene Nachtigall, und Euch in süße Träume lullen.

Charles! rief unmuthig von Neuem das Mädchen, er aber fuhr, immer heftiger werdend, fort: Nein! ich werfe die Last, die mich hier drückt, ab, ich zerstöre den Bann, der mich bei Euch fest hält! — Ich ziehe nach Arras, und ginge auch der erste Kriegszug vor Beauvais. Was wäre es weiter? — Da könnt' ich ihn aufsuchen; o die weiße Feldbinde wollt' ich unter tausenden herausfinden, sie wäre mein Ziel, meine Lanze nur auf sie gerichtet, und Eurer gedenkend, würf' ich ihn zu Boden, der vielleicht schon oft zu Euren Füßen lag. — O, Weibergunst ist ein flüchtiger Sonnenblick am schneeumwölkten Himmel, er bricht tückisch trügend hervor, und schnell birgt er sich wieder hinter den schneeigen Wolken; — Weibertreue? O, sie soll veränderlich sein, wie das Farbenspiel des Chamäleons, bald rosig, bald todtenfahl! —

Habt Ihr beendet? fragte hocherglüht Jeanne.

O noch lange nicht! rief der Erzürnte. Wollte ich Euch Alles sagen, was in meinem Herzen wogt, und drängt und glüht, die Sonne würde sinken, ehe ich geendet; nur das will ich Euch noch erzählen: ich ziehe Euch zu Liebe nach Arras!

Mir zur Liebe? — Wie meint Ihr das, Herr Rocheville?

Wie ich es meine? Nun beim allmächtigen Gott, Ihr müßt meine Worte nicht so leicht verstehen, wie die Blicke des königlichen Lanzenträgers! — Ich will Euch das Feld freilassen, Euch nicht mehr lästig fallen, deshalb geh' ich — Ihr seht, blos Euretwegen!

Geht wohin Ihr wollt, ich werde Euch nicht zurückhalten, erwiderte Jeanne tief gekränkt. Um Eurer Ehre, Eures guten Namens willen, nicht meinetwegen, bat ich Euch, nicht nach Arras zu dem Herzog von Burgund

zu ziehen. — Kein Wort deshalb weiter zwischen uns! — Nur das Eine noch: Ihr hattet Unrecht, ich schwöre es Euch, Ihr hattet Unrecht, an meiner Liebe zu zweifeln, mein Herz war Euch allein geöffnet, jetzt ist es ganz verschlossen! Dieß sagend entfernte sie sich, er sprang auf, wollte ihr nach. Nein! rief er aus — Fort nach Arras, diese Stunde hat entschieden.

Am andern Morgen ließ er seine Waffen aus der Werkstatt des Waffenschmiedes holen, untersuchte sie genau, befahl seinem Diener, Alles zur nahen Abreise in Stand zu setzen, ordnete noch Manches in seinem alten Hause und überließ sich dann dem Nachdenken. Da traf sein Blick die Laute, die am rosenfarbigen Bande an der Wand hing, und die ihn oft zu den Empfindungen seines Herzens, bei der Sehnsucht nach Ehre und Liebesglück begleitet hatte. Er nahm sie herab, betrachtete nicht ohne Rührung das Band, das er aus ihrer lieben Hand empfangen hatte, und seine rege Phantasie malte ihm so traulich und schön die hohe junonische Gestalt, die dunkel flammenden Augen, die Fülle der braunen Locken, und die Erinnerung führte ihm so manche süße Stunde zurück, die er an ihrer Seite verlebt, daß der Gedanke an Trennung ihn schmerzlich ergriff, denn er liebte das Mädchen mehr, als er es sich gestehen wollte. Stürmisch griff er in die Saiten der Laute, und seine Gefühle, wie sein Unmuth, sprachen sich in Wort und Melodie aus; er sang:

Aber was ist's, das so fest mich hält?
Bin ich nicht frei in der unendlichen Welt?
Hab' ich nicht Kraft, meine Fesseln zu brechen,
Hab' ich nicht Muth, mich an der Falschen zu rächen,
Soll ich denn ewig ihr Sclave nur sein?
Nein! — ich will nicht! — Nein!

Ich will kühn meinem Muthe vertrau'n
Fest ihr in's lockende Auge schau'n,
Will ohne zu beben ihre Stimme hören,
Will nicht mehr betteln, sie nicht mehr beschwören —
Wirst Du es können, stehst Du ihr nah? —
Ja! — Ich kann es! — Ja!! —

Thörigter Wahn! — Ihr sehnender Blick
Ruft Dich, Bethörten, lockend zurück;
Kannst nicht Du Armer, darfst nicht von dannen,
Fest wird ihr Zauberspruch Dich wieder bannen.
Nein! er wird nicht — Ich ziehe von hier!
Fort! — Weit weg von ihr!

Noch ruhte die Laute in seinem Schooß, als Robert Viellebourg eintrat und Charles, unmuthig, daß ihn dieser beim Saitenspiel überrascht habe, sie schnell weglegte. Herr von Rocheville! redete ihn dieser an: Verzeiht, daß ich Euch beim Gesang störte. Ihr sagtet mir gestern so unfreundliche Worte, die ich nicht zu deuten verstand; ich fragte deshalb, als Ihr

Euch entfernt hattet, den Herrn des Hauses, ob er es mir vielleicht erklären könnte, und da erfuhr ich denn, daß das Fräulein Eure Verlobte sei und Ihr meine höflichen Worte wahrscheinlich falsch gedeutet hättet.

Ich glaube kaum! unterbrach ihn Charles auf eben nicht verbindliche Weise.

Da ich nun nicht gern in dem Hause, wo ich freundlich aufgenommen worden, den Frieden stören und Niemanden lästig sein mag, so komme ich dieserhalb zu Euch, Euch die Versicherung zu geben, daß ich gern das Haus des Herrn Fourquet meiden werde, wenn ich auf irgend eine Weise den Frieden der Familie stören sollte.

Daran würdet Ihr sehr weise handeln, Herr Robert Vielleboug!

Recht würde ich handeln, das weiß ich, wie ich aber dabei weise handeln sollte, begreife ich nicht.

Charles lächelte höhnisch. Wo man lästig fällt, da ist das Wegbleiben immer weise, sagte er dann, und der Ton, mit dem er dies sprach, war eben so schneidend, als seine Worte.

Roberts Auge ruhte nun lange und ernst auf ihm, und der heftige Charles, durch diese stolze Ruhe noch mehr aufgebracht, wiederholte diese Worte; da sagte Vielleboug mit jenem ruhigen Ernst, welchen den wahren Muth bezeichnet: Was Ihr mir nun schon zweimal gesagt, Herr von Rocheville, ist Beleidigung, die leicht zu blutigen Händeln führen könnte — Wiederholt sie nicht noch einmal!

Wär' es möglich, daß sie bei Euch zu blutigen Händeln führen könnten, so würde ich sie mit Freuden wiederholen, erwiderte Charles.

Bemüht Euch nicht! nahm Robert das Wort. Laßt mich nur den Tag wissen, an welchem ich Euch mit drei Gefährten, wohlgewappnet, auf der Straße nach Arras, dicht an der Grenze von Artois finden kann; der Punkt ist Euch doch der Nähe von Arras wegen der gelegenste? Dies sagend entfernte er sich, ohne Charles Antwort abzuwarten, der, darüber hoch erfreut, ihm noch in der nämlichen Stunde durch einen seiner Freunde sagen ließ, daß er ihn dort in drei Tagen um die vierte Stunde Nachmittags erwarten werde.

Diesen ganzen Tag beschäftigte ihn der bevorstehende Zweikampf. Es war das erstemal, daß er zu einem blutigen Kampfe ziehen sollte. In Waffen geübt, mit Kraft und Gewandtheit begabt, und glühenden Muth im Herzen, fürchtete er ihn nicht, ihm war es ein Freudentag. Aber der Gedanke, daß es nun entschieden sei, sich von Jeannen trennen zu müssen, beunruhigte ihn, denn immer war bisher der Entschluß nach Arras zu ziehen, noch nicht ganz fest, nicht unabänderlich gewesen. Es zog ihn dorthin, er sah das Hoflager von Burgund, als den einzigen Ort an, wo der Lorbeer ihm blühen könne, und doch war die Neigung zu dem Mädchen zu stark, um ihn nicht hier festzuhalten. Jetzt, wo er, bei Ludwigs XI. strengen Gesetzen gegen den Zweikampf, gewiß war, daß er selbst als

Sieger, doch ohne Protektion verloren sei, blieb ihm nichts weiter übrig, als die Flucht zu dem Feinde des Vaterlands. Während der ganzen durchwachten Nacht hing er so sehr an diesem Gedanken, daß er endlich fest überzeugt zu sein glaubte, er handle recht, er handle klug.

Als es ihn aber am Abend nach dem Garten des Messire Fourquet zog, und er hier, wie er so lange gewohnt war, in der Laube, mit der Laute in der Hand, Jeanne erwartete, ward es ihm doch, so stark er sich auch dünkte, weich ums Herz; Wehmuth und Erinnerung beschlichen ihn, und er griff wie sonst in die Saiten seiner Laute.

Ihre Töne entgingen Jeannen nicht, die am offenen Fenster ihrer Kammer einsam saß. Auch sie vergaß ihren Groll, und fast unbewußt ihres Thuns zog sie Gewohnheit mehr noch, als Sehnsucht hinunter nach der Laube, wo sie das Lied, welches er sang, deutlich vernehmen konnte.

Leb' wohl, leb' wohl, mein Vaterland,
Du Land der Lust und Leiden,
Leb' wohl, mein liebes Heimathland,
Von dir soll ich nun scheiden.

Es hält mich fest, es treibt mich fort.
Ich muß von hinnen wandern;
Sie brach den Schwur, sie brach ihr Wort,
Und gab es einem Andern.

Ich liebte sie so inniglich,
Hing nur an ihrem Blicke,
Und doch betrog die Falsche mich
Mit heuchlerischer Tücke.

D'rum muß ich fort, weit weg von hier,
Muß in die Ferne ziehen,
Und bliebe gar zu gern bei ihr,
Und muß doch von ihr fliehen.

Was hilft es mir! — Leb' ich auch fern
In wildem Kampfgetümmel,
Sie bleibt auch dort der schönste Stern
An meinem trüben Himmel.

Sie bleibt auch dort mein Morgenlicht,
Bleibt meine Abendröthe;
Denn ohn' ihr liebes Angesicht
Ist Alles um mich öde.

D'rum fort von hier — denn zart und mild
In meinem wunden Herzen
Steht überall ihr lieblich' Bild,
Umkränzt mit Lust und Schmerzen.

Charles! rief das Mädchen, ihrer nicht mehr mächtig, und stürzte in die Laube: Charles! Bei Allem, was mir heilig ist, schwöre ich Dir, ich brach nicht Wort und Schwur! Mein Herz würde noch eben so glühend, eben so untrennlich an Dir hangen, wenn Du nicht ein Feind des Vater-

landes werden, wenn Du zu seiner Vertheidigung die Waffen ergreifen wolltest.

Er war überrascht, betroffen, reichte ihr die Hand, und der starke Druck, den sie fühlte, konnte ihr sagen: Ich fühle den Werth dessen, dem ich entsage.

Die Burgunder rüsten sich, fuhr sie mit immer steigender Heftigkeit fort —, bei Arras ziehen sie ein Heer zusammen — dorthin wenden sich unsere Schaaren — schließ Dich ihnen an! — Auch auf dem niedrigsten Platze im vaterländischen Heere stehst Du höher, ehrenvoller, als neben dem stolzen Carl, dem kühnen Burgunder. — Entsage ihm — bleib Deinem Vaterland, bleib Deiner Jeanne treu, die es so redlich, so gut mit Dir meint — höre auf meine Worte, Charles!

Ich muß von hier, Jeanne, mich zwingt ein unabänderliches Schicksal, erwiderte er, ihre Hand an sein Herz drückend, ich muß! — Mein Herz bleibt bei Euch!

Und was zwingt Euch? Ist es Eifersucht? fragte sie bebend, denn längst hatte sie gefühlt, daß es Unrecht von ihr gewesen sei, dieses schmerzliche Gefühl in ihm aufzuregen.

Nein! erwiderte er nach einigem Nachdenken, und doch war es Eifersucht, welche den Zweikampf herbeigeführt hatte. Was mich zwingt, werdet Ihr erst in einigen Tagen erfahren.

Und jagt Euch das Schicksal nach Arras? fragte sie von Neuem.

Auf den Weg nach Arras gewiß; ob ich dahin gelangen werde, weiß nur der Allwissende!

Das ist hart! murmelte das Mädchen vor sich hin — Arras trennt uns für ewig. —

Charles hatte diese leise gesprochenen Worte gehört. Ja wohl müssen wir uns trennen, Jeanne, sagte er bewegt, und da es einmal sein muß, so sei es schon jetzt. Lebt wohl! Gedenket mein mit Liebe und richtet mich nicht zu streng; auch den alten Vater grüßt, sagt ihm, daß mein Herz, wo es auch sei, kindlich und dankbar für ihn schlagen wird. Lebt wohl — der Himmel mit Euch! — Dies sagend preßte er noch einmal ihre Hand an seine Lippen, zog die Ueberraschte an sein Herz und eilte davon. Die Laute aber ließ er zurück.

In aufgeregter Stimmung kam er nach Hause, denn in seiner Brust kämpfte Stolz und Ehrgeiz mit der Liebe. Was er in seinem Liede ausgesprochen, war das wahre Bild seines Innern; aber auch ohne den Zweikampf, wär' er wahrscheinlich in die Dienste des Herzogs getreten. Seit einer Reise nach Laon, wo er bei dem Connetable, dem Grafen von St. Pol, um eine seinem Stolze genügende Anstellung im Heere gebeten, und dieser ihm erwidert hatte: Junger Mann! Den Platz, den Ihr wünscht, erlangt man nur durch hohe Geburt, oder durch ausgezeichnete Thaten; das Erstere fehlt Euch, so zeigt uns das Letztere. — Seit dieser Reise,

deren Zweck und Erfolg Jeannen verborgen blieb, war der Entschluß in ihm aufgestiegen und nach und nach zur Reife gekommen, nie unter dem Banner der Lilien zu fechten und bei dem Herzoge von Burgund sein Glück zu versuchen; ein Entschluß, in damaliger Zeit nicht so ungewöhnlich und nicht so sträflich, als er Jeannen erschien, denn oft zogen selbst die Großen gegen ihren König, und vergaßen Eid und Vaterland. Warum sollte ihm das Verbrechen sein, was so vielen verziehen wurde? Warum konnte Jeanne ihn deßhalb verdammen? Er gab seinem Diener den Befehl, das Nöthige zur Abreise zu ordnen, und mit gefülltem Säckel, vom Fuß bis zum Kopf bewaffnet und ein tüchtiges Streitroß unter sich, ritt er am andern Morgen, von dreien seiner Freunde begleitet, und mit der schmerzlichen Ueberzeugung, die Thürme von Beauvais und seine geliebte Jeanne so bald nicht wieder zu sehen, den Weg nach Arras.

An demselben Tage hatte auch Robert Viellebourg unter dem Vorwande, daß er zu seiner Compagnie nach Noyon müsse, der Dame Claude und dem alten Fourquet, wie Jeannen Lebewohl gesagt und Beauvais verlassen.

Es war ein schöner heiterer Wintertag, tiefer Schnee bedeckte die Flur, als beide Gegner, sich höflich begrüßend, auf einer weiten, von der Landstraße abgelegenen Ebene zusammentrafen. Während Beide von ihren Rossen gestiegen und in bedeutender Entfernung von einander geblieben waren, ritten die gegenseitigen Freunde zu einander, sich über die Art des Kampfes und ob sie Zuschauer bleiben und das Gefecht ruhig mit ansehen, oder sich auch die Hälse brechen wollten, zu berathen. Für Letzteres stimmte keiner; kannten sie doch nicht einmal den Zwist Rochevilles und Viellebourgs, und waren sie doch sonst gute Freunde und Bekannte gewesen, warum sollten sie jetzt auf Leben und Tod einander gegenüber treten? Was den Kampf der Beiden betraf, ward festgesetzt, daß er mit Lanze, Schwert, Dolch und Pistolen auf offener Bahn statt finden und so lange dauern solle, bis Einer außer Stand gesetzt sei, das Gefecht fortzusetzen. Nach entschiedenem Siege könnten beide Theile frei und ungehindert vom Kampfplatze abziehen. Die Parteien trennten sich, um den Beschluß den Kämpfenden mitzutheilen, die sich sogleich rüsteten, und auf das gegebene Zeichen sich auf ihre Streitrosse schwangen und einander entgegen ritten. Beide hatten ihre Lanzen eingelegt, Beide sprengten auf einander ein und bald trafen sie sich. Charles Lanze glitt an Roberts Panzer ab, der unerschüttert im Sattel blieb, aber der Stoß von Roberts Lanze, die ihren Gegner unter dem Halskragen faßte, schleuderte Charles weit weg auf den Schnee.

Charles Freunde eilten hinzu, aber, obgleich blutend, hatte er sich schon, ehe sie noch zu ihm kamen, aufgerafft, das Schwert gezogen, und

drang auf Vielleboürg ein, der gleichfalls vom Roß gesprungen war. Nun begann ein furchtbarer Schwertkampf. Hieb auf Hieb, Stoß auf Stoß, die Rüstungen widerstanden nicht mehr dem Stahl der Klingen, Blut floß aus mancher Wunde; schon neigte sich der Sieg auf Roberts Seite, als Rocheville plötzlich einen so kräftigen Hieb auf Roberts Helm führte, daß er ihn spaltete und Vielleboürg, schwer am Kopfe verwundet, und unfähig den Kampf fortzusetzen, niedersank. Ich bin Sieger! Stillt nur mit der weißen Feldbinde Euer Blut, rief Rocheville triumphirend, wandte dann sein Roß, und, ohne sich um die eigenen Wunden und seinen Gegner zu kümmern, sprengte er davon.

Der Verwundete wurde nun nach dem nahe gelegenen Schlosse eines seiner Freunde gebracht; die Wunde war nicht tödtlich, bald war er geheilt, und da ihm der Herr du Beuil die Versicherung gab, da er einen Feind des Vaterlandes bekämpft, habe der Graf von St. Pol ihn von jeder Schuld und Strafe freigesprochen, so konnte er ungehindert nach Noyon zurück kehren.

Auch nach Beauvais war die Nachricht von dem Kampfe, nebst den höhnischen Worten, die Rocheville seinem gefallenen Gegner zugerufen hatte, durch das Gerücht noch hämischer klingend, zu den Ohren Jeannens gekommen, und hatten sie schwer und schmerzlich getroffen. Sie klagte sich an, daß sie alles dies Unglück durch ihr thörichtes Benehmen herbeigeführt habe, und schämte sich Rochevilles unedlen Betragens. Robert, den sie in ihrer Nähe nur geduldet hatte, erschien ihr jetzt als das Opfer ihrer Thorheit, und als er, ehe er nach Noyon zog, nach Beauvais kam, seiner gutmüthigen Verwandtin für ihre Theilnahme und Unterstützung Dank zu sagen, und das Haus Paul Fourquets betrat, um den alten theuren Mann zu begrüßen, auch wohl Jeannen zu sehen, empfing sie ihn mit mehr Freundlichkeit und herzlicher, als je.

Dame Claude war, wie natürlich, über Charles Benehmen aufgebracht. Sie äußerte dies Herrn Fourquet ganz unumwunden, und nahm jetzt geradezu ihr Wort, Jeanne zur Erbin einzusetzen, zurück, wenn sie nicht alle Verbindung mit Charles Rocheville abbräche. Bei Herrn Fourquet, welcher ohnedies gegen den jungen unbesonnenen Mann aufgebracht war, hatte diese Drohung der Alten ihre Wirkung nicht verfehlt, an Jeannens Brust wäre sie aber sicher abgeprallt, wenn nur Charles nicht in Arras gewesen wäre, und wenn sie nicht von dort her die gewisse Nachricht erhalten hätte, man habe auf des Bastards Verwenden, dem jungen unerfahrenen Kriegsmann eine Fahne Wallonen anvertraut, mit welcher er in Binche, im Hennegau, kampfgerüstet stände. Diese Kunde verdrängte sein Bild immer mehr und mehr aus ihrem Herzen, und sie war nun fest entschlossen, daß, mit seinem feindlichen Eintritt in die Pikardie, er ganz aus ihrem Herzen, wenn auch nicht aus ihrem Gedächtnisse, verbannt sein solle. Roberts Bild trat nicht an seine Stelle, sie achtete ihn, aber trotz

der Bemühungen ihrer Muhme, die immer ein, vielleicht zu schönes Bild von ihm in ihrer Gegenwart entwarf, fand er kein Plätzchen in ihrem Herzen, denn zu diesem hatte der Eigennutz keinen Schlüssel, nur die Liebe hatte Gewalt, die Herzenspforte zu öffnen.

König Ludwig XI., schlau und listig, hatte längst Nachricht von den Rüstungen des Herzogs von Burgund erhalten, und seine Maßregeln darnach genommen. Immer noch Unterhandlungen anknüpfend, Alles dem Frieden opfern zu wollen scheinend, täuschte er sowohl Carl von Burgund, als den Herzog von Bretagne, dessen Verbündeten. Indessen ließ er in den Plätzen der Pikardie, welche er nicht, vermöge des Peronner Vertrags, dem Herzog von Burgund hatte übergeben müssen, in der Champagne und Isle de France in aller Stille Truppen zusammenziehen, und plötzlich überfiel der Connetable St. Quentin und Roye, und des Königs Generallieutenant Dammartin, mit Hülfe der Einwohner, Amiens, und nahmen es unter nichtigem Vorwande in Besitz. Herzog Carl, noch nicht ganz gerüstet, führte zwar deshalb Beschwerde, sah es jedoch nicht als eine Kriegserklärung an, und setzte zum Schein die Unterhandlungen fort.

Diese Begebenheit fiel kurze Zeit nach Charles Ankunft in Arras vor, und wenn man ihn auch in dem Pallast des Bastarden nicht freundlich aufgenommen hätte, so war er jetzt, wo der Krieg entschieden, und durch die Einnahme von Amiens die Stimmung gegen Frankreich ganz feindlich war, selbst am Hoflager des Herzogs doppelt willkommen. Man irrte sich zwar in ihm, wenn man glaubte, sein Anhang in der Pikardie werde, sobald man die Grenze überschritten habe, das Heer der Burgunder verstärken, denn welchen Anhang hatte Rocheville dort? — aber es gab noch einen geheimen Grund, weshalb sein Erscheinen in Arras angenehm war.

Charles war ein schöner, kraftvoll gebauter Mann; sein feuriges Auge, der edle, fast stolze Anstand, mit dem er auftrat, das Streben nach Thaten, das in jedem seiner Worte sich kund that, zeigten bald, daß er zum Kriegsmanne geboren sei, und ohne zu fragen, was er schon gethan, dachte man nur an das, was er thun könne, gab ihm den Befehl über eine Fahne in Krieg ergrauter Wallonen, und öffnete dadurch dem jungen Mann ein weites Feld des Ruhms. Oft dachte er zwar an seine Heimath zurück, aber immer schwächer ward die Sehnsucht und die stille Mahnung, immer mehr war in ihm der Zweifel gelöst, ob er recht gethan oder nicht. Nur das Andenken an Jeanne trübte noch sein Glück, sein Herz hing noch mit unwandelbarer Liebe an ihr, und sonderbar, in Beiden glühte sie zwar feurig, aber Beiden war sie jedoch nicht das Höchste; Jeanne stellte das Vaterland höher, als sie, Charles ordnete sie seinem Ehrgeize unter. Ach, wo sie dem Menschen nicht das Höchste, Heiligste ist, da wird sie nur zu leicht in den Stürmen des Schicksals untergehen.

Robert Vielleboury war nach seiner Genesung öfters von Noyon nach Beauvais gekommen, hatte, so häufig es sich thun ließ, Messire Fourquet besucht, und mit diesen Besuchen den Pfeil immer tiefer in sein Herz gedrückt. Jeanne, seit sie erfahren hatte, daß Charles Dienste bei den Burgundern genommen, wohl auch schon durch den herbeigeführten Zweikampf gegen ihn aufgebracht, strebte, wiewohl noch vergebens, ihn zu vergessen. Daß er, das burgundische Kreuz auf seinem Mantel, für sie verloren sei, sagte sie sich täglich, und so gebot ihr die Pflicht nicht mehr, Robert mit gleichgültigen Augen anzusehen. Auch ihr Vater ermahnte sie, seit Charles Uebertritt und seit der Unterredung mit Dame Claude, öfters, nicht mehr an ihn zu denken, auch er wolle, so meinte er, das Andenken an den unwürdigen Sohn seines Freundes aus seinem Herzen zu reißen suchen. Von ihrem Vater, von dem eigenen Herzen bestürmt, gewöhnte sich Jeanne nach und nach an den Besuch Roberts, und es war ihr sogar angenehm, wenn der bescheidene, und doch so muthvolle Mann zu ihnen kam, und sie zürnte nicht, als er allmählich wagte, durch Blick und Wort zu verrathen, daß sie seinem Herzen nicht gleichgültig sei. Ihr Vater, welcher ihn schon lange lieb gewonnen hatte, und in dem jetzt wohl öfters der Wunsch im Stillen mochte aufgestiegen sein, daß ihre Herzen, da die früheren Bande nun einmal zerrissen wären, sich finden möchten, klagte jetzt so häufig seinem Kinde, daß, wenn er, dem Grabe so nahe, in dieser sturmbewegten Zeit abgerufen würde, sie allein und verlassen mitten in den Gräueln eines furchtbaren Krieges stände. Hätte ich nur die Freude, so schloß er dann, Dich an der Hand eines braven Mannes zu sehen. O, des thörichten Wunsches Deiner Mutter, der mich abhielt, nicht schon früher den Bund zu segnen, ach! vielleicht wäre dann Charles noch hier, und Alles ganz Anders, aber ich war ein Thor, so sehr die Worte der Sterbenden zu ehren. Dieses täglich wiederholte Gespräch des Vaters machte immer einen sonderbaren Eindruck auf Jeanne, und bezweckte nicht, was der Vater wünschte, denn es hielt ihr ein Bild vor, wo sie sich als Charles Hausfrau glücklich, in Liebe beglückt erblickte. Dachte sie aber, daß er auch dann sich hätte von ihr losreißen, und die Parthei des Feindes ergreifen können, dann fühlte sie sich glücklich, daß sie noch nicht für immer an den Verräther seines Vaterlandes gekettet war.

Robert trat eines Abends unerwartet in ihr Haus, um sich, wie er sagte, von ihnen auf lange Zeit zu beurlauben. Man habe sichere Nachricht erhalten, erzählte er Herrn Fourquet, daß der Herzog von Burgund sein Heer bei Bapaume zusammen gezogen habe, und es mithin Amiens oder St. Quentin gelte, wohin Herr de Beuil mit seiner Compagnie aufzubrechen sich bereit halte. Er müsse ihm dorthin folgen, und wer wisse, wohin der Lauf der Kriegsbegebenheiten ihn führen konnte. Ich komme daher, fuhr er fort, sich besonders nach Jeannen wendend, Euch Lebewohl zu sagen, behaltet mich in freundlichem Andenken, so wie ich Euch

nie vergessen werde. Mein sehnlichster Wunsch ist, daß es Euch wohlgehen mag. Lebt wohl! Sein Gefühl übermannte ihn, er wurde weich, und eilte deshalb schnell fort, kaum daß er noch Herrn Fourquet's Hand ergriff und sie an sein Herz drückte.

Ein braver Mann! meinte der Alte, als Jeanne, die Robert begleitet hatte, wieder hereintrat. Ein bescheidener Mann, der sich nur in Zucht und Ehren dem Mädchen naht, das er auszeichnet, das er liebt. — Jetzt, da er fort ist, und wer weiß wie lange fern von hier bleibt, jetzt kann ich es Dir wohl sagen, was mir die Muhme vertraute: Er liebt Dich von ganzem Herzen!

Jeanne erröthete, denn sie überraschte bei diesen Worten ihr Herz, das, wenn auch nicht in Liebe, denn Charles behauptete seinen Platz noch immer darin, doch gar freundlich Robert Viellebourg entgegen schlug. Sie seufzte, statt dem Vater zu antworten, tief auf, und hätte wahrlich nicht Rechenschaft geben können, wem von Beiden dieser Seufzer gegolten habe. Liebe ohne Achtung fühlte sie für Charles, Achtung ohne Liebe für Robert.

Der Dame Claude entging diese Stimmung nicht; aber die Listige schwieg. Sie kannte das weibliche Herz, kannte Jeanne zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß, sobald der Kampf der Fürsten beginne, der Kampf in des Mädchens Herzen beendet sei. Jeannens fester Sinn, ihr stolzes Ehrgefühl, ihre Liebe zum Vaterlande mußten sie von dem Manne losreißen, der trotz ihrer heißesten Bitten, zu dem Feinde übergegangen war. Sie übergab daher die Erfüllung ihrer Wünsche der Zeit und dem Herzen des Mädchens, und daran that sie wohl.

Wochen waren vergangen, und noch war die Kriegsfurie nicht losgebrochen. König Ludwig hatte sich zu dem Theil seines Heeres begeben, den er an der Grenze der Bretagne hatte zusammen ziehen lassen, dem Connetable, dem er jedoch nicht recht vertraute, und dem Grafen Dammartin war der Befehl des Heeres übergeben, das sich dem Herzoge von Burgund, doch nur vertheidigungsweise entgegenstellen sollte. Der Graf hatte Amiens, der Connetable St. Quentin besetzt; Jeder von ihnen glaubte, daß ihn der erste Schlag treffen würde.

In dieser Zeit saß Jeanne in Ihrem Garten, Charles Laute in dem Schooße. Es war um die Zeit der Rosenblüthe, welche die Luft mit balsamischem Dufte erfüllte. Der Therain, welcher an seinen Hecken leise murmelnd dahin floß, mühte sich vergebens, die Strahlen der in den Fluthen sich tauchenden Abendsonne mit sich fortzuführen, die Nachtigall schlug wehmüthig in dem hohen Erlengebüsch an seinen Ufern, und sanft rauschte der laue Westwind durch die Zweige der Jasminlaube, in welcher das sinnende Mädchen saß. Es war ein schöner, feierlicher Abend, die Sonne

senkte sich, einen schönen Tag verkündend, wolkenlos nieder, und heilige Ruhe breitete sich über die Natur.

Jeanne war in tiefe Gedanken versunken; ihr Auge flammte, dachte sie, daß vielleicht schon jetzt die Feinde den Boden des Vaterlands betreten hätten, daß vielleicht er, dessen Bild sie nicht verlassen, den sie nicht vergessen konnte, schon jetzt, die Fackel der Verwüstung in der blutigen Hand, feindlich in Frankreich stehe, und somit für immer für sie verloren sei. Sie fühlte sich empört bei diesem Gedanken, und glaubte in diesem Augenblicke, daß sie ihn hasse. Doch je mehr sie an ihn dachte, desto lebendiger, desto glühender trat sein Bild vor sie, dennoch war die Liebe nicht erstorben. Auf sich zürnend, daß, wie ein dünnes vom Winde bewegtes Rohr, sie von dieser Neigung hin und her getrieben werde, schloß sie die Augen, und wollte nicht mehr an ihn denken. — Aber vermochte sie es? — Ihre Gefühle wogten zu stürmisch in ihrer Brust, ihr Schmerz war zu heftig, und ging nach und nach in Wehmuth über. Sie ergriff die Laute Charles, küßte sie, drückte sie an ihr Herz, und das Lied entquoll ihr:

Es ruht in mir ein stiller Gram
  Aus lang entschwund'nen Tagen,
Den mir nicht Zeit, nicht Schicksal nahm,
  Ich trag' ihn sonder Klagen.
Ich trag ihn lang, ich trag' ihn tief,
  In meinem wunden Herzen;
Wenn er zuweilen leise schlief,
  So schliefen meine Schmerzen.

Doch wenn er wiederum erwacht,
  Erwachet auch der Kummer;
Da wird es wieder um mich Nacht,
  Nach kurz durchträumtem Schlummer.
Der Traum war kurz, doch was mich quält,
  Muß ich wohl ewig tragen;
Ich hab's noch aller Welt verhehlt,
  Und will's auch Niemand klagen.

Es zieht mich an, es stößt mich ab —
  Darf ich das Liebe nennen? —
Bald seh' ich ihr geschlossnes Grab,
  Bald fühl' ich sie noch brennen.
Voll Lieb' und Lust, voll Gram und Schmerz,
  Die meinen Himmel trüben,
Vergeht mein armes, wundes Herz,
  In Leiden und in Lieben.

Wirf die Laute weg, und laß jetzt den Gesang, Jeanne, jetzt ist nicht die Zeit des Spiels! unterbrach des Vaters Stimme ihre wehmüthigen Töne, und zerriß auf einmal das Schmerzensbild, das vor ihrer Seele stand. — Der Feind rückt an, nicht Amiens, nicht St. Quentin gilt es, Beauvais ist sein Ziel! Bei Corbie ging er plötzlich und unerwartet über die Somme, und nahm Nesle mit Sturm; noch steigen die Flammen der brennenden Stadt, Rache fordernd, zum Himmel auf; Roye, das Balagny

schändlicher Weise, ohne Gegenwehr, verließ, und sich mit Einigen vom Heerbanne hierher flüchtete, fiel in seine Hände. Von ihm erfuhren wir das Vordringen des Feindes, und ich möchte verzweifeln, daß wir, von aller Hülfe abgeschnitten, ohne Besatzung sind. Deshalb hab' ich beschlossen, daß Du noch in dieser Nacht aufbrechen und zu meiner Schwester nach Nantes reisen sollst, dort trennt Dich die Seine vom Feind.

Vater! nahm jetzt Jeanne das Wort: Fliehen soll ich, wenn der Feind vor unsre Stadt rückt? Glaubt Ihr denn, Muth sei allein das Erbtheil des Mannes? — Auch in des Weibes Brust glüht er, auch mich entflammt er zur Rettung der Vaterstadt, wie es jenes Heldenmädchen von Dom Remy zur Rettung des Vaterlandes entflammte. Ich will mich statt Eurer auf den Wall stellen — unsere Wohnung liegt ja am äußersten Ende der Stadt, liegt am Flusse, dort hat es nicht so bald Gefahr. Bleibt daheim! Ihr habt keinen Sohn, der an Eurer Statt in die Reihen tritt, so sei es die Tochter. —

Der Alte schüttelte unmuthig sein greises Haupt. Die Spindel, so sprach er, ziemt der Hand einer ehrbaren Jungfrau, nicht das Schwert!

In der Zeit der Noth müßte der Säugling helfen, wenn er könnte, erwiderte sie, und ihr Auge flammte. Wozu gab mir die Natur diese hohe Gestalt, diese männliche Kraft, wozu legte sie den Muth in meine Brust, wenn ich jene nicht üben, diesen nicht versuchen sollte? —

Geh lieber in die Kirche! unterbrach sie der Vater, hörst Du nicht die Glocken rufen zum Gebet? Geh' dorthin und bitte in Demuth knieend Gott um Rettung Deiner Vaterstadt.

Ja, Vater, das will ich auch! — Aber ist das Gebet beendet, so muß ich durch die Straßen ziehen, die Entmuthigten anfeuern, die Erfahrenen antreiben, das Nöthige zur Vertheidigung anzuordnen, und Weib und Jungfrau, Greis und Kind auffordern, nach Kräften mit zu schaffen, mitzuwirken und zu helfen. Wenn unsre Herzen nur muthig schlagen, wenn unser Vertrauen, wenn Gott uns nicht verläßt, dann spott' ich der Macht Burgunds, und wir vertheidigen unsern Heerd, bis die Rettung naht. — Vater, rief sie plötzlich aus. Denkt, wenn Charles vor diesen Mauern stände, und Jeanne Fourquet, die ihm so oft sagte, daß sie mit Freuden für ihr Vaterland in den Tod gehe, säße daheim und betete, und stände nicht auf der Mauer ihm gegenüber? Wie würde der Stolze triumphiren, daß das Wort mir so leicht, die That so schwer geworden sei. — Doch die Glocken rufen, fort, in Demuth mich vor Gott zu beugen, dann mit Muth, Beharrlichkeit und Vertrauen an's Werk!

Sie eilte nach der Kirche, wo sie Alt und Jung versammelt fand, und ein ehrwürdiger Priester mit Worten der Weihe die andächtigen Zuhörer aufforderte, Vertrauen auf Gott, Vertrauen auf ihren Muth zu setzen, und mit kräftiger Faust und kluger Besonnenheit die Stadt gegen den Feind zu schützen. Die Rede des jungen Mannes ergriff die Versammlung, die

niederkniete, ihr inbrünstiges Gebet zu Gott erhob, und gestärkt in Muth und Vertrauen, heimwärts ging, ihr Haus zu ordnen, und sich zu berathen, was zu thun sei. Jeanne aber kniete vor dem frommen Priester nieder, beugte ihr Haupt, und bat um seinen Segen. Als er seine Rechte auf die Stirn legte, und den Segen sprach, durchzuckte sie ein heiliger Schauer, sie küßte in Demuth die segnende Hand. Nun, auf den Beistand des Himmels fest vertrauend, verließ sie die Kirche und ging kecken Schrittes durch die Straßen, forderte, wo sie Weib oder Mädchen traf, diese auf, Lebensmittel, Stärkung und heilende Salben auf Morgen bereit zu halten, auch Oel und ungelöschten Kalk, um, wenn der Feind stürme, den Männern Erquickung reichen, die Verwundeten verbinden, die Stürmenden mit siedendem Oele und rauchendem Kalk empfangen zu können. Sie selbst ging dann nach Hause und suchte sich in der Waffenkammer des Vaters eine leichte Pickelhaube und ein kurzes Schwert aus, das sie auf ihrem Kämmerchen in die Truhe verbarg. Da fand sie die Laute Charles, die er in der Laube gelassen hatte, auf ihrem Tischchen liegen. Sie ergriff sie, betrachtete sie noch einmal mit wehmüthigem Blick, — Du bist nun für mich für immer verstummt, rief sie mehr wehmüthig als zornig, Du Zeuge meiner Liebe — vergehe, wie sie? Dies sagend, riß sie so heftig in die Saiten, daß sie sprangen und in einen wehmüthigen Klageton verhallten, dann zertrümmerte sie die sonst ihr so Werthe, und übergab das Pfand der Liebe, das rosige Band, dem Winde, der es in die Fluthen der Therains trug.

Tief seufzte sie auf, als sie es von den Wellen getragen, dahin schwimmen sah. — Vorüber! rief sie dann plötzlich freudevoll auf, vorüber ihr Tage der Liebe! Ihr seid hin, sie ist hin und nun ist mir wohl, die Brust athmet wieder frei, das Herz schlägt wieder laut, aber, beim allmächtigen Gott, nicht mehr für ihn! — Mit diesem Augenblick war der Zwiespalt ihres Herzens gelöst, ihre Liebe erstorben.

Die Morgensonne weckte ganz Beauvais, die Bevölkerung wogte auf den Straßen; ängstliche Ahnung, Furcht und Hoffen sprach sich auf jedem Gesichte aus, Jeder blickte erwartungsvoll nach der Straße von Breteuil. Schon um die fünfte Stunde sah man die ausgeschickten Kundschafter heransprengen; sie meldeten, daß bei dem Holze von Gurt, wo, diesseits Breteuil, das Lager der Feinde während der Nacht gestanden, schon in der Dämmerung die Trompeten zum Aufbruch geblasen hätten, und die Vorhut des Feindes ihnen auf den Fersen folge. Schnell versammelten sich nun zur Berathung die Aeltesten der Stadt, und wählten den Herrn von Balagny, als den einzigen anwesenden Kriegsmann, zum Befehlshaber, obgleich die Bürgerschaft, seines in Noye gezeigten Benehmens wegen wenig Vertrauen auf ihn setzte.

Jeder Bürger ergriff nun die Waffen; auch Messire Fourquet trat, mit Helm und Panzer gerüstet, aus seinem Hause und überraschte Jeanne nicht wenig, die eben mit ihren Mägden beschäftigt war, Steine auf den Wall zu tragen. Der alte Thibaud, gleichfalls bewaffnet, folgte seinem Herrn.

Jeanne erschrack Anfangs, als sie den Vater, fast unter der Last seiner Rüstung erliegend, dem Walle zuschreiten sah, doch bald erglänzte Freude in ihrem Auge, sie eilte zu ihm, umschlang ihn, schloß ihn von tiefer Rührung ergriffen, in ihre Arme. Vater! rief sie aus, ich bange für Euch, aber ich bin stolz Euch noch einmal, und eben jetzt, so vor mir zu sehen; Gott möge Euch beschützen, Gott und St. Georg! — Werdet Ihr aber auch das Schwert noch führen können? fragte sie bewegt. Ist Euer Arm nicht zu schwach geworden?

Wenn auch mein Arm nichts mehr vermag, erwiderte der alte Kriegsheld mit Jugendfeuer, so mag mein Beispiel die Kräftigen stärken, die Schwachen ermuthigen! — Meinen Helm will ich abnehmen in dem Augenblicke der Noth, und wenn die Entmuthigten wanken, so soll mein weißes, im Winde flatterndes Haar ihnen dann das Zeichen sein, um das sie sich sammeln werden. Hier muß Alles helfen, rathen und handeln, Jung und Alt! —

Weib und Jungfrau! fiel ihm Jeanne feurig in die Rede.

I nun! wie Du es meinst, sagte der Alte zufrieden lächelnd, da er die Körbe mit schweren Steinen gefüllt sah, welche die rüstigen Mägde nach dem Thore von Bresle trugen, so mag es gehen. Schafft Lebensmittel, Pfeile, Bolzen und Steine herbei, verbindet die Verwundeten, und so erfüllt Ihr Eure Pflicht, nur nicht mit dem Schwert in der Hand! —

Er drückte der Tochter noch einmal kräftig die Hand, und ging dem bischöflichen Pallaste zu, während Jeanne sich nach dem Thore von Bresle wendete, doch nachdem sie ihre Steinkörbe dort ausgeschüttet, begab sie sich nach dem Thore von Limaçon, wo sie ihren Vater zu finden hoffte.

Beauvais liegt tief, mehr auf sumpfigen als trocknem Boden, weshalb Thürme und Mauern der Stadt wohl das feindliche Geschütz, nicht aber das Miniren zu fürchten hatten. Auf ihrer Südseite umfließt sie der Therain, ein kleiner, nicht sehr bedeutender Fluß, über welchen eine Brücke dicht am Thore zur Straße nach Paris führt. Auf der nördlichen Seite hatte die Stadt in damaliger Zeit zwei Vorstädte, deren Eingang durch Thürme vertheidigt wurde. Die Stadt selbst war mit hohem Wall, tiefen Gräben und mehreren Thürmen umgeben, und zwei Hauptthore, das Thor von Limaçon und das von Bresle, führten zu ihr. Einige Feldschlangen waren zur Vertheidigung aufgefahren, sonst fehlte es aber gänzlich an Geschütz, denn Niemand hatte geglaubt, daß der Herzog, Amiens und St. Quintin im Rücken lassend, auf der geraden Straße nach Paris gegen Beauvais vorrücken würde.

Auf ihren Mauern standen nun, in banger Erwartung, die Einwohner der Stadt, jedoch waren sie nicht müssig; Maurer besserten in Eile die schadhaften Stellen der Brustwehr aus, Jeder ordnete und probte seine Armbrust und legte die Bolzen zurecht, die ärmern Bürger zogen die schlaff gewordenen Sehnen ihrer Bogen an, und steckten eine bedeutende Menge Pfeile in die Köcher; nur zwei Constabler, die einzigen, welche sich in der Stadt befanden, übten indessen junge rüstige Leute bei den vier Feldschlangen, welche über den beiden Thoren aufgepflanzt waren, in möglicher Eile ein, damit sie ihnen, bei der Bedienung der Stücke, helfen könnten. Weiber trugen Holz herbei, um, im Fall der Noth, es anzuzünden, und das in Krügen bereit stehende Oel zu sieden, und Mann und Weib große Steine und Balken herzu, sie auf die Stürmenden herab zu schleudern. So erwarteten sie, mehr unter stillem Gebet, als unter Jauchzen, die Ankunft des Feindes.

In der siebenten Morgenstunde sahen sie ihn heran rücken. Herrlich, ihnen aber schmerzlich, glänzten im Sonnenlichte die stählernen Rüstungen der vorangehenden Schwerbewaffneten, hell flimmerten die eisernen Spitzen der Lanzen der deutschen Lanzknechte, blitzte das Eisen der Hellebarden der Wallonen. Langsam zogen sie heran, ein furchtbares Heer, wie es Burgund noch nie unter seinen Fahnen versammelt hatte. Jetzt breitete es sich über die ganze Ebene, und für die Stadt ein Unglück verkündender Trauerzug, rollte das schwere Geschütz heran. Die ganze Stadt wie mit eisernem Band umziehend, schloß es das Heer von Morgen, Abend und Mitternacht ein, und jetzt aus der Mitte des Kriegsvolks kam, in prachtvoller Kleidung, das dunkelrothe Kreuz von Burgund auf dem weißsammetnen Wappenrocke, ein Herold auf schnaubendem Rosse langsam, unter schmetterndem Trompetenschall gegen die Stadt heran geritten, Beauvais zur schleunigen Uebergabe aufzufordern. Da erhob sich das wilde Geschrei auf der Mauer: Zurück, zurück! Beauvais will nichts von Uebergabe hören, es bleibt seinem Könige treu! — Und als hierauf der Herold den weißen Stab zerbrach, und ihn gegen die Stadt, zum Zeichen ihres Verderbens, schleuderte, donnerte eine Bombarde das Zeichen zum Angriff, mit wildem Geschrei warfen sich nun die Burgunder auf die Thürme, welche die Vorstädte deckten, und trotz der tapfern Gegenwehr, trotz eines Ausfalls, den Balagny selbst führte, wurden sie erobert, und der Feind drang unter dem wilden Siegesruf: All' gewonnen, All' gewonnen! in die Vorstädte.

Aber nicht lange dauerte ihr thörigter Wahn, die Stadt erobert zu haben, denn bald stießen sie auf den tiefen, die Stadt umgebenden Graben, der ihren geträumten Siegeslauf plötzlich aufhielt. Pfeile und Bolzen, auch hier und da ein Schuß aus einer Hakenbüchse, streckten viele Burgunder zu Boden, die sich endlich in die Häuser zurückzogen, bis Faschinen beigebracht wurden, den Graben zu füllen.

An dem Thore Limaçon steht in der Vorstadt dicht am Graben die

Kirche St. Hypolyte. Zu ihr bahnte sich der Feind einen Weg, indem er von Haus zu Haus durchbrach, und von den Gebäuden gedeckt, bald bis zur Kirche gelangte. Sie wurde besetzt und von hier aus Thor und Mauer beschossen; doch fügte er denen in der Stadt nur wenig Schaden zu, die von ihren Brustwehren gedeckt, Bolzen und Pfeile auf die weniger geschützten Burgunder durch die Schießscharten abschossen und manchen tödteten und verwundeten. Jetzt aber brach plötzlich der Feind aus den Häusern hervor, während das Geschütz ein furchtbares Feuer auf die Stadt eröffnete, und mit Wurfgeschütz mächtige Steinkugeln, selbst gegossene eiserne Kugeln, in die geängstigte Stadt warf. Aber all' dies entmuthigte die Bürger nicht, die Burgunder verloren viele Menschen, ehe sie die Logen der Thorhüter an der aufgezogenen Zugbrücke gewannen, den Schlagbaum niederhieben und sich hier festsetzten.

Jetzt begannen sie auch den Graben zu füllen, doch hatten sie zu wenig Faschinen, und somit konnte der Uebergang nur schmal sein. Dahin nun ließ der alte Paul Fourquet, der auf diesem Posten den Befehl übernommen hatte, da Balagny, beim Ausfall am Schenkel verwundet, eben verbunden wurde, alle Vertheidigungsmittel schaffen, und als die Burgunder zwei Leitern ansetzten und die Mauer zu ersteigen versuchten, war die nicht von ihrem Vater gewichene Jeanne die erste, die einen großen Stein herabrollte, der auch so glücklich traf, daß die Leitern wie die Stürmenden zerschmettert im Graben lagen. Nun suchten die Belagerten die trockenen Faschinen in Brand zu stecken, und es gelang.

Herr! sagte während der kurzen Ruhe, die jetzt eintrat, Paul Fourquet zu Balagny, welchem eben das Eisen des Pfeiles aus seiner Wunde gezogen war, ich sehe nicht, daß der Feind Anstalt trifft, über den Fluß zu setzen; thut er dies nicht und läßt uns das Thor von Paris offen, so ist die Stadt gerettet, denn selbst ein paar ernstliche Stürme schlagen wir mit Gott ab, und unterdessen kommt Succurs. Geht er aber über den Fluß, setzte er leise, daß es keiner der Umstehenden hören konnte, hinzu, und schneidet uns so alle Hülfe ab, so können wir nicht drei Tage widerstehen, und dann wäre es am Besten, die Stadt unter vortheilhaften Bedingungen zu übergeben.

Ich überlasse dem Herzog nicht zum zweiten Male eine Stadt, erwiderte Balagny, Roye im Gedächtniß; ich will Beauvais vertheidigen, so lange ich athme, Messire Fourquet! — Ich habe nach einem Tragsessel geschickt, kann ich nicht gehen, so laß ich mich dahin tragen, wo der Feind stürmt.

Bei dem Thore von Bresle dringt der Feind mit Gewalt an, ich soll es Euch mit der Bitte melden, was Ihr entbehren könnt, dorthin zu senden, rief ein Mädchen athemlos dem Herrn von Balagny zu. Bei dieser Nachricht ergriff Jeanne eine Lanze, eilte die Mauer hinab, und, das Thor zu erreichen, quer durch die Stadt; und wie sie mit fliegendem

Haar, die Lanze in der Hand, über den Marktplatz eilt, sprengt ein Gewappneter, von sechs Bogenschützen gefolgt, heran, springt mit den Seinen vom Pferd. Wo ist Gefahr? ruft er den Umstehenden zu, Jeanne zeigt nach dem Thore von Bresle, und die Gewappneten überlassen Pferde und Gepäck den dastehenden Frauen, und eilen nach der ihnen bezeichneten Gegend. Kommt, Ihr Herren, ich führe Euch! ruft ihnen Jeanne zu, und wie sie sich nach ihnen wendet, erkennt sie in dem Gewappneten Robert Vielleboug, der mit dem freudigem Ausruf: Willkommen, edles Fräulein, willkommen in der Stunde der Gefahr! sie begrüßt.

Ihr hier, Herr Robert? das erfreut mich! rief ihm Jeanne, aber immer forteilend, zu. Nun, kommt nur, folgt mir! — Hört Ihr den Donner des Geschützes, hört Ihr das wilde Geschrei der Stürmenden? Heute gilt es Ruhm und Ehre, heute gilt es den schönsten Preis.

O könnte ich den erringen! murmelte er leise vor sich hin, und eilte dem Kampfplatze zu.

Jetzt nahten sie dem Thore von Bresle, wo das Gefecht am schrecklichsten tobte. Auch hier waren die Burgunder bis an die Zugbrücke gedrungen, da sie hier aber nicht, wie an dem Thore von Limaçon, durch die Häuser der Vorstadt geschützt, und den Bolzen und Pfeilen mehr ausgesetzt waren, verloren sie viel Volk und mußten sich zurückziehen. Da ließ der Herzog dem Thore gegenüber zwei Bombarden auffahren, und diese trafen so gut, daß sie an zwei Stellen das Thor und Fallgatter zerschmetterten, und die Zugbrücke niederschossen. Nun drangen die Burgunder vor, setzten sich in die Loge der Thorwärter fest, und rückten gegen das halbzerschossene Thor an. Hier stellte sich Robert mit den Seinen entgegen, und ein ungleicher Kampf begann. Schon wichen die Bürger, die seinen Rücken decken sollten, da ertönte plötzlich ein frommer Gesang, und die Entmuthigten sahen in feierlicher Prozession die Reliquien der heiligen Angadresme, der Schutzpatronin ihrer Vaterstadt, sich nahen, und der Muth ward ihnen gestählt. Die heiligen Reste zu schützen, kämpften sie von Neuem, Robert an ihrer Spitze, mit Löwenmuth, wo sie jedoch zuletzt gewiß der Menge unterlegen wären, wenn nicht ein glücklicher Einfall Jeanne's die Stadt für diesen Augenblick noch rettete. Sie hatte Holz, Stroh und brennbare Stoffe herbeitragen lassen, es hinter Robert und den Kämpfenden in der Mitte des Thores aufgehäuft, und als diese vom langen Kampfe ermattet, sich endlich zurückziehen mußten, flammte ein furchtbares Feuer in dem hohen Gewölbe empor, verzehrte die nah' stehenden Flügel, und durch das Loch des Fallgatters und von Innen immer durch herabgeworfenes und herbeigetragenes Holz und Pech unterhalten, bildete es für die hinter denselben Stehenden eine sichere und undurchdringliche Brustwehr.

Aber die Burgunder ließen hier nicht nach vorzudringen; sie versuchten den Graben zu füllen, das Feuer zu löschen, doch bald drängte das

immer wachsende, stärker unterhaltene Feuer sie aus dem Gewölbe des Thores zurück. Von oben herab rollten Steine, Balken und gelöschter Kalk auf sie nieder, so daß sie, für den Augenblick wenigstens, sich außer Schußweite von dem Graben zurückzogen, jedoch konnte man von den Thürmen deutlich bemerken, daß sie sich zu einem neuen Angriff rüsteten.

Bei dem Thore von Limaçon hatte indessen der Angriff von Neuem und wüthender als vorher begonnen, man hörte das Geschütz donnern und die Nachricht kam, daß der Feind dort hart dränge. Da bat Jeanne Robert, die Vertheidigung des brennenden Thores auch jetzt noch zu übernehmen, und ja das schützende Feuer zu unterhalten, und eilte, ihres Vaters gedenkend, nach der andern Seite der Stadt. Hier fand sie alles in Furcht und Schrecken; die Weiber flohen, sie ermuthigte sie, hob mit Manneskraft einen großen Stein von der Erde auf: Mir nach, Ihr Frauen, rief sie, vertheidigt muthig die Stadt und Eure Ehre! — Tragt Steine und Waffen hinauf, Gott ist mit uns! Als sie aber die Mauer hinaufstieg und sah, daß auch die Männer sich flüchteten, und hier Alles in großer Verwirrung war, erfaßte sie Verzweiflung. Memmen! rief sie den Fliehenden entgegen, und riß dem einen die Streitaxt aus der Hand. Memmen, nehmt ein Beispiel an dem schwachen Weibe! und ohne zu beachten, ob man ihr folge, eilte sie nach der Stelle hin, welche die Flüchtigen verlassen hatten. Da sah sie einen Gewappneten, die Fahne von Burgund in der Hand, sich über die Brustwehr schwingen; schnell, wie der Adler auf seine Beute, stürzte sie mit geschwungener Axt hinzu, und indem er unter Siegesruf die Fahne fest in die Erde stieß, drang sie auf ihn ein, spaltete ihm den Helm, entriß dem Sinkenden die Fahne, stürzte einen Andern, der eben sich auf die Mauer schwingen wollte, hinab, ergriff einen großen Stein und rollte ihn auf die Stürmenden. Während dem hatten Männer und Weiber sich um sie versammelt, stellten sich muthig wieder an die Mauer, rollten Balken und Steine und gossen siedendes Oel hinab, und schlugen so die Stürmenden zurück. Da erst, nachdem die größte Gefahr vorüber war, gedachte Jeanne ihres Vaters, sie fragte nach ihm und erfuhr, daß er am Thore von Limaçon, welches der Feind gleichfalls angreife, kämpfend stehe. Doch, als sie eben zu ihm hineilen wollte, fiel ihr Auge auf den Verwundeten, der noch Zeichen des Lebens gab. Sie bog sich theilnehmend zu ihm nieder, schnallte den Helm von seinem blutigen Haupte und — Charles Rocheville lag, das brechende Auge auf sie gerichtet, vor ihr.

Vergeltung, furchtbare Vergeltung! stammelte er und schloß das Auge wieder.

Zitternd, kaum ihrer mächtig, kniete Jeanne, die Fahne in der Hand, neben ihm, sah starr auf den Verwundeten, der jetzt die Augen wieder aufschlug, tief seufzte und sie dann wieder schloß. Da trat Meister Martin,

der Wundarzt, herzu, der sich zufällig hier befand. Das ist ja ein Burgunder, sprach er, lasset ihn liegen, ich wollte, ich sähe sie alle so vor mir!

Herr! bat leise das Mädchen, helft ihm um meinetwillen!

Ja, Jeanne Fourquet, um Euretwillen wollte ich dem Teufel seinen Pferdefuß verbinden, sagte er freundlich, Euch danken wir ja unsere Rettung! — Er setzte sich nun auf einen Stein, Jeanne, unverwandt den Blick auf das bleiche Antlitz des Ohnmächtigen gerichtet, half dessen Haupt auf des Wundarztes Schoos legen, der nun die Wunde zu untersuchen begann, während Jeanne Charles das Blut von dem Gesichte wischte.

Das muß ein tüchtiger Hieb gewesen sein, das ist ja eine furchtbare Wunde, wie weit klafft sie auf, und durch Helm und Schädel! brummte der alte Meister vor sich hin. — Aber wart Ihr es nicht, Jeanne Fourquet, welche den Hieb führte? Ist das nicht der Fahnenträger, der so keck die burgundische Fahne auf unsere Mauer pflanzen wollte? fragte er das erbleichte Mädchen — Mein Gott! — Ist das nicht Charles Rocheville — Euer —

Er ist's! fiel sie dem Redseligen in's Wort — Verbindet ihn nur, lieber Herr!

Der Wundarzt suchte das Nöthige herbei, und bald war der Verband aufgelegt. — Fürchtet nicht für ihn, der starke Blutverlust hat ihn nur geschwächt, sagte er, Jeanne trösten wollend, und hielt ihm stärkenden Balsam vor. — Da zuckte der Verwundete, schlug die Augen auf, sah starr über die noch neben ihm Knieende hinweg, und murmelte, das Haupt wegwendend, Messire Fourquet!

Bringt den Tragsessel her, bat der Alte einen der Umstehenden: Habt Erbarmen mit dem Unglücklichen und schafft ihn nach meiner Wohnung; auch den verlornen Sohn nahm der Vater wieder in sein Haus auf. — Du aber, Jeanne, raunte er dieser zu, die an seine Brust sich lehnte, erbarme Dich! — Gott hat Dich, wie ich vernahm, zu seinem rächenden Engel erkoren, übe Barmherzigkeit, aber gedenke der bedrängten Stadt, nicht seiner mehr! — Und als sie ihn auf die Sänfte legten, und Jeanne einen mitleidigen Blick auf ihn warf, wendete er das matte Auge trotzig von ihr ab.

Es scheint, der Feind gönnt uns einen Augenblick Ruhe — Benutze ihn, Jeanne, benutzet ihn, ihr Frauen — Ziehet hin in die Kirche der frommen Brüder der Dominikaner, bringet dort am Altar die eroberte Fahne dem Herrn zum Opfer, und während wir uns von Neuem rüsten, betet um Erbarmen für die bedrängte Stadt.

Und die Weiber und Jungfrauen schaarten sich um das Heldenmädchen, das mit der flatternden Fahne in der Hand, unter Glockengeläute, von Karthaunendonner begleitet, nicht stolz, nein demüthig und tief betrübt, dem Zuge voranschritt. Innig war an den Stufen des Altars ihr Gebet, aber nicht freudig. Der Schmerz, daß sie das Werkzeug in der Hand des

Schicksals gewesen sei, erschütterte sie tief; es war nicht erwachte Liebe, die sie durchschauerte, es war ein grausiger Gedanke, der ihr sagte: Diese Hand streckte den nieder, dem sie zum innigen Bunde so lange schon verheißen war. — Sie war tief betrübt, und fühlte sich sehr unglücklich.

Als sie, ohne ihr Haus betreten zu haben, nach dem Thore von Bresle zurückkehrte, fand sie auch ihren Vater hier, der sich Robert beigesellt hatte, da Balagny durch seine Wunde nicht gehindert wurde, am andern Ende der Stadt den Befehl selbst zu führen. Robert hatte von dem Vater die That Jeannen's erfahren, welche, von Munde zu Munde weiter getragen, bald Jedermann bekannt war. Die Jungfrau wurde auch deshalb mit lautem Freuderuf empfangen, und man trug sie fast im Triumph nach dem immer noch brennenden Thore, doch dieser Triumph verletzte sie mehr, als daß er sie freute, denn er riß immer noch mehr die Wunde ihres Herzens auf, sie war still, dankte bescheiden, und schien die Freude der Menge nicht zu theilen. Jedem war dies ernste stille Betragen ein Räthsel, denn noch wußte man nicht allgemein, daß der von ihrer Hand Verwundete Charles Rocheville sei; Manche hielten es für Stolz, Manche für zu weit getriebene Bescheidenheit, nur Robert verstand sie. Der Jungfrau von Beauvais wünsch' ich Glück zu der herrlichen That, sagte er, als er sich nahte, halb leise zu ihr, Jeannen Fourquet aber kann ich es nicht, die hat der Schlag der tödtenden Axt selbst getroffen. Ich fühle dies mit Euch, und der unglückliche ehrgeizige Jüngling dauert mich, sein Zustand muß furchtbar sein.

Er muß furchtbar sein! wiederholte sie, und in diesem Augenblicke fühlte sie das tiefste Mitleid für Charles, die höchste Achtung für Robert, der in sie drang, zur Pflege des Verwundeten nach dem Vaterhause zu gehen. Aber Jeanne sprach ein bestimmtes Nein! — So lange der Feind noch sturmgerüstet uns gegenüber steht, so lange weich' ich nicht von hier. Dame Claude, die der Nähe des Kampfplatzes wegen, ihr Haus verlassen, und indessen zu uns gezogen ist, wird schon einstweilen für ihn sorgen. Aber sie wußte wohl, indem sie dieses sprach, daß die Muhme Charles, dem sie nicht wohl wollte, eine schlechte Pflegerin sein würde.

Der Feind hatte indessen noch mehr Geschütz herbeigeführt und beschoß jetzt aus Mörsern, Kanonen und Feldschlangen die Stadt, besonders gegen das Thor von Bresle war sein stärkstes Feuer gerichtet. Aber die Bürger waren unermüdet; sie rissen, um sich Holz zu verschaffen, die nahe stehenden Häuser ein, und unaufhörlich loderten die Flammen hell in dem dunkeln Thorgewölbe auf. Als der Abend nahte, hatten die Burgunder nichts gewonnen, nur die Vorstädte vor dem Thore von Limaçon waren in ihrer Gewalt, wo sie sich hauptsächlich in der Kirche St. Hypolite festgesetzt hatten, und von hier aus das Thor und den bischöflichen Pallast heftig beschossen.

Plötzlich vernahm man in der Stadt, zwischen dem Donner der Ka-

nonen, Trompetenschall. Freudig jauchzten die Bürger, denn er kam von der Straße von Paris; es waren 200 Lanzen, die von Noyon der bedrängten Stadt zur Hülfe herbeigeeilt waren. La Roche Tesson und Fontenailles, der Lieutenant des Herrn du Beuil, zwei erfahrne Kriegsleute, führten sie an, und schon lange waren sie mit Sehnsucht in Beauvais erwartet worden, denn Robert, der ihnen vorausgeeilt war, hatte die Bürger von ihrer Ankunft benachrichtigt. Jetzt zweifelte Niemand mehr an der Rettung der Stadt, denn in damaliger Zeit führte jede Lanze, das heißt, jeder von Fuß bis zum Kopf Bewaffnete, noch sechs leichter Bewaffnete mit sich, so daß an 1400 wohlgerüstete Männer in die Stadt einrückten. Ohne sich auszuruhen, eilten sie sogleich an die Thore und auf die Mauer, und ihr Anblick nahm nun den Burgundern ganz die Hoffnung, die Stadt durch Sturm zu nehmen. Sie zogen sich außer Schußweite von dem Graben zurück, warfen eine Brustwehr auf und lagerten sich hinter dieser und in den Vorstädten. Bis es dunkel wurde, donnerte jedoch noch immer das Geschütz.

Auch die Bürger benützten die Zeit der Ruhe, um während der Nacht große eiserne Ketten vor das verbrannte Thor zu ziehen und es, so gut es sich in der Eile thun ließ, zu verrammeln. Steine wurden auf die Mauer getragen, um den Sturm der Burgunder, den sie morgen erwarten mußten, abschlagen zu können, Alles blieb unter den Waffen, nur die Greise und Frauen, auch ein Theil des am Abend eingerückten Kriegsvolks, gingen um Mitternacht heim.

Robert Viellebourg hatte auf Fourquet's Einladung sein Quartier bei ihm genommen und ging mit ihm um Mitternacht nach Hause, wo sie Dame Claude, ein treffliches Mahl zu ihrer Stärkung auftragend, beschäftigt fanden. Doch Jeanne trieb es nach dem Krankenlager des Verwundeten, sie schlich zu ihm und fand ihn entschlummert. Der Gespiele ihrer Jugend, der Mann ihrer Liebe, lag bleich und entstellt, mit verbundenem Haupte, entschlafen vor ihr. Sein Schlummer konnte jedoch nicht erquickend sein, denn seine bleichen Lippen zuckten bisweilen, und der Schmerz verzog oft seinen Mund. Ob er wohl träumt, von mir träumt, dachte sie, ob ihn wohl auch im Traume die Wunde schmerzt, die ich ihm schlug? — O es war hart, sehr hart, daß ich das Werkzeug sein mußte! So dachte sie, goß Oel auf das matt brennende Lämpchen, ordnete noch Mancherlei, und schlich dann wieder fort zu den Andern. Aber so aufgeregt, war es ihr unmöglich, sich zu stärken, sein Bild, sein blutendes Bild, stand immer vor ihrer Seele, und kaum nippte sie von dem Weine, den ihr der Vater bot.

Als sie bald aufstanden, um sich zur Ruhe zu legen, winkte ihr der Vater, ihm zu folgen. Ich erkenne Dich nicht mehr, Jeanne! sagte er fast zürnend, ich glaubte, Du wärest fester, beharrlicher in Deinen Entschlüssen, Du wärest kein schwankendes, von der Liebe hin und her getrie-

benes Rohr; aber ich sehe, Du vergißt Vater, Vaterland, die Noth der Stadt, selbst Deinen Ruhm, über Charles Wunde.

Wenn ich sie nur nicht geschlagen hätte! seufzte Jeanne.

Sieh' darin den Fingerzeig Gottes! Der Treulose riß sich von Dir los, nicht Dein Bitten, nicht mein Ermahnen, der ich doch sein zweiter Vater war, konnten ihn festhalten. Der Ehrgeiz trieb ihn ins feindliche Lager, und seine Liebe hielt ihn nicht bei seiner Pflicht zurück. — Ist das Liebe? — Ist der Mann wohl mehr Mitleid werth, als jeder andere Verwundete? — Weniger! — rief der Alte zornig. Jeder Burgunder blutet für seinen angestammten Herrn. — Dieser — Doch laß uns schweigen! — Pfleg' ihn, das befiehlt die Menschlichkeit, aber reiß' Dein Herz von ihm los — Die Retterin von Beauvais kann nie das Weib eines Mannes werden, der, die Fahne von Burgund in der Hand, seine Vaterstadt erstürmte! — Jeanne erwiderte hierauf nichts. Sie war gleicher Meinung mit ihrem Vater, doch hatte sein Anblick von Neuem einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und der Gedanke, daß ihre Streitaxt ihn tödtlich verwundet habe, rief das Mitleid in ihre Brust zurück, und wie leicht schleicht sich mit diesem die Liebe wieder ein. Aber Jeanne war fest entschlossen, alle Bande zu trennen — Sie waren ja schon, wenn auch schmerzvoll zerrissen, und Charles blieb für ihr Herz gestorben.

Am frühen Morgen rief der Donner des Geschützes Bürger und Kriegsvolk auf die Mauern und an die Thore, auch Jeanne, ohne Charles gesehen zu haben, eilte nach dem Kampfplatze. Während der Nacht hatten die Burgunder noch mehr Geschütz gegen die Thore aufgefahren, so daß an dreißig Feuerschlünde die Stadt beschossen, die diesem gewaltigen Feuer nur ihre vier Feldschlangen entgegen setzen konnte. Heute beschoß der Feind auch das kleine Thor des Hôtel Dieu, das zwischen den beiden andern lag, und bald fiel dort die Zugbrücke nieder, das Thor ward zertrümmert; aber, dies voraussehend, hatten es die Bürger von Innen verschüttet, so daß hier einzudringen, dem Feinde unmöglich war. Sie erneuerten daher den Angriff auf das immer noch brennende Thor von Bresle, dessen Vertheidigung die königlichen Ordonnanzcompagnien übernommen hatten; aber auch hier, wie bei dem Thore von Limaçon scheiterte die Anstrengung der Feinde, die Bürger und ihre Frauen wetteiferten mit dem Kriegsvolke und jeder Angriff ward glücklich abgeschlagen.

Der Herzog von Burgund, wüthend über die tapfere Gegenwehr der Bürger, ließ nun sein schweres Geschütz zur Zerstörung der Stadt herbeischaffen und sie förmlich belagern; aber auch von der andern Seite sandten die Pariser Hülfe. Acht schwere Geschütze, mit der nöthigen Bedienung, hundert Haken- und 300 Armbrustschützen, und eine Menge Munitions- und Proviantwägen zog in die belagerte Stadt. Von Magny, Chaumont und Creil kamen Bewaffnete, und hauptsächlich Maurer nach Beauvais, und die ganze Umgegend schickte Lebensmittel. Der Fehler, den der Herzog

begangen, nicht mit einem Theil seines Heeres über den Fluß zu setzen und so die Straße von Paris zu versperren, rettete die Stadt, die er wohl nun zerstören, aber nicht mehr erobern konnte.

Am Mittag rückte auch noch der Marechal Rouault, ein alter kriegserfahrner Heerführer, mit hundert Lanzen ein, und übernahm nun den Befehl. Jetzt war die Besatzung mit der aus den kleinern Städten herbeigeeilten Mannschaft, doch ohne die Bürger, an 3000 Streiter stark, sechs Karthaunen und zwei Bombarden waren schon aufgefahren. Paris hatte noch mehreres Geschütz versprochen, auch von Rouen und Amiens erwartete man stündlich noch Verstärkung, und so athmeten die braven Bürger von Beauvais wieder freier und Hoffnung belebte sie von Neuem. Aber das furchtbare Feuer der Burgunder richtete eine schreckliche Zerstörung in der Stadt an, auch in der Mauer zwischen dem Thore von Bresle und an dem Hôtel Dieu war Bresche geschossen, ein Thurm stürzte in der Mittagsstunde ein, und verschüttete den Graben, und die Burgunder machten Miene zu stürmen, aber unterließen es doch an diesem Tage.

Der Marechal hatte die Bürger am Nachmittag nach Hause geschickt, und den Frauen, Kindern und Greisen gerathen, sich in diejenigen Häuser der Stadt zurück zu ziehen, die an dem Flusse lagen, doch forderte er sie auf, sich nicht ganz theilnahmlos in dem Augenblicke der Gefahr zu bezeigen, herbei zu eilen, und wie bisher thätig zu sein.

So blieb nun Jeanne stundenlang an Charles Krankenlager sitzen und ihn warten. Sie that es mit vieler Vorsorge, blieb aber ruhig und leidenschaftslos. Welcher Fremde den Verwundeten und seine Pflegerin gesehen, der hätte ohnmöglich ahnen können, daß die Liebe von der frühesten Kindheit an Beide so fest verbunden hätte, denn auch Charles war stumm, selten sprach er einen leisen, kurzen Dank aus, und dies Kalte, Herzlose seines Benehmens befestigte Jeanne noch mehr in ihrem Vorsatze, jedes Gefühl von Liebe in ihrem Herzen zu unterdrücken, viel weniger es ihm zu zeigen. Charles Stolz war noch mehr verwundet, als sein Schädel. Er hatte es sich von dem Herzoge als eine Gnade erbeten, mit seinen Wallonen der Erste beim Sturme zu sein. Sein Ehrgeiz trieb ihn dazu, aber auch noch ein edlerer Beweggrund. Er fürchtete im Greuel einer mit Sturm eroberten Stadt für Jeanne, er kannte die Gefahr, die sie alsdann treffen konnte, und Ehrgeiz und Liebe zugleich jagten ihn seiner finstern Bestimmung entgegen. Daß er von eines Weibes Hand, von ihrer Hand niedergeworfen war, demüthigte zu sehr seinen Stolz, daß er in den Händen der Bürger von Beauvais sich befand, war ihm fürchterlich, konnte er doch nun sein unvermeidliches finsteres Geschick voraussehen. So am Ende seiner kurzen Laufbahn, erwacht aus allen schönen Träumen der Jugend, nichts dem Leben abgewonnen, als einen schmachvollen Tod, mußte sich seine stolze Seele tief niedergeschmettert, sich höchst unglücklich fühlen. Und

nun noch sie, mit diesem kalten, kaum mitleidigen Blick, als Pflegerin, ihm den kühlenden Trank reichend, das Kissen rücken zu sehen, und hierbei kein Wort der Theilnahme von ihr zu hören, kein Zeichen des Schmerzes, keine Thräne zu sehen, denn die sie weinte, weinte sie im Stillen, o das mußte furchtbar für ihn sein, zumal wenn der Gedanke ihn quälte, sein Nebenbuhler kämpfte an ihrer Seite, würde von ihr bewundert, — geliebt. Es gehörte wahrlich ein fester, unbeugsamer Sinn dazu, dies ohne Murren zu ertragen; aber, da er Alles verloren zu haben glaubte, da er wähnte, nichts mehr sei für ihn auf dieser Welt zu gewinnen; da wollte er wenigstens dem Schicksal trotzen, und sich nicht unter der über ihm geschwungenen Geißel beugen. Deshalb blieb er stumm, deshalb sein finstrer Blick.

Seine Wunde war nicht tödtlich, aber schmerzhaft, darum glaubte auch Fourquet, der ihm wahrhaft zürnte, mit seinem Besuche zögern zu können. Endlich aber hatte ihn doch das Mitleid, wenn auch nur auf einen Augenblick, zu ihm geführt, wo der alte Mann ihn schonungslos mit Vorwürfen überhäufte, Charles aber kein Wort zu seiner Vertheidigung gesprochen hatte. Robert hingegen war noch nicht zu ihm gegangen, denn er fürchtete, Rocheville möchte seine Theilnahme übel deuten, was dieser auch gewiß gethan haben würde.

Jeanne war, sobald sie das Krankenlager verlassen, ihre Pickelhaube auf dem Kopf, ihr Schwert zur Seite, nach dem Thore von Bresle geeilt und hatte sich dort unter die Kämpfenden gemischt; ein Gefühl, ein Wunsch, der wohl nicht klar vor ihr stand, den Tod im Kampfe zu finden, durchbebte sie. Zwiespalt zerriß ihr Herz. — Sie wollte vergessen, und fühlte doch, daß sie es nicht könne, sie wollte Robert Viellebourg mit gleichgültigen Augen, wollte ihn höchstens als einen achtungswerthen Mann betrachten, und die Bescheidenheit des Mannes, sein Heldenmuth, der sich so edel, so anspruchlos zeigte, mehr aber noch seine stille Bewerbung um sie, die sich mit keinem Worte, und doch so innig aussprach, erweckten neben hoher Achtung noch ein Gefühl in ihr, dem sich hinzugeben, sie in diesem Augenblicke für Sünde gehalten hätte. Sie suchte, diesen Zwiespalt zu lösen, den Tod. — Aber Kugeln, Pfeile und Bolzen der Burgunder flogen an ihr vorüber, und sie konnte nur eine ruhige Zuschauerin von Roberts Muthe sein, den sie bewundern mußte, wenn er unter ihren Augen das Herrlichste vollbrachte.

Der Herzog von Burgund hatte Nachricht von der Hülfe erhalten, welche man noch heute in der Stadt von Amiens und Rouen her, erwartete, denn plötzlich brachen die Burgunder aus den Vorstädten und hinter den Brustwehren hervor, drangen unter wildem Geschrei mit ihren Sturmleitern gegen Graben und Mauer, und besonders gegen die zwischen dem Thore von Bresle und dem Hôtel Dieu geöffnete Bresche vor. Hier stand La Roche Tesson mit seiner Compagnie, ihm gegenüber die deutschen

Lanzknechte, die, gleich Stieren, ihre Eisenhäupter vorwärts beugend, mit ihren langen Spießen über den ausgefüllten Graben vorwärts drangen; aber die Geharnischten, welche die Bresche deckten, hielten festen Stand, mit vorgehaltenen Schilden, das Schwert in der Hand — die kurzen Lanzen hatten sie zurück gelassen — fingen sie den ersten Stoß der Andringenden auf, brachen in ihre Glieder ein, hieben nieder, was ihr Schlachtschwert erreichen konnte, und warfen sie zurück. Doch die Deutschen drangen, von Neuem verstärkt, heran, diesmal von Haken- und Armbrustschützen gedeckt, deren Kugeln und Bolzen manchen Geharnischten zu Boden streckten, Manchen, der vom Wall herab in die dichten Haufen der Deutschen seinen Pfeil und Bolzen sandte, niederwarf. Unaufhaltsam rückten die Lanzknechte mit ihren langen Spießen vor, die Gensd'armen mußten nach tapfrer Gegenwehr weichen, als von dem brennenden Thore her Fontenailles mit du Beuils Compagnie heranrückte, die Deutschen in in die Flanke nahm, und jetzt ein furchtbarer Kampf begann. Die Lanzknechte wichen, weit hinaus über den Graben verfolgt, bis des Herzogs Leibwacht zu ihrer Unterstützung herbei eilte und 4 Feldschlangen ganze Reihen der Franzosen niederrissen, und da die hinter den Hecken versteckten Hakenschützen ihnen auch viel Schaden zufügten, mußten die Tapfern endlich den Rückzug antreten, doch gelang es ihnen, ihre Todten und Verwundeten mit sich zu nehmen.

Als sie wieder durch die Bresche in die Stadt gerückt waren, und hier von dem alten Marschall Ronault, der zu ihrer Unterstützung herbeigeeilt war, empfangen wurden, sah dieser eine Jungfrau unter ihnen, die eine Pickelhaube auf dem Kopf, ein kurzes Schwert in der Hand, mitten unter dem Kriegsvolke zog, und einen Verwundeten leitete. Wer ist das Mädchen? fragte der Marschall. Was mischt sie sich in die Reihen der Krieger? — Hier ist nicht Dein Platz! rief er ihr barsch zu, geh' zu den anderen Deines Geschlechts, die Speise und Trank, Bolzen und Pfeilbündel herzutragen.

Herr Marschall! nahm Fontenailles das Wort, die Dame ist Jeanne Fourquet, das Mädchen von Beauvais, die, als noch kein Kriegsmann der bedrängten Stadt zu Hülfe gekommen war, und die sonst so muthigen Bürger, bei dem Anrücken so vieler Tausende zum Sturm, einen Augenblick den Muth verloren hatten und von der Mauer flohen, allein auf den Burgunder eindrang, ihm die Fahne, die er dort bei jenem Thurme schon aufgepflanzt hatte, entriß, ihn niederhieb, und durch diese That den Muth der Bürger wieder anfeuerte und so die Stadt rettete. Sie darf wohl Helm und Schwert tragen, und wir fühlen uns geehrt, sie in unsern Reihen zu sehen.

Bist Du die zweite Jeanne, auf die Frankreich stolz ist? begann jetzt der alte Kriegsmann. Dann sei mir gegrüßt, wackeres Mädchen! und könnte ich meine Kniee vor etwas Anderem beugen als meinem Gott und

König, so würde ich es vor Dir, Jeanne Fourquet! — So darf ich es nicht. — Aber Ihr Kriegsgefährten, wandte er sich zu diesen, laßt den Freuderuf Frankreichs erschallen, ruft Noel! Noel! und Ihr, Trompeter, schmettert zur Ehre der Heldin von Beauvais!"

Unter tobendem Jauchzen der Menge, die Noel! Noel! riefen, und unter Trompetenschall nahte sich der alte Marschall Jeannen, sie väterlich zu umarmen, sie aber neigte sich vor dem ehrwürdigen Greis. Erlaubt, Herr, bat sie, diesen Verwundeten nach Hause geleiten zu dürfen, der Arm ist ihm zerschmettert. — So geh' mit Gott, Barmherzige! erwiderte der Alte, ihre Stirn küssend, die Reihen öffneten sich, und Jeanne schritt mit Robert Viellebourg, dem eine Kugel den Arm zerschmettert hatte, durch das jubelnde Kriegsvolk.

Bald waren sie in ihrer Wohnung angekommen, wo Jeanne sogleich nach dem Meister Martin schickte, und ihn inständigst bitten ließ, recht bald einen Verwundten zu verbinden, hierher zu kommen; aber Meister Martin ließ sagen, er habe im Hôtel Dieu so zu thun, daß er nicht so bald kommen könne, und so mußte denn Jeanne mit ihrer Muhme, die ihr vor Weinen kaum eine kleine Handreichung leisten konnte, die Wunde untersuchen. Ich kann hier wenig thun, nur das Blut will ich zu stillen versuchen, sagte jetzt Jeanne, nur mit Mühe ihre Thränen zurückhaltend, die Kugel hat den Knochen zerschmettert, da muß der Wundarzt helfen! — Sie that nun Alles, was sie nur wußte, das Blut zu stillen, denn in damaliger Zeit waren die Frauen in der Heilkunde nicht ganz unerfahren; da aber Meister Martin immer noch nicht kam, so eilte sie selbst nach dem Hôtel Dieu, ihn zum Kommen zu bewegen.

Warum nehmt Ihr denn so viel Theil an dem Verwundeten? fragte, sie zweideutig anblickend, der Meister, nachdem sie ihn dringend um Eile gebeten und von der Wunde unterrichtet hatte. Steht er Euch vielleicht noch näher, als Charles Rocheville?

Nein, Herr! erwiderte sie treuherzig: Nein! aber ich bin ihm sehr verpflichtet. Als ich mit der Schaar, die Fontainelles anführt, mich in die Reihe der Feinde stürzte —

Daran thatet Ihr Unrecht, Jeanne! unterbrach sie Meister Martin.

Da stürmt' ich mit hinaus, verfolgte mit den Geharnischten den Feind, und als ich in dem dicken Pulverdampfe der auf uns losdonnernden Karthaunen staunend sah, wie doch der schwache Mensch den Donner Gottes nachbilden könne, riß mich Jemand bei Seite. Jeanne! rief eine mirwohlbekannte Stimme: seht Ihr nicht dort im Busch den Hakenschützen? — Tretet hinter mir! — Er schob mich bei Seite, und kaum hatte er dies gethan, so ward Herrn Robert Viellebourg der Arm zerschmettert.

Ist das nicht der Nämliche, der zuerst der Stadt zu Hülfe kam?

Dieser ist es, Meister!

Nun dann muß ich wohl eilen! rief er, packte zusammen und folgte Jeannen, die so rasch voranschritt, daß der Alte kaum folgen konnte.

Ehe er die Wunde untersuchte, mußten sich die Frauen entfernen. Er schüttelte, als er das Tuch abgenommen, bedenklich den Kopf — Seid auf alles gefaßt, Herr Robert, sagte er dann, der Knochen ist zerschmettert, es könnte Euch wohl den Arm kosten!

Wenn auch das Leben — ich füge mich in den Willen Gottes! erwiderte Robert gefaßt. Habe ich doch für sie geblutet, und so will ich auch gern für sie sterben! murmelte er leise vor sich hin.

Meister Martin verband die Wunde. Morgen wird es sich entscheiden! sagte er dann und ging hinüber zu Rocheville.

Diesen fand er im fieberhaften Zustande. Der Kanonendonner, der Ruf: Sie stürmen wieder! Kommt nach den Thoren! den er von der Straße aus hörte, hatte ihn aufgeregt und die Hoffnung in ihm erweckt, die Burgunder könnten die Stadt erobern und somit ihn vom schmählichen Tode retten, denn den sah er vor sich, kannte er doch des Königs eiserne Strenge. Aber der Siegesruf, der gleich darauf durch die Straßen erscholl, zeigte ihm bald, daß ihn die Hoffnung getäuscht habe, und dies Alles versetzte ihn in den aufgeregten Zustand, in welchem der Wundarzt ihn fand.

Euer Puls geht stark, Euer Auge brennt, Rocheville! sagte der alte, bedächtige Mann kopfschüttelnd. Soll Eure Wunde bald heilen, so muß Geist und Gemüth ruhiger werden, sonst hilft meine Kunst nichts.

Und wozu könnte sie auch helfen? sagte Charles unmuthig.

Nun, Euch wieder herzustellen, junger Mann! erwiderte Meister Martin fast ärgerlich. Ist das nicht genug, wenn ich Euch wieder in den Zustand versetze, daß Ihr als ein tüchtiger Kriegsmann die Welt durchziehen könnt?

Ja wohl! — als ein Verbannter die Welt durchziehen! — Das ist das glücklichste Loos, das mir noch werden kann. Meister! rief er mit Heftigkeit, richtete sich dabei von seinem Lager auf, und starrte den Alten mit funkelnden Augen an. Sagt mir nur, Meister Martin, was flickt Ihr eigentlich an meinem Schädel? Glaubt Ihr denn, Meister Tristan l'Hermite, des Königs Gewaltiger, könne den gespaltenen nicht eben so gut vom Rumpfe trennen, wie den geflickten? Oder meint Ihr, die Krähen würden auf Monfaucon ihr Nest in den offenen Schädel bauen? Ihr thätet besser, Ihr gäbt Euch keine Mühe um den doch Verlorenen. —

Wäre dem so, wie Ihr sagt, junger Herr, erwiderte der Wundarzt empfindlich, so hättet Ihr Niemanden deshalb anzuklagen, als Euch selbst. Euer nicht übler Kopf stand, so viel ich mich erinnere, sonst ziemlich fest und gerade auf seinem herkulischen Rumpf, und manche Dirne sah ihn gern an, und hätte ihn gern an ihre Brust gedrückt; daß es nicht mehr so gut um ihn steht, — wer kann dafür? — Aber flicken muß ich daran, so

lange es geht, und wär' es auch nur, um Euch Zeit zur Buße zu lassen, denn mir scheint, Ihr seid noch nirgends auf dem Wege der Besserung. Da hab' ich da drüben einen Verwundeten, dem die Kugel eines Hakenschützen von des Herzogs Leibwacht den Arm zerschmettert, der hat ein ruhiges Gemüth, vertraut auf seinen Gott, denn er weiß, der Schuß traf ihn, als er für die Sache seines angestammten Herrn und für sein Vaterland focht; dies Bewußtsein gibt ihm Muth, wenn er auch den Arm verlieren müßte, sein Unglück standhaft zu ertragen.

Wer ist der fromme Mann? fragte Charles.

Ihr kennt ihn sehr gut! Seine Lanze warf Euch vom Roß, im Schwertkampf bliebt Ihr Sieger. —

Um von einem Weibe überwunden zu werden, sprach Charles ärgerlich vor sich hin und verfiel in Nachdenken. Aber plötzlich rief er freudig aus: Also auch verwundet, auch er, statt auf dem Kampfplatze, an das Krankenlager gekettet. —

Er liegt ganz in Eurer Nähe, von der Hand der edlen Jeanne gepflegt, fiel ihm der Wundarzt, wohl etwas tückisch, in die Rede. Aber er verdient es auch, daß sie ihn pflegt, denn wißt, er warf sich zwischen den Feind und das Mädchen, und so traf die Kugel ihn, indem er Jeanne rettete. — O, sie wird es ihm gewiß tausendfältig lohnen. —

Ihm lohnen? — rief Rocheville heftig — Ja, ja! Das wird sie. — Ihr werdet seinen verlornen Arm für sie einbalsamiren müssen, damit sie ihn als Reliquie verehren kann. —

Schweigt, sagte der Wundarzt zürnend, und haltet Euch ruhig, wenn ich Eure Wunde verbinden soll

Was bedarf es auch noch eines Verbandes, erwiderte Charles, könnt Ihr die Wunde meines Herzens heilen? — Dort sitzt der Pfeil tiefer, als die Streitaxt in meinem Schädel!

Zu dieser Wunde habe ich keinen Balsam für Euch, sagte der Alte trocken. Ueberdies wartet noch manche Wunde auf mich, die ich noch heute verbinden muß — deshalb — Er ging an's Werk. Charles duldete ruhig, daß der Meister ihm den Verband abnahm, der mit bedenklichem Blicke die Wunde untersuchte. Haltet Ihr Euch nicht ruhiger, junger Mann, sagte er, als er sie wieder verbunden hatte, so steh' ich für nichts! und gleich darauf verließ er ihn. Das ist ein harter Kopf, ein verstockter Sünder, sagte er zu dem, ihm begegnenden Fonrquet, an dem würde Beauvais wenig verlieren, wenn ich ihn seinem Schicksal überließe.

Die von Amiens und Rouen erwarteten Kriegsvölker rückten auch an diesem Tage mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele ein, und wurden von den Bürgern an offenen Tafeln festlich bewirthet; es waren über 400 Lanzen. Der Adel der Normandie, der von Isle de France und

Sendis, und 1000 Gewaffnete, welche aus der Besatzung von Amiens gezogen waren, rückten der belagerten Stadt zu Hülfe; auch kamen aus der Normandie eine Menge Lebensmittel, und die Stadt Paris sandte wieder 4 Karthaunen, die in der Gegend des bischöflichen Palastes aufgefahren wurden. Am nützlichsten aber waren die von Paris und Rouen gesendeten Maurer, die zur Ausbesserung der niedergeschossenen Mauer, und zur Aufführung einer neuen, hinter der Bresche, gebraucht wurden.

Da jetzt die Besatzung, außer der Bürgerschaft, fast aus 8000 Mann bestand, so wies der Marschall Rouault, dem der König das Commando übertragen hatte, Jedem seinen Posten an. Als er aber hierbei den zwei Ordonnanz-Compagnieen, die nun schon seit mehrern Tagen das immer noch flammende Thor vertheidigt hatten, den Befehl gab, in die Stadt zu rücken, und sich von ihrer langen Anstrengung auszuruhen, baten sie den Marschall, ihnen diesen Posten zu lassen, den sie in der Zeit der Gefahr so glücklich vertheidigt hätten, was ihnen auch der alte Kriegsmann gern gewährte. Der Feind versuchte den übrigen Theil des Tages keinen Sturm wieder, sondern begnügte sich, Mauern und Thürme zu beschießen.

Jeanne beschäftigte sich an diesem Tage nur allein mit der Pflege der Verwundeten, und war nicht wieder an das Thor von Bresle gekommen, wo sie sich sonst immer während eines Angriffs befand. Die Ordonnanz-Compagnie de Beuils war stolz darauf, daß das Heldenmädchen immer bei ihnen sich aufhielt, und ahnete nicht, daß es blos Einem von ihnen gegolten habe. Dieser Vorzug, für den sie es hielten, war auch wohl mit der Grund, warum sie die Vertheidigung dieses wichtigen Postens keinem Andern überlassen wollten.

Jeanne war sich heute in ihrer Einsamkeit ein Räthsel. Roberts Unglück schmerzte sie tief, besonders da er für sie blutete, und doch begleitete sie die Hoffnung, so erregte es ein angenehmes Gefühl in ihrer Brust, daß er sich für sie habe opfern können. Die für diesen Mann schon so lang gefühlte Achtung war, ihr unbewußt, doch endlich zur stillen Neigung geworden, die sie für innige Freundschaft hielt und Charles liebloses Benehmen, denn noch war kein herzliches Wort gegen sie über seine Lippen gekommen, hatte wohl auch dazu beigetragen, daß sie, ohne schweren Kampf, einer Neigung entsagen konnte, die er selbst unterdrückt hatte.

Heute, als sie bei Robert war, und ihm für seine großmüthige Aufopferung dankte, und der edle Mann es allein dem Zufalle zuschrieb, jeden Dank ablehnte und unter den unsäglichsten Schmerzen ihr offen gestand, daß er diese nicht zu theuer erkauft habe, da ein herzlicher Blick von ihr ihn reichlich dafür entschädige; da zog sich zum erstenmale der Schleier von ihrem Herzen, und der Blick, den sie hinein that, zeigte ihr nur zu deutlich, daß ihm dort ein Plätzchen geworden sei. Auf ihr Kämmerchen zurückgekehrt, dachte sie nun ernst über sich nach, prüfte sich streng, wog ihre Empfindungen für Beide genau ab, und dabei sank Roberts Schale

bedeutend, und Charles blieb ihr nur noch der Freund ihrer Jugend, der jede innigere Neigung muthwillig verscherzt habe. Sie beschloß, ihn von jetzt an nur noch als einen Fremden zu betrachten, der ihr Mitleid erregte, den zu pflegen es Pflicht sei; mit diesem festen Entschluß fühlte sie sich nun beruhigt.

Doch mußte sie noch heute eine harte Prüfung bestehen. Seit der Wundarzt Charles verlassen, hatte diesen der Gedanke: Jeanne muß nun Robert ihr Herz schenken! rastlos gepeinigt, aber ihm auch gezeigt, das er nur die eigene Schuld büße Der Gedanke, das Mädchen für immer verlieren zu sollen, führte ihm ihr Bild so lieblich zurück, er rief sich die vergangenen Tage so lebhaft wieder in's Gedächtniß; jedes Wort, das sie gesprochen, selbst der sanfte, melodische Ton ihrer Stimme, ihre hohe schöne Gestalt, ihr sprechendes Auge, Alles trat in diesem Augenblicke so lebhaft vor ihn, daß er ihren Verlust tief und schmerzlich fühlte. Da trat sie selbst, freundlicher als je, zu ihm, denn sie bangte nicht mehr für ihr Herz, sie hatte ja mit sich, mit ihm abgeschlossen, und der burgundische Kriegsmann war nicht mehr ihr Verlobter, sie nur noch seine Wärterin. Aber eben diese unbefangene Freundlichkeit wurde von dem Unglücklichen ganz anders gedeutet, und weckte die schlummernde Hoffnung in ihm. Jeanne! rief er ihr entgegen, und streckte den Arm nach ihr. Was ich so eben wachend geträumt, was ich mir so treu und mit so lieben Farben ausmalte, tritt, in der Wirklichkeit verschönt, vor mich. Ja, ich will es gestehen; ich glaubte, mit dem Blute, das aus meiner Wunde floß, sei auch meine Liebe zu Euch dahin, ich hielt meinen gespaltenen Schädel für eine unübersteigliche Kluft zwischen uns, und jetzt fühl' ich mein Herz lauter, heißer als je, Euch entgegen schlagen!

Charles! nahm Jeanne das Wort, und leicht wurde es ihr nicht, die Worte zu sagen — Charles! Arras und selbst Eure Wunde trennen uns für immer. — Ihr wißt, was ich gelobte, als Ihr Euch von dem Vaterlande und mir losreißen konntet, und da ahnete ich wahrlich nicht, daß Ihr, der Erste, die burgundische Fahne auf den Mauern Eurer Vaterstadt aufpflanzen würdet. Sie ist die Kluft, die uns für immer trennt, trennen muß, wenn auch das gekränkte, verlassene Herz des liebenden Mädchens noch für Euch schlüge.

Also, Ihr liebt mich noch, Jeanne, Euer Herz schlägt noch für mich? rief er, sich emporrichtend.

Nein, Charles! ich würde Euch täuschen, spräch' ich anders. Mein Herz strebt nur noch, Euch vergessen zu können, erwiderte sie bestimmt. Da blickte er so traurig, so wehmuthsvoll auf sie, eine Thräne drang aus seinem brennenden Auge, so daß Jeanne sich gestehen mußte, er habe sein Recht auf ihr Herz doch noch nicht so ganz verloren. Sie bedurfte Zeit, um sich zu fassen.

Charles! begann sie endlich. Nennt mich nicht hart, daß ich so offen-

und unumwunden Euch Lebewohl sage, besser Ihr erfahrt Wahrheit aus meinem Munde, als daß ich Euch täuschte. —

Ihr liebt einen Andern, liebt Robert Viellebourg! — unterbrach er sie mit Heftigkeit.

Freund meiner Jugend! erwiderte sie, und ihr seelenvolles Auge blickte wahrhaft theilnehmend auf den Armen, der die heftige Bewegung, die ihn ergriff, vergebens zu bekämpfen suchte. Wenn ich auch mein Herz einem Andern geweiht hätte, was könnte Euch das jetzt noch quälen? Mißtrauen im Herzen, zoget ihr zum Zweikampf und verließet mich. Kann Liebe stark sein, welche, dem Ehrgeiz folgend, Liebe verläßt? Kann sie stark sein, wenn Pflicht, Vaterland, selbst die wahre Ehre des Mannes bittend der Verlobten zur Seite stehen, und sie sie dennoch mit ihrem in Qual und Kummer verblutenden Herzen verlassen kann? — Täuschen wir uns nicht, Charles! Ich müßte Mitleid für Liebe halten, und wenn Ihr Euch von der Erinnerung verlockt, noch zu mir hingezogen fühltet, so würdet Ihr mich täuschen, denn wenn die Trompeten Burgunds riefen, sagtet Ihr der doppelt Gekränkten ein mitleidiges Ade! und jagtet der falschen Ehre nach. —

Jeanne! unterbrach sie der Verwundete, durch diese Worte empfindlich getroffen.

Ja, Charles, so würde es sein! fuhr sie ohne Bitterkeit fort: Wer einmal stolz den geöffneten Pforten seines Himmels vorüber ging, dem öffnen sie sich nicht wieder. Euch führt Euer Weg nicht mehr zu mir, er führt Euch weit weg.

Nicht weit weg, Jeanne! unterbrach er sie. Der Weg zum Blutgerüst ist kurz, die Wallfahrt schnell beendet.

Gerechter Gott! fuhr das Mädchen auf, diesen Gedanken hatte sie noch nicht erfaßt.

Ja! fuhr er fort, Ludwig XI. und seine Diener üben strenge Gerechtigkeit, und ich bin dem Schwerte durch Eure Streitaxt verfallen.

Jeanne stand sinnend und bebend da; der Gedanke, sie sei die Ursache, daß er auf dem Blutgerüste sterben müsse, durchschauerte sie fieberhaft. Charles! fuhr sie endlich auf, Ihr müßt fliehen — Ihr kennt die Wege, kennt die Stellen, wo der Therain zu durchwaten ist. Sobald es Eure Wunde erlaubt, säumt keinen Augenblick, fort von hier! — Kehrt ins feindliche Lager zurück, dort will ich Euch jetzt lieber wissen, als hier.

Eine leichte Röthe überflog bei diesen Worten seine Wangen, und ein schmerzliches Lächeln umzog seinen Mund. Bin ich Euch hier so lästig, daß Ihr mich von Euch treiben wollt? Ich verlange nicht Pflege mehr, nicht Wartung von Euch, Ihr habt dort drüben zu viel zu thun und zu pflegen, dorthin zieht Euch die Dankbarkeit, hierher führt Euch nur Mitleid, und wenn der Kanonendonner Euch ruft, so eilet Ihr ohne Streitaxt, die nur

für mich geschliffen war, auf die Mauer. Wo könnte Euch, für mich, noch Zeit bleiben?

Charles! erwiderte eben Jeanne, als ein furchtbarer Lärm auf der Straße, das Geschrei: Feuer! Feuer! sie an das Fenster rief, wo sie in der Gegend des bischöflichen Palastes hohe Rauchwolken aufsteigen, die hellen Flammen lodern sah. Sie eilte hinunter, eilte nach dem bischöflichen Palast, der nur von den Flammen erleuchtet, noch nicht von ihnen ergriffen, vor ihr lag. Es war die Kirche St. Hypolite, die hell brannte, dort krachte das Geschütz, dort stiegen die Flammen, den Palast bedrohend, wirbelnd gen Himmel auf.

Es war dem Marschall Rouault gelungen, diese von den Burgundern ganz verschanzte Kirche, von wo aus sie ein mörderisches Feuer auf das Thor von Limaçon richteten, in Brand zu stecken. Das Feuer nahm so schnell überhand, daß sich die bedeutende Besatzung, welche vergebens zu löschen versuchte, kaum retten konnte und das einstürzende Dach eine Menge zerschmetterte. Auch die, so sich flüchteten, wurden von dem Geschoß der Belagerten ereilt, und viele von ihnen fanden auf der Flucht ihren Tod. Der Marschall, die Bestürzung des Feindes benutzend, ordnete schnell einen Ausfall an, warf den Feind aus den Vorstädten, drang bis zu dem Geschütz vor, und ließ hier mehrere Stücke vernageln.

Auch Jeanne war, eine Lanze in der Hand, mit den Ausfallenden vorgedrungen, und kehrte auch heute unverwundet wieder zurück. Daß dies das letztemal sein solle, daß sie die Waffen in der Hand mit dem Kriegsvolke zöge, gelobte sie, als ihr frommes Gemüth sie an die Stufen des Altars führte, Gott für ihre Rettung zu danken. Wozu sollte sie auch jetzt noch den Tod suchen, da Beauvais keines Opfers mehr bedurfte? Mit diesem Vorsatz trat sie in ihre Wohnung ein, und hing Pickelhaube und Schwert wieder in die Rüstkammer auf, und fortan wollte sie nur für die Pflege der Verwundeten, nur für den Mann leben, der für sie geblutet hatte.

Als am andern Tage Meister Martin den Verband von Roberts Arm nahm, lächelte er zufrieden, nahm einige Splitter heraus und gab die tröstende Hoffnung, daß es keiner Amputation bedürfe. In damaliger Zeit stand die Wundarzneikunst noch auf so geringer Stufe, daß sich dennoch der Meister Martin leicht hätte irren können, aber seinem Worte vertraute Jeder. Aller Herzen wurden beruhigt, und Freude strahlte in Jeannens Auge, welche die Hand des alten Mannes küßte, der ihr scherzend sagte: Eure Wunde vermag ich nicht zu heilen, das übernehme ein Anderer!

Auch mit Charles ging es von Tage zu Tage besser, obgleich sein von Leidenschaft aufgeregtes Gemüth oft seiner Heilung im Wege stand. Jeanne glaubte nun, es noch einmal versuchen zu müssen, ihn zur Flucht zu bewegen, aber ein kaltes Nein! war seine kurze Antwort, und er verlangte am nemlichen Abende noch, nach seinem Hause gebracht zu werden.

Da ging Paul Fourquet zu ihm, und stellte ihm vor, daß er keinen Augenblick sicher sei, und er noch des Schutzes bedürfe, selbst die gegen ihn so aufgebrachten Bürger würden ihn dort vielleicht zur Rechenschaft ziehen, und nur unter dem Schutze seiner Tochter, deren Gefangener er sei, und die jetzt von Bürger= und Kriegsvolk so hoch geehrt werde, könne er ohne Sorge sein. Auch er gab ihm den Rath zu fliehen, da es noch Zeit sei, auf dem im nahen Flusse bereitstehenden Kahne könne er leicht außer dem Bereiche der Stadt und in das Lager der Burgunder kommen; aber Charles beharrte auch jetzt noch auf seinem Entschluß. Ich mag nicht fliehen! sagte er trotzig. Hier will ich mein Schicksal erwarten! Hier, wo es mir bereitet wurde. Es mochte ihn vielleicht auch der Gedanke zu dieser Beharrlichkeit bestimmen, daß Jeanne, um ihn vom Tode zu retten vielleicht noch einen andern Entschluß fassen könne.

Die Belagerung der Stadt hatte während dem ihren Fortgang; die Mauern waren fast alle niedergeschmettert, aber in der Nacht wurde von der Menge Arbeiter eine neue Mauer, hinter der eingestürzten, wieder aufgebaut. Die Besatzung, die von Tage zu Tage endlich bis zu einem Heere angewachsen war, ließ es den Herzog von Burgund nicht wagen, noch einmal zu stürmen, besonders da mit jedem Tage neues Geschütz und Munition in der Stadt ankam, und das Feuer der Belagerten seine Mannen schon aus ihrer Brustwehr am Graben, bis ins ferne Lager zurückgewiesen hatte. Nur die Vorstädte waren noch von dem Feinde besetzt, aber auch diese verließ er bald darauf und zündete sie an, doch wurde die Stadt immer noch heftig beschossen. Auch versuchte der Herzog noch andere Mittel, sich Beauvais zu bemächtigen. Mehrere von ihm bestochene, und als Landleute gekleidete Männer gingen mit Lebensmitteln in die Stadt welche sie nach dem bischöflichen Palast zum Verkauf trugen, dort hielten sie sich verborgen, und legten an mehreren Orten Feuer an, welches jedoch bald wieder gelöscht wurde, und den Belagerern keinen Nutzen brachte.

Da beschloß er, ehe er die Belagerung aufgebe, doch noch einen Versuch zu wagen, und gab den Tag darauf den Befehl, zwischen dem Thore von Bresle und dem des Hôtel Dieu noch einmal die Stadt zu stürmen. Sein ganzes Heer rückte aus, alles Geschütz donnerte zugleich auf die Stadt, und nun rückten die Burgunder, jeder eine Faschine vor sich hertragend, nach den durch die eingeäscherten Mauern schon halbausgefüllten Stadtgraben, warfen die Faschinen hinein, stürmten gegen die Bresche, und gelangten auch bis an den Fuß der zerstörten Mauer, wo sie unter Siegesgeschrei ihre Fahnen aufpflanzten. Aber hier war das Ziel ihrer Anstrengung! Bürger und Kriegsvolk ließen sich nicht durch die Zahl der Stürmenden entmuthigen, rückten in der Bresche ihnen muthig entgegen, erbeuteten die Fahnen und warfen die Eindringenden, nach langem Kampfe, endlich über den Graben zurück. Von allen Seiten ward der Sturm abgeschlagen.

Jeanne, ihrem Vorsatze treu, hatte, wie die übrigen Frauen, Steine herzugetragen, Wein den Durstigen zur Erquickung gereicht, sich aber nicht in die Reihen der Kämpfenden gestellt. Auch am andern Tage blieb sie daheim, und der stolze Gedanke, den sie wohl anfangs genährt hatte, als eine zweite Jungfrau von Orleans in der Geschichte Frankreichs zu glänzen, schien sie ganz verlassen zu haben. Sie war eine thätige Krankenpflegerin, widmete ihre Mußestunden, wie früher, dem Vater, der sich jetzt auch von dem Kampfplatze entfernt hielt, stand ihrem Hauswesen wieder, wie früher, vor, und hätte der Kanonendonner nicht gebrüllt, so hätte man in Herrn Fourquets Hause glauben können, der tiefste Friede herrsche in der Stadt.

Bald sollte er auch in die fast eingeäscherte Stadt wieder einkehren. Carl der Kühne, der dem im Lager anwesenden englischen Gesandten, als er mit ihm den Park des Geschützes besah, in seinem Uebermuthe gesagt hatte: Seht, das sind die Schlüssel zu allen Städten Frankreichs! war durch seinen Narren gedemüthigt worden, der unter dem Geschütz herumlief, und was zu suchen schien. Was suchst du so emsig, Hans? fragte der Herzog. Den Schlüssel zu Beauvais, Herr erwiderte dieser, und dieses Witzwort mochte Eindruck auf den Herzog gemacht haben, denn er befahl gleich darauf den Sturm, und da dieser abgeschlagen wurde, die Aufhebung der Belagerung, welche 26 Tage gedauert hatte. In einer stürmischen Nacht sahen die von Beauvais die Dörfer der ganzen nördlichen Umgegend in Flammen, am Morgen aber das Lager der Burgunder verlassen, und ihre Nachhut langsam sich nach Poix zurückziehen.

Glockengeläute verkündete den Einwohnern dies frohe Ereigniß, das für Charles ein dumpfes Grabgeläute war. Der Jubel in der Stadt war allgemein; wer sich jetzt begegnete, und waren es sonst die bittersten Feinde gewesen, umarmte sich jetzt, nur an die Rettung ihrer Vaterstadt denkend. Die Bewaffneten strömten nach dem Thore von Limaçon, das einzige, durch das man, von dieser Seite, aus der Stadt kommen konnte, aber der vorsichtige Rouault ließ es nicht eher öffnen, bis er das Nöthige angeordnet hatte, denn er fürchtete immer noch eine List des Burgunders, der ihn durch seinen Rückzug etwa locken wollte. Als aber seine Lanzen beritten, die Bürger gewappnet da standen, da öffnete sich das so lang verschlossene Thor, die Brücke wurde in der Eile wieder hergestellt, die Bürger zogen durch die Bresche in das feindliche Lager, und die Reiter über die Brücke hinaus, die Burgunder zu verfolgen. Doch da der Marschall die Nachhut der Feinde bei Marseille vortheilhaft aufgestellt fand, und er, der feindlichen Uebermacht wegen, jeden ernsten Kampf vermeiden mußte, ließ er den Herrn von Salezard mit 100 Lanzen zur Verfolgung des Feindes, und zog mit den Uebrigen wieder nach Beauvais.

Es war beschlossen, am andern Tage in feierlicher Procession zur Kirche zu wallen, um dort Gott für die Befreiung der Stadt zu danken. Ein Theil der Besatzung übernahm indessen allein die Bewachung der Stadt, und Alt und Jung, Weib und Jungfrau nahmen schön geschmückt, ihren Platz in dem feierlichen Zuge. Der schönste Platz ward Jeannen zu Theil, denn sie ging, die eroberte Fahne in der Hand, vor dem ehrwürdigen Bischof, dem seine zahlreiche Geistlichkeit folgte. Den Zug führten die Jungfrauen an, das Kriegsvolk schloß ihn.

Jeanne hätte keine Tochter Eva's sein müssen, wenn dieser unter Glockengeläute beginnende feierliche Triumphzug ihrem Stolz und ihrer Eitelkeit nicht wohlgethan hätte, aber der Gedanke an Rocheville unterdrückte bald dies Gefühl, und ihr Herz wandte sich demüthig zu Gott, der sie so Herrliches hatte vollbringen lassen, und ihr dabei eine so schwere Prüfung aufgelegt hatte. Sie schloß den Unglücklichen in ihr Gebet ein, ach und ahnete nicht, wie sehr er den Schutz des Himmels bedürfe, denn als sie, die Gefeierte, die Heldin des Tages, in Demuth wieder ihr Haus betrat, fand sie Charles nicht mehr. Bewaffnete hatten ihn, auf Befehl des Marschalls, gefangen genommen und nach dem bischöflichen Palast geführt.

Jeanne war außer sich, die traurige Zukunft des Unglücklichen stand vor ihrer Seele, und ohne die Rückkehr ihres Vaters abzuwarten, ohne Robert begrüßt zu haben, eilte sie zu dem Marschall.

Ich vermuthe, weshalb Ihr zu mir kommt, Jeanne Fourquet! sprach der freundliche alte Kriegsmann, als sie mit Hast auf ihn zutrat. Ihr wollt Euren Gefangenen von mir zurückfordern, aber ich kann Eure Bitte nicht gewähren. Was ich that, geschah auf Befehl des Königs, und der verlangt von mir, wie von dem niedrigsten seiner Diener, unbedingten Gehorsam. Wendet Euch daher an ihn! — Glücklicherweise hat er mir nicht Eile anbefohlen. Säumt daher keinen Augenblick, geht nach Chartres, wo sich der König jetzt aufhält, und ich verspreche Euch, daß bis zu Eurer Rückkehr ihm nichts Leides widerfahren soll. Mehr aber kann ich nicht!

Jeanne sah wohl ein, daß es außer des Marschalls Macht liege, dem Befehl des Königs zuwider zu handeln, sie bat nur noch, daß es ihr möge erlaubt sein, den Gefangenen vor ihrer beschlossenen Abreise noch zu sprechen, was auch der Marschall sogleich bewilligte, und einem seiner Offiziere den Auftrag gab, sie nach Rochevilles Gefängniß zu begleiten.

Sie fand ihn nicht, wie sie gefürchtet hatte, in tiefem unterirdischen Kerker, sie fand ihn in einem freundlichen, nur mit Thüren und eisernen Gittern wohl verwahrten Stübchen, in finsteres Sinnen versunken, auf einem Schemel sitzend. Als er sie erblickte, die, ohne Begleiter, bei ihm eingetreten war, traf sie sein wild flammendes Auge. Ihr habt mir ja seit kurzem schon so oft Lebewohl gesagt, Jeanne Fourquet, redete er sie unfreundlich an, daß es keiner Wiederholung bedurft hätte. Was zieht Euch noch nach dem Unglücklichen hin?

Mein angsterfülltes Herz, Charles! erwiderte sie tief bewegt. Ich klage mich an, Euch, wenn auch unschuldig, ins Verderben gestürzt zu haben, wenn ich auch nur ein blindes Werkzeug in der Hand der Vorsehung war.

Die Nemesis waret Ihr, rief er aufspringend, die, was sie mir mit ihrem Unkenton vorgeheult hatte, in Erfüllung bringen muß, die mich mit doppelter Geißel peitscht, deren Streitaxt den Schädel mir spaltete und bitterer als dieses, mir auch den Dolch ins thörigt liebende Herz stößt! — In Euch erblicke ich mein Schicksal! — Meine Jugend solltet Ihr mir beglücken, mein Leben mit Hoffnungen ausschmücken, so schön, daß sie schon allein meinen Frühling mir zum Paradiese schufen, da thut der ehrgeizige Jüngling einen einzigen Fehltritt, und Ihr stoßt ihn von Euch, verschließt ihm für ewig das Paradies, öffnet es einem Andern, schmettert mich nieder, und bahnt mir den Weg zum Schaffot.

Haltet ein, Charles! bat die Zermalmte.

Was wollt Ihr noch von mir? fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort. Wollt Ihr etwa den Ort kennen lernen, wo mir das Richtschwert den gespaltenen Kopf vom Rumpfe trennen wird, um über meinem verspritzten Blute dem neuen Verlobten die Hand zu reichen? — sprecht, was wollt Ihr in meinem Kerker?

Euch einen Strahl der Hoffnung zeigen, Charles! Ich gehe morgen nach Chartres zum Könige, erbitte mir zum Lohn für das, was Gott mich thun ließ, Eure Befreiung, und dann erst wird die namenlose Seelenangst mich verlassen, die mich jetzt so furchtbar erfaßt hat.

Das wolltet Ihr für mich thun, Jeanne, jetzt noch für mich thun?

Zweifelt Ihr daran, Charles? sagte sie wehmüthig. Ist es nicht meine Pflicht, soll ich sie nicht gern üben? — Ich kam her, um Euch Hoffnung zu bringen, und Euch von einem leidenschaftlichen Schritte abzuhalten. Wartet, ehe Ihr Euch selbst richten könntet, meine Rückkehr ab, erzürnt, durch eine voreilige That, den König des Himmels nicht, wie Ihr Euren König erzürnt habt. Gebt mir das feierliche Versprechen, daß Ihr meine Rückkehr mit Ruhe erwarten wollt!

Nach einigem Bedenken reichte er ihr seine Hand und sagte mit bewegter Stimme: Ich gelobe es Euch! — Aber auch von Euch verlange ich ein Gelübde! sagte er dann plötzlich und erschien Jeannen in diesem Augenblick ganz verändert. — Wißt, der Tod ist das Geringste, was mir, so nahe dem Ziele, furchtbar erscheint. — Furchtbarer als er ist mir der Gedanke, daß Ihr Robert Viellebourg Herz und Hand schenkt. Schwört mir, daß das nie geschehen soll, und ich gehe getrost meinem Schicksal entgegen, und vergebe Euch. —

Charles! erwiderte Jeanne, von dieser Forderung sonderbar, aber nicht wohlthuend ergriffen. So wenig wie das Loos meiner Zukunft noch geworfen ist, so wenig gebe ich Euch dies Versprechen, das nur Eure

Selbstsucht, nicht Eure Liebe von mir fordern konnte. — Ihr bietet mir dafür Vergebung? Habe ich Etwas an Euch verschuldet? War es nicht Zufall, der mich Euch entgegen führte? — Und glaubt Ihr, auch ich fühle mich glücklich? O, Ihr irrt! — Doch warum diese Worte? Fort nach Chartres, dort muß sich Euer Schicksal gestalten, nicht hier!

Und so ernst und kalt wollt Ihr mich verlassen? rief er, ihre Hand von Neuem ergreifend.

Rustet Ihr selbst nicht den Ernst in mir zurück? — Darum, lebt wohl! — Dies sei das letztemal, daß ich dieses herzlich gemeinte Wort zu Euch spreche. Sie gab nun das Zeichen, daß man das Gefängniß öffne, und trauriger gestimmt, als sie kam, ging sie nach ihrer Wohnung, theilte dem Vater ihren Entschluß mit, der ihn billigte und sie zu begleiten versprach. Auch Robert, den sie gleichfalls von ihrer Reise benachrichtigte, bewunderte ihren Edelmuth, und der andere Morgen fand sie schon auf dem Wege nach Chartres.

Am dritten Tage ihrer Reise sahen sie die Thürme der Stadt vor sich liegen, und Jeannens Herz klopfte laut, je deutlicher sie die hohe Kathedrale erkennen konnten. Je näher sie den Thoren von Chartres kamen, desto beklommener wurde ihre Brust. Sie hatte so viel von der strengen Gerechtigkeit des Königs gehört, daß ihr, je mehr sie sich der Entscheidung näherte, der Muth immer mehr schwand. Der Vater sprach ihr vergebens Trost zu, sie verzweifelte an Charles Rettung. Da sahen sie plötzlich, als sie um die Spitze eines Waldes bogen, welcher ihnen schon eine Weile den Anblick des nahen Chartres benommen hatte, mehrere Reiter und Bewaffnete zu Fuß auf sich zukommen. Wer sind die, so uns nahen? fragte Jeanne den Vater, dessen schwaches Auge jedoch die Gegenstände, in solcher Entfernung, nicht unterscheiden konnte.

Sage mir, was Du siehst, vielleicht kann ich Dir dann nähere Kunde geben, erwiderte er.

Voran ziehen Armbrustschützen, dann folgt auf kleinem braunen Roß ein hagerer Mann, in schlichter Kleidung, neben welchem, jedoch etwas zurück, ein geistlicher Herr auf stattlichem Maulthiere reitet, und dem einige Schwerbewaffnete folgen.

Das ist der König, raunte Fourquet der Tochter zu, gewiß ist es der König! Fasse Dich erst, und laß ihn ruhig vorüberziehen; so zugänglich er auch Jedem ist, dem er trauen zu können glaubt, so wenig liebt er, daß man ihn, auf offener Straße, durch Bitten belästige. Jeanne nickte dem Vater bejahend, statt aller Antwort zu, denn sie war Willens, seinen Rath zu befolgen, so sehr es sie auch, die Entscheidung herbei zu führen, zu des Königs Füßen trieb. Aber, als sie aus Ehrfurcht abgestiegen waren, die Diener ihre Rosse seitwärts geführt hatten, und der Zug jetzt nahte,

hielt des Vaters zitternde Hand sie nicht mehr zurück, sie riß sich los, und stürzte auf den König zu, doch ein barsches Zurück! welches einer der Armbrustschützen ihr in fremder Mundart zurief, hielt sie einen Augenblick in ihrem Vorschreiten auf, aber nur einen Augenblick, denn sie versuchte sich mit kräftiger Faust Bahn zu brechen, wurde aber von den Schotten umringt und festgenommen.

Seht, was da vorgeht, La Roche! befahl der König einem seiner Begleiter, dem Nemlichen, der die königliche Ordonnanzcompagnie in Beauvais befehligt hatte, und jetzt zum König geschickt war, ihm von dem Abzuge der Burgunder Bericht zu erstatten. Dieser erkannte sogleich Jeanne, und benachrichtigte den König, daß es das Mädchen von Beauvais sei, das wahrscheinlich bis zu ihm habe dringen wollen.

Nun, die eilt sehr, ihren Lohn zu holen! sagte Ludwig XI. Sagt, daß man sie ungehindert ziehen lasse, und bestellt sie vor dem Nachtessen, um die sechste Stunde nach dem bischöflichen Palaste, dort will ich sie sprechen, nicht hier.

La Roche sprengte hinzu, begrüßte Jeanne, richtete den Befehl des Königs aus, und als die Schotten, bis zu denen auch schon der Ruf des Heldenmädchens gedrungen war, erfuhren, wen sie auf so barsche Weise zurückgewiesen und festgehalten hatten, bezeugten sie ihr alle Hochachtung, und suchten sich zu entschuldigen. Auch der König, als er an ihr vorüber ritt, nickte ihr ziemlich freundlich zu, und seine ganze Begleitung grüßte höflich.

Jeanne stand noch wie aus einem Traume erwacht, sinnend neben ihrem Vater. Das ernste Gesicht des Königs flößt mir kein Vertrauen ein, sagte sie endlich, meine Hoffnung schwindet! — Doch die Sonne beginnt schon zu sinken, fort nach der Stadt! — Obgleich von der Hoffnung verlassen, schlug doch ihr Herz ruhiger als vorhin, und kaum daß die sechste Stunde nahete, als sie auch schon mit ihrem Vater in dem Vorzimmer des Königs stand, und all' ihren Muth gewonnen hatte.

Sie brauchte nicht lange zu warten, denn gleich nach ihrer Ankunft that sich die, von zwei Schotten bewachte Thüre auf, und Meister Olivier trat heraus, und winkte ihnen einzutreten.

König Ludwig stand, den Rücken an einen Pfeilertisch gelehnt, in seinem schlichten braunen Kleide, der Thüre gegenüber, hinter ihm seine Tochter, die Frau von Beaujeu, in der Fensterbrüstung aber der Bischof von Alby, der nemliche Prälat, der heute ihm zur Seite geritten war; auch im Innern des hochgewölbten, finstern Zimmers standen zwei Armbrustschützen, sonst war Niemand gegenwärtig.

Jeanne hatte mit ihrem Vater schon eine Weile an der Thüre gestanden, und den Befehl des Königs, sich zu nähern, erwartet, aber der König hatte bis jetzt geschwiegen, sie aber scharf in's Auge gefaßt; endlich fragte er: Wer ist der Mann, der Dich begleitet?

Mein Vater, Sire! erwiderte Jeanne, und sie war in diesem Augenblicke so frei von Furcht, wie sie jetzt frei von Hoffnung war.

Das ist Recht, der Vater muß seinem Kinde stets zur Seite bleiben, das verlangt die Sitte, sagte der König, ohne daß sein Gesicht Wohlwollen oder Unzufriedenheit ausgedrückt hätte. Tritt näher, Jeanne!

Das Mädchen trat auf den König zu, ein Blick des Bischofs von Alby jedoch sagte dem Vater, daß er in einiger Entfernung zurückbleiben solle.

Sieh, meine Tochter! wendete sich jetzt der König zu der Frau von Beaujeu, dies ist das Mädchen, welches Beauvais rettete, ehe noch irgend einer unserer Kriegsleute der Stadt zu Hülfe kommen konnte. Ihr und den wackern Bürgern verdanken wir die Erhaltung der Stadt.

Seid gegrüßt, Jeanne! sagte die Frau von Beaujeu zu der vor dem Könige noch Knieenden. Steh auf! befahl dieser.

Du bist schnell gekommen, Deinen Lohn zu holen, begann jetzt der König. Vertrautest Du so wenig meiner Einsicht und Huld?

Ich kam nicht, für mich Lohn zu holen, Sire, erwiderte Jeanne, die, obgleich ihr Selbstgefühl sich durch die Worte des Königs gekränkt fühlte, dennoch mit Demuth sprach: Was ich gethan, that Gott für mich.

Wohl gesprochen! — Aber warum stehst Du dann vor mir? Was trieb Dich, mich aufzusuchen? fragte der König.

Sire! Ich komme, die Huld, die Gnade meines Königs, doch nicht für mich, anzusprechen.

Und für wen?

Für einen Unglücklichen, Sire!

O der Unglücklichen sind Millionen in meinem Reiche! Fern von mir leben sie in Lust und Freuden und Ueberfluß, doch in meiner Nähe nennt sich ein Jeder einen Unglücklichen, damit er meine Huld in Anspruch nehmen kann.

Hört mich gnädig an, mein König! bat jetzt Jeanne, da sie die Stirne des Monarchen sich umdüstern sah. Der König nickte ihr zu, fortzufahren. Als der barmherzige Gott mir den Muth in mein Herz legte, die Streitaxt zu ergreifen, und den Mann niederzuschlagen, der die Fahne von Burgund auf die Mauern von Beauvais gepflanzt hatte, da ahnete ich nicht, daß meinen Gefangenen ein noch schmählicherer Tod erwarte, als den ihm eine Streitaxt hätte geben können. Ich pflegte ihn, und sorgte, daß die klaffende Wunde seines Kopfes sich bald schließen möchte, glaubte aber nicht, daß er sein Haupt auf den Block legen müsse. Der Marschall Rouault ließ ihn gefangen setzen.

Daran that der Marschall recht! unterbrach sie der König, ich befahl es.

Und ich bin hier, die Gnade Eurer Majestät für den Unglücklichen anzuflehen.

Wer gegen seinen König das Schwert führt, verdient nach den Ge-

setzen den Tod! sagte der König Ludwig mit strengem Ernst, während die Frau von Beaujeu ihm einige Worte zuflüsterte.

Hat meine That irgend einen Lohn verdient, so zahlt ihn mir, Sire, indem Ihr meine Bitte erfüllt — Seid gnädig! —

Charles Rocheville ist Euer Verlobter? fragte der König, ohne auf ihre Bitte Etwas zu erwidern.

Er war es, Sire!

Und sein Unglück, meint Ihr jetzt, löse alle Bande?

Jeanne mochte den Sinn dieser Worte nicht ganz verstehen, sie sah den König fragend an, der ungeduldig ein rasches Nun? ausstieß. — Versteh' ich Euch recht, Sire, so meint Ihr, das unglückliche Schicksal des Mannes habe mein Herz von ihm gewendet? — Nein! — Wär' er zehnfach unglücklicher, als er wirklich ist, und wär' er es unverschuldet, würde mich sein Unglück nur noch fester an ihn gekettet haben. Aber mit seinem Eintritt in Arras ward mir sein Herz entfremdet, und der Augenblick, wo er als Feind Frankreichs Boden betrat, trennte mein Herz für immer von ihm, denn nie würde ich mein Glück der Hand haben anvertrauen können, die das Schwert gegen seinen rechtmäßigen Herrn, gegen sein Vaterland führte.

Und was nützt Dir nun noch sein Leben? fragte der König, dem Anscheine nach, milder gestimmt.

Ich schlug ihm die tödtende Wunde, und ohne Eure Gnade, Sire, würd' ich die Ursache sein, daß der Gespiele meiner Jugend, der Mann meiner ersten Liebe, der so lang' mir Verlobte, das Blutgerüst besteigen muß.

Der König stand mit verschränkten Armen, sie scharf ins Auge fassend, vor ihr. Und was verlangst Du für Dich?

O viel, sehr viel, Sire! rief sie, zu des Königs Füßen stürzend. Mein ganzes Erdenglück, meine Seelenruhe, vielleicht auch mein ewiges Heil, das erwart' ich aus Euren Händen. — Gebt ihn frei, und hätt' ich so viel für Frankreich gethan, als Jeanne d'Arc, Ihr hättet mir tausendfach gelohnt.

Steh auf! befahl der König und beugte sich selbst etwas vorwärts, sie aufzurichten, doch Jeanne gehorchte schnell seinem Befehl, erhob sich, und die Hände gefaltet, den Blick gen Himmel gerichtet, stand sie, ihr Geschick erwartend, demüthig und dennoch stolz vor ihrem Könige.

Vertraue meiner Huld, sprach er nach einer Pause, während er mit Wohlgefallen die schöne, heroische Gestalt des Mädchens betrachtet hatte. Zieh, meiner Gnade gewiß, nach Beauvais zurück.

Sire! nahm sie jetzt muthig das Wort: Wenn der Landmann auf seiner versengten Flur knieet, und den Allbarmherzigen um einen erquickenden Regen fleht, und Wolken thürmen sich auf, und ziehen über sein gebeugtes Haupt zusammen, da hofft er, sein Gebet sei erhört, sein Vertrauen

steigt, aber der Sturm jagt das Gewölk auseinander, und mit den fliehenden Wolken flieht auch die Hoffnung und das Vertrauen. Wenn aber der Himmel den erquickenden Regen sendet, wenn sich die gesenkten Halme, wieder erfrischt, erheben, die Blüthen von Neuem duften, dann erst ist er gewiß, der Himmel habe seine Bitte erhört, und sein Dankgebet steigt inbrünstig hinauf. — Sprecht das Wort der Gnade, mein König, sprecht es, und gebt mir die verlorne Ruhe wieder!

Bischof von Alby! wandte sich der König zu diesem. Fertigt dem Mädchen ein Schreiben an den Marschall aus, und macht ihn mit meinem Willen bekannt, daß der Gefangene Rocheville frei gehen kann, wohin er will, nur verlasse er Frankreich für immer. — Du aber, wandte sich der König zu Jeannen, danke meiner Tochter, sie war Deine Fürsprecherin!

Und als Jeanne zu der Frau von Beaujeu trat, und ihre Knie vor der Tochter ihres Königs beugen wollte, hielt diese sie rasch davon ab, und raunte ihr zu: Hütet Euch das Knie vor mir zu beugen, der König würde zürnen! — Dann erwiderte sie auf Jeannens Dank: Nur meinem Herrn und König seid Ihr verbunden, nicht mir.

Was kann ich noch für Dich thun, Jeanne Fourquet? nahm jetzt der König das Wort. Ich möchte Dir und Deiner Vaterstadt gern vor ganz Frankreich einen Beweis geben, wie sehr ich Eure Treue und Euren Muth ehre, — sprich, bist Du reich?

Sire, nahm Paul Fourquet, nun vortretend, das Wort: Wir sind arm —

Glaubt dem alten Manne nicht, mein König! fiel Jeanne dem Vater in die Rede. Er meint es zu gut mit mir, und glaubt immer, ich würde nach seinem Tode darben müssen. Wir haben noch keinen Tag gehungert, obgleich er in den Kriegen sein Erbtheil zugesetzt hat, und ihm nichts übrig geblieben ist, als seine sechszehn Wunden.

Von denen die letzte bei Montthéry für Euch, mein König, blutete! unterbrach, mit Selbstgefühl, der Alte sein Kind.

Schon gut, schon gut, ich werde Euch bedenken! sagte Ludwig XI. rasch, ehe noch Jeanne wieder beginnen konnte. — Zieht nur nach Beauvais zurück, und der Sturm soll Deine Wolken nicht verjagen, Retterin meiner mir treu ergebenen Stadt. — Ziehe mit Gott! Eine Bewegung der Hand sagte ihnen, daß sie sich entfernen könnten.

Aber ehe noch, als sie sich verbeugt hatten, trat die Frau von Beaujeu zu Jeannen, nahm ein kleines mit Demanten besetztes Kreuz von ihrem Hals und hing es Jeannen um. Trage dies Annen von Frankreich zum Andenken! sprach sie, und küßte des Mädchens Stirn.

Der König winkte seiner Tochter, ihm in das Kabinet zu folgen, und der Bischof von Alby verließ mit Paul Fourquet und seiner Tochter gleich darauf das königliche Gemach.

Mit freudigem Herzen, den Brief des Bischofs in der Tasche, ritten Vater und Tochter in Beauvais ein. Niemand war hierüber erfreuter, als Robert. Jetzt wird Eurem frommen Gemüthe die Ruhe wieder werden, sprach er zu Jeannen, sie war für ewig dahin, wenn Rocheville auf dem Blutgerüste sterben mußte.

Sie wäre ewig dahin gewesen, sagte Jeanne halb leise, als ob sie zage, dies Robert zu vertrauen, und nur in des Klosters heiligen Mauern hätte ich sie wieder zu finden gehofft.

Und jetzt? fragte Robert.

Jetzt folge ich meinem Geschick und meiner Pflicht, erwiderte sie sanft erröthend. Doch schnell, keinen Augenblick länger gezögert, mein Vater! wendete sie sich zu diesem: Bringt das Schreiben der Gnade dem Marschall, jede Stunde, welche der Arme länger im Kerker schmachten muß, ist ihm von seinem Leben gestohlen.

Auch sagt ihm, hob Robert an, daß ich für den Fall der Begnadigung, meine werthe Anverwandte, die Dame Claude, bewogen habe, ihm sein Haus und die wenigen liegenden Gründe, die er hier besitzt, abzukaufen, da er doch gewiß seine Heimath verlassen muß. — Jeannens dankbarer Blick lohnte ihn für seinen Edelmuth.

Messire Fourquet, so müde er auch von der Reise war, eilte doch gleich mit dem Schreiben des Bischofs von Alby zu dem Marschall. Während dessen mußte Jeanne ihrer Muhme und Robert von ihrer Reise nach Chartres, und besonders von ihrer Audienz bei dem Könige erzählen, wobei denn die gute Frau sie oft unterbrach, und da Jene ihr erzählte, wie der Monarch geforscht habe, ob sie arm oder reich sei, lobte sie das Mädchen, daß sie die Gnade des Königs, wenn auch nicht zurückgewiesen, doch auch nicht angenommen habe. Denn was braucht Ihr Beide auch mehr, als was ich Euch hinterlasse? sagte sie wohlgefällig lächelnd. Jeanne erröthete und nahm eine Gelegenheit wahr, wo sie sich mit Schicklichkeit entfernen konnte; Robert aber zürnte der Alten, daß sie eine so zarte Saite so rauh berührt habe, denn er habe ja noch nicht gewagt, ein Wort von Liebe mit Jeannen zu reden, und sein lahmer Arm, der ihm die Bahn der Ehre verschließe, würde ihn stets zurückhalten, und die Hand und das Herz eines Mädchens zu werben, das des trefflichsten Mannes würdig sei. Die Alte lachte jedoch bei seinen Zweifeln, und forderte ihn auf, nur frohen Muthes zu sein, sie sei ihm gut für Jeannens Herz.

Es verstrich eine lange Zeit, ehe der Vater zurückkam. Als er nun endlich eintrat, schien er tief bewegt, setzte sich auf seinen Lehnstuhl und sah starr vor sich hin. Jeanne stand lange, ohne ihn zu stören, ihm zur Seite, da sie aber die hellen Thränen über die Wangen des alten Mannes rollen sah, vermochte sie sich nicht länger zu halten, denn eine bange Sorge ergriff sie. Der Brief des Bischofs konnte ja ein Uriasbrief gewesen, oder zu spät gekommen sein. Aber keines von Beiden war es, was den Vater

so sehr bewegte. Der Brief hatte den Befehl des Königs enthalten, Rocheville frei zu lassen, Fourquet, dem der Marschall den Auftrag gegeben, dem Gefangenen seine Freiheit zu verkünden, hatte ihn, ganz hergestellt, und den Tod stündlich vor Augen, in sein Schicksal ergeben gefunden. — Aber eben diese Resignation, diese Ergebung hatte ihn so ergriffen. Die Ruhe mit welcher Charles seine Begnadigung vernahm, die Worte, die er sprach: Was nützt mir das Leben, habe ich doch meinen zweiten Vater, meine theure Jeanne für immer verloren! und die Rührung, mit welcher er Fourquet um den Hals gefallen, ihm für alles Gute gedankt, ihn wegen alles Kummers um Verzeihung gebeten, hatte den alten Mann so tief erschüttert, daß er, in dem Augenblick, Alles vergessend, nur in Charles, den Sohn seines treuen Waffengefährten, nur den Verlobten seines Kindes gesehen hatte. Von ihm sollte er sich nun trennen, für immer trennen, sollte ihn im Lager des Herzogs von Burgund wissen? — Das war mehr, als das alte Herz ertragen konnte.

Und wo ist Charles? fragte Jeanne.

Ich lud ihn ein, zu mir zu kommen, er aber schlug es ab. Sie sagte mir hier zum Letztenmale Lebewohl, so soll sie auch ihrem Vorsatze nicht ungetreu werden. Ueberdies ist es besser, ich sehe sie nicht mehr, ihr Bild steht ja in meinem Herzen, und so muß es auch mit mir hinüber nach Arras. — Als ich ihm von Roberts Verwenden, und von dem Entschluß Deiner Muhme sagte, ward er finster. Ich brauche ihr Geld nicht, mag von der Alten nichts, durch ihn gewiß nichts. — Er ist mir verhaßt, für immer verhaßt! — Sagt Eurer Tochter, sprach er dann mit immer steigender Lebhaftigkeit, ich liebe sie noch so glühend wie erst, nehm' ihr Bild mit mir in die Verbannung, dort würde es mir ewig, von Hoffnung und Liebe umkränzt, in Glück und Unglück vorschweben. Aber an dem Tage, wo mir die Kunde würde, sie wäre Roberts Weib, da würde ich es mit kalter Hand verwischen, dann erst höre der Traum meines Lebens auf, und ich wäre ganz unglücklich, denn nie soll eine zweite Liebe die Wunde heilen, welche die erste mir schlug.

Jeanne stand tief erschüttert vor ihrem Vater. Ich hätte besser gethan, Dir unser Gespräch zu verschweigen, fuhr er fort, aber ich habe ihm theuer gelobt, Dir es zu sagen, und so mußt' ich Wort halten. Schon heute verläßt er die Vaterstadt.

Immer bewegungslos, das Auge unverwandt auf den Boden geheftet stand lange noch die tief Gebeugte da. Plötzlich aber fuhr sie auf, — so sei's mein Vater! rief sie, und ein heiteres Lächeln umzog ihren Mund, und ihr Auge blickte glühend gen Himmel — so sei's!

Was ist Dir, mein Kind? fragte der Vater.

Ein Engel senkte sich zu mir nieder, nahm eine Rose von meiner Brust, und reichte sie ihm, und sagte mit wehmüthigtönender Stimme: Nimm die Rose, Unglücklicher, drücke sie an Dein wundes Herz, daß es nicht ganz

in seinem Kummer breche; und erst wenn der Tod Dich abruft, gieb sie ihr wieder. — Und so sei's!

Wenige Tage nachher, kamen mehrere Schreiben des Königs, worinnen der Stadt viele Privilegien ertheilt und anbefohlen wurde, daß jährlich an dem Tage, wo die Bürger den ersten Sturm allein abgeschlagen hatten, eine Prozession, zum Gedächtniß dieser glorreichen That, durch die Straßen ziehen solle, wobei den Frauen und Jungfrauen der Ehrenplatz vor den Männern angewiesen, auch verordnet war, daß, so lange eine Jungfrau aus Jeannens Geschlecht vorhanden sei, diese die Fahne dem Bischof vortragen solle. Messire Fourquet und dessen Tochter übergab der König, durch eine vollzogene Urkunde, einen bedeutenden Meierhof in der Nähe von Bauvais, und verordnete, daß zum Andenken des rettenden Schlags ihrer Streitaxt, sie fortan Hachette heißen solle.

Diese Gnadenertheilungen des Königs erregten in ganz Beauvais lauten Jubel, nur in Fourquets Hause führten sie die Freude nicht ein. Jeannens Ausspruch, mit dem sie die Bewerbung der Dame Claude zurück wies, daß, so lange Charles Rocheville lebe, die Liebe sie nicht beglücken dürfe, nur nach seinem Tode wäre sie Herrin ihres Willens, den ein Eidschwur bände, setzte alle in tiefe Trauer. Ihr Vater war vielleicht der Einzige, der sie nicht deßhalb tadelte.

Robert trug den Schmerz ohne Murren, auch er verschloß sein Herz jeder andern Liebe, sie hatte nur für Jeanne sich einen Thron gebaut; die alte Dame war weniger geduldig, und oft mußte Jeanne bittre Vorwürfe von ihr hören. Aber dennoch blieb sie dem Mädchen wohl gewogen, und war fleißig bei ihr auf dem schönen Meierhofe am Therain, den Herr Fourquet jetzt bewohnte. Roberts Arm besserte sich von Tag zu Tage, und da es der linke war, so konnte er auch bald wieder das Roß besteigen, und ein Jahr nach der Befreiung Beauvais, sah man ihn schon wieder in den Reihen seiner Ordonnanz-Compagnie. Doch, wenn die Verhältnisse es erlaubten, war er in Beauvais, und auf dem Meierhofe bei Jeannen, deren Herz sich immermehr dem edlen Manne öffnete, und die wohl oft trauerte, in der Aufregung ihres Gemüths, ein solch' bindendes Gelübde gethan zu haben.

Von Charles trafen zuweilen Nachrichten ein. Er war bei seiner Rückkehr von dem Herzog sehr gut aufgenommen worden, der ihn lieb gewonnen, und um seine Person behielt. Er blieb Carl dem Kühnen stets ein treuer, dankbarer Diener, und stieg von Stufe zu Stufe. Dem Ehrgeize sein Ohr leihend, blieb er taub für die Lockungen der Liebe, blieb er dem Andenken Jeannens treu.

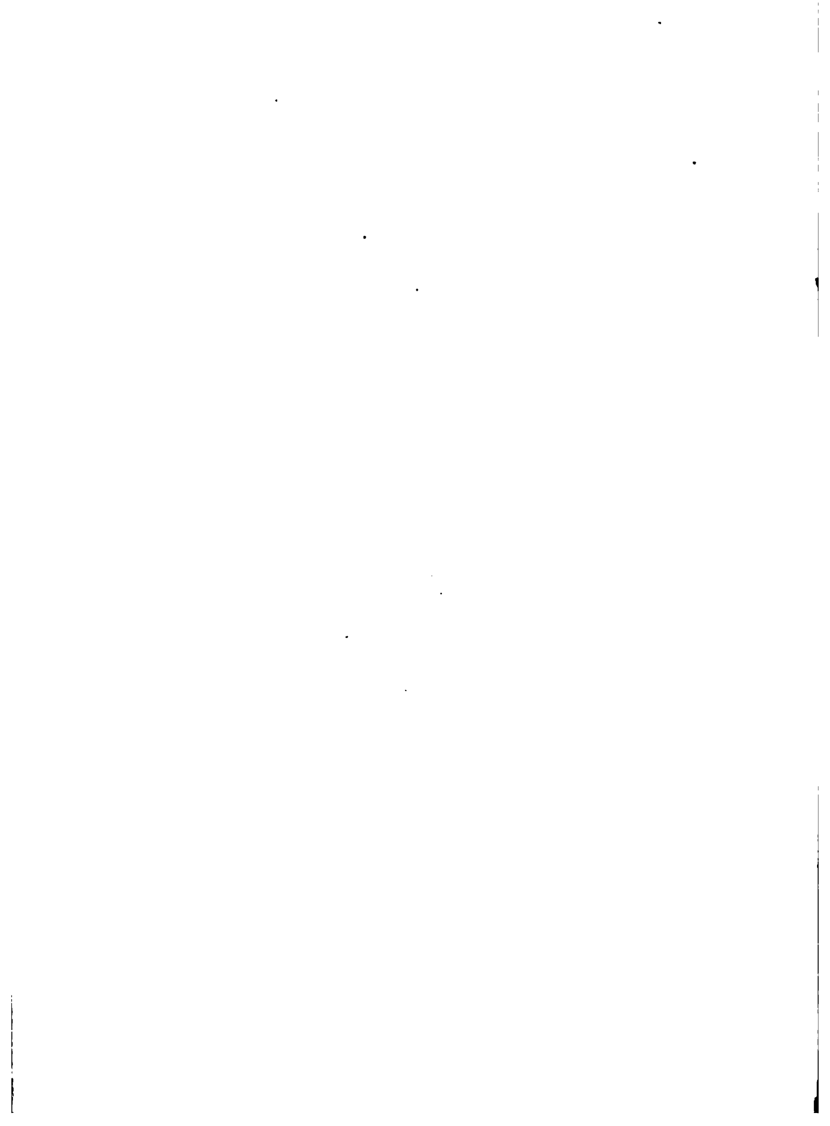
Es war am 3. März des 1475sten Jahres, als Dame Claude und Robert sich nach dem Meierhof begaben, wo sie Vater Fourquet, sehr hinfällig, doch nicht bettlägerig fanden; er saß noch, wie gewöhnlich, auf seinem Lehnstuhle, und war unter Fröhlichen noch immer ein fröhlicher alter Kumpan. Ihm schmeckten heute die Fische aus dem Therain trefflich, und der Burgunder, den die alte Dame mitgebracht hatte, mundete ihm. Alle waren heiter und fröhlich, nur Jeanne nicht, die sehr traurig und beklommen war, wenig sprach und die Einsamkeit suchte. Auch über Tisch war sie sinnend, und auf Roberts besorgliche Frage, was ihr sei, erwiderte sie, daß sie sich so beklommen, so ängstlich fühle, und sich gar nicht Rechenschaft von ihrem Trübsinn geben könne. Da kam ein kleiner Knabe, eine arme Waise, den Fourquet zu sich genommen, eine wilde Rose in der Hand, hereingesprungen. Ich fand sie am Fluß, an einem großen Strauch ganz allein aufgeblüht, sagte er, und bringe sie Dir, Jeanne! Zitternd nahm sie das Mädchen aus des Knaben Hand, und während die andern dies seltsame, frühe Aufblühen der Rose bewunderten, heftete sie erbleichend die Rose an ihre Brust.

So vergingen Tage, Wochen; Jeanne ward heiterer, aber eine gewisse Unruhe verließ sie nie, sie befand sich in einer steten Aufregung; da kam die Nachricht, Charles Rocheville sei in der Schlacht von Granson, als Held gefallen, und Jeanne nahm die verwelkte, treu verwahrte Rose, und netzte sie mit ihren Thränen. Er blieb mir treu bis in den Tod, — auch ich habe mein Gelübde erfüllt! sprach sie wehmüthig und reichte Robert die Hand. Darf ich auch fernerhin sein Andenken, wenn auch mit Thränen ehren, so bin ich die Eure! sprach sie und verließ schnell das Zimmer.

Nach wenigen Monden ward Jeanne Roberts Weib. Der Vater hatte noch die Freude, sein Kind an ihrem Ehrentage segnen zu können, aber wenige Tage darauf legte er sich zur Ruhe. Jeanne und Robert lebten noch lange glücklich, und weihten manche Stunden Charles Andenken.

Noch heutigen Tages tönen am 27. Juni die Glocken von Beauvais, und die schönen Jungfrauen und Frauen, von den Männern gefolgt, ziehen in feierlicher Prozession durch die Stadt, dem Andenken Hachettens und ihren Altvordern Bewunderung und Ehrfurcht zollend.

Die Soirée.



Bist Du denn mit Deinem Besatz noch nicht fertig? fragte die verwitwete Präsidentin Walldorf ihre einzige Tochter Herminie, die an ihrem Ballstaat arbeitete und darüber Alles zu vergessen schien. Du arbeitest ja heute auch mit besonderer Sorgfalt und mit Fleiß, fuhr sie fort. Du hast aber auch Recht; ich glaube, es ist heute ein entscheidender Tag für Dich.

Wie meinen Sie das, liebe Mutter? fragte Herminie, gleichgültig scheinend, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

Eine sonderbare Frage, liebes Kind! Du hast mir ja selbst gesagt, daß der junge Horn sich in der letzten Gesellschaft gegen Dich erklärt haben würde, wäre die neugierige Julie nicht dazu gekommen, und sagen Dir diese sinnigen Blumen nichts, die er Dir diesen Morgen schickte? Suche deshalb nur heute den Vogel nicht aus dem Garne zu lassen.

Ach, Mutter! meinte Herminie, wäre er nur nicht immer so sentimental! Wenn ihn mein Witz und meine Laune neckt, wenn ich glaube, ihn mit meinem Verstand hingerissen zu haben, so tritt er vor mich, nimmt meine Hand, sieht mir dummzärtlich ins Auge, und sagt mit einem Tone, der erbärmlich anzuhören ist: Fräulein Herminie! warum den ewigen Witz, der nicht wohlthuend auf Ihre Umgebungen wirken kann? Ich meine es sogar gut mit Ihnen! Wenn ich dann seinen Händedruck erwidere, wenn ich ihn auch zärtlich und schmachtend ansehe, dann blickt er mitleidig auf mich herab, seufzt und läßt mich stehen.

Liebe Herminie! unterbrach die Mutter ihre Rede: schon oft habe ich es Dir gesagt, daß Du Dir immer selbst Dein Spiel mit Deinem ewig beißenden Witze verdirbst, der besonders bei Horn nie angebracht ist. Wir leben nun einmal in einem unglücklichen Zeitalter, wo unsere jungen Herren bei Frauen ganz den alten Geist der Chevalerie verloren haben. Mit der Menuet ist auch der Anstand verschwunden. Sonst verlangten wir viel von ihnen, jetzt verlangen sie viel von uns. Entweder sie suchen jetzt nur noch eine Frau für ihre Eitelkeit; dann möchte man alle Künstertalente in sich vereinigen, um die Ungenügsamen zu befriedigen, oder sie suchen eine für ihr tiefes Gemüth — von dieser Classe ist Horn — dann sollen unsere Empfindungen so gemüthlich, so tief in uns

liegen, daß wir sie selbst nicht mehr zu finden im Stande sind. — Mit einem Worte, die jungen Männer sind entweder brutal oder sentimental, und die schönste Mittelstraße, die man sonst wandelt, wo der zärtliche, bescheidene Coridon zur rechten Zeit seine Rolle ganz gut zu vertauschen wußte, diese schöne Zeit, sie ist verschwunden. Wir müssen jetzt Talente haben, oder müssen mit ihnen zu empfinden scheinen, sonst bleiben wir eneben der Hoffnung sitzen. Dein Witz, meine Tochter, mit dem Du gern glänzen möchtest, darf nur eine Lockpfeife sein, die Vögel zu kirren. Sind sie erst in unsern Zauberkreis gebannt, dann muß sie schweigen, sonst fliegen sie wieder davon. Witz ist eine Art Verstand, der immer mit überwiegender Kraft nach Andern ausströmt, und welcher Mann kann uns einen witzigen Einfall vergeben, der seinen Verstand neben den unsrigen tiefer stellt, oder der ihn gar selbst trifft? Deshalb warn' ich Dich! Willst Du nicht in den Orden der alten Jungfern aufgenommen werden, so spare Deinen Witz für den Ehestand; dann bonmotisire über Dich und Deine Verhältnisse, meinethalben auch über Deinen Mann, so viel Du willst; nur jetzt nicht, wo Du geschmeidig sein und Dich so unbemerkt als möglich vordrängen mußt.

Aber, liebe Mutter, ewig wie ein empfindsames Gänschen da zu sitzen und zu empfindeln — ?

Oder ewig da zu sitzen, zu hoffen und zu harren! Was gefällt Dir besser?

Aber, gute Mutter, der Witz ist eine Himmelsgabe; er springt, gleich der Minerva, aus unserm Haupt, und die Zunge vermag nicht, ihn zu verschlucken: der Einfall muß heraus. Man müßte auch nicht die mindeste Eitelkeit haben, wenn man die göttlichen Bonmots unterdrücken und die prächtige Gelegenheit, bewundert zu werden, unbenutzt vorbeischleichen lassen könnte.

Wenn sich nur nicht darüber auch der Bräutigam fortschliche, meinte die Mutter. Sieh, Herminie, ich habe Dir es in dem halben Jahre, in welchem der junge Horn bei uns aus- und eingeht, wohl mehr wie hundertmal gesagt: Aendere Dein Betragen! — Du versammelst einen Kreis von Bewunderern um Dich, aber ich sehe keinen Anbeter darunter. Alle finden Dich schön, interessant, Alle tanzen gern mit Dir; Dein Stuhl ist umlagert, man findet Deinen Witz treffend, Deine Laune köstlich, mit einem Wort Dich höchst liebenswürdig; aber Keiner liebt Dich! — Deshalb noch einmal, Herminie, bitte ich Dich: Höre die Lehren Deiner Mutter, die sich auf Erfahrung gründen, und die der unbefangene Blick, den ich in die Welt und das Leben thun kann, mir als die klügsten vorschreibt. Willst Du Horn's Hand Dir erringen, und willst Du die Annehmlichkeit des Reichthums durch ihn genießen, so höre auf zu witzeln, halte Deine Laune im Zügel, scheine ihm gegenüber traurig, einsylbig, ziehe Dich aus den größern Cirkeln zurück, denn desto öfter wirst Du ihn

im kleinern finden. Sei befangen in seiner Gegenwart, und tritt verlegen zurück, wenn er sich Dir naht; spricht er herzlich mit Dir, antworte ihm in gleichem Tone, lieber etwas Dummes, nie etwas Witziges. Schwinge Dich auf mit ihm in die höhern Sphären, wohin Dich sein Adlerflug schnell führen wird. Es muß Dir leicht werden, diese Rolle zu spielen, weil sie so monoton ist, und man so leicht bei dem Spiele sich selbst vergessen lernt und sich täuscht. — Bist Du nun bis zu einem rührenden Moment gelangt, dann beobachte fein — ach könnte ich Dir doch da meinen Blick leihen — ob er schüchtern oder kühn sich Dir naht. — Ist er kühn, dann tritt mit Würde zurück, zeige beleidigte Weiblichkeit, gekränkten Stolz, doch Alles ohne Bitterkeit, und lenke dann zur gehörigen Zeit wieder um. Ist er aber schüchtern und bescheiden, dann laß einen entscheidenden Coup Dich zum Ziele führen. — Sinke Deiner unbewußt scheinend, in seine Arme, schließ' Deine Augen, vergeh' vor Wonne und Scham an seiner Brust, und bestürme dadurch seinen Sinn und sein schwaches Herz zugleich.

Ich will sehen, ob meine Tochter mir heute Abend bei der alten Geheimeräthin Krug folgen und meiner Lehren eingedenk sein wird. Du kennst schon im einundzwanzigsten Jahre das Bittere der ewig täuschenden Hoffnung, die wir nun alljährlich mit dem Carneval zu Grabe trugen, und wenn sie auch mit der Blüthenwelt sich noch keimend erhalten hätte, so wäre sie doch gewiß wieder mit ihr verwelkt. Noch einige Jahre und Du kannst nur noch vom Glück hoffen, was Du Dir jetzt noch selbst schaffen kannst, und ich fürchte dann, liebe Herminie, dann wird Dein treffender Witz beißend, und Deine tändelnden Neckereien werden unfeine Späße, die Alles um Dich her verscheuchen werden. Die Zeit hat Flügel, ergreife sie schnell und nutze sie weislich. Die Rosenblüthe ist von so kurzer Dauer, ach! und sind erst einzelne Blätter abgefallen, gibt sich Keiner die Mühe mehr, sie zu pflücken.

Du malst mir da ein trübes Bild, liebe Mutter, doch hoffe ich, mein Geist wird mich auch in dieser Epoche, die Du als so nahe schilderst, lange noch jugendlich und anziehend erhalten. Ich will mir alle mögliche Mühe geben, meine Rolle, Deiner Instruction gemäß, heute Abend gut zu spielen, da ich gestehen muß, daß der junge Mann mich wirklich interessirt, und er wohl der einzige Mann ist, dem ich bis jetzt nicht allein um meinetwegen, dem ich auch um seinetwegen gut war; allein ich fürchte, ich führe meine Rolle nicht durch.

Warum nicht? — sagte die Mutter. — Je lieber Du ihn hast, desto leichter wird es Dir werden, mit ihm zu empfindeln. Er wird uns zur Geheimeräthin abholen, ich habe ihn darum bitten lassen. Schmiede die Bolzen deshalb schon hier, damit Du sie dort verschießen kannst.

Fräulein Corinna Irsing trat ins Zimmer — Herminiens Freundin, wenn man diesen heiligen Namen einer solchen Verbindung beilegen kann.

Mehrere Jahre älter, wußte sie die schon verblühten Rosen durch Kunst wieder aufzufrischen. Im höchsten Grade eitel, war sie beißend und bitter, und glücklicherweise nur eine von den widrigen Figuren, die im gesellschaftlichen Cirkel nie eine Hauptrolle spielen, aber doch durch ihr böses Spiel die schönste Scene verderben können.

Herminie! sagte sie lächelnd im Hereintreten, heute haben wir einen köstlichen Spaß zu erwarten. Vorgestern ist eine Landschöne, eine weitläufige Verwandtin der Geheimeräthin Krug, bei dieser angekommen; sie wird heute Abend der Gesellschaft vorgestellt werden. Ihr Vater, ein reicher Landedelmann in Sachsen, soll zwar viel Geld an ihre Erziehung gewendet, sie aber immer auf dem Lande behalten haben, und da wird sein Geld wohl unnütz ausgegeben worden sein. Das Gänschen soll übrigens ganz leidlich aussehen, doch so schüchtern sein, daß sie mit ihren großen, dummen, blauen Augen nicht aufzublicken wagt, wenn man sie dreist anredet.

Das muß ein köstlicher Abend werden, meinte Herminie. Wir wollen unser Möglichstes thun, liebe Corinna, diesen blauäugigen Kornengel recht lächerlich zu machen. Alle unsere Bekannten wollen wir dazu auffordern; wir Damen der Residenz wollen treu zusammenhalten, ein inniges Komplott gegen diese Landnymphe bilden und alle jungen Leute von Ton dazu anwerben.

Hütet Euch! sagte die Präsidentin. Unsere jungen Herren sind Leckermäuler, die zwar den haut-gout, aber auch die Veränderung lieben, und bei dem Anblick eines blühenden Landmädchens das unglückliche toujours perdrix ausrufend, Euch wohl verlassen könnten. Jede neue Blume wird von diesen Schmetterlingen umflattert und Jeder, der von der Kälte seiner grausamen Schönen dulden mußte, glaubt sich nun durch diesen neuen Phönix rächen zu können.

Ich, sagte Herminie, ich werbe gewiß meinen schmachtenden blondgelockten Horn an; er muß heute zu meiner Fahne schwören.

Meine Warnung scheinst Du schon vergessen zu haben.

Ach liebe Mutter, wärest Du noch in meinen Jahren, würde Dir das Vergnügen auch lieber als die Moral, der Genuß lieber als die Hoffnung sein, und die Gegenwart hätte mehr Reiz für Dich, als die Zukunft. Es giebt Freuden, welche man nie ungenossen vorüber fliegen lassen muß; auf ihren Fittigen ruhet die Zeit, sie kehrt mit ihnen nicht wieder.

Das weiß Gott! sagte die Mutter leise seufzend für sich.

Die Toilette wurde gemacht, und von den beiden Mädchen tausend Plane entworfen, wobei doch immer die Beistimmung des maître de plaisir, Herrn Horn's, nothwendig war. Endlich hielt der schöne neue Wagen mit den stolzen Braunen vor der Thür. Herr Horn, in höchster Eleganz, trat herein, und kaum hatte er die Verbeugung gemacht, als Herminie, die heute wirklich sehr schön war, mit sanfter Freundlichkeit auf ihn zutrat,

während Corinna der Präsidentin den Shawl holen mußte, und diese selbst in einem andern Zimmer nach ihren Handschuhen suchte.

Bester Horn! sagte Herminie, ihn freundlich anblickend, ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen dürfen. Sie müssen für heute Abend, für eine Sache wenigstens, mein Champion sein. Nicht wahr — setzte sie freundlich hinzu — Sie schlagen mir heute, eben heute meine Bitte nicht ab?

Sehr gern, wenn es die Verhältnisse mir erlauben, antwortete er, doch sage ich Ihnen im Voraus, daß mich meine Tante für den heutigen Abend beauftragt hat, die Honneurs zu machen, die Spiele anzugeben und das Leben in der Gesellschaft zu unterhalten. Sie fühlen selbst, daß, so viel Ehre es mir auch zu jeder andern Zeit sein würde, ich mich doch heute nicht ausschließend mit Ihnen beschäftigen könnte.

Herminie schlug, der mütterlichen Lehren eingedenk, die Augen nieder, und sah traurig vor sich hin.

Sein Sie nicht böse auf mich, mein Fräulein! sagte Horn und ergriff ihre Hand. Sie thäten mir unrecht. Und haben Sie doch die Güte, setzte er nach einer Pause hinzu, mich wissen zu lassen, wobei ich Ihr Ritter sein soll. Ist es zu Ihrem Schutz, dann soll mich nichts abhalten — und ist es auch zu jeder andern Sache, stehe ich gewiß zu Befehl.

Herminie sah ihn, die langen Augenwimpern aufschlagend, freundlich an. O lieber Horn! sagte sie schmeichelnd, Sie können meine Bitte recht gut erfüllen, und für die ganze Gesellschaft leben. — Ich hörte eben, daß bei Ihrer Tante ein kleines unbedeutendes Landmädchen angekommen sei; da habe ich mich nun mit einigen Freundinnen verbunden, das Dirnchen ein wenig zu necken; stehen Sie uns bei, arrangiren Sie die Spiele so, daß es uns nicht an Gelegenheit fehlt, unsern Witz zu üben. Blos zu dieser Kleinigkeit sein Sie für heute der Meinige. Im Uebrigen gebe ich Sie heute frei, für die anderen Tage aber nicht. Ein leiser Händedruck erklärte diese Worte deutlicher.

Höre ich recht? sagte Herr Horn, halb erstaunt, halb lächelnd. Sie meinen Agathe Körner, die aus Sachsen zu meiner Tante zum Besuch gekommen ist.

Ja! rief Corinna, die wieder eingetreten war. Richtig, Agathe Körner heißt die Wunderfee, die heute Abend uns Alle belustigen soll.

Kennen Sie denn das Mädchen? fragte Horn verwundert.

Wir haben sie noch mit keinem Blick gesehen, antwortete Herminie.

Da muß ich nun wohl um Verzeihung bitten, wenn ich nicht von der Partie sein kann, sagte Horn. Die Gesellschaft ist heute in dem Hause meiner Tante, die Fremde ist Mitglied der Familie, und selbst eine weitläufige Verwandte von mir, und ich bin von der Wirthin des Hauses aufgefordert, die Honneurs zu machen; für mich würde es also völlig unschicklich sein, in Ihrer Posse eine Rolle zu übernehmen. Ueberdies

rathe ich Ihnen, doch ein wenig vorsichtig zu sein; ich habe schon früher von der Tante gehört, daß das Mädchen Verstand und Bildung haben soll; ich glaube fast, sie ist zu gut, zu schön für Ihre Neckereien. Und — wendete er sich zu Herminien — von Ihrem Herzen erwartete ich eine solche Bitte nicht.

Er bot der hereintretenden Mutter den Arm und führte sie in den Wagen.

Die Gesellschaft war schon versammelt, als sie eintraten. Die Geheimeräthin führte Agathe auf sie zu, und stellte sie den Damen als eine Verwandte vor; Agathe schlug die Augen nieder. Ein hohes Roth überdeckte ihre Wangen, als sie Herminien vorgestellt wurde; sie verbeugte sich, sagte kein Wort und ging nach ihrem Sitze zurück.

Niemand war nun geschäftiger, als Herminie und Corinna, um ihren Plan auszuführen. Einer von Corinnens seltenen Anbetern wurde sogleich mit in das Complott gezogen und mußte die Werbung mit veranstalten helfen. Bei den Damen fanden sie ein leichtes Gehör, nur die Herren waren schwer zu bewegen. Der blonde Madonnenkopf, die sanften, dunkelblauen Augen, die liebliche Freundlichkeit, die ihnen aus Agathens Blick entgegen strahlte, die reizende Nymphenfigur zog sie unwiderstehlich hin zu ihr, mit der sich Horn absichtlich sehr zu beschäftigen schien. Herminie, von der Mutter hierauf aufmerksam gemacht, wollte vor Aerger vergehen; doch da bald darauf Horn sich zu ihr setzte und ihr versicherte, er habe sie noch nie schöner gesehen, als heute, ihre Laune sei allerliebst, und sie habe nur über ihn zu befehlen, er wolle alle gesellschaftlichen Spiele ihren Wünschen gemäß anordnen, da wurde sie wieder heiter, und bat ihn, Musik vorzuschlagen.

Der Flügel wurde in Ordnung gebracht. Herminie ließ sich von Herrn Horn zwar ein wenig quälen, ehe sie sich, die Bescheidene spielend, an das Instrument setzte; doch nach einigen Accorden sprang sie schnell auf, und ging zu Agathen, die erwartungsvoll am Flügel stand.

Meine Liebe, Ihnen, als der Fremden, gebührt dieser Platz. Haben Sie die Güte, singen Sie. Hier ist die Schweizerfamilie, Griselda, der Freischütz, was Sie nur wünschen. Sie nahm die Erröthende bei der Hand und zog sie fast nach dem Stuhle.

Ich muß recht sehr bedauern, sagte Agathe sich bescheiden sträubend, daß ich gar nichts Bedeutendes singe. Wir Mädchen vom Lande singen blos ein fröhliches Liedchen der lieben Natur und wagen uns nicht bis zur Kunst. Sie trat wieder an ihre Stelle, und sagte endlich zu Herminien, die sie noch immer mehr quälte, und mit der sich mehre aus der Gesellschaft vereinigt hatten, ein bestimmtes: Ich muß danken!

Herminie sang nun mit schöner sonorer Stimme, und Agathe hörte mit inniger Theilnahme zu, und sagte ihr, da sie geendet hatte, viel Verbindliches über ihr Talent.

Da nach ihr Niemand den Platz am Flügel einnehmen wollte, war schon mit diesem einen Gesang die musikalische Unterhaltung beendiget, und die geistreichen — ach, wie oft geistlosen! — Spiele nahmen ihren Anfang. Man bildete den Kreis und Horn setzte sich zwischen Herminie und Agathe, und war gegen Beide gleich artig.

Es wurde jetzt das Spiel vorgeschlagen, wo ein Jeder seinem Nachbar zur Rechten den Vor- und Zunamen eines berühmten Mannes der Vorzeit oder eines lebenden Künstlers oder den Namen von einem Mitgliede der Gesellschaft sagt. Dieser muß alsdann diese Person durch eben so viele Worte, als der Name enthält, und die mit den nemlichen Buchstaben anfangen, charakterisirend bezeichnen. Während dieses Spiel schon mehre Male herumgegangen war, hörte Horn, daß Corinna, die auf der andern Seite neben Herminie saß, dieser die Namen Agathe Körner gab; schnell wandte er sich zu Agathen und gab ihr Herminie Walldorf. Er stand unter dem Vorwand, einige Einrichtungen zu den folgenden Spielen zu machen, von seinem Sitz auf, sagte einem Bekannten unbemerkt etwas ins Ohr und verließ nun das Zimmer.

Als die Reihe an Herminien kam, sagte diese mit spöttischem Lächeln nach Agathen blickend: Allerliebster Kornengel!

Agathe Körner! rief eine Eingeweihte gegenüber schnell aus.

Getroffen! sagte Corinna: doch kaum hatte sie ihr Getroffen beendet, so sagte Agathe mit der größten Unbefangenheit: Herzloser Witz!

Man sah sich an, man wußte nicht, war es die Bedeutung des Namens oder ein Ausbruch des Unmuthes, doch der Assessor Palm, der nemliche, mit welchem Horn gesprochen, unterbrach die Stille und rief in vollem Lachen: Herminie Walldorf!

Getroffen, fiel Agathe ein: doch ohne daß ihre bescheidene Ruhe sie verließ.

Alles lachte, Herminie lachte mit: Allerliebst naiv! sagte sie, sich zu Agathen wendend, und das Spiel wurde nun nicht mehr lange fortgesetzt und bald beendet.

Feder, Tinte, Bleistift und Papier wurden nun herbeigeschafft, die Tische von Horn geordnet, damit ein Jeder Platz habe, seinen mühsam erpreßten Witz zu Papiere zu bringen. Auf jedes Blatt wurde nun der Name eines der Mitspielenden geschrieben, und die Blätter vertheilt, man that nun eine Frage an den, dessen Name auf dem Blatte stand. Die Blätter wurden alsdann wieder vertheilt, und die Frage im Namen desjenigen, den es bezeichnete, beantwortet. Namen und Frage wurde hierbei gelesen, damit der Witz freiern Spielraum fände.

Corinna, welche die Vertheilung besorgte, wußte es so einzurichten, daß Herminie das mit Agathens Namen Bezeichnete bekam. Agathen entging es nicht, sie freuete sich deshalb nicht wenig, als ihr Horn, welcher die Vertheilung der Fragen, wie es schien, absichtlich besorgte, das mit

ihrem Namen reichte. Horn trug nun dieses Gemisch von Albernheit, Witz und fröhlicher Laune der Gesellschaft vor. Endlich las er: Agathe Körner!

Die Verbündeten sahen sich erwartungsvoll an, und Herminie blickte mit stolzem Bewußtsein ihres Witzes zufrieden umher. Horn las:

Trät' ich einst als Seladon zu Dir,
Holde Daphnis! — welches Zeichen
Deiner Liebe würdest Du mir reichen?
Gelt! — Du gäbst ein Gänseblümchen mir?

Die Antwort lautete:

Kämst Du einst als Seladon zu mir,
Macht' ich andachtsvoll des Kreuzes Zeichen,
Und der Böse würde von Dir weichen,
Und Du ständst entzaubert dann vor mir.

Ja, ich würde lächelnd Dir
Nicht einmal ein Gänseblümchen reichen.
Ohne Unmuth, Freundlichkeit im Blick,
Gäb' ich leichten Witz für bittern Dir zurück.

Bravo! rief ein alter Herr, der von weitem stand und mit zuhörte. Bravo! und wer die Kleine so gut vertheidigt hat, verdient meinen Dank.

Herminie war höchst unwillig, kaum hatte sie noch Gewalt genug, um sich ihren Unmuth nicht merken zu lassen.

Dich verläßt heute das Glück, sagte Corinna zu ihr: die Nymphe ist feiner, als wir glaubten; überlaß mir nur den Angriff, bei Dir scheint sie auf ihrer Hut zu sein, ich greife sie aber unvermuthet an. Laß uns nur Pfänder spielen, ich habe einen köstlichen Einfall.

Der gefällige Horn schlug auch gleich auf Herminiens Aufforderung ein Pfänderspiel vor.

Der Kreis wurde wieder geschlossen. Eine von Herminiens und Corinnens Freundinnen nahm die Pfänder ein, die in großer Menge zuströmten, und bald fand man, daß es Zeit sei, sie einzulösen. Corinna hatte es mit ihrer Freundin so abgeredet, daß sie nur dann zu bestimmen aufgefordert würde, was das Pfand thun sollte, wenn es ein Pfand von Agathen sei. Als diese daher rief: Corinna, was soll das Pfand thun, was ich in meiner Hand habe? antwortete diese lachend: uns ein Liedchen vorsingen, gut oder schlecht, gleichviel.

Fräulein Agathe! sagte die Pfandsammlerin und gab ihr das Pfand zurück.

Agathe stand auf, holte aus dem andern Zimmer eine Guitarre, und sang die liebliche Arie aus Preciosa mit solcher vollkommenen melodischen Stimme und mit so tiefem Gefühl, daß die ganze Gesellschaft ihren lauten Beifall nicht unterdrücken konnte. Horn nahm ihr verbindlich die Guitarre ab, und legte sie bei Seite.

Unverwundbar! flüsterte Herminie Corinnen zu.

Gedulde Dich! sagte diese: ich fasse sie gewiß noch.

Zwei Pfänder auf einmal hat meine ungeschickte Hand gefaßt! rief nun Herminiens Freundin, in jeder Hand Eins in die Höhe haltend. — Was sollen diese Pfänder thun, Corinna?

Das in der rechten Hand, antwortete diese schnell: soll dem, welchem das in der Linken gehört, ein Impromptu in Versen sagen, und dieses in eben der Art Jenem antworten!

Das Pfand in der Rechten gehörte Corinnen, das in der Linken Agathen.

Eine schwierige Aufgabe, die ich mir selbst gegeben habe, meinte Corinna, ging nach dem Trümeau, vor dem ein Körbchen Pariser Blumen stand, nahm eine Kornblume heraus, trat vor Agathen, welcher eine blühende Rose den Busen schmückte, reichte ihr die Kornblume und sagte:

Holder Engel, gib die Rose mir,
Die bescheiden Deinen Busen schmücket,
Die Cyane geb' ich Dir dafür;
Zwar im Waizenfelde nicht gepflücket,
Paßt sie doch zu Deiner Locken Gold,
Gleich und gleich ist sich ja immer hold.

Agathe nahm die Rose von ihrer Brust, trat vor Corinnen, die sich wieder auf ihren Platz gesetzt hatte, und reichte sie ihr, folgende Worte zur Rose sprechend:

Holde Rose, die Du jetzt noch prangest,
Wenn Du erst an ihrem Busen hangest,
Bist Du bleich und nicht mehr schön;
Denn das hohe Roth von ihren Wangen
Läßt Dich schamroth an dem Busen hangen,
Läßt Dich bleichen und vergehn.

Sie hatte die Stelle: das hohe Roth von ihren Wangen, stark betont und trat nun bescheiden zu ihrem Sitze zurück. Eine allgemeine Stille erfolgte, nur ein heimliches Lächeln sah man auf allen Gesichtern; ein Jeder schien dem hohen Roth von Fräulein Corinnens Wangen diese Rose zu gönnen.

Soll denn gar nicht getanzt werden? unterbrach die Präsidentin Walldorf, die an der Seite der Frau vom Hause dem Pfänderspiele mit zugesehen hatte, und die eben bemerkte, daß Herr Horn heimlich mit Agathen sprach, die eingetretene Stille. Ich dächte, Sie gäben die Pfänder unausgelös't zurück.

Das dächte ich auch! sagte der Assessor Palm, ein alter Courmacher von Herminien, zu dieser; denn wie es scheint, sind Sie, mein Fräulein, heute zu glücklich. Sie erhalten die Pfänder, die Sie ausgetheilt, doppelt wieder, und ich kenne Ihre bescheidene Uneigennützigkeit, die nur gern austheilt und nie gern wieder einnimmt.

Es freut mich Herr Assessor! sagte Herminie im höchsten Unmuth, daß

Sie sich dessen noch erinnern. Sie haben recht, es ist mir nichts widerlicher, als wenn man mir etwas aufdringen will, was ich nicht mag.

Besonders Witz! meinte Palm.

Oder eine lästige Liebe! entgegnete Herminie.

Ja mein Fräulein! antwortete Palm nun im vollen Lachen. Die bekommen Sie freilich heute nicht doppelt zurück. Liebe ist aber auch ein Pfand, über das Fräulein Corinna keinen Ausspruch thun kann; denn sie trägt es ja offen auf ihren Wangen, und man weiß, wie gern sie es ausbietet; Niemand will es aber einlösen.

Kann ich die Ehre haben, den Walzer mit Ihnen zu tanzen? fragte Horn, zu Herminen tretend.

Ich danke Ihnen! antwortete sie spöttisch und noch im höchsten Unmuth. Ich überlasse Sie gern Ihrem naiven Bauermädchen, das Sie für heute wenigstens zu fesseln scheint.

Herminie! sagte Horn sehr ernst — Sie sind ungerecht.

Ungerecht bin ich nicht; aber grausam wäre ich, wenn ich Sie nur einen Augenblick in Ihren Idyllenträumen störte.

Sie wandte sich um und ließ ihn stehen. Lächelnd nahte sich Palm ihr wieder. Die ersehnte Zukunft stoßen Sie von sich; darf die Vergangenheit sich Ihnen nahen?

Sie ist mir als Gegenwart so unausstehlich, wie die Zukunft und wie alles Zudringliche, sagte die Erzürnte.

Da zeigen Sie heute wenig Eigenliebe, mein Fräulein, wenn Ihnen das Zudringliche unausstehlich ist.

Herr Assessor! unterbrach die Präsidentin das Gespräch, wollen Sie denn heute gar nicht tanzen?

Ich habe mir schon hier bei Fräulein Herminien einen Korb geholt; es scheint das Fräulein behält diesen Artikel nicht gern lange für sich, deshalb theilt sie sie so freigebig aus.

Du befolgst meine Lehren sehr schlecht! sagte nun die Präsidentin zu ihrer Tochter, als sie allein standen. Du wirst noch Alles verderben. Mache Deine Thorheiten schnell wieder gut, mache einen Scherz aus der Sache; komm, fordere ihn selbst zum Walzer auf. Doch, es war zu spät; Horn flog schon, die blonde Agathe im Arm, schwebend dahin.

Auch gut tanzen muß die Gans, um mich zu ärgern! sagte Herminie nun zu Corinnen, die der Mutter beipflichten mußte, daß sie heute ihren Zweck ganz verfehlt hätten und Herminie überdies völlig aus ihrer Rolle gefallen sei. Sie rieth auch, wieder einzulenken, und, es koste, was es wolle, zu verhindern, daß Horn den Cotillon mit Agathen tanze. Kaum war der Walzer beendet, so trat Herminie dem auf sie zukommenden Horn freundlich entgegen.

Glauben Sie nicht, lieber Horn! sagte sie zu ihm mit der größten studirten Unbefangenheit, daß ich Ihnen so ganz uneigennützig das Ver-

gnügen verschafft habe, mit diesem allerliebsten blauäugigen Mädchen zu walzen. Nur um jetzt den Cotillon mit Ihnen tanzen zu können, entsagte ich dem Walzer, und nicht wahr, lieber Freund, Sie arrangiren einen Cotillon, wobei Sie freilich Ihre vorige gute Tänzerin vermissen werden.

Mit vielem Vergnügen! sagte der immer bereitwillige Horn im gutmüthigen Tone, und wenn man das Vergnügen hat, mit Ihnen, meine liebe Herminie, zu tanzen, so vermißt man gewiß nichts.

Der Cotillon hob an. Horn war ausgezeichnet artig gegen Herminien, die sich vorgenommen hatte, wieder gut zu machen, was ihr Witz und ihre Heftigkeit verdorben haben konnten. Sie war sehr herzlich gegen ihren Tänzer, sprach selbst mit Theilnahme über Agathe, lobte die Fülle ihrer Locken, ihren Nymphenwuchs, ihre blühenden Farben, und besonders das schöne, sprechende, dunkelblaue Auge, und machte dadurch nach und nach den guten Horn, der heute überdies sehr reizbar zu sein schien, ganz zutraulich. Endlich, nachdem er in einer langen Pause, die der Cotillon so häufig herbeiführt, recht innig mit ihr sprach, und Herminie, halb neckend, halb fragend, zu ihm sagte: Aber warum sind Sie mit Ihrem tiefen Gefühl ein solcher Schmetterling, warum bestimmen Sie sich nicht, lieber Horn, und schwärmen immer nur von Blume zu Blume? ergriff er ihre Hand und sich, die Gesellschaft und Alles vergessend, drückte er leise diese niedliche, schön geformte und sagte im innigsten Tone: Liebe Herminie, ich bin bestimmt, fest bestimmt, der heutige Tag —

Ein naseweiser Herr beugte sich in diesem Augenblick vor Herminien, holte sie zur Tour ab, und gab Horn Zeit zur Besinnung und Herminien Ursache, den Tänzer zu verwünschen; denn es wollte ihr während des noch übrigen Theils des Cotillons nicht gelingen, das vorige Gespräch wieder anzuknüpfen. Der Cotillon wurde nun schnell beendet, die glückliche Mutter von allen neu aufgeblühten Hoffnungen durch Herminie unterrichtet, die nun die Hauptmine springen zu lassen beschloß.

Die drückende Hitze in dem engen Local hatte die Tanzlust bald gedämpft; Charaden, die ewigen Charaden mit und ohne Tableaux, wurden hervorgesucht. Die Frau Präsidentin, eine treffliche Meisterin, Alles nach ihren Wünschen unbemerkt zu ordnen, hatte es so geschickt einzurichten gewußt, daß die Frau vom Hause Horn heimlich bat, das Wort „Brautkranz" als Charade vorzustellen.

Man änderte, den Anordnungen der Damen zu gefallen, die gewöhnliche Ordnung. Man stellte die zweite Sylbe zuerst vor. Ein Menge junger Mädchen saßen in einem Kreise und flochten eine Blumenguirlande, die zum Kranz sich einten. Hierauf stellte die Scene aus dem Freischütz das Ganze, jedoch mit Weglassung des Todtenkranzes, vor. Herminie machte Agathens Rolle und Agathe sang das Volkslied, wobei die übrigen Mädchen den Chor sangen. Zuletzt wurde die erste Sylbe als Tableau dargestellt, wo Herminie als Braut geschmückt, mit Horn am Altare stand, und Beide nach

katholischem Ritus, um das Ganze imponirender zu machen, eingesegnet wurden. Herminie war zum Malen schön, sie verdunkelte selbst Agathe, die mit den Andern neben dem Altare gruppirt stand.

Der Myrthenkranz kleidet Sie wunderschön! sagte Horn, als sie allein im Zimmer sich befanden, und Herminie den Kranz wieder aus ihren Haaren flocht. Es würde einer der glücklichsten Tage meines Lebens sein, Sie so geschmückt am Altare sehen zu können.

Herminie, überrascht, sah ihn staunend an.

Zweifeln Sie an meiner Theilnahme, an meinem Gefühl, gute Herminie? Ach, ich weiß zu gut, fuhr er fort und ergriff zutraulich ihre Hand, der Witz, der so bitter von Ihren schönen Lippen strömt, findet seine Quelle nicht in Ihrem guten Herzen, der Ton der Zeit, Ihre Eitelkeit — werden Sie nicht böse, liebe Herminie! — Ihre Eitelkeit führt Sie auf diese Abwege, wo so manchem braven jungen Mann Ihr Charakter zweideutig bleibt. — Ich meine es so gut mit Ihnen, ich wünsche Sie so glücklich, deshalb verkennen Sie mich nicht, seien Sie überzeugt, meine Worte kommen aus einem theilnehmenden, Sie liebenden Herzen.

Herminie, tief ergriffen, sah ihm sanft, mit inniger Rührung ins Auge, ihre Hand zitterte in der seinen, ihre rosigen Lippen lächelten freundlich, ihn einladend entgegen.

Ich kenne ein Herz — fuhr Horn fort und legte die andere Hand sanft auf ihre Schulter — das in Ihrem Besitz, liebliche Herminie, sich glücklich, sich selig fühlen würde, ein Herz, das nicht länger die Gefühle, die es durchbeben, verbergen kann, und das, könnte es nur ahnen, daß das Ihrige der Gegenliebe fähig wäre, sich frei und offen Ihnen, alles vergessend, darbieten würde.

Es darf, kann Gegenliebe erwarten! lispelte Herminie und lehnte ihren blonden Kopf sanft an seine Brust.

Verzeihung! sagte Agathe, die vor ihnen stand und wie eine Purpurrose glühte, Verzeihung wenn ich störe. Die Tante sucht Sie, lieber Vetter!

Horn küßte der glühenden Agathe lächelnd die Hand und eilte in den Saal.

Mit triumphirenden Blicken sah Herminie auf die Bescheidene herab, und mit einem: Kommen Sie, mein Kind! ging sie mit ihr in den Saal zurück.

Dem Unbefangensten in der Gesellschaft mußte es nun klar werden, daß etwas Wichtiges vorgefallen sei; denn die vielen Gruppen, die sich jetzt im Saale bildeten und heimlich mit einander zu verhandeln hatten, zeigten es deutlich. Hier stand der junge, reiche Horn neben dem wohlhabenden Assessor Palm, und in höhere Sphären entschwebt, da saß die Präsidentin Walldorf mit Herminien, lauschte mit inniger Freude auf jedes Wort ihrer lebhaft erzählenden Tochter; hier stand die Geheimräthin Krug neben

Agathe Körner am äußersten Ende des Zimmers und horchte, sanft lächelnd, auf Agathens ernste bedeutungsvolle Worte; Fräulein Corinna hüpfte gleich einer Elster von einer Neugierigen zur andern und lüftete den Schleier des Geheimnisses hier mehr, dort minder — und der Kreis der Jüngeren, Unbefangenen verwünschte die Gruppen, die das allgemeine Vergnügen störten. Endlich winkte die Frau vom Hause Herrn Horn, sagte ihm einige Worte ins Ohr, trat zu Herminien und bat diese mit bedeutendem Lächeln um den Myrthenkranz, den sie bei der Charade in ihre Haare geflochten hatte.

Ich bedarf seiner heute noch zu einer ernsten Deutung, die Ihnen, mein liebes Kind, setzte sie in einem eignen Tone hinzu, nicht gleichgültig sein wird.

Ahnungsvoll brachte Herminie das Hoffnungkränzchen. Die Geheimräthin bat nun die Gesellschaft, sich im Kreise niederzusetzen, und Herrn Horn, das Zimmer zu verlassen.

Ein Jeder in der Gesellschaft wähle sich ein Hauptwort, sagte sie: Herr Horn muß alsdann aus diesen Wörtern, die ihm der Reihe nach gegeben werden, eine Erzählung machen. Ich hoffe von seinem Talente, daß es uns etwas Interessantes geben oder doch wenigstens die pointe piquante darstellen wird.

Der Cirkel bildete sich. Assessor Palm, Herminie zur Linken, Agathe zur Rechten, saß in der Mitte des Kreises. Die Worte waren gewählt und Horn trat herein, verbeugte sich und fragte die Geheimräthin, welches Sujet er zu seiner Erzählung nehmen solle.

Die Geschichte Ihres Herzens; nein — nur die Geschichte des heutigen Tages — setzte sie lächelnd hinzu; denn wenn Sie Alles entdecken wollten, was Sie vielleicht seit langer Zeit darin verschlossen hätten, so müßten wir wahrscheinlich die Morgensonne hier aufgehen sehen.

Ein schwierige Aufgabe! riefen Viele.

Nur eine recht offenherzige Erzählung! meinte eine niedliche sechzehnjährige Brünette mit einem Stumpfnäschen.

Die Erwartung färbte Herminiens Wangen mit einem hohen Roth, ihr Herz klopfte. Palm, der zwischen ihr und Agathen saß, schien diese gespannte Empfindung seiner Nachbarin zu theilen.

Die gegebenen Worte, die Horn der Reihe nach bekam, waren:

N a c h t w ä c h t e r, V e n u s, B e s e n s t i e l, L i e b r e i z, Z a u b e r s t a b, F r e i s c h ü t z, Z e t e r g e s c h r e i, K r a u s k o p f, S y l p h i d e, S c h a a f s k o p f, M i n i s t e r, T ä u s c h u n g.

Er trat in den Kreis und hob an:

Ich lag am heutigen Morgen in süßen Träumen versunken auf meinem Lager. Die lieblichen Schwestern, Hoffnung, Liebe und Glaube, umschwebten mich und führten mich leise aus dem Reiche der Träume in das der Wirklichkeit zurück; da hörte ich die kreischende Pfeife des Nacht-

wächters. Unmuthig, mich aus jener schönen Welt in diese sublunarische versetzt zu sehen, wand ich mich rasch aus Morpheus Armen und trat, in die dunkle Nacht schauend, ans Fenster. Die letzten Sterne schwanden, die glühende Venus verblich vor Helios Strahlen, und mit ihnen kehrten die liebliche Wahrheit, die frohen Erwartungen des heutigen Tages schöner, als alle Träume und Ideale, vor meinen Geist zurück.

So bist du mir denn heute endlich erschienen, liebliche Aurora, welche die Sehnsucht meines glühenden Herzens so gern schon früher aus Thetis Schooß herorgelockt hätte! — So bist du endlich da, du längst ersehnter Tag, der mir alle entschwundenen Wünsche, in dem einzigen vereinigt, zurückführen soll! rief ich aus, trat von dem Fenster hinweg und streckte meine Arme sehnsuchtsvoll nach ihrem Bilde. —

I! schon eine lange Zeit, lieber Herr! — schnarrte mir meine alte Barbara, die hinter mir die Stube fegte, kreischend entgegen, und schien mit ihrem Besenstiel meine zärtliche Umarmung abwehren zu wollen. — Du lieber Gott, wo denken Sie denn hin! — fuhr sie mit allem Liebreiz fort, den ihr zahnloser Mund in seine spitzigen Falten zu legen vermochte.

Ich lachte laut auf über die Täuschung der guten Alten, und mit so tiefem Gefühle ich auch die Morgensonne begrüßt hatte, so war mir doch durch den Zauberstab dieser Hexe alles Poetische verschwunden und entzaubert.

Ich kleidete mich an. Zu früh, um dahin zu wallen, wohin mein Herz mich zog und von wo ein eisernes Verbot mich bannte, wandle ich planlos auf den noch einsamen Straßen und folge den sanften Tönen der Hörner, die vor mir vorüber schweben und mich neben ein Corps Hautboisten leiten, die den herrlichen Jägerchor aus dem Freischütz blasen. In süßen Träumen versunken, im Genuß der herrlichen Musik, die, auch schon verhallt, mich immer noch unter dem Gerassel der Trommeln umschwebt, begleite ich mechanisch die Truppen; ich höre immer noch die liebliche Stimme unserer gefeierten Sängerin, ich sehe Agathe, am Hausaltare knieend, sich erheben, mit Madonnen-Grazie mir entgegen schweben — und stolpere über einen Rosenstock, den eine alte Blumenhändlerin — als ob die blühenden Rosen immer den Vorrang haben müßten — aus der Reihe ihrer lächelnden Frühlingskinder vorgeschoben hatte.

Das Zetergeschrei der Alten weckte mich aus meinen Träumen, weg war Freischütz und Agathe — ein häßliches, altes Weib mit triefenden Augen, die linke Hand in ihre Seite gesetzt, während die rechte meinen Rockschooß festhielt, steht vor mir.

Alte! sagte ich gelassen und zog schnell meinen Beutel, was willst Du für den Rosenstock haben?

Zwei Thaler ist der schöne Stock unter Brüdern werth, sagte die

Alte. Hat mir doch gestern ein junger krausköpfiger Bräutigam drei Thaler für einen gegeben, an dem dreihundert Knospen waren, und dieser hat doch fast eben so viel. Das war ein lieber junger Herr! Als ich ihm beim Abholen sagte: Lieber kleiner Krauskopf, der Himmel bescheere Ihnen so viel Segen, wie Knospen, gab er mir vier Groschen Courant obendrein.

Die sollst Du von mir auch noch haben — tröstete ich sie, wenn Du mir eine Frage beantworten willst, ohne mich auszuschimpfen.

Recht gern, mein liebes Herrchen; sagte die Alte, fragen Sie, so viel Sie wollen.

Sag' mir — hob ich an — wie kommt es, daß Du Alte, Zahnlose, Häßliche und Schmutzige neben diesen lachenden, frischen, duftenden Blumen stehst und sie feil bietest? Blumenverkäuferinnen müßten nur liebliche frische Mädchen sein, welche die Centifolie auf den Wangen, die Lilie auf der Stirn trügen, deren Hauch dem Duft Deiner Hyacinthen und Deiner Reseda glich und aus deren Augen ein Vergißmeinnicht uns entgegenstrahlte. Ich wette darauf, sie würden noch zehnmal mehr verkaufen, als Du!

Sie wären mir einmal klug, antwortete die Alte. Nichts würden sie verkaufen. Mein schönes Töchterchen brächte alle Blumen des Abends wieder nach Hause — nur die Lilie wäre verkauft und die Rosen würden bald verwelken, und das Vergißmeinnicht — Gott erbarm! — das blühte freilich noch lange — und das arme Kind würde den Handel sobald nicht vergessen. Nein, lieber Herr, das wäre eine schlechte Speculation. Sie suchte die Scherben des zerbrochenen Topfes zusammen, packte den Rosenstock mit seinen hundert Knospen, so gut es sich thun ließ, in frische Erde, und ich ging, hoffend, daß die Träume, aus welchen mich die alte Sybille so kreischend geweckt hatte, mich wieder umschweben möchten, meinen Weg. Doch schnell kehrte ich um, kaufte eine üppige Centifolie, einen Topf mit duftenden Veilchen und azurne Hyacinthen bei meiner Blumen-Sylphide; mein treuer Diener bekam die Weisung, sie als sinniges Geschenk Ihr zu Füßen zu legen.

Wohin soll ich denn aber nun die Blumen eigentlich bringen? fragte der dumme Mensch.

Wohin! wohin! fuhr ich ihn an. — Schaafskopf, zu Ihr hin! Wohin anders?

Es gibt viele Ihrs! sagt' er brummend und wanderte mit den Blumen fort.

Mein Johann, der schneller, als ich hoffen konnte — die Liebe gibt ihren Boten immer Flügel — zurückkehrte, brachte den schönsten, süßesten Dank zurück, aus dem schönsten Munde, von den süßesten Lippen; er konnte mir nicht genug die Freude schildern, die meine Blumen der Holden verursacht hätten. Seine Erzählung, so einfach und so matt sie auch war,

versetzte mich doch in süßes Entzücken; ich warf mich auf mein Soph schloß meine Augen, träumte mit wachendem Geiste, und verträumte fa die Zeit, wo ich bei dem Minister zur Tafel erscheinen mußte. Ich ziel mich eilig an, werfe mich in den Wagen und komme noch eben recht — ui mich vier qualvolle Stunden zu langweilen.

Als ich wieder im Wagen sitze und sehe, daß es schon sechs Uhr ist fasse ich Muth, eile, trotz des Bannes, den erst die Soirée lösen sollte, hi zu der Geliebten, hoffe, durch meine Centifolie und meine Veilchen Verzeihung zu erlangen und finde diese holden Kinder des Frühlings nicht. Kein Perrin, kein Truffaldin hatten sie der Hand der Liebe gereicht. Ich eile verzweifelnd hinweg, und finde an einem andern Ort die Duftenden, von der Hand der Freundschaft geschützt, am Fenster im traulichen Vereine. Ich trete nun, durch ewige Täuschung und Träume mich windend, in diese reizende Versammlung, wo ich die Begebenheiten des heutigen Tages und die mir gegebenen Hauptwörter, die sie leiteten, treulich wiederfinde. —

Der Nachtwächter erquickt unser Ohr so eben mit seiner lieblichen Pickelflöte; hier — sich zu Herminien wendend — die Venus, schöner als sie Praxiteles bildete. Die Charade „Hexentanz" gab uns vorhin den Besenstiel als Reitklepper; den Liebreiz zu finden, bedarf es nur eines Blicks in den Kreis, den die Grazien und Musen hier bilden, und wer von uns Männern fand heute nicht schon in dem Blick eines himmlischen Auges den Zauberstab, der ihn mächtig berührte? Fräulein Agathe führte mir den lieblichen Freischütz bei dem Gesang des Jungfernkranzes noch lieblicher zurück, und selbst das Zetergeschrei der kleinen Sophie entging meinem Ohr nicht, als ihr die Tasse mit Thee aus der Hand gewalzt wurde. Hier, mein Freund Palm, der braungelockte Krauskopf, dessen Blick zwar nur an einer Rosenknospe zu hängen scheint, nimmt willig die Stelle von Mütterchens kleinem krausköpfigen Bräutigam ein. — Im Cotillon, haben wir da nicht Sylphiden vor unserm Blick dahinschweben und den Schaafskopf in hocheigner Person den Thee präsentiren sehen? — und wird es mir auch schwer, den Minister hier aufzufinden, so soll doch dieser eine fehlende Punkt das Ganze meines Gemäldes nicht stören, dem die Täuschung nur noch fehlt, und die ich hier für mich heute um Vieles nicht finden möchte! — Nun bleiben mir zum Schlusse meines Herzensbekenntnisses nur noch drei Worte übrig. Fräulein Herminie, krausköpfiger Palm, und Sie, Agathe, sagen Sie mir die Ihrigen auf einmal, damit ich schnell endigen und ans ersehnte Ziel gelangen kann.

Glaube! — sagte Agathe ernst.

Liebe! — stammelte Palm.

Hoffnung! — lispelte Herminie.

Also ihr holden Drei, die ihr mich schon, noch ehe Aurorens Purpurfinger die goldnen Thore öffneten, freundlich umschwebtet und mich diesem

Tag entgegen führtet, ihr begleitet mich auch am Abend zum Ziele? Seid mir willkommen, seid mir gegrüßt!

Die Hoffnung — fuhr er fort, sich zu Herminien und Palm wendend — möge an der Hand der Liebe Sie freundlich umschweben; die Freundschaft haucht diese Empfindungen, diesen Wunsch aus meinem treuen Herzen, das der Glaube mit der festen Gewißheit erfüllte — hier empfing er aus den Händen der Geheimräthin den Myrthenkranz und flocht ihn in Agathens Haar — daß dieser Kranz, in seine Locken gewunden, sich zum Kranz der Liebe und Hoffnung für mich einen, und daß Agathe Körner, meine verlobte Braut, mit mir die Hoffnung theilt, daß Sie Alle recht herzlichen Antheil an unserm Glück nehmen werden.

Er drückte die Holderröthete an seine Brust und Alles eilte zum Glückwunsch.

Palm stand neben Herminien im Fenster, sie trocknete eine Thräne. Er ergriff ihre Hand und sagte ernst: Ich kenne die Empfindungen, die Sie jetzt bewegen, ich verdamme sie nicht — ich freue mich dieser Thräne; die Zeit wird Ihren Schmerz lindern und Ihnen mein Herz zeigen, das, bei allen kleinen Verirrungen des Ihrigen, treu liebend für sie schlug.

Der Blondgelockte und der Krauskopf feierten an Einem Tage ihr Hochzeitsfest — der Eine an der Hand des Glaubens, der Andere an der Hand der Hoffnung traten sie zum Altar.

---

versetzte mich doch in süßes Entzücken; ich warf mich auf mein Sopha, schloß meine Augen, träumte mit wachendem Geiste, und verträumte fast die Zeit, wo ich bei dem Minister zur Tafel erscheinen mußte. Ich ziehe mich eilig an, werfe mich in den Wagen und komme noch eben recht — um mich vier qualvolle Stunden zu langweilen.

Als ich wieder im Wagen sitze und sehe, daß es schon sechs Uhr ist, fasse ich Muth, eile, trotz des Bannes, den erst die Soirée lösen sollte, hin zu der Geliebten, hoffe, durch meine Centifolie und meine Veilchen Verzeihung zu erlangen und finde diese holden Kinder des Frühlings nicht. Kein Perrin, kein Truffaldin hatten sie der Hand der Liebe gereicht. Ich eile verzweifelnd hinweg, und finde an einem andern Ort die Duftenden, von der Hand der Freundschaft geschützt, am Fenster im traulichen Vereine. Ich trete nun, durch ewige Täuschung und Träume mich windend, in diese reizende Versammlung, wo ich die Begebenheiten des heutigen Tages und die mir gegebenen Hauptwörter, die sie leiteten, treulich wiederfinde. —

Der Nachtwächter erquickt unser Ohr so eben mit seiner lieblichen Pickelflöte; hier — sich zu Herminien wendend — die Venus, schöner als sie Praxiteles bildete. Die Charade „Hexentanz" gab uns vorhin den Besenstiel als Reitklepper; den Liebreiz zu finden, bedarf es nur eines Blicks in den Kreis, den die Grazien und Musen hier bilden, und wer von uns Männern fand heute nicht schon in dem Blick eines himmlischen Auges den Zauberstab, der ihn mächtig berührte? Fräulein Agathe führte mir den lieblichen Freischütz bei dem Gesang des Jungfernkranzes noch lieblicher zurück, und selbst das Zetergeschrei der kleinen Sophie entging meinem Ohr nicht, als ihr die Tasse mit Thee aus der Hand gewalzt wurde. Hier, mein Freund Palm, der braungelockte Krauskopf, dessen Blick zwar nur an einer Rosenknospe zu hängen scheint, nimmt willig die Stelle von Mütterchens kleinem krausköpfigen Bräutigam ein. — Im Cotillon, haben wir da nicht Sylphiden vor unserm Blick dahinschweben und den Schaafskopf in hocheigner Person den Thee präsentiren sehen? — und wird es mir auch schwer, den Minister hier aufzufinden, so soll doch dieser eine fehlende Punkt das Ganze meines Gemäldes nicht stören, dem die Täuschung nur noch fehlt, und die ich hier für mich heute um Vieles nicht finden möchte! — Nun bleiben mir zum Schlusse meines Herzensbekenntnisses nur noch drei Worte übrig. Fräulein Herminie, krausköpfiger Palm, und Sie, Agathe, sagen Sie mir die Ihrigen auf einmal, damit ich schnell endigen und ans ersehnte Ziel gelangen kann.

Glaube! — sagte Agathe ernst.

Liebe! — stammelte Palm.

Hoffnung! — lispelte Herminie.

Also ihr holden Drei, die ihr mich schon, noch ehe Aurorens Purpurfinger die goldnen Thore öffneten, freundlich umschwebtet und mich diesen

Tag entgegen führtet, ihr begleitet mich auch am Abend zum Ziele? Seid mir willkommen, seid mir gegrüßt!

Die Hoffnung — fuhr er fort, sich zu Herminien und Palm wendend — möge an der Hand der Liebe Sie freundlich umschweben; die Freundschaft haucht diese Empfindungen, diesen Wunsch aus meinem treuen Herzen, das der Glaube mit der festen Gewißheit erfüllte — hier empfing er aus den Händen der Geheimräthin den Myrthenkranz und flocht ihn in Agathens Haar — daß dieser Kranz, in seine Locken gewunden, sich zum Kranz der Liebe und Hoffnung für mich einen, und daß Agathe Körner, meine verlobte Braut, mit mir die Hoffnung theilt, daß Sie Alle recht herzlichen Antheil an unserm Glück nehmen werden.

Er drückte die Holderröthete an seine Brust und Alles eilte zum Glückwunsch.

Palm stand neben Herminien im Fenster, sie trocknete eine Thräne. Er ergriff ihre Hand und sagte ernst: Ich kenne die Empfindungen, die Sie jetzt bewegen, ich verdamme sie nicht — ich freue mich dieser Thräne; die Zeit wird Ihren Schmerz lindern und Ihnen mein Herz zeigen, das, bei allen kleinen Verirrungen des Ihrigen, treu liebend für sie schlug.

Der Blondgelockte und der Krauskopf feierten an Einem Tage ihr Hochzeitsfest — der Eine an der Hand des Glaubens, der Andere an der Hand der Hoffnung traten sie zum Altar.

Die Legende

von

San Domingo de la Calzada.

Erinnerung aus meinem Kriegerleben in Spanien.

Mit Donna Zoa, der schönen Tochter des Arztes bei welchem ich im Quartiere lag, ging ich nach der Kirche von la Calzada. Andächtig knieete ich an ihrer Seite, schaute meiner reizenden Nachbarin in das schwärmerische Auge, beugte mich, ihren schönen Arm berührend, ehrerbietig, und schlug an mein sündhaftes Herz, als der Priester das Venerabile emporhob. Auch hierbei blickte ich immer noch nach Donna Zoa, sah, wie sie mit dem kleinen geballten Händchen heftig an ihren schönen Busen schlug, und meine Einbildekraft verirrte sich in der heiligen Stille, die mich umgab, als mich das Krähen eines Hahns, dicht hinter mir, aus meinen entzückenden Träumen riß. — Ich sah mich um und gewahrte zu meinem Erstaunen einen ganz weißen Hahn, mit einer weißen Henne, in einem großen vergoldeten Käfig an einem der Kirchenpfeiler hängend, der, einmal in's Krähen gerathen, nicht wieder aufhören konnte.

Mein Gott! sagte ich als wir nach Hause kamen und ich mit meiner kleinen Donna Zoa allein war: wie kömmt ein Hahn mit seiner Ehegenossin in Ihre heilige Kirche? —

Das wissen Sie nicht, Sennor? sprach meine kleine Andächtige verwundert: und Sie sind schon seit vorgestern in la Calzada?

Wahrlich nicht, schönes Kind! entgegnete ich: und hätte nicht der Hahn mich für Sanct Peter angesehen — da auch ich das Himmlische in diesem Augenblick, da es mir der Priester zeigte, des Irdischen wegen gern verleugnete — hätte er nicht gekräht, ich wäre aus la Calzada gegangen, ohne zu erfahren, wie dieser prophetische Vogel in Ihr Gotteshaus kömmt.

Nun, lispelte sie: wenn Sie recht andächtig zuhören und nicht wieder, wie gestern bei dem Guitarrenspiel, mich immer unterbrechen wollen, dann will ich Ihnen die merkwürdige Geschichte des Hahns erzählen; aber setzen Sie sich auf jenen Lehnstuhl! — Ich gehorchte und sie begann:

Vor langer, langer Zeit kam ein junger Mann, Namens Domingo von Villareal, mit seinen Eltern in diese Stadt, um zum Bilde der heiligen Jungfrau nach Logrogno zu wallfahrten. Der Vater erkrankte und mußte hier bleiben; Mutter und Sohn, die ihn, wie natürlich, nicht verließen, gingen alle Tage in die Kirche, die heilige Jungfrau um die baldige Genesung des Kranken zu bitten. — Eines Tages sah Donna Josepha, die Tochter eines reichen Juweliers, Domingo andächtig betend, und während des Gebetes hatte der Böse so viel Gewalt über sie, daß ihr Herz von Liebe zu dem Jüngling entbrannte. Täglich sah sie ihn in dem

heiligen Hause, und täglich wuchs ihre Leidenschaft. Da sie nun seine häuslichen Verhältnisse erfahren hatte, sorgte sie für die Bedürfnisse des Kranken, ging selbst zu ihm, pflegte, wartete seiner, und als Domingo eines Tages zu ihr kam, um für die viele Güte zu danken, als er, nur einen Engel des Lichts in ihr erblickend, mit hoher Empfindung seine Dankbarkeit ausdrückte, da glaubte die Thörin, das Geständniß seiner Liebe von seinen Lippen zu hören. Ihrer nicht mehr mächtig, gestand sie ihm ihre Leidenschaft. — Wie erstaunte sie aber, als Domingo mit ernstem, feierlichen Tone ihr entgegnete: daß sein Herz, nur der heiligen Jungfrau geweiht, todt für jede irdische Liebe sei, daß sie —.

O der Thor! rief ich aus, indem ich von meinem Sessel auf das Canapee neben Zoa rückte und meinen Arm um ihren zarten Leib schlang: Der Thor! kalt sein Herz bei der Liebe eines himmlischen Wesens? — War Josepha nur halb so schön wie Sie, die Mutter Gottes und Alles war aus meinem Herzen verschwunden, nur um Ihnen Platz zu machen!

Sie rückte von mir ab, doch ohne außer Berührung mit mir zu kommen. Ketzer! sagte sie streng: die heilige Jungfrau zu vergessen, um Irdisches das Himmlische zu verlassen! — Doch, fuhr sie gleichgiltig fort: ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht wieder, soll ich meine Geschichte endigen!

Als ihr nun Domingo Alles gesagt hatte, was sein erhabenes Herz fühlte, als er ihr Himmel, Hölle, Fegefeuer und Paradies gemalt, empfahl er sich, eilte in die Kirche und betete zur heiligen Jungfrau, diesmal nicht für seinen Vater, nur für Josepha, daß die Mutter Gottes ihr sündhaftes Herz zur Tugend leiten möge. So vergingen mehrere Tage; Josepha sah ihn nur in der Kirche. Der zürnende Blick des Madonnenbildes über dem Altar konnte sie von dem Jüngling nicht abwenden, ihre Leidenschaft ward immer mächtiger, und als endlich der Vater genas, als Domingo noch einmal zu ihr ging, ihr zu danken und ihr verstocktes Gemüth zur Buße zu ermahnen, da vermochte sie ihrem Gefühl nicht mehr zu gebieten; sie sank an seine Brust und gestand ihm: daß ohne ihn kein Glück auf dieser Welt für sie sei.

Ein Druck meines Armes unterbrach Zoa in ihrer Erzählung; sie sah mich mit ihren großen, hellen schwarzen Augen fragend an, und fuhr dann unbefangen fort:

Domingo widerstand, verglich sie mit Potiphars Weib, sich mit Joseph, donnerte ihr die Strafe des Himmels entgegen und verließ sie mit Verachtung. — Doch wo wäre die Liebe, die Verachtung ertrüge, ohne in Haß sich zu verwandeln? Auch Josepha's Liebe schwand bei seinen trotzig schnöden Worten, und — ach, so geschäftig ist der Böse, wandelt der Mensch einmal auf sündhaften Wegen! — sie steckte ihm eine goldene Kette unvermerkt in seine Pilgertasche.

Ruhig, seiner Liebe zu Gott und der heiligen Jungfrau sich bewußt,

fröhlich über die Genesung seines Vaters, wanderte Domingo aus la Calzada, immer Logrogno zu, als ihn zwei Gerichtsdiener auf seinem Wege anhielten, ihn durchsuchten, die Kette bei ihm fanden, und ihn zum Corregidor nach Calzada zurück führten. Alle Betheuerungen seiner Unschuld halfen nichts. Die Kette war bei ihm gefunden, er wurde zum Tode verurtheilt und gehängt. Josepha sah ihn zum Richtplatz führen und sterben.

So kalt seid Ihr Frauen! Was Ihr liebtet, könnt Ihr ruhig morden! rief ich aus, und wahrscheinlich um mein Geschlecht zu rächen, drückte ich Zoa an mein Herz und einen brennenden Kuß auf ihre Lippen. Sennor! rief sie heftig und sprang vom Sopha auf. Aber bald fing sie hell an zu lachen, setzte sich wieder neben mich und sagte: Sie, Sennor, werden zur Strafe Ihrer Grausamkeit gegen ein weibliches Herz wahrlich niemals den Tod leiden, das habe ich nun schon mehr als hinlänglich bemerkt — doch Ruhe und Stille, sonst endigen wir nie. Ich gehorchte und sie fuhr fort:

Die trostlosen Eltern Domingo's zogen nach Logrogno, verrichteten ihre Andacht zu der heiligen Jungfrau, und beteten, obwohl von der Unschuld ihres Sohnes überzeugt, für das Heil seiner Seele. — Sie kehrten zurück nach ihrer Heimath; doch führte das mütterliche Herz sie den Weg zu Domingo's Leiche, die noch immer hoch und lustig schwebte, den Menschen zur Warnung, den Raben zur süßen Hoffnung. Sie knieeten nieder, ihr andächtiges Gebet erhob sich zum Himmel; da erscholl eine Stimme von oben: Ich, Euer Sohn Domingo, bin nicht todt, ich lebe noch durch den Schutz der heiligen Jungfrau. Gehet hin zum Corregidor, sagt ihm, daß er mich von dieser unheiligen Stelle abnehmen und dafür die unkeusche Donna Josepha hängen lassen soll. Ihr zögert? — fehlt Euch das Vertrauen? — folgt meinem Gebot, Ihr Ungläubigen! Zitternd blickte die Mutter empor; aber gleich einem Todten hing ihr geliebter Sohn, kein Zeichen des Lebens war an ihm zu sehen, doch im Vertrauen auf die Stimme von oben gingen sie zu dem Corregidor, den sie an der Tafel im Kreise seiner Zechbrüder fanden.

Hochweiser Herr! sprach die Mutter zu dem Grämlichen: Ich wollte Euch höflichst ersuchen, den ungerecht Gemordeten, meinen theuren Sohn, Domingo, vom Galgen nehmen zu lassen, damit seine Unschuld laut verkündet werde, denn er lebt noch durch die Gnade und Macht der heiligen Jungfrau; auch wollet Ihr die ehrvergessene Donna Josepha an seine Stelle hängen lassen, so befahl mir eine Stimme von oben!

Alte! rief der Corregidor wüthend: Du wagst es, mich an meiner Tafel zu stören und hier öffentlich mein Urtheil als ungerecht zu bezeichnen? Packe Dich, oder Du hängst, wie Dein Sohn!

Doch die Alte trat zuversichtlich auf ihn zu und sagte: Herr! wo der Himmel befiehlt, da müßt Ihr schweigen und gehorchen. Ich wiederhole es, mein Sohn lebt!

Er lebt! rief der Corregidor hohnlächelnd: Ja, so gewiß lebt er, als

l wieder lebendig werden, und
en. — Und siehe — hier rückt
roßen silbernen Schüssel, die
n schneeweißer Hahn majestätisch
gleich einem Grande, auf den
dreimal die mächtigen Flügel und
Gattin, so weiß an Farbe wie er,
und gluckte. Ergriffen von diesem
man den Domingo vom Galgen
ühren sollte.

ige Jüngling vor seinem ungerechten
ihn. Josepha aber, zerknirscht u
ihre Sünden; doch war sie zu
bitten. Sie ging, glühenden
d wurde an Domingo's Stelle ge
en heiligen Jüngling, in ihrer
el zum göttlichen Wandel zu füh
ch seinem Tode, da noch mehrer
n, wurde er canonisirt und die
mingo de la Calzada.

Henne? rief ich aus.

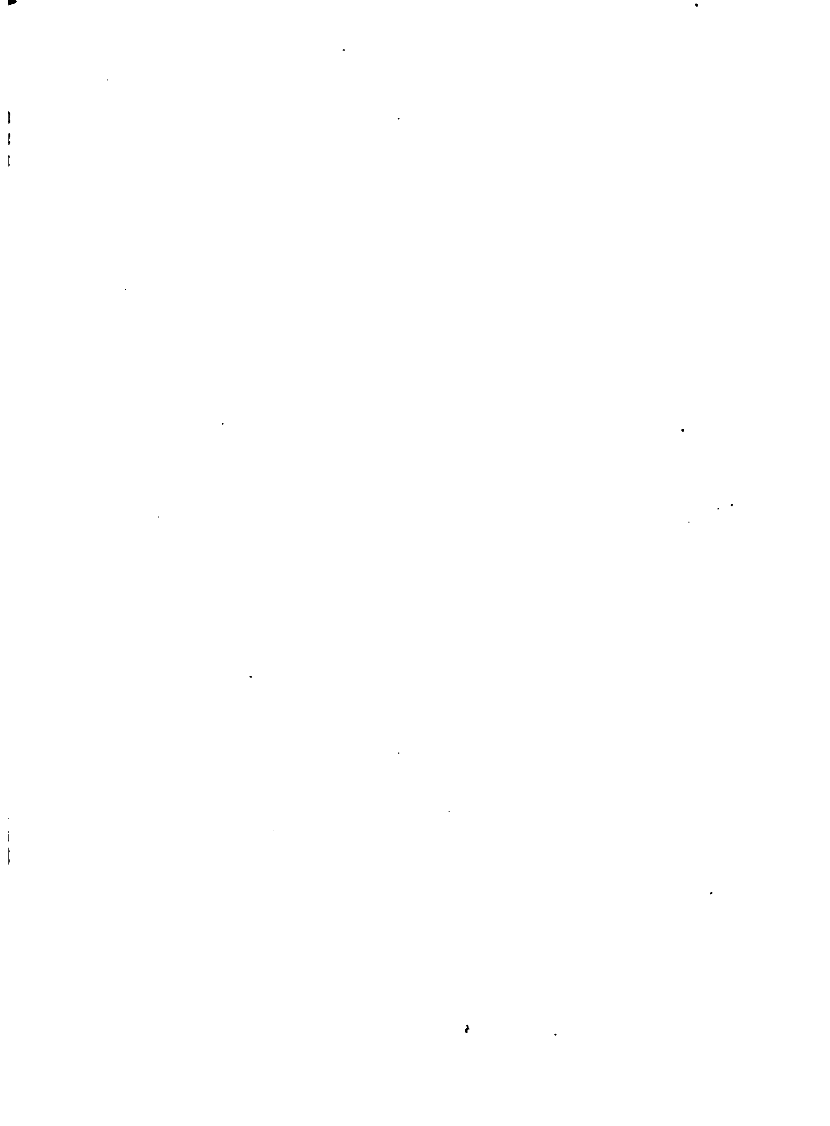
em schönen Jüngling vergessen
r treuen Gefährtin in einem
nd seine Nachkommenschaft äch
haben sie heute gesehen. Stirb
Trauertag für la Calzada und an
Stelle ein.

sprach Zoa:
denen Käfig
kastilisch rein
der Hahn oder
dere von seinen

iel und die Geschichte des heiligen Domingo, sehr
auf die frommen Einwohner dieser Stadt gewirkt,
die sündhafte Liebe aus den Herzen
n ist.

at seine Macht verloren; ich löse
zen gefesselt hatte! rief ich au
t sagte mir deutlich, daß,
Zoa's zärtliches Herz den

Ende des zwanzigsten



diese gebratenen Hühner auf meiner Tafel wieder lebendig werden, und auf Erden umherwandeln und krähen werden. — Und siehe — hier rückte Zoa furchtsam näher zu mir — aus der großen silbernen Schüssel, die in der Mitte des Tisches stand, hob sich ein schneeweißer Hahn majestätisch empor, ging mit gemessenen Schritten, gleich einem Grande, auf den Corregidor zu, trat vor ihn hin, schlug dreimal die mächtigen Flügel und krähte sein Abendlied. Seine getreue Gattin, so weiß an Farbe wie er, folgte ihm bescheiden, trat neben ihn und gluckte. Ergriffen von diesem Wunder, befahl der Corregidor, daß man den Domingo vom Galgen nehmen und Donna Josepha zu ihm führen sollte.

Bald stand nun der schöne heilige Jüngling vor seinem ungerechten Richter, ein heiliger Schein umgab ihn. Josepha aber, zerknirscht und ihrer Schuld sich bewußt, beichtete ihre Sünden; doch war sie zu stolz, den Jüngling um Vergebung zu bitten. Sie ging, glühenden Haß in ihrem Busen, zum Richtplatz, und wurde an Domingo's Stelle gehängt. Und das versammelte Volk bat den heiligen Jüngling, in ihrer Mitte zu bleiben und es durch sein Beispiel zum göttlichen Wandel zu führen. Er versprach es, blieb hier, und nach seinem Tode, da noch mehrere Wunder sein heiliges Leben beurkundeten, wurde er canonisirt und diese glückliche Stadt heißt nach ihm San Domingo de la Calzada.

Und der Hahn und seine Henne? rief ich aus.

Bald hätte ich sie über dem schönen Jüngling vergessen! sprach Zoa: Der Hahn wurde mit seiner treuen Gefährtin in einem goldenen Käfig in unsere heilige Kirche, und seine Nachkommenschaft ächt kastilisch rein bis zu uns gebracht. Sie haben sie heute gesehen. Stirbt der Hahn oder die Henne, so ist es ein Trauertag für la Calzada und andere von seinen Nachkommen nehmen die Stelle ein.

Auch hat das Beispiel und die Geschichte des heiligen Domingo, fuhr Zoa fort: so erbaulich auf die frommen Einwohner dieser Stadt gewirkt, daß von dieser Zeit an die sündhafte Liebe aus den Herzen unserer Jungfrauen gänzlich gewichen ist.

San Domingo hat seine Macht verloren; ich löse den gottlosen Zauber, der bis jetzt Eure Herzen gefesselt hatte! rief ich aus, schloß Zoa in meine Arme, und ihr Blick sagte mir deutlich, daß, wäre ihr Vater nicht in's Zimmer gekommen, Zoa's zärtliches Herz den heiligen Domingo schnell vergessen hätte.

Ende des zwanzigsten und letzten Bandes.

